

Sh. M. Rubin

DIE FAMILIE

2. Buch: MORD



**Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin 2023**

Das zweibändige Werk **DIE FAMILIE** erschien um 1984,
ausschließlich in einer deutschen Ausgabe (ohne ISBN).
Die Identität des Autors ist bis heute nicht öffentlich bekannt.

Diese Neuausgabe ist in der Deutschen Nationalbibliothek (DNB)
langzeitarchiviert und auch von dort frei herunterladbar –
auch, wenn der Verlag A+C nicht mehr besteht.

Neuausgabe als Faksimile

© 2023 für diese Ausgabe

Verlag Autonomie und Chaos Leipzig/Berlin

Herausgeber: Mondrian Graf v. Lüttichau

ISBN 978-3-945980-86-6

*Diese Veröffentlichung kann für den Privatgebrauch
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.*

Trotz umfassender Bemühungen fand sich Anfang der 80er Jahre kein deutschsprachiger Verlag für das Buch (siehe Zitate hier in der Folge). Stattdessen wurde eine "Sonder-Erstaussgabe" herausgegeben. Ein Teil dieser Auflage wurde an Multiplikatoren und Institutionen in der BRD gesandt mit der Intention, sich für die Verbreitung der Ausgabe einzusetzen.

Auch mit Zeitungsannoncen wurde für sie geworben.

Zugleich wurde eine Charity Campaign initiiert, um den Erlös aus dem Verkauf des Buches zur Unterstützung von "palästinensischen, arabischen und libanesischen Kindern zukommen zu lassen, die alles verloren haben".

Für dieses Projekt wurde zugleich um Spenden gebeten.

Im Jahr 1987 erloschen die öffentlichen Bemühungen der Initiatoren des Projekts aus mir unbekanntem Gründen.

Nachdem seither kein Verlag sich dieser einzigartigen Publikation angenommen hat, erscheint jetzt als einzige Wiederveröffentlichung eine ebenfalls zweiteilige Faksimileausgabe der Publikation bei A+C online (zum kostenfreien Download).

Am Schluß des 2. Buches folgt ein Nachwort des Herausgebers mit weiteren Hinweisen zum damaligen Projekt.

Die Titelvignette der Neuauflage (2. Buch) zeigt die große Warschauer Synagoge nach der Zerstörung durch die Deutschen. (Quelle: WP)
Das Titelbild der Originalausgabe (2. Buch) ist eine Originalaufnahme der äußeren Warschauer Ghettomauer: das zugemauerte Haustor Nr. 28 der Swietokrzyska-Straße, von der Deutschen Verwaltung des "Wohnbezirks für Juden" als Block 106 registriert. (Text auf dem Umschlag)

Mondrian v. Lüttichau

Berlin 2023

Zh. M. Rubin

28

106

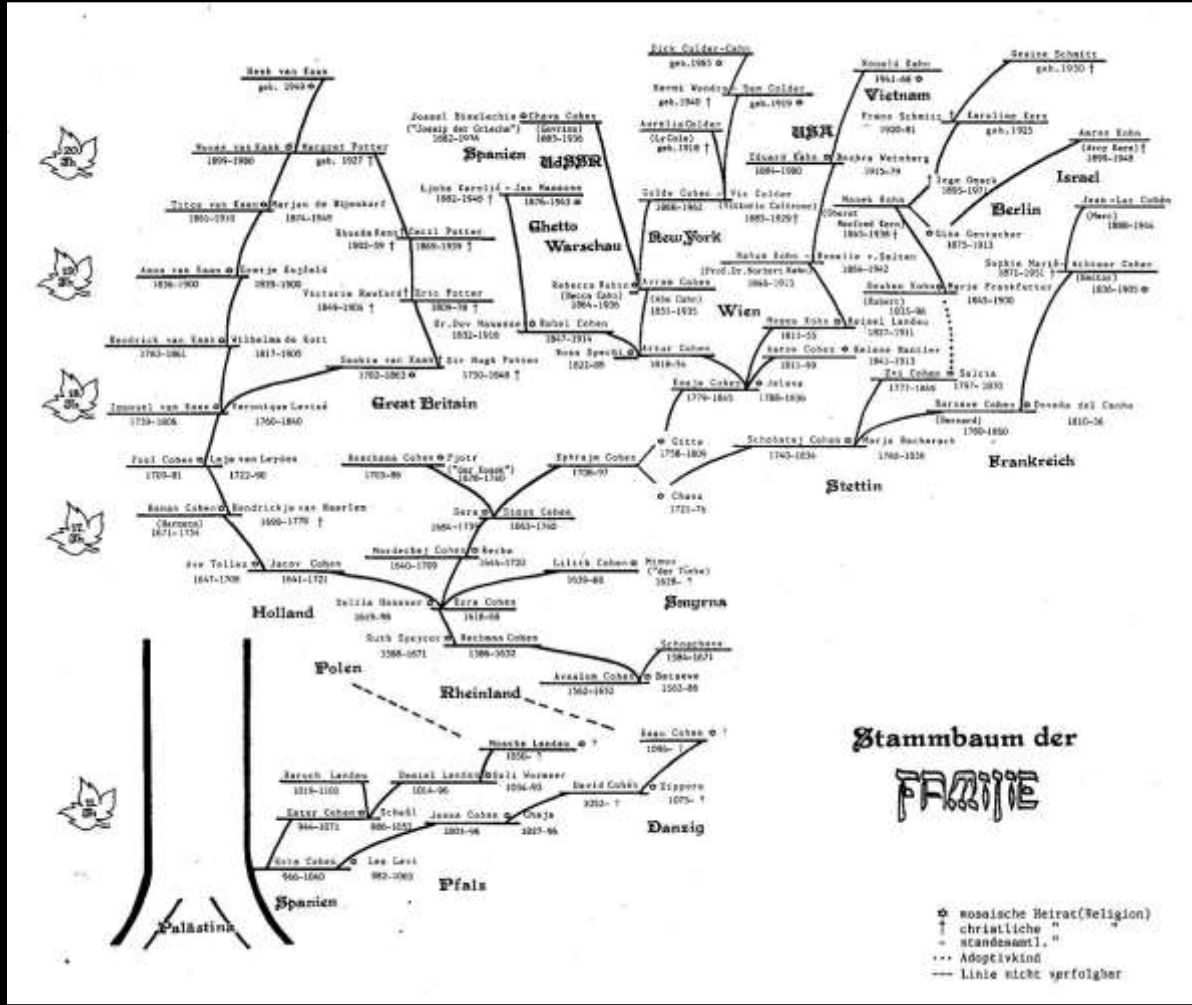
JUSTITIA



DIE FRÄNKE

MORD

Zwintausendjährige Chronik
einer Europäischen Sippe



»Wenn die Menschen
nicht mehr fragen dürfen,
werden die Dinge fragen.«

Carl v. Ossietzki

Sh. M. Rubin

DIE FAMILIE

2. Buch: MORD

Der Autor hat sich im Copyright-Vertrag vorbehalten, die deutsche Fassung dieses Werks vor der englischen (auch Original-Version) publizieren zu lassen.

»Duty der Deutschen!« sagte Sh. M. Rubin in einem Interview mit dem NBC, New York.

Sonder-Erstaussage in deutscher Sprache – in limit. Auflage
Deutsche Exil Edition, New York-London

Copyright © by Jewish Lit Agency & Sh. M. Rubin, London

English Version: newmanbooks Inc. N.Y.

Printed in Germany

Gesamtgestaltung, verantwortl. Herausgeber: Ken Chomet

Grafik: R. Tarascas

Cover: Rivca

ALLE RECHTE VORBEHALTEN, INSBESONDERE DAS DES ÖFFENTLICHEN
VORTRAGS, DER ÜBERTRAGUNG DURCH RUNDFUNK ODER FERNSEHEN,
AUCH EINZELNER TEILE

*»Man schlage ihnen ihre Fressen
mit schweren Eisenhammern ein!
Im Übrigen will ich vergessen
und bitte sie, mir zu verzeihn.«*

B.B.

Etliche Fußnoten sind aus TOTSCHLAG wiederholt für die Leser,
die nur MORD zur Hand nehmen. Das Fußnotenregister findet sich
nach Kapitel VII.

MORD

I. Kapitel

1919

Wenige Wochen nach des Obersten Kern Heimkehr ans Haff, da meuternde Matrosen ihn seiner Ehrenzeichen beraubt, peitschen bei Sohn Arnold in Berlin wieder Schüsse.

Am 15. Januar ermorden Angehörige der »*exklusiven*« ex-Gardekavalleriedivision (*»im Dienst an Deutschland«*) die tapfere, treue Jüdin Rosa Luxemburg und den Liebknecht Karl, den Alle für einen Semiten halten und der doch keiner¹.

Fünf Wochen drauf wird in München Kurt Eisner (der wieder...), provisorischer Ministerpräsident Bayerns zur Strecke gebracht.

Zufall, daß die Opfer der einsetzenden Attentatserie fast durch die Bank Juden – oder »weiße Juden«² – sind?



Seit einigen Monaten, seit der allgemeine Friedensschluß wieder hoffen läßt, lebt Arny Kern schon mit dem kleinen Geisler zusammen: Rudi. Mosaische Familie auch, nicht getauft aber, Vater bekannter Leipziger Internist. Frau v. Rochow hat dem Schulfreund ihres Untermieters das Zimmer neben dem vermietet, man hat die Durchgangstür geöffnet – eine richtige, kleine Wohnung, Bad mit Toilette gegenüber am Flur, und sogar ihre Küche läßt die edle Wirtin die Beiden benutzen. Ob die Gute wirklich nicht weiß, wes Art die Beziehungen zwischen ihren jungen Logisherrn, bleibt dahingestellt.

Anfang Februar – nach einem knappen Ferngespräch von Vater und Sohn Cohen, dem der Papa lediglich entnehmen konnte, daß das (dem fünfjährigen Modefachkurs angehängte) Praxisjahr des zukünftigen Damenmodenerzeugers im Sommer zu Ende gehen soll, setzt er sich (anstehende geschäftliche Unterhandlungen in Berlin) auf die Bahn, Arnold anlässlich dessen Geburtstags zu besuchen. Kern senior hat sich allerdings nicht angemeldet, will den Junior überraschen, nutzt den Sonntag zur Reise, trifft mittags ein am Zoobahnhof, steigt in eine Taxe, schellt knapp nach zwölf in der Leibnitzstraße Nummer 68, zweite Etage bei v. Rochow.

»Nein – welch freudiges Wiederseh'n, Herr Major!«

»Oberst...« verbessert der Herr jovial, stolz auf den im (verlorenen) Krieg errungenen hohen Rang.

»Ich – – ich weiß nicht, ob die – – ob der Junge schon – –«

Der Herr stutzt. Was stottert die Zimmerwirtin da herum?

»Gestatten?« umgeht er die Siebzigerwitwe, die – verdattert über das schemenhafte Erscheinen des Vaters ihres Pensionsgasts – standhaft die Wohnungstür blockiert. Kern durchquert strammen Schritts das Berliner Zimmer, neben welchem das seines Sohnes gelegen, die hinter ihm herhastende Frau kann nicht verhindern, daß er (militärisch kurz) an die Tür pocht, diese öffnet.

»Arnold!«

Mehr als den Namen bringt Vater Manfred nicht über die Lippen. Eine bislang ungespürte Macht schnürt ihm die Kehle zu. Denn was er da erblicken muß, ist dermaßen degoutant, ja skandalös, daß er nach Luft ringt: Arny und ein (ihm unbekannter) junger Mann liegen (Arm in Arm) selig schlummernd im Bett.

»*Arnold!!*«

Diesesmal bringt der Oberst schon mehr Kraft auf in seiner Stimme. Der Sohn schlägt verschlafen die Augen auf, starrt auf die Szene, die sich ihm bietet: sein Erzeuger steht (wie aus dem Boden gewachsen) im Raum, die Hand (immer noch) an der Klinke, vergebens sucht die Wirtin sich an ihm vorbei einen Weg zu bahnen, das Ärgste zu verhüten.

»*Arnold!*«

»*Papa!*«

Jetzt erst kommt Arny die Peinlichkeit der Situation überhaupt zu Bewußtsein. Das Weitere ist das Werk von Sekunden: er rüttelt Rudi wach, der schreckt auf, erblickt den fremden Mann, rafft die Zudecke um die Hüften, springt aus dem Bett, verschwindet nach nebenan, schlägt die (offenstehende) Verbindungstür hinter sich zu.

Arny setzt sich auf.

»*Guten Morgen allerseits!*«

Endlich hat Frau v. Rochow sich Eintritt verschafft, hebt die Hände, weiß nicht, in welche Richtung sie dies am besten tun soll, der Oberst aber nimmt ihr diese Entscheidung ab. Schiebt sie – höflich doch mit Nachdruck – zurück in den Flur.

»*Was hast du mir zu sagen, Arnold?!*«

Manfred Kern steht weiter an der Tür. Jeder Schritt in Richtung seines Stammhalters, zu diesem »*Sündenpflu*« hin schien' ihm eine unangebrachte Geste, das »*Guten Morgen*« Arny's, das so unbefangen vorgebrachte, ließ seine Starre weichen der gefaßten Haltung, eines deutschen Offiziers – auch in den prekärsten Lebenslagen – würdig.

»Sieh mal, Papa -- Rudi ist ein Schulkollege – er wohnt nebenan und ---«

»Ich meine --« spricht der Vater *»hier ist nichts mehr zu erklären. Pack' deine Sachen, du fährst mit heim nach Stettin.«*

»Ich -- ich -- ich denke nicht daran!«

Bebend vor Wut, daß Einer ihm zu widersprechen wagt, daß Zittern der Zunge kaum zu bändigen vermögend, daß dies sein eig'ner Sohn, ein Zwanzigjähriger, setzt der Oberst nur einen (allerdings markigen) Satz in den Raum:

»Das wird ein Nachspiel haben!«

Macht kehrt auf dem Absatz, verläßt die Wohnung, verläßt Berlin, seine, für den Montag angesetzten, merkantilen Gespräche sausen lassend, reist zurück nach Hause – hitzigen Kopfs dutzende Varianten der Reaktion auf seines Arnold *»Neigung«* erwogen, bietet er endlich dem Geschäftsführer von *»Damenmoden Rosenkranz«* das Unternehmen zum Kauf an, der merkt, daß der väterliche Vormund des Eigners es eilig hat, drückt stark im Preise, was widerredelos akzeptiert, Herr Kern überweist das Geld umgehend nach Berlin, an die Bank, dahin bisher seine monatlichen Wechsel für Arny gegangen.

Hat keinen Sohn mehr.



»Dreckiger Bolschewik! Macht ein Ende mit ihm!!«

So geifert die Münchner Menge zum Schauspiel der viehischen Ermordung des aufrechten Deutschen, des Sozialisten Landauer.

In der ersten Aprilwoche ist die Bayerische Regierung geflohen, nachdem deren oberster Chef, der Sozialdemokrat Eisner doch am 21. Februar gleichso gemeuchelt, draufhin bildeten sich Soldatenräte, die allerdings (so wenig wie Gustav Landauer) mitschuldig an Geislerschießungen am letzten Apriltag im Münchner Luitpoldgymnasium; andern Morgens (der 1. Mai just) besetzten deutsche Truppen (immer noch oder schon wieder unter Waffen) unter dem Befehl des Franz Xaver Ritter v. Epp, dem Freikorpsler, dem Kolonialoffizier die Hauptstadt.

»Rache! Tod dem Juden Landauer!!«

Die übrigen »Schlawiner« werden vor »Volksgerichte« gezerrt, 519 Jahre und 9 Monate Freiheitsstrafen spricht der hohe Senat aus, 1 Todesurteil: Eugen Leviné. Kommunist. Auch Jude. Auch Zufall...?

In Wien ist die Revolution gewichen dem (ortsüblichen) Opportunismus der Klein-, Kleinstbürgerei. Der Nachkriegshunger, die hunderttausende Gefallenen, die grassierende Arbeitslosigkeit lassen den Krieg, den Alle verursacht haben nur nicht die Österreicher... , rasch verdrängen. Nun ist man nicht mehr deutsch, man spielt österreichische Republik, trägt sich in rot-weiß-rot (schwarz-gelb nur mehr ganz unter sich), die Minorität der Linken, des Sozialismus, die sich mit den Genossen im Glauben finstere Fehden liefert (wie in Deutschland), zwingt einer antidemokratischen Majorität die Demokratie auf.

Das absurdeste aber im – nun arg geschrumpften – Donaustaat ist die Tatsache, daß nicht wenige seiner (nun nicht mehr) Untertanen weiterhin Monarchisten; jetzt »Legitimisten«. Unter ihnen nicht selten »Semiten«. Und auch Rosalie Kahn, die das »von Salten« wieder (widerwillig – die Republik hat, entgegen der deutschen, Adelstitel verboten) abgelegt. Natürlich denkt dazu der Sohn nicht anders, Eduard der fesche. Nun gelingt's seiner Rot-Kreuz-Mama ihn (Wochen, Monate vor seinen Kameraden) freizukriegen.

Der Cohensprößling hat wenig dazugelernt. Die »*paar Tage im Schützengraben*«, das Gas, selbst die Toten unter seinen Mitkriegern verblassen in seinem Gedächtnis, das (verhältnismäßig passable) Leben im Lager von Vernon (mit Mutters Liebesgabenpaketen) hat den jungen Herrn feist gemacht; auch geistig. Und seine reaktionäre Haltung wird obendrein unterstützt vom Kramer: der hat immer schon völkisch gefühlt. Die Erfinderei wird wieder aufgenommen, finanzielle Sorgen gibt's nicht, die Radkersburger Eisenbahnwerke haben den Krieg über nicht stillegestanden, die Erbin der Mehrheitsaktien – die Cohenwitwe kassierte, kassiert weiter, denn unter die Reparationen, die Österreich an die überfallenen Staaten zu leisten hat, fallen auch Schienen und Loks. So gehört man stolz zu den (wenigen) Nachkriegsverdienern im Land.

Cousine Ljuba in Warschau zählt der Familie Nasen:

neben Gatten Jan, den Wienern wie den Landauverwandten gibt's den Manfred in Stettin, dessen Sohn Arnold in Berlin, in Amsterdam den, gleichfalls Zwanzig gewordenen, Mozes mit seiner Mutter Marjan; die lebt jetzt mit ihrem Henk zusammen. Der de Vries hat im Krieg mit seiner friedliebend-gescheiten, christlichen, menschlichen Haltung das Herz der Jüdin vollends errungen; ist auch unter jenen, die das Oranje-Herrscherhaus kraß kritisieren des Entschlusses wegen, dem obersten deutschen Schuldigen, »*Willem de tweede*«³, den die holländischen Linken schlicht den »*kaiserlichen Deserteur*« rufen, einen Zufluchtsort gestellt zu haben.

Jean-Luc in Frankreich, Cecil in Schottland, in Rußland der Jossel und die Chava, deren glückliche, jüngere Schwester Golde in Amerika – die gesamte Colderfamily mit Vic und Aurelia, dazu Mamme Becca und ihr, nicht mehr ganz junger doch weiter bärenstarker und (toitoitoi) gesunder (68 ist er schon) Avrejmele. Von dieser, der US-Linie uns'rer Sippe erhält Ljuba bald nach Kriegsende Post mit den neuesten Nachrichten der poetischen Tante und dem Stand der Dinge (womit die Jüdische Sache gemeint) in ihrer neuen Heimat.

Mit märchenhafter Schnelle wuchs und wächst weiter das US-Centrum der Jacobsöhne, dieses – immer gigantischer in die Höhe strebende – New York. Waren es vor einem Halbjahrhundert noch kaum 20000 jüdische Menschen, sind es nun – nach dem Krieg aller Kriege – mehr als 1 Million, neben den hunderttausenden, die in anderen Bundesstaaten Asyl gefunden vor dem Terror in der alten Welt, deren Osten, dem mysteriösen.

Das Hauptkontingent jener Einwanderermasse stellte doch Rußland, der Cahns Muttererde. Im Jahre 1832 war ein Handelsvertrag geschlossen worden, der auch die Rechte der zaristischen Untertanen in den USA wie deren Staatsbürger im Partnerland regelte – in ihre inneren Angelegenheiten jedoch, in ihre Judenpolitik ließen die Zarenregierungen sich nicht dreinreden, als immer wieder (gepusht von den, an Einfluß gewinnenden, Israelitischen Lobbies der USA) seitens des Weißen Hauses versucht wurde, den russischen Handelspartner dazu zu bewegen, die üble Semitenjagd im Lande einzustellen. Selbst zur Mißachtung des US-Passes jüdischer Reisender im Reiche der Reußen war es gekommen, das hagelte Proteste, die beharrlich zurückgewiesen, ernstliche Konflikte aber deshalb zwischen den Kontraktstaaten kamen nicht auf.

Nachdem die Feudalherrschaft unter dem Zarismus gebrochen, die »Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken« eine klassenlose Kommune konstituiert, die in ihrer Verfassung festlegt, daß es weder Unterschiede der Staatsbürger vom Stande her noch der religiösen oder rassischen Zugehörigkeit gäbe, nachdem bereits 1911 die »Union of American Hebrew Congregations«⁴ eine Resolution hatte verfaßt, mit welcher die Annullierung des bewußten Vertrags gefordert, ist auf diesem Sektor Ruhe eingekehrt, das Abkommen null und nichtig, die pogrombedingte Emigration aus Rußland gestoppt. Lediglich noch der jüdische Geldadel flieht außer Landes – voran nach Paris, das immer noch bourgeoise, wo man Gleichgesinnte, Gleichgestellte findet und auch deren Sprache spricht (das Französisch schon stets die Form gesellschaftlichen Ausdrucks der russischen Großbürgerschicht).

Im neuen, dem Sowjetreich – so schätzen, wie Becca Cahn berichtet, gutinformierte Kreise – gibt's jetzt noch ca. 2–3 Millionen jüdischer Bürger, ein Teil von ihnen (wie die ältere Cohentochter und ihr Jossel) verständlicher Weise gute, gläubige Kommunisten.

Sofort nach Kriegsende hat Frau Biselechis an Mamma, Pappa und Golde nach New York geschrieben, von der errungenen Freiheit in der alten Heimat geschwärmt: das Ziel, das zu verfolgen man vor achtzehn Jahren ausgezogen, ist erreicht.



Die Blutsbrüder Mozes und Aaron haben den heiligen Eid geleistet, die ersten Ferien nach dem »*dummen Krieg*« gemeinsam zu verbringen.

Obschon Arny keine deutsche Soldatenwaise, deren eine große Zahl jetzt von mitleidigen (mitunter auch zu Teutonenfreundlichen) Niederländern im Sommerurlaub aufgenommen (da können die Kinder sich – vielleicht zum ersten Mal in ihrem jungen Leben – sattessen), hat das van Kaan-de Vries Paar (an Heirat denken Marjan und Henk nicht, man lebt auch ohne Brief und Siegel besser zusammen als manche Eheleute) den Neffen eingeladen, als der in seiner Berliner Modeakademie die Praxiszeit erfolgreich beendete.

Beide Cohenkinder sind ja nun Männer, die jungenhafte Schwärmererei jedoch für Freundschaft, Frieden, Freiheit, die drei großen »F« ist geblieben.

»*Wenn eine andere keer⁵ so eine Schweinekrieg herausbricht auf diese Erde, fliegen wir beide auf die Mond!*« sagt Mozes.

»*Oder wir fordern die Herren Kaiser, die Generäle und die anderen Großmäuler zum Zweikampf heraus!*« variiert Arnold die pazifistischen Pläne.

»*Gott soll abverhüten, Kinders – noch so ein europäisch Idiotie und die ganze Weltenball explodiert!*«

Mama Marjan hebt beschwörend die Hände, soetwas nicht zu verrufen.

»*Dann zieh sogar ike hinaus, gegen die Kriegesstifter zu Felde zu schreiten...*« ist Henks kräftiger Kommentar – der Brave kann kaum ahnen, unter welch schaurigen Umständen er zwanzig Jahre später dies Gelöbnis in die Tat wird umsetzen.

Im Augenblick aber ist das große Töten ja eben erst eingestellt.

Die sich so ähnlichen (und doch so ungleichen) Söhne uns'rer Sippe (Moss hat's längst mit den Mädchen) können kaum so denken wie ihre Altersgenossen da und dort. Wie viele von denen hat's im letzten Moment noch erwischt, sind durch die Granatenhölle gegangen, oft nur schwerverletzt wie Onkel Jean-Luc dieser entronnen, wieviele Jungen sind gefallen, eh' sie das Leben recht kennengelernt. Und kaum Einer lebt in so wohlhabenden Verhältnissen wie Mozes – der Gemäldehandel, die Galerie doch ein Vermögen wert (dazu die Millionenverlassenschaft nach Urgroßmama Wilhelma), und alles wird einmal ihm gehören wie der »*kleine Rembrandt*« (von Arnold ehrfürchtig bestaunt), der bereits (nach Tradition des Hauses) sein Besitz; wenn auch der Vater ihm den Rabbi nicht hat übertragen können, so rasch ist der Tod an den herangetreten. Kaum einer hat geerbt wie der junge Kern – nun ebenfalls ein nicht unvermögender Mann: der Verkaufserlös der Stettiner Damenmodenfabrik liegt auf seinem Berliner Bankkonto, darüber hat sein Herr Papa ihn großjährig schreiben lassen, so auch den Kontakt hinsichtlich eventueller Unternehmungen des Sohns in der Zukunft gebrochen.

So gibt Onkel Henk, der stets vorausschauende, Arny den väterlichen Rat, das Geld nicht ruhen zu lassen – wer weiß, was mit der Währung des Deutschen Reiches, der neuen Republik aufgrund der wirtschaftlich desolaten Lage wie der riesenhaften Reparationslast alles geschehen mag.

Endlich wird beschlossen, daß der de Vries nach der Sommerfrische, die man im Quartett an der See, in Scheveningen sucht, mit Jung-Kern nach Berlin reisen soll, ihm beim Einrichten eines kleinen Modeladens zu helfen. Darauf hat der doch studiert.

Ende August fahren die Beiden in Arnolds neue Heimatstadt. An Stettin bindet ihn wahrlich nichts mehr – nur der Stine hat er geschrieben und von der Erbschaftsauszahlung berichtet; denn der Vater hat es mit Sicherheit unter seiner Würde befunden, die alte, treue Hilfe (Kristine schmeißt praktisch den ganzen Laden, den Haushalt in der Pasewalckerstraße seitdem »*die Gnädichste nich' mehr is'*«) in die familiären Auseinandersetzungen einzuweißen.

Die Eröffnung der »Boutique Arny« am Ku'damm⁶ – Ecke Grolmanstraße, im glitzernden Westen der Stadt, fällt zusammen mit dem Ausbruch der Zwanzigerjahre, die da als »golden«, dort – bei der US-Abteilung der Cohen – als »roaring« apostrophiert werden sollen.

Henks (wahrlich karrierenbegründende) Hilfe kam just zurecht vor Einsetzen der Geldentwertung, allgemein Inflation genannt. Die Übernahme des, von 14 bis 18 heruntergekommenen, alten Hutladens, der Umbau, der Wareneinkauf hat zwar eine schöne Stange Geld gekostet, doch der Großteil der Erbschaft nach Großonkel Aaron steckt ja nun nicht in ab- sondern in aufwertbaren Verkaufsgütern: den Plünnen, den Fetzen wie mannigfaltigen Meschuggenheiten *à la mode*, die eine (stetig wachsende) Riege von Damen und Dämchen, welche die Nachkriegszeit auf ihre Art nutzt, nicht missen möchte.

Weise hat *meneer*⁷ de Vries obendrein mit dem ehemaligen Ladeninhaber eine Fixpacht für drei Jahre ausgehandelt (und vorausbezahlt) – als Abfindung, so ist lediglich Miete (nicht hohe) an den Hausbesitzer zu entrichten. Und was für die Freunde Arny-Rudi der Clou der Sache: hinter dem Geschäftslokal ist eine kleine Wohnung gelegen – mit Ausgang zum Gartenhof. Sturmfrei.

Wehmütig mußte denn Witwe Rochow Abschied nehmen von ihren, ihr »trotz allem« ans Herz gewachsenen Mietern – Arnold aber hat der alten Dame versprochen, sie zu besuchen, die jetzt eher Betreuung benötigt als er, damals als Vierzehnjähriger ihrer Obhut überantwortet.

Genau zur Premiere nun der Modenecke traf ein Brief ein der erbosten Stine aus Stettin: Kenntnisnahme des »abscheulichen Vorgehens« ihres Brotgebers seinem einzigen Kinde gegenüber – drei Tage drauf steht die (echte) Perle samt Reisekorb, in welchem ihre gesamte Habe, in der Ladentür. Hat dem »ollen Oberst« die fristlose Kündigung »vor die Fieße jefworfn«, ihr ist schnurzegal ob ihr Junge schwul ist oder Jude oder sonstwas.

Der vergießt Tränen der Rührung und bringt die tüchtige Haushälterin, die ihm diese trockenet wie einst, als die Kunigunde ihn so erniedrigt, zu Frau v. Rochow, wo sie umgehend und tatkräftig (fünfzig ist Kristine Marhold bald, doch an Arbeit gewohnt von Jugend auf) für ihre neue Herrschaft eine Fremdenpension aufzieht, die – schon des Frühstücks wegen, das da geboten (die pommer-schen Kochkünste Kristinens sprechen sich rum, der Laden ist stets rammelvoll) – zum Domizil wird vieler Künstler, wie Arny für die Frau einer ist.

Aber auch sonst macht das Faktotum der Rittmeisterswittib sich rasch beliebt bei den Pensionsgästen, und wenn Einer sie anredet auf ihren Konversationsdrang und ihr faselt vom »Silber« und vom »Gold«, kontert die Stine mit einem Sprichwort aus ihrer östlichen Heimat.

»Manch Einer hat durch tiefes Schweigen wie würdevolle Lebensart das Geheimnis seiner Dummheit bewahrt bis in den Tod!«

An den jedoch denkt die Fleißige nicht, beginnt sie eben auf's neue zu leben.

Von der Chefin kriegt die Stine bald eine junge, starke Hilfe gestellt für das viele Bettenmachen und Staubfegen, die kommandiert sie jeden Mittwoch nachmittag ab zur »Putik vom Herrn Arnold«, auch da sauber zu machen und den »Jungen« mit Köstlichkeiten aus der Pensionsküche einzudecken, an denen er und Rudi dann immer bis zum Wochenende zu naschen haben.

Dermaßen bricht der Friede herein über der Berliner Familienknospe.



»*Chère tante Rosalie! Après votre genereuse action...*«⁸ beginnt ein langer Brief nach Wien, mit welchem der französische Cohen dankt für die Bemühungen von Edi's Mama, aufgrund derer er wieder nach Hause, nach Paris gebracht worden war. Jean-Luc berichtet eingehend von seinen Eindrücken in der österreichischen Kriegsgefangenschaft, von der Überwindung des Verlusts seines rechten Armes, den – schon in Salzburg – beginnenden Versuchen, die Linke zu gebrauchen, linkshändig zu schreiben, links zu denken, wie er es niederlegt.

»*L'homme il pense droit!*«⁹ führt Jean-Luc aus, will damit sagen, daß der Mensch nicht nur seit altersher die rechte Hand zum schreiben benutzt, mit der Rechten arbeitet, den Toten die Augen zudrückt – er denkt eben auch rechts, obschon (oder weil) das Herz ihm links in der Brust sitzt. Das Recht basiert auf der »*rechten*« Seite, der »*richtigen*«, links wurde (und wird) degradiert zum Unrecht: nicht Recht's, nicht rechtens, ein »*Linker*« ist ein abgefemter Zeitgenosse, jemand linken heißt ihn hintergehen, linkisch ist das Wort für ungeschickt, unbedarft, gar sinister.

So haben die »*Rechten*«, wie der Achtaarsohn denkend doziert, die »*Linken*« abgestempelt, denen er sich zuzählt, die »*links*« fühlen, mit dem Herzen eben und nicht der »*Vernunft*«, der politischen Ratio kalkulieren. Dies überliest die Tante generös.

Der Sproß des juridischen Streiters Hector, Enkel des Revoluzers Bernard, des unvergess'nen Barnawe aus Stettin, aus der polnischen Linie der Sippe, die sich im achtzehnten Jahrhundert ja gespalten hatte, ist genau so Publizist mit Leib und Seele: die Tradition des Heinefreunds, den als jungen Setzerlehrling der Ludwig Börne in Berlin zum Denken verführt, ermutigt hatte, zu Papier zu bringen, was ihn erfüllte, ist lebendig in Jean-Luc. Und nun – nach dem Verlust der Rechten, nicht des Rechts am geistigen Leben seiner Heimat, seiner Welt teilzuhaben – kämpft er umso vehementer gegen das *Unrecht*, die »*Impertinenz der Rechten*«, die Vorherrschaft deren *Ungeists*. So wie's der Vater seinerseits seinem Vater an dessen Sterbelager geschworen.

In einem zweiten Brief wendet der Pariser Cohensohn sich an Cousine Ljuba in Warschau, der er doch den familiären Kontakt verdankt zu Tante Rosalie. Ihr berichtet er auch, daß Andreas Novotny, Helenes André nach fünfjährigem Aufenthalt in der psychiatrischen Klinik gestorben ist. Bis zuletzt hat der am »*Satans-tod*« seiner Chefin wie langjährigen Lebensgefährtin festgehalten, alle Fragen nach dem angesägten Altarfuß und seiner (offensichtlichen) Haßliebe zur um so vieles älteren Frau blieben unbeantwortet.

Als der geschlagene Ritter Jean-Ludovic aus der Schlacht gekommen, hatte ein Mädchen seiner Kreise die Festung in der rue St. Honoré für ihn gehalten – an sie hat er auch Nachricht geschickt aus der Gefangenschaft (diese seiner Mutter zukommen zu lassen, immer noch in Bordeaux, immer noch nicht Madame Rideau, wäre ihm nicht eingefallen). Eine Schöne, die ihn schon immer angehim-melt um der Feurigkeit willen, mit der er angetreten, die Welt zu verändern: *Jasmine*. Die Zarte wirkt wie ihr Name – ein Gewächs, an seinem Strauch aufgeblüht, verpflanzt, ein wenig traurig in der Stadt, der unerbittlichen, Zufluchtsort vor der Unerbittlichkeit der Eltern im Heimatdorf. Das bewegte den Mann, der doch hart geworden durch das was ihm geschehen: Jasmine blieb. Eine Liebe, die allerdings nur kurz flackert. Ohne besond'ren Anlaß (so man nicht einen in dem Umstand sehen will, daß der Mann eines Nachts durchdiskutiert mit Gesinnungsgenossen, das Mädchen allein läßt) ist sie im Frühling zu Ende. Am Bord eine einsame Blüte – im Morgengrauen wohl vom Blumenmarkt geholt in der Hoffnung, er wäre zurück wenn sie wiederkäme: Jasmin.

Drei Monate erst danach erhält Jean-Luc einen Brief von des Mädchens Eltern, über dem er – das letzte Mal in seinem Leben – weint. Der Armen Abschiedswunsch erfüllend schreiben die strengen und doch zu Tode Traurigen, daß ihre Tochter, nachdem sie aus Paris heimgekehrt, sich hingelegt und nicht wieder aufgestanden ist.

War Jasmine so sterbenskrank gewesen, wollte sie nicht mehr leben, was hat er, der Geliebte ihr angetan?? Ein Gedanke, eine nicht zu beantwortende Frage, die Cohèn sich stellen soll bis zu seiner letzten Stunde. Ursache auch dafür, daß es eine andere Frau nicht geben wird in seinem Leben.



Der Krieg ist glücklich (für Allzuvielen in Ost und West doch unglücklich) vorüber, die Menschen schicken sich an, auf das vierjährige Schlachten so oder so zu reagieren. Und »so oder so« ist auch die Position der Mitglieder unserer Truppe: von rechts bis linksaußen.

Der Grieche und seine Gavra arbeiten fieberhaft mit am Aufbau des Sozialismus in ihrer russischen Heimat – neben ihren Beziehungen zur Gefolgschaft des Bronstein, des großen Trotzki halten sie nun auch Verbindung zu den Kreisen eines gewissen (auch jüdischen) Finkelstein, der sich Litwinow benennt und auf die Front des Koba-Dschugaschwili einschwenken soll. Jenes Stalin, den Genosse Lenin kaum zu seinem Nachfolger ausersehen. Daneben hören die Beiden auch mehr und mehr vom (1876 verstorbenen) Bakunin, von dessen Anhängern, die sich »Anarchisten« rufen, die eigentlich genau das wollen, was auch ihnen vorschwebt: der Staat ohne Staat, kein repressiv-archaisches System also sondern die (gewalt-, pressionslose) Verwaltung, Verhaltensbestimmung der Arbeiter und Bauern, Kaufleute, Handwerker, Wissenschaftler, Künstler durch sich selbst. Die Abschaffung jeglicher Unterdrückung, Gängelung von oben – also auch durch jene nun oben, die sich als Kommunisten (und Opportunisten) nach ebenjenem »Oben« emporgekämpft, nicht selten auch – intrigiert haben. Chavele sieht dazu mit tiefer Argwohn, wie Stalin die berüchtigte OCHRANA¹⁰ – anstatt dieses Instrument der Menschenjagd einfach lahmzulegen – umwandelt in seine GPU, als er das Generalsekretariat der Partei übernimmt; mit ihrem Jossel jedoch über diese Dinge zu befinden, ist der Frau vorerst noch unmöglich. Erst nach und nach wird sie dem Manne die Augen öffnen.

Die Eltern der Gavra-Chava in New York stehen de facto auf der Gegenfront weltanschaulicher Natur: man ist Kapitalist im Sinne der Kinder, hat bereits fünf Trucks (himmelblaue natürlich) *on the road*¹¹ (aus Armeebeständen durch Ira's Konnexion zur Washingtoner Materialverwaltung billig angeschafft) – und aus der körperlichen Arbeit der fünf *driver*¹² wie der fünf Ladegehilfen entsteht dem guten Mr. Cahn ein »Mehrwert«, den er (so Karl Marx) »abschöpft«.

Der (noch) Angestellte, noch-nicht Kapitalist Stone, der immer noch heitere Izzi hat dem Drängen seines alten Vaters nachgegeben und die Betty von den Bambergern geheiratet – die junge »*Deutsche*«, die ihm jetzt (Sommer 20) einen Sohn schenkt, dem über Wunsch von *granddad Minjemann*¹³ der alttestamentarisch-schöne Name Mattatiah verliehen. Später amerikanisiert: Matthew.

Zu dieser Zeit ist der kleine Samuel, Stammhalter des stolzen Vic Colder bereits ein Jahr alt – pünktlich eingetroffen neun Monate nach jener Siegesfeier im Dezember, und nun gibt's eine tränenreiche Trennung auf Zeit: der superkapitalistische Biselechisschwager Vittorio hat seine Geschäfte in der Bronx von New York kultiviert, aus dem Telefentischchen wird ein stattliches Office in Chicago, wo ihm seine italienischen Geschäftsfreunde den Job eines *Niteclub Managers*¹⁴ verschafft haben. Umzug mit den Kindern.

Mrs. Vic Colder, unsere kleine, schwarzlockige Golde hält – als »*Colette*« – Einzug in die schummrigen Sphären des US-Nachtgeschäfts.

In Schottland, auf Comrie Castle genießt der edle dito-Kapitalist, der Schloßherr Cecil weiterhin die Früchte der ahnherrlichen Landbesitzer, Bürgerbauer und Gutseigner: aus den Erträgen der Pachtbauern strömt seit Centennien ein nicht versiegender Strom an Britischen Guineen in den edlen Säckel – der imposante Fünfziger kommt dazu ins Alter, das nämliche in welchem ein rechter Potter seine Zeit sieht, aus dem Flor der potentiellen Schloßherrinnen eine zu küren. Da ruht denn sein blaues Auge gar wohlgefällig auf den Reizen der achtzehnlizigen Rhonda (illegitime, aber kaum unbetuchte, Kent-Linie), die als Red Cross-Girl die Herren Officers betreute, die nach ihrer p. t. Blessage Erholung gesucht im Schloßheim. Cecil hat die Schöne anlässlich der Abschiedsparty der Herren Rekonvaleszenten kennen und schätzen gelernt ob ihrer Blüte wie auch (Rhonda steht im Studium der historischen Wissenschaften) um ihres Wissens wie Wissensdranges willen.

Auf der Ostseite des Ärmelkanals hängt *nephew*¹⁵ Jean-Luc der anderen, der »*linken*« Geisteswelt an, die van Kaan – de Vries *Crew* gedeiht in liberaler Manier im Lager des Guldenkapitals, noch weiter östlich, in Berlin reüssiert Vetter Arnold (nicht minder kapitalintensiv) mit seinem Modelädchen, und an der Ploen schießt sein Herr Papa den kapitalistischen Vogel ab: »Leder Kern« – Souverän sieben Gerber- und Sattlerunternehmen (2 sind nach Kriegsende noch dazugekommen) – wird vom Oberst zu einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt. Das heißt, man garantiert bei Zahlungsschwäche oder gar Pleite (das neudeutsche Wort für Bankrott) nur in Höhe der Stammkapitaleinlagen der Gesellschafter, und die sind im Prinzip verbraucht für die laufenden Ausgaben des Betriebs. Und Kern hat da – neben seiner eigenen (fiktiven) Einlage – einen Strohmann aufgetan, eine Strohfrau besser: Ingeborg Omack (25), Kriegswaise nach dem Hauptmann Hartmut Omack, Buchhalterin und dem Chef in unbedingter Treue ergeben.

So hält Manfred 100 Prozent der Anteile seiner Gesellschaft, die neue Art potentielle Gläubiger auf die Rolle zu nehmen: konkursiert so eine GmbH nämlich, wird zwar das Firmenvermögen auf diese verteilt, doch ein geschickter Geschäftsführer (und dies ist der Haupt- will sagen Alleingesellschafter, der frühere Manek Cohen, diese jüdischen Talente sind ihm vererbt, da geniert er sich nicht) vermag ein Großteil des Firmenwerts geschickt zu verschleiern, als Einlagen von Gesellschaftern zu verbuchen, die dann rückgeführt werden. So im Fall der Fälle aus solch Unternehmen mit Gewinn noch auszusteiern.

Weniger harsch kapitalhörig ist Neffe Eduard. Lebt er und seine (immer noch attraktive) Mama (Rosalie, die wieder rote, feierte kürzlich ihren 47sten, zehn Jährchen heruntergehandelt) auch von der Erbschaft aus Graz wie der Emeritenpension nach Papa Norbert ($\frac{2}{3}$ werden der Witwe ausbezahlt von der Wiener Universität, deren Mitarbeiter der Professor ja gewesen), und dazu von den Erträgnissen der Erfinderei (Edi fällt immer was Neues ein – »*Das lernt man...*« sagt er, das Ausklügeln von Ideen, Kramer macht einen tüchtigen Verkaufsdirektor), ist der (relative) Reichtum in Familienbesitz verblieben, wird nicht durch etwelche Scheingesellschaften vernebelt.

Tante Toni schwärmt (wie die Kahns) immer noch vom »*guten, alten Kaiser*«, doch Tochter Else hat gelernt aus dem Lebenswerk des verstorbenen Onkel Leib: immer stärker wird ihr bewußt, daß allein der Sozialismus, die Sozialdemokratie einen Ausweg weist aus den Bedrängnissen der letzten Jahrhunderte, voran für die Juden. Und so hat sie sich temperamentvoll gerieben mit dem Gatten (längst aus Belgrad heimgekehrt), der – koste was es wolle – jetzt christlichsozial wählt, die hinterhältigen Antisemiten in diesem Lager ganz einfach (wie so Manche seines Standes) nicht zur Kenntnis nimmt. Überdem kriselt's auch auf anderen Interessengebieten der jungen Ehe: Jeder geht praktisch seiner Wege – die Frau ist emanzipiert, kein braves Hausmütterchen, und den Otto erblickt man kaum in der Brigittenau. Nun aber wurde Herr Fürst gar mit einer Andern gesichtet, der (leicht abgetakelten) Tochter seines Versicherungsdirektors (als Äquivalent einige hunderttausend schwer) – so macht Else es (nach heftigen inneren Kämpfen, in ihren Dreißig ist sie doch schon) kurz. Die Ehe (kaum konsumiert) wird »*von Tisch und Bett*« getrennt (da gab es wenig zu trennen), ein ruhiggefaßtes Adieu. Zur Jahresmitte (1920) wird die Scheidung ausgesprochen.

Nun stürzt die Betroffene im Verlag sich umsomehr in die Arbeit, da kann Halbbruder Richard sich hauptberuflich in seine Reimerei vertiefen, aus anfänglichem Steckenpferd zu (gute Tantiemen erbringendem) Professionalismus gereift.

«Fräulein Trixi / die freche, kleine Nix' /
immer lustig, hat 'nen Tick: / sie ist Dampfschiffskapitän!«

Mit ähnlich meschuggenen, witzigpointierten Texten für Schlager liegt Maurer gut – nicht nur in Berlin schlägt dies Genre Gassenhauer ein, das seinen Weg von New York, Tin Pan Alley¹⁶ aus in alle Welt findet:

»Ausgerechnet Bananen...«¹⁷

Die kleine Nixe jedoch, die Beatrix, die Richard also bedichtet, das »*Fräulein v. Nagy*« gibt ihm den Korb zurück, den er ihr überreicht als sie damals mit Kitty schwanger.

Dr. Maurer sehnt sich längst schon nach einem Zuhause mit Weib und Kind (seine Unehelichtochter ist eine der hübschesten Tänzerinnen der Volksoper, mit der kann man angeben). Meinte auch mit einer Titelzeile sich dem Herzen der (wie bisher prächtig anzusehenden) Kindesmutter wieder nähern zu können; und als nix draus wird, langweilt er sich weiter in der großen Villa. So er nicht unterwegs – von einer Branchenparty, wie man die Einladungen jetzt nennt, zur andern torkelt (der Whisky, Bourbon natürlich – Amerika ist Trumpf – fließt), das Geschäftliche mit jenen Annehmlichkeiten des Daseins zu koordinieren, durch die diversen kalten Buffets die Altersrundungen nährend weiter nachsteigt.

»Der Not gehorchend nicht der eig'nen Liebe...«.

Dermaßen macht Maurer gleich wieder ein Couplet – das alles aber kostet ihn Kraft und Nerven, wenn auch die (rasch auf *US-Style* eingeschwenkten) Weana Maderln (blutjunge bisweilen), die in der Branche nach oben wollen, ihn jung erhalten. So sagt er.

Solch Anekdoten wie die Betrachtungen der Populärpolitik seitens der Sippenangehörigen sammelt die Ljuba in Warschau, die (mit ihrem Jan) in Fragen der Weltanschauung schwer einzuordnen. Fortschrittlich war man immer, Papa Dov tendierte eher zum Konservativen hin, Mama Rahel (kritisch-streitbar) sah sich irgendwo in der Mitte, und die kinderlosen Manasses selber schwanken zwischen liberal und sozial, bis sie eines Tages vehement in die Front des Kampfs um die Freiheit ihres Volkes gedrängt werden sollen.

Spirituell also kaum geeint erleben die Cohen und Cohenvettern jene Zwanzigerjahre, die ihrer generellen Hektik wegen einen grellen Abschnitt darstellen in der Geschichte der Menschheit.



Der Friede ist kaum konsumiert, da schicken die Deutschen sich auch bereits wieder an, Front zu machen gegen die Demokratie, die sie mit ihrem uralten Kasten- und Rassedünkel nicht verkräften. Bald haben die politischen Parteien im Lande (ähnlich denen in Österreich) sich erholt von der Niederlage, vom Schrecken des drohenden Bolschewismus: die Konservativen nennen sich jetzt »Deutschnationale Volkspartei«, die Nationalliberalen schlicht »Deutsche Volkspartei«, und auch das Zentrum will das »Volk« nicht missen auf seinem Etikett. »Christliche Volkspartei«.

Am 11. August war die neue, jene »Weimarer« Verfassung in Kraft getreten, bei deren Taufe ganz offensichtlich bedeutende Dokumente Pate gestanden: die der großen Europäischen Demokratien Frankreich und England, dazu die der Vereinigten Staaten von Nordamerika – und vor allem die der Paulskirche. Und so sehr man stolz, die »freieste Verfassung der Welt« geschaffen zu haben (ohne Superlative tut es der Neugermane nicht), funktioniert das Ganze eben nicht so recht. Doch es ist nicht das Instrument, welches endlich versagt, es sind die Männer, die dieses Vehikel der Macht nicht anzuwenden verstehen. Bisweilen auch – was contra das »rechte« Denken (und Handeln) geht – nicht wollen. Da ist's wohl kaum verwunderlich, daß der Friedensvertrag erst nach einer schockierenden Kabinettskrise in der Nationalversammlung angenommen wurde, daß Herren vom Schlage eines Manfred Kern Sturm liefen gegen die Besiegelung der Löschung jenes Brands, den sie – die Militaristen selbst – entfacht. Die »Dolchstoßlegende« – die Schuld an der Niederlage von den Generälen, Junkern, Diplomaten, wie die Kriegsschuld an und für sich von der Deutschen Groß-, der Rüstungsindustrie abzuwälzen im Sinne auf die demokratischen Kräfte im Staat, schafft den Mythos vom »überfallenen Deutschland« (und Österreich) – damit gekoppelt die Leugnung jeglicher Schuld am Friedensbruch im Prinzip: Basis doch der auferlegten Sanktionen, Reparationen.

Vice versa ist schon der nächste Waffengang parat: im März 20 erhebt die Restauration ihre »gepanzerte Faust« die von der Republik selber gepanzerte. Der General von Lüttwitz und die ostpreußische Kriegernatur Kapp (ehemals Leiter der »Vaterlandspartei«)

rebellieren gegen jene Republik – sinnlos, in erschreckender Unkenntnis der realen Mächte, denn noch sind diese, die Regierung ungebrochen, hinter ihr die Arbeiterschaft, die bewaffnete im Ruhrgebiet, der Generalstreik aller Gewerkschaften im Lande. Der Sieg jedoch über die palliativen Putschisten bleibt ungenutzt, die antidemokratische Hetze kann weitergehen; offen wie (noch brisanter) in geheimen, illegalen Bündeln. Es sind Mörder aus dem vergangenen Krieg am Leben, Landsknechte und Freikorpsheckenschützen lauern auf ihre (demokratischen) Opfer: 1921 Erzberger, 1922 Rathenau – Scheidemann entgeht nur durch Zufall demselben Geschick.

Allein nicht eine dieser Meucheltaten führt zu einer energischen Aktion der Säuberung – vor lauter Demokratie übersieht der demokratische Deutsche, daß Toleranz gegenüber Feinden der Demokratie schleichender Suizid.

Das Jahr 1922 bringt das Cuno-Kabinett mit sich (Exdirektor der Hamburg-Amerika Linie, hurra: eine großbürgerliche Regierung!) und die Besetzung des Ruhrgebiets. Mit ihr einen neuen, den wirtschaftlichen Krieg, den der Notenpresse, ebenjene Inflation gebierend – die Ausplünderung des kleinen Mannes, die Flucht in Devisen und Sachwerte des großen. Résumé: die erste gewaltige Niederlage der Weimarianer, der erste Erfolg der »wahren« Deutschen. Die »aktive«, nationale Außenpolitik.

Die vandalistische Wahntat des Ruhrkriegs kostet die Republik einen industriellen Produktionsausfall von mehr als eineinhalb Milliarden, schafft 4 Millionen Erwerbslose, erbringt ein Manko von hunderten Millionen Reichsmark an Einnahmen, verzehrt eine halbe Milliarde des Goldbestandes: das sind mindestens 6 Milliarden Goldmark. Nicht Papiermark, denn die klettert am Ende dieses Abenteuers finsterreaktionären, deutschen Denkens auf eine Billion.



Im August 19 – vier Wochen nach ihrer Scheidung – macht Else Fürst, die Maurer-tochter solo einen Wochenendurlaub vom Verlag, von der amourösen Enttäuschung, der ihr zum Schicksal wird: auf einem Donaudampfschiff (anders als im charmanten Schlagertext von Bruder Richard nicht von einer Kapiteuse befehligt) läßt sie sich von einem Mitreisenden den Hof machen, das »gerade geschieden« imponiert (als weltmännisch) dem kleinen Angestellten (auch körperlich kein Riese), auf das »*Ich bin aber jüdisch . . .*« setzt er: »*Ich leider nicht . . .*« – damit erweist Herr Johann Wollak sich als Philosemit, was der Familie seiner Zukünftigen noch recht zu schaffen machen wird. Der (überaus ehrgeizige) Katholik, im Krieg u. k.¹⁸ gestellt als Oberbuchhalter der Rucksackfabrik am Justizpalast bei der Bavaria (»Elsinger & Co«, jüdisches Unternehmen, das die k. k. Armeen mit Zeltplanen, Tornistern etc. versorgte) – im Frieden sich nur wenig um Politik bekümmern (wenn man nicht jenes »*Fähnchen nach dem Winde*« als solche möchte bezeichnen), will hoch hinaus. Sieht wie's im Hause seines Chefs hergeht: das gehobene Mittelstandsbürgertum ist sein erklärtes Ziel. Singt sich ins Herz seiner Auserwählten (munterer Tenor, trällert emsig die Schmachtfetzen von »Maurer Musik«), umwirbt Mama Antonie, überzeugt den Richard, den Schwager in spe, daß er (der drei Jahr' Jüngere) der Richtige ist für Elschen. Im selben Herbst noch schreitet man zum Standesamt, hat zuvor erstaunliche Schritte getan: Else trat aus der mosaischen, Johann aus der römisch-katholischen Religionsgemeinschaft aus, die zukünftigen Kinder (geplant) will man evangelisch erziehen. Ausweg aus dem Kampf zwischen Rom (das recht offen die österreichische Gesellschaft gängelt) und den Juden?

Und Sommers 20 entbindet die Frau aus dem Landaustamme eines Knaben, den man auf den Namen Hans taufen läßt: ein bißchen klingt das nach christlichem Stammhalter¹⁹, ein fast-Johann; vier Jahre später trifft das erwünschte Mädel ein: Peter. Der kränkelt als Neugeborenes, so wird er von der Mutter nicht zur Taufe gebracht, sich in der herbstlichkalten Kirche nicht obendrein noch zu erkälten (als das Kind wieder gesundet, holt man das heilige Sakrament nicht nach). Da bleibt der Bub konfessionslos, und er muß bis zu seinem sechsten Lebensjahr Stirnfransen tragen – als geplanter weiblicher Nachwuchs.

Vater Wollak läßt sich (ebenfalls ungewöhnlich) als Christ von seiner jüdischen Verwandtschaft finanzieren, seine kaufmännische Seriosität belegt er durch einen (weithin gemimten) Fleiß: um 6 Uhr in der Früh springt er aus dem Ehebett und ins Geschäft, das ist in der Lasallestraße am Nordbahnhof gelegen – mit dem koscheren Kapital konnte Herr Johann den Posten bei Elsinger vertauschen gegen den Compagnonsessel in einer Kohlengroßhandlung, hat sich in das mittlere Unternehmen eingekauft, man beliefert mit drei Pferdefuhrwerken die Kleinhändler in allen Wiener Bezirken, doch auch Privatkundschaft, so dem armen Kohlenmann um die Ecke (den man selber zum Kunden hat) Konkurrenz zu machen. Von Kohle, Koks und Brennholz hat der Herr Compagnon vorerst natürlich nicht die geringste Ahnung, was ihn aber nicht hindert, den Experten zu spielen, in seiner neuen Umgebung (seine eig'ne, kleinstbürgerlich-christliche Sippe läßt sich kaum blicken – goutiert Johanns Wahl nicht) zu glänzen mit Zahlen. Rechnen kann Herr Wollak, der Ex-Buchhalter, doch – wie sich später herausstellen wird – nur im Kleinen. Und die (gar nicht mehr so junge) Dame, letztes, jüngstes Glied der Tarnower, Enkeltochter des Jochanaan, des galizianischen Schnorrers und der Debora, der Schadchente ist glücklich: in ein paar Jahren ist sie vierzig, hat doch noch Einen (einen Zweiten gar) abbekommen, zwei geliebte Kinder dazu, sie sagt dem Verlag ade, schickt sich in die Stellung der Hausfrau und Mutter, die sie bestens ausfüllt. Rationelle Resignation.

Auch der Sozialismus aber der Frau Wollak geschiedene Fürst beschränkt sich jetzt auf (immer seltener werdende) Lippenbekenntnisse, mit dem nächsten Ehemann nicht ebenfalls aneinanderzugerauten. Der jedoch spielt auch politisch den Aufnahmefähigen (vielleicht macht er's so jedem recht wie im Geschäft), faschiert als Vorsitzender der familiären Mahlzeiten am Alsergrund (mit der Mitgift von Frau Else und den Einlagen ihrer Verwandten wurde auch eine mittelständische 4 Zimmerwohnung im 9. Bezirk gemietet und eingerichtet) den Liberalismus, den Konservativismus und den Sozialismus durch denselben Wolf, pickt sich als eig'ne Politanschauung heraus, was ihm in den (opportunistischen) Kram paßt.



Bei uns'ren Leuten von Wien bis Berlin setzt sich in jenen Jahren die »Politik der verpaßten Gelegenheiten« durch. Die »Gelegenheit zu Geist und Glück« – nach dem großen Desaster und dem (eben nicht eig'nen) Sieg über Dummheit und Dünkel, über das Deutsch- und Deutschösterreichertum, das Kriegertum, das in fast allen Schichten der Bevölkerung (trotz oder wegen der düst'ren Erfahrungen der letzten Jahrhunderte seit dem 30jährigen Gemetzel, welches dem Avsalom und dem Nachman das Ende gebracht) Emphase geworden – ist bereits verpaßt, der Geist, der deutsche wird mehr und mehr, so er sich fortschrittlich zeigt, links von der Mitte, bekämpft, zumindest diskriminiert. »Nestbeschmutzer« lautet das geflügelte Wort für die, die warnen, kaum ausgemerzte Mißstände – geistige voran im deutschen, im österreichischen Lager – anprangern, aufdecken.

Was aber tut die deutsche Demokratie, die ja nun (meint man) errungen? Schon nach jenem denkwürdigen 9. November (just auch der Tag der Achtzehnerrevolution), da der alte Militarismus martialisch Schulter an Schulter marschierte mit der erklärten Antidemokratie: der Exgeneral (Ludendorff) neben dem Exgefreiten (Hitler) – dieser mit österreichischer Arroganz sich zum Anführer einer neuen Arbeiterpartei, die national und sozialistisch zu sein vorgibt, emporgeredet (der Braunauer hat sich vor dem Spiegel und mithilfe rhetorischer Anleitungsheftchen stimmlich wie gestikulorisch gemausert), jener avanciert zum Häuptling eines völkisch frisierten, dem »Wotankult« huldigenden Haufens deklassierter Exoffiziere, Reste illegaler Rechtsbanden – verkrachte Existenzen, irregeleitete Idealisten (es ging vom Münchner Bräukeller zum Odeons-Platz), versagt die Demokratie. Nachdem die (ebenso rechte) bajuwarische Reichswehr unter den Herren Kahr und v. Lossow die rechte Revolution blutig niedergeschlagen, scharf geschossen hat, sitzt die neue deutsche Justiz, die alten Rechten zu Gericht über die rechtsradikalen Aufrührer – wirr in den verschiedenen Bekenntnissen, einig im alt-neuen Antisemitismus, womit auch gleich der Antisozialismus, der Antikommunismus, der Antiliberalismus, schlicht: die Anti-Demokratie gemeint. Und blamiert sich in einem lächerlichen Hochverratsprozeß. Lächerlich wie all die politischen Anklagen der Zeit, so sie sich contra die Reaktion richten (Herr Ludendorff geht gar frei aus!), gemein, brutal, zynisch wenn die Beschuldigten Sozialisten sind, Pazifisten, entschiedene Demokraten.

Wie hat doch der ehrenwerte Herr Staatsanwalt befunden in seiner ›Anklage‹-Rede betreffend den Hochverräter Hitler?:
»... ungerecht, ihn als Demagogen zu bezeichnen... ein hochbegabter Mann, der aus einfachen Verhältnissen heraus eine angesehene Stellung im öffentlichen Leben errungen.«²⁰

Und bereits Ende 1924 ist (unbewußt noch, selbst nicht Wenigen in der rückschauenden Zukunft) das Schicksal der Weimarer Republik besiegelt. Was hat dies bewirkt?

Im Jahr zuvor, im Jahr jenes 9. November demissionierte das Rumpfkabinett Stresemann, das Jahresende sah so aus: die Mark – in der Inflation (in Österreich geht es der Krone exakt so) zu einem -zigstelligen Papierfetzen verkümmert, wurde stabilisiert, was als die rettende Tat Helferichs und Hjalmar Schachts gilt, in Wahrheit jedoch das Werk gewesen des Rudolf Hilferding²¹, das neue (rechtsbürgerliche) Kabinett lehnte sich an die Gestrigen an, jene Ultra-Konservativen, die Berufung Stresemanns zum Außenminister kann als Konzession gesehen werden an die Linke, das demokratische Ausland, der Mai 24 brachte dann den entscheidenden Rechtsradikalruck. Die »Deutsch-Nationalen« zogen als maßgebende Partei in den neuen Reichstag ein – und zum ersten Male erschienen auch die »Deutsch-Völkischen« im Parlament, die Wegbereiter jener NSDAP, deren Anführer vorerst in einem hübschen, wohnlichen Gemach zu Landsberg in Festungshaft einsitzt und da seine – durch persönliche Erfahrung wie die der unbedarften Mitwelt bestimmten – chaotischen Gedanken in einem dicken Buch zusammenfaßt: »Mein Kampf«. Parallel arbeitet der Chamberlain-Jünger, der ungeistige Nachfahre der Stöcker, Marr, Ahlwardt und Böckel, die Beredsamkeit des Jesuitenpaters Stojalowski, das Rüstzeug des Edlen v. Schönerer, den Rassenwahn des Georg Lanz aufgeschnappt – der Katholik, der den Trotz des Protestanten Luther geerbt, die Pläne zur Legalisierung seiner Bewegung aus. Darf im Übrigen damit rechnen, daß seines Bleibens in der »Zelle« nicht mehr lang sein werde.

Der Art unbemerkt von der breiten Öffentlichkeit – insbesondere der des Auslands, hat die deutsche Reaktion den Sieg bereits in der Tasche; die Niederlage jedoch der Demokratie ist so offenkundig, daß man (wie Ljuba Manasse in den Annalen vermerkt) sich an den Kopf greifen muß, wenn dieser Umstand von den Verantwortlichen in Deutschland, in Österreich – in der ganzen Welt ganz einfach nicht begriffen, nicht zur Kenntnis genommen.

Neben Berlin, wo Kern jr. mittendrin steckt in der »goldenen« Aera – seine Kudamboutique ist zum Treff geworden der Lebewelt, die sich im Charlestonfieber durch die hundert Bars und Cabarets der Spreestadt tanzt (und auch die – furoremachenden – Lesben, die »kessen Väter«, monokelblitzend, kurzer Herrenschnitt, bleich geschminkt, kleiden sich bei Arny ein: auf masculin), ist jenseits des großen Teichs Chicago zum Nabel gereift langunterdrückter Lebenslust.

Dementsprechend exhibitionistisch die Palette im »Little Palermo« von Chicago. Das quillt über von Lust und Liebe, am Leben und zum Alkohol, zu Koks und Schnee: Kokain, Heroin heißt die Dollarverschlingende, Dollarerbringende Droge – und Vittorio Coltrone ist unter denen, die sie nicht konsumieren, die an ihr verdienen.

»If I don't Mac does!«²²

Das ist Vic's *statement*²³ auf Goldy's Vorhalte, daß er die Verteilung des Zeugs im Lokal selber übernommen hat, damit dealt, denn wenn er's nicht tut tut's eben Mac, wie die Italiener die nordische Konkurrenz rufen: den Schotten, den Iren und die übrigen Kolonisten eben. Der Laden läuft, die Musik ist *hot*, die Girls *crazy*²⁴ – und die Süße vom Boß, die mondäne vermittelt der Kundschaft als »Colette« einen Hauch von Paris und La France, der doch aus *Ludinovo, Russia* weht.

Während in Deutschland für die große Mehrheit der Menschen die Jahre kaum golden (die Arbeitslosigkeit, der Hunger wächst, die Zusammenstöße zwischen den Rechts- und Linksaußen beleben die Straßen – vornehmlich in den Arbeitervierteln der Städte), ist in den USA kein sogenannter Nachholbedarf, verursacht durch den Krieg, zu registrieren: das ausschweifende Leben basiert da auf einer, eben erst kreierte Traumwelt (mit ihr das Zunehmen der Nachtszene), dem steilen Siegeszug des (breitenwirksamsten) Sektors des großen Geschäfts mit der Massen Unterhaltung, den *circenses* (»*It's No Business Like Showbusiness*« – jene von unserem anderen Izzi, dem Berlin in Melodie umgesetzte Schlagzeile sprießt zum Evergreen): des Kintopp, der Running Pictures, der Movies.

Die *kids*: *bambina* Aurelia und *boy* Sam²⁵ (der ist ordentlich, nicht nur amerikanisch beschnitten²⁶ – ein richtiger Jude, das hat Golde ihrem Vic abgetrotzt so wie sie ihm nachgegeben und Relly hat taufen lassen) sind in der Schule bzw. im *kindergarden* (Sohn 5, Tochter 6), und zuhause (die Wohnung liegt in Barnähe) fegt und putzt und wäscht – und vor allem kocht die gute, dicke Luisa; die hat »Morbioli & Partner« (so nennt die Firma sich, unter deren Flagge das Palermo segelt) mit dem Lokal mitgeliefert. *Vedova*²⁷ Luisa – ewig kauend, ewig lachend – betreut auch die beiden Colderkinder wenn die Mutter im Club ist, bringt die geliebten Raufbolde (Aurelia ist größer, Samuel stärker) zu Bett und betet mit ihnen eine *mixture*²⁸ aus katholisch und hebräisch – dazu eigene Sentenzen in einem Italoenglisch und, von der Dame des Hauses aufgeschnappten, jiddischen *expressions*:²⁹ alles zusammen bald Landessprache dieser Mischpachäpflänzchen.

»*Aurelia joffi – give your Momme a nice bacio goodnight!*« bedeutet, daß Relly die Hübsche doch ihrer Mutter einen netten Gutenachtkuß geben soll – »*Has Signor Sam emmes washed gli mani?*« fragt, ob Herr Samy sich auch wirklich die Hände gewaschen hat, wenn der Pappa zum *dinner* erscheint und die Riesenschüssel mit *Salinbocca alla Romana*³⁰ auf den Tisch kommt. Mit »A.C'.s« in New York telefoniert man mindestens ein mal *each week*³¹, da und bei »Umberto's« ist alles glücklich und gesund, Papa Abe geht (»*zu Guten!*«) ins Fünfundsiebzigste, ist doch unermüdlich im *office* – das hat jetzt von der gesamten Souterrainwohnung in der Monroe- Besitz ergriffen, die Privatgemächer sind verlegt in den *first floor*³², der frei wurde, als jene Neufelds, die alten Galizianer, die damals mit ihrer *cookmachine*³³ den Zimmerbrand hatten verursacht, nach Miami gezogen, in den sonnigen US-Süden; und der Meiersohn Izzi, der brave, heitere – als »*Mister Ira*« rechte und linke Hand des Chefs – schwirrt zwischen der Bronx, der East- und Southside herum, die größeren Orders zu koordinieren, während Mr. Cahn *himself* per Walkie-Talkie (man geht mit der Zeit) die Blue Vans in die richtige Richtung dirigiert.

Mama Cahn – Mitte ihre seriösen Sechzig – genießt die Früchte fünfundzwanzigjährigen Fleißes in der neuen Heimat, thront nun in ebenjener ersten Etage des Hauses, das ihr und den Ihren damals – im Spätsommer 1900 – zum Dach über dem Kopf geworden nach dem Entsetzlichen, das ihr, der Sippe, den Ludinowoer Juden

gescheh'n. Die nächtlichen Visionen der Frau, die der Tötung des geliebten Vaters nachgefolgt, sind gewichen der Trauer, der Erinnerung, die ihr – je älter die Rivca von den Rubinschen – immer deutlicher eingegraben im Gedächtnis.

... als du – gehetzt, zu Tode erschrocken – an jenem Maientag gelaufen kamst, den Horror in den weitaufgeriss'nen Kinderaugen, das Grauen in der Kehle vor den Soldaten, die deiner Freundin, der Anja wehgetan – dann die Kunde, was deinem guten Großvater Hirsch und Onkel Mendel – GOTT hab' sie beide selig! – geschah, die uns, deinen Eltern schier den Verstand raubte, bis uns die Gefahr der Stunde ermahnte und wir mit dir, der Tochter über die Felder in die Freiheit floh'n.

Das schreibt Rebecca ihrer Golde und sieht ihr Leben wie einen Roman vor sich ablaufen.

Die glückliche Kindheit im Schtejtl mit dem sorgenden Vater (die Mamma doch bei ihrer Geburt gestorben), der allein das Kleine aufzieht, die Freundschaft mit der schönen Sara, der drei Jahr' älteren von den Lublinern, die auch keine Mutter mehr hat, dann deren Hochzeit mit dem lustigen Biselechis, dem neuen Schochet aus dem Griechischen – der fremde, riesige Wandergeselle, der fröhlich in die Feier platzt, das Wettrinken mit dem Bräutigam, der Kuß. Ein neues Leben von diesem Tag an. Selig die Stunde vor dem Rabbiner, selig die herrliche Hochzeitsnacht mit Avrejmele, die Wehen bei der Ankunft von Chava, selig die mit Golde – der Wegzug der Älteren mit dem Jossel in die Ferne, in die große Stadt an der Newa, die brennende Synagoge, Prophet Bär in den Flammen, der erschlagene Vater.

Und dann der lange Fußmarsch: mehr als einmal am Zusammenbrechen, der starke Mann, der über drei Werst sie und das Kind getragen, bis mitleidige Bauern ihnen ein Lager bereitet in der Scheune, Warschau, des Gatten liebe Schwester, der studierte Schwager, der Hamburger Hafen, die tausend anderen, jüdischen Menschen, das Schiff, das ablegt nach dem fernen Westen, die Freiheitsstatue, die Cohans, Brooklyn, die Bronx.

Endlich die Enkelkinder, in denen man fortlebt – auch wenn die Relly christlich getauft, Jüdin durch ihre Mutter, die auch sie immer sein wird, der kleine Samy, die neue Generation, die diese Welt wird verändern hin zum Frieden, zum Glück der Menschen. Aller Menschen.



Die Deutschen treten zur Mitte jener Zwanziger (dies vermerkt Frau Manasse in der Cohenchronik) wiederum ins grelle Licht des europäischen wie überseeischen Bewußtseins: sie machen den geschlag'nen Marschall des Weltkriegs zum Reichspräsidenten – jenen Paul v. Hindenburg und Beneckendorff. Jener Akt demokratiefeindlicher Degeneration im Lande des obskuren »Oberst« schreitet Hand in Hand mit der Restauration parafeudaler Vorkriegsverhältnisse: statt der Junkerschaft, der Reaktion die wirtschaftliche, politische Vorrangstellung zu benehmen, beläßt die Republik dieser, die Zeit zornig zurückdrehen wollenden Kaste ihr (seinerzeit wohl legal, den damaligen Gesetzen entsprechend – kaum aber volksfreundlich aufgehäuft) Vermögen, den Großgrundbesitz, die Fabriken. Die beiden (sich feindlichen) Kirchen (und beide doch im hohen Maße mitschuldig am Kriege, da die Deutschen und die Österreicher ja keineswegs nur für Kaiser und Vaterland töteten sondern auch für Gott – den christlichen versteht sich) sind vorherrschend wie zuvor, daß Groß- und das mittelständische Bürgertum hat das Sagen, der kleine, der arme Mann zu kuschen wo es um die wahre Macht geht, die Regierung des Volkes durch das »Volk«.

Ljuba schreibt an Arny nach Berlin, daß sie es ganz einfach für nicht mehr normal hält, wenn die deutsche Nachkriegsrepublik, die Sozialdemokratie gar, den Monarchiegedrillten Militaristen Hindenburg zum Hüter der demokratischen Verfassung bestellt. »Das grenzt schon an Selbstvernichtung!«

Was aber tun die deutschen Hebräer? Ein verschwindender, doch geistig umso wacherer, Part kämpft in Tat, Wort und Schrift gegen die bedrohliche Rückwärtsentwicklung in der Heimat, einer unter ihnen – *»ein kleiner, dicker Berliner wollte mit der Schreibmaschine eine Katastrophe aufhalten.«*

Mit diesen Worten wird einmal ein denkender Deutscher den Feldzug umschreiben des Dr. Kurt Tucholsky. Und dieser Deutsche, der Erich Kästner³⁴ – unehelicher Sohn eines Juden, den er (seltsamerweise) geheimhält und (verständlicherweise) bald geheimhalten wird – reimt nach Abschluß des vierjährigen Verbrechens:

»Wenn wir den Krieg gewonnen hätten
mit Wogenprall und Sturmgebräus –
dann wäre Deutschland nicht zu retten
und gliche einem Irrenhaus.«

Dies Poem endet mit dem Satz: »Zum Glück gewannen wir ihn nicht . . .« – fast aber sieht's so aus, als hätten die »Wirs« den Krieg nicht verloren.

Allein die einflußreichen Israeliten im Lande stehen eben nur zu geringem Teil im Lager des Fortschritts – von den restlos Assimilierten, den forschen Frontkämpfern (die es überlebten) ganz zu schweigen, erweisen sich sogar linke deutsche Juden (oben und unten) als allzu deutsch.

Was war Walter Rathenau, der mit dem Leben bezahlt hat, im Grunde anders als ein restlos »Assimilierter«? Hatte er – der Sohn des Ingenieur Emil Rathenau (Gründer doch des AEG-Konzerns, dessen Generaldirektor Walter dann geworden) nicht de facto die Sache der Rechten besorgt, die Sache des Kapitals, hatte er (und sein Mitstreiter Jakob Riesser, Neffe des Gabriel – dieser weltbekannt geworden durch seine »Kaiserrede« in der Paulskirche anno 1849, da er auftrags der Nationalversammlung Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die gesamtdeutsche Krone angetragen, die der ja nicht gewollt sondern auf seiner Berliner schießen ließ) nicht stets die Juden, die Juden seiner Heimat als einen »*deutschen Stamm wie Sachsen, Bayern oder Wenden*« den nichtjüdischen Deutschen schmackhaft zu machen gesucht, das Ostjudentum abgelehnt, dem er selber entstammte – auch noch als der »*Stamm*« der Antisemiten grausig grölte:

»Dem Rathenau dem Walter
blüht kein hohes Alter!
Knallt ab den Walter Rathenau,
die Gottverdammte Judensau!«

Welch Geschäft am 24. Juni 22 im Berliner Grunewald besorgt.

Und von Cecil Potter, dem Historiker auf die Umstände hingewiesen, fragt Ljuba, die slawische Christin, Schwester des Hebräerhassers Ignac, die den Jan Manasse lieben und die Juden schätzen gelernt:

»Welche Erkenntnisse sind der deutschen Sozialdemokratie erwachsen aus der Ermordung des Hugo Haase, des Königsberger Rechtsanwalts semitischen Geblüts, der – zusammen mit Friedrich Ebert – vor 1914 den Vorsitz im Parteivorstand innegehabt, der sich als überzeugter Kriegsgegner von den Genossen trennte und im Jahre 17 Führer wurde der ›Unabhängigen Sozialdemokraten‹, der am kritischen 9. November 18 die große Mehrheit seiner USPDler gemeinsam mit jenem (dito jüdischen) Dr. Hilferding rückführte in die Mutterpartei, die ›gegen sozialistische Experimente‹ und für eine Cooperation votierende SPD (contra den erbitterten Widerstand allerdings des linken Parteiflügels, voran der Spartakisten, der Rosa Luxemburg und des Liebknecht Karl)?«

Die Manasse forscht aber auch nach den (ausgebliebenen) Konsequenzen deutscher sozialer Demokraten wie ihrer neuen Koalianten auf die Rechtslastigkeit jüdischer, politischer Persönlichkeiten wie dem ersten Nachkriegs-Justizminister Dr. Otto Landsberg von der SPD, den Demokraten Dr. Hugo Preuss, Dr. Georg Grothein und Dr. Eugen Schiffer – abgelöst dann durch seinen Parteifreund, den Dr. Bernhard Dernburg; Akademiker durch die Bank.

Des Dernburg Herr Papa war erfolgreicher Leitartikler gewesen der NATIONAL ZEITUNG wie auch national-liberaler Reichstagsabgeordneter der Bismarckaera, Bernhard seinerseits brachte es zum Großbankdirektor, der kaiserliche Reichskanzler Bülow berief ihn zum Chef der Colonial-Abteilung des Auswärtigen Amts (sogar gegen den Willen Wilhelms), eine energische Afrikapolitik durchzusetzen, bis Dernburg gar in den USA (1915–16) die deutsche Kriegspropaganda organisierte – als dann auch Amerika in den Kampf eingetreten und seine Heimat besiegt, sich dem rechten Flügel der neugegründeten Demokratischen Partei angeschlossen der Unterzeichnung des Versailler Vertrags zuzustimmen refusierte und – wie Schiffer vordem – zurücktrat.

Der – aus Breslau gebürtig – hat Jura studiert, justizielle Laufbahn, Kammergerichtsrat zu Berlin in den Tagen der Monarchie, später am Königlich Preussischen Verwaltungsgericht tätig, noch zu Kaisers Zeiten Unterstaatssekretär im Preussischen Reichsschatzamt, dessen Leitung 1918 zu übernehmen, Finanzminister dann im Kabinett Scheidemann, forscher National-Liberaler – auch dem rechten Flügel der (bravbürgerlichen) DP zugehörig.

Grothein, der dritte Minister mosaischer Mutter in der ersten, der Weimarer Regierung, leitete im Kabinett Scheidemann das Schatzministerium (Domäne, wird gesagt, jüdischer »Goldgeier«), hatte seine Karriere (Neumarkter) in der »Oberschlesischen Berg- und Hüttenvereinigung« von Kattowitz gestartet: Revierbeamter, Berg- rat, Generalsekretär, Syndikus der Breslauer Handelskammer, »Freisinniger« bereits in Wilhelmin'scher Epoche im Reichstag wie Preussischen Landtag (dem der Kaiser so zugetan), ab 18 Mitglied der DP, desgleichen als Minister aus dem Amte geschieden, weil er den Versailler Vertrag nicht bejahen mochte.

Hugo Preuss schließlich. Bis 1918 Staatssekretär im Reichsamt des Innern, dann Würdenträger der Republik, Berliner, bedeutender Jurist, Staatsphilosoph und Historiker (Schüler Otto v. Gierkes), politisch sich zunächst den kommunalen Komplexen der Reichshauptstadt gewidmet als Stadtverordneter, seit 1900 Stadtrat, im Kriege über Anregung des Hauptquartier-Hindenburg Entwerfer einer liberalisierten Reichsverfassung, deren Text auf der einen Seite vor der Öffentlichkeit geheimgehalten, auf der anderen vieldiskutiert wurde; als im November 18 der Rat der Volksbeauftragten die Monarchie (der er doch devot gedient) dann ablöste, forsch in einem (Aufsehen erregenden) Leitartikel des BERLINER TAGEBLATT gegen »jede Art von Diktatur« polemisiert (plötzlich auch die preussische verdammt...), die »Herstellung demokratischer Verhältnisse« zu fordern, der SPD die »gleichberechtigte Mitarbeit des liberalen Bürgertums« offeriert – von Ebert diesbezüglich empfangen. Die Berufung bourgeois Experten an die Spitze der verschiedenen Ressorts der Republik war das Ergebnis dieser historischen Konferenz, der natürlich auch Landsberg beiwohnte.

Er (Preuss) bekam vice versa das »Innere« mit dem – diesmal demokratischen – Auftrag der Ausarbeitung einer Verfassung: Vater somit der Weimarianer. Was den semitischpreußischen Herrn jedoch nicht hinderte (in spiritueller Eintracht mit Dernburg, Schiffer, Grothein), aus Protest gegen jenes »Schanddiktat« abzudanken. Nicht zuletzt des da ausgesprochenen Verbots wegen eines Anschlusses Österreichs an das Deutsche Reich.

In diesem Konnex sieht Cecil noch einen jüdischen Herrn – den ersten Gesandten des neuen, klein- (aber nicht gesund-) geschrumpften *felix Austria* in Berlin: Ludo Hartmann.

Vater Moritz hatte 48/49 bis zuletzt in der National-Versammlung zu Frankfurt pro Einbeziehung »Deutsch-Österreichs« in das Reich der Deutschen plädiert, dies Credo übernahm auch Sprößling Ludo, der seine Rufnamen Ludwig-Moritz (ergo Moritzsohn) aufgenordert gekürzt – und als Dank für seine großdeutsche Einstellung übernahm es das republikanische Wiener Außenministerium, ihn zum Vertreter in der Nachbardemokratie zu berufen.

Jene Bewußtseinspalterei im Rot-Weiß-Rotländchen nistet selbst in höchsten Köpfen einschlägiger politischer Fakultät: SPÖ-Bauer in personam irrt, indem er meint, ein Anschluß seiner Heimat an Deutschland, das nun sozialdemokratisch gesteuerte, würde den Anschluß bedeuten an den internationalen Sozialismus.

Hartmann – so befindet der Potter – ist übrigens der Hauptinitiator dafür, daß (als Symbol der großdeutschen Idee) das Deutsche Reich sich für die Wiedereinführung der alten Reichsfarben entscheidet: Schwarz, Rot und Gold.

Die allgemeindeutsche Genugtuung über all dieser Politiker Rechtsdrall stellt das traurige Ergebnis dar von Ljubas Analyse.



In Wien hingegen, der Stätte, da auch der – überationale – Zionismus seine praktische Physiognomie erhielt, dem Tiegel Ost und West, da Germanen und Slawen, romanische Menschen wie Donauländer, dazu Hebräer aller Himmelsrichtungen »eingeschmolzen« werden, grünt (zaghafte noch aber auf gutem Boden) eine nichtnationalistische Idee. Zwar von der rechten Front initiiert, doch zukunftssträchtig: »Pan-Europa«.

1923 hat's begonnen: der junge Graf Coudenhove-Kalergi (europäische Nobelmischung) legte mit ein paar Sympathisanten den Grundstein zum Gedanken, der (jüdische) Hamburger Bankier Max Warburg gab Geld – 60000 Reichsmark (ein kleines Vermögen zu der Zeit), und Prälat Seipel, der zum Bundeskanzler des Alpenstaats avancieren sollte, dem ganzen seinen Segen.

Drei Jahre danach der erste Eurokongreß in der Geburtsstadt der Campagne, Hoffnungsschimmer dem Erdteil, dem mit dem asiatischen verbundenen, der seit tausend Jahren nicht mehr zur Ruhe gekommen durch kriegerische Auseinandersetzungen zwischen seinen Völkern (mehr deren Regenten, politischen Manipulateuren): Gegenpol vielleicht zum amputierten Völkerbund – der Liga ohne Rußland und den USA.

Keiner der Enthusiasten in Sachen Europa kann ahnen, daß noch in sechzig Jahren – trotz dann teilweise überstaatlichen Programms der West-, Mittel-, Südeuropäer – die nationalen Interessen der einzelnen Hoheitsverwalter wie der (wirklich wild wuchernden) Lobbies hartnäckig gegen die des Bundes werden stehen.



Via Konnexe zu den (von ihren Kommunistenbrüdern arg gehetzten) Bakunisten hören Gavra und der Grieche von den spanischen Anarchisten, dem Generalstreik in deren Heimat von 1917, von Manuel Buenacasa, dem Lehrer der Genossen Ascaso und Durruti³⁵ in jener Sozialismussektionsreligion. Buenaventura Durruti und Freunde waren aufgrund dieses Streiks (zum Teil von ihnen mit aufgezogen) aus der (von Sozialdemokraten beherrschten gegängelten) Eisenbahnergewerkschaft ausgeschlossen worden. Auch erfährt Jossip, daß die Sozis (doch den großen Arbeiterausstand während des Krieges nebenan angezettelt) die Fußangeln legten, die Werknehmer im Lande, deren Aktionen bereits geraume Zeit ihrer Kontrolle entglitten, »an Händen und Füßen gefesselt« an die Eisenbahngesellschaften auszuliefern.

Über diese eklatanten Vorgänge im westeuropäischen Demokratietlager berichtet ein gewisser de Rol (er erzählt auch von jenen Bonzen Caballero, Besteiro, Angiano und Saborit) in einer pseudonymen Kampfschrift der Bakunisten – aus Argentinien in die Sowjetunion eingeschmuggelt.

Zwischen den Einflußsphären ihrer bolschewikischen Großgenossen hin und hergerissen – anfänglich doch den Trotzlisten befreundet, dann in Litwinows Kreise geraten, dort jenen Stalin kennengelernt und geschockt ob dessen eiskalter Schachzugpolitik, die man unter vier (bisweilen auch mehr) Augen schlichtweg als Intrigantentum, machthungrige Machination bezeichnet – ist das Ludinowoer Paar (wie so Viele) im Sinne des momentanen ZK nicht gefestigt. Dazu ist Stalin seit 22 Generalsekretär der KPdSU, zwei Jahre später empfahl der todkranke Lenin in seinem Testament, man solle den Georgier durch einen Mann ersetzen, der »tolanter, loyaler, höflicher, den Towarischi gegenüber weniger launenhaft«. Welch weisem Vermächtnis zum Trotz der Dschugaschwili des Uljanow Nachfolger wird, der »rote Zar«. Und er schickt sich – Mitte der Zwanziger – an, den Kommunismus, den Marxismus zum »Stalinismus« zu pervertieren.

Am schlimmsten scheint unserer Gavrina die Absetzung Trotzkis als Kriegskommissar. Seine These von der »permanenten Revolution« leuchtet ihr ein, die seines (nun allmächtig werdenden) georgischen Gegenspielers »Sozialismus in einem Lande« eher nebulos.

So erlebt unser Cohen-Biselechis-Gespann den ersten Fünfjahresplan ihres Anführers und seiner (noch) höchsten, hohen Mitarbeiter (Rykow, Bulgarin, Tomski³⁶) als Menschen aus ländlicher Gegend, die um die Nöte und Sorgen des russischen Kleinagrariertums, der armen Bauern wissen, welche doch an zweiter Stelle (hinter den Arbeitern) den neuen Staat tragen, mit gemischten Gefühlen. Denn der Kernpunkt jener 5jährigen Aktion ist die Sozialisierung der Landwirtschaft des Sowjetstaats, die nur blutig – verbunden mit der Liquidierung Tausender, dem Tod von Millionen, die schlicht verhungern oder in diesen inneren Kämpfen umkommen – über die Bühne geht. Die Bauern wehren sich verzweifelt, mit dem Mut der Verzweiflung wahrlich gegen die Kollektivierung³⁷ – nicht aus sogenannten konterrevolutionären Erwägungen, wie die Schergen Stalins ihnen unterschieben und sie dementsprechend dezimieren, sondern aus Gründen der bäuerlichen Notwendigkeit: den Gegebenheiten für die kleinen, Kleinstunternehmer (der Groß-Land-Grundbesitz ist ohnedies enteignet, wird als Kolchosen kollektiv verwaltet, beerntet), denen ebenjene Kollektivierung praktisch all den Lebenssinn nimmt, die Basis raubt, das Lebensnotwendigste selbständig zu produzieren.

»Was –« so fragt Chava den Ihren, der in der Zweierbeziehung stets die treibende Kraft gewesen politischer Gedanken hin zu einer Überzeugung »– ist denn nun eigentlich der Unterschied zwischen dem weißen und dem roten Väterchen...?«, und Jossip, der (trotz aller Fakten, aller arger Erfahrung) nicht an den bösen Vorsatz seines Parteiführers glauben will, versucht der Frau und Mitstreiterin dessen Vorgehen zu rechtfertigen: man müsse, und es sei nun mal, und was dergleichen Phrasen mehr. Chavele aber folgt ihm nicht. Sieht ihr Mütterchen Rußland vom Regen in eine tiefe Traufe geraten – und auch von ihren jüdischen Landsleuten hört sie wenig gutes über die Art, mit welcher denen die neuen (oft alten) Apparatschiks, jetzt eben Dorfsowjets begegnen. Wie den christlichen Gott wollen die auch den jüdischen töten: »Opium für das Volk« verhöhnern sie den Glauben, die Sehnsucht nach einem besseren Leben, jenem postirdischen, und sie steckt mittendrin in diesem Teufelskreis, der – so Vater und Mutter noch in der alten Heimat wären – auch diese vernichten müßte. Denn die würden ihre Religion nie opfern einer neuen, die Blut und Tod predigt, sät, erntet.



»VOLK OHNE RAUM!«

Dieses der Wahlspruch der unentwegten Kolonialisten – nun auch nicht Wenigen der jungen Republik.

Der Raum, der (angeblich) ohne Volk, ist das »*deutsche*« Afrika: spät – Jahrhunderte erst nach den anderen Eroberern, den spanischen, britischen, holländischen, portugiesischen, französischen, belgischen, italienischen – kolonialisierte das Deutsche Reich (unter Bismarck natürlich) Teile des Schwarzen Kontinents; entgegen den geschäftstüchtigeren Amerikanern, die sich da leichter taten, ganz einfach die Menschen aus diesem Raume rauben ließen und sie zu Sklaven machten, begnügten sich die frommen Deutschen, die Kaffern umzuerziehen zu gläubigen Christen (der Deutsche erzieht nun mal mit Leidenschaft!), sie zu Dienern, Kleinsthäuslern und selbstverständlich auch zu Soldaten zu machen. Die (schier unvorstellbaren) Grausamkeiten der neuen Ausbeuternation – begangen an Ort und Stelle (anstelle Verschleppung ganze Negerstämme ausgerottet), versteht man hypokritisch der Welt zu verheimlichen. Der Süden des riesigen Erdteils längst von den (nicht minder heuchlerischen) Niederdeutschen unterjocht, deren Standpunkt man teilt, deren Anführer (voran jenen Oom Kroeger³⁸) man verehrt. Unverhüllt dreist wird im Land der schwarzen Menschen (auch von den übrigen weißen ›Herren‹) eine Politik der krassen Ungleichheit getrieben (im Namen Christi!) – eine Unmenschlichkeit, die in die menschenverachtende ›Apartheid‹³⁹ mündet.

Da hat das Zweite Reich sich Mitte der Achtzigerjahre des verflorenen Jahrhunderts »*interessante Territorien*« Südwest- wie Ostafrikas einverleibt, Gegenden, in denen etwas zu holen: Bodenschätze, Elfenbein, Kolonialwaren.

Rund 70 Millionen leben nun in den Grenzen des Nachkriegsdeutschland, der Republik, etliche Millionen im Osten sind zu »*Volksdeutschen*« geworden – Wolgadeutsche wie Ost-Schlesier, deutschstämmige Polen: »*Polenpreußen*«; zuzuzählen die strammen Sudetendeutschen, die sich eigentlich »*Sudetenösterreicher*« müßten nennen. Aber man fühlte da stets deutsch, vordem eben deutsch-österreichisch, spielt (ist bisweilen auch de facto) diskriminierte Minderheit – durch gewisse Agitatoren von rechts aufgehetzt gegen die Tschechen, Slowaken, Böhmen. Und natürlich gegen die Juden.

Jene 70 Millionen nun, die im Reich verblieben (die Majorität derer) fühlen sich also ohne Raum. Wiederum von den »*rechten*« Mitdeutschen zu ebendieser Annahme verleitet. Ljuba Manasse und Cecil Potter, die das Problem von außen sehen, untersuchen können (nicht den Sprüchen der Raum-Manipulatoren verfallen), sind sich einig, daß das ganze eine dreiste Politlüge darstellt: Raum ist in Deutschland *in concreto*⁴⁰ ausreichend vorhanden – man lechzt schlicht nach den Schätzen, die das einstige Kolonialreich »*verwaltete*«, und die jetzt nur teuer zu erwerben von jenen Mächten, die Deutschlands afrikanische Besitzungen unter sich aufgeteilt. Den Siegermächten. Da wird der Schlachtruf nun umfunktioniert zum Expansionstraum Richtung Ost – denn die schwarzen Räume eines Tages wiederzuerobern, wär' denn doch ein zu abenteuerliches, schlecht zu verkaufendes Ideal. Was wunder, wenn auch der paranoide Phantasieschub Adolfs und seiner braunen Bagage⁴¹ in Direktion Europas Osten trägt, die »*Brüder und Schwestern*« dort vom »*slawischen Joch*« zu befreien, sich das weite, fruchtbare Land bis hin zur Ukrainischen Kornkammer zu ersehnen, auf die Österreich anno 18 mußte verzichten.

Daß aus solch Wachträumen bald Realität würde, kann die Chronistin kaum ahnen.



*Herr Oberst Manfred Kern
Geschäftsführer und
Hauptgesellschafter
der Firma »LEDER KERN«
und
Fräulein Ingeborg Omack
Prokuristin daselbst
geben ihre Vermählung bekannt*

Diese Anzeige erhält Ljuba erst zusammen mit einer zweiten aus dem Cohenhaus Alte Pasewalcker Straße Nr. 87 am Jahresende – desselben knapp, nüchtern.

*Herr und Frau Manfred und Inge Kern
beehren sich die Geburt ihrer
Tochter Karoline
anzuzeigen*

Stettin, 14. Dez. 1925

Arnold, einziger Sohn des Wiederverehelichten, hatte die Heiratsanzeige bereits im Frühjahr in Händen, ein Glückwunschtelegramm abgesendet – und als er jetzt von seiner Halbschwester erfährt, kommt ihm eine Ahnung, die durch einen langen Brief Tante Manasses noch genährt. Ljuba übermittelte ihm anlässlich der Eheschließung des (immerhin schon sechzigjährigen) Vaters, des Wittwers nach Mutter Gina, die Geschichte seines Ahnen Ephraim aus der Chronik: wie der im Alter nochmals eine Frau nahm (auch eine Jahrzehnte jüngere), wie er desgleichen einen zweiten Nachkommen zeugte, wie er diesem das Ledergeschäft vermachte – den Erstgeborenen (unter Mißachtung aller Rechte) auszubezahlen.

»*La sforza del' destino*«⁴² nennt's die Verdiverehrerin, die Chronistin dann, als Manfred Kern nach Geburt von Karoline (getauft natürlich, weit davon entfernt ein jüdisch Kind zu sein) wahrhaftig einen notariellen Akt in die Wege leitet, welcher bestimmt, daß sein Sohn Aaron-Arnold in den Genuß einer Summe von einhunderttausend Reichsmark (Bruchteil des Wertes des 150 Jahre alten Unternehmens) solle kommen nach seines, des Testator Ableben – die zweitgeborene Tochter aber ab sofort Inhaber sei seiner, des Verfüggers Gesellschafteranteile an der Firma.



Prohibition. Das US-Alkoholverbot schafft Millionengewinne. Den *Bootleggern*, den *Speakeasys*.⁴³

Vic Colder kann zu beiden Interessentengruppen gezählt werden: er mischt mit im Schmuggel und der Erzeugung (in abenteuerlichen Schuppen und Badewannen italienischer Freunde wird der Stoff auf abenteuerliche Art gebraut, so er nicht aus dem Ausland – hier in Chicago von den »*rum-runners*«⁴⁴ mit abenteuerlichen Cargos über den Michigansee aus Canada – eingeführt), und er hat ja so eine Flüsterkneipe im Centrum des *Big Business*. Das »Little Palermo«. Zuerst war Goldy so dagegen gewesen wie beim »*Haschzirkus*«, dann aber sah sie, daß ihr Vittorio kaum mit der Spritze unter'm Zweireiher den Saft an Land oder vom Lande holt, sondern als einer in der langen Reihe der handelnden Vordermänner für seine inselithakischen Landsleute werkt.

Die Konkurrenz in diesem Geschäft stellen jene Macs, unter denen (auf exponierten Stühlen) sich Juden hervortun. Deren einer, der berühmtberüchtigte Jack Diamond (als Jochanaan Diamant rein russischer Herkunft wie die Golde), umringt von einem *Halbdutzend* dieser *Zweizentnerschränke*, »*Gorillas*« wie sie gerufen werden, stattet eines hochprozentigen Abends der Kneipe seinen Besuch ab. Noch ganz friedlich. Von seinen Spaghettikollegen invitiert: einer will dem andern schlicht Tricks und geheimes Wissen entlocken um den neuen Job.

»*Get me this Colette!*« befiehlt der Diamond einem seiner *bodyguards*⁴⁵, und der baut sich an der Bar vor Goldy auf. »*The boss like you, Frenchy...*«⁴⁶

Mistress Colder nimmt das gar nicht so krumm, fühlt sich gar ein wenig geschmeichelt, daß der große Gangsterchef ihr – wennauch auf solch schnoddrige Schießseisenmanier – seine Verehrung übermitteln läßt, Mister Colder aber sieht das anders. Scharf schießt ihm das Sizilianerblut in die Halsschlagader, er tritt auf Jack zu – dermaßen drohend, daß dessen Hirten unisono ihre bratpfannengewaltigen Greifer an die Gürtel führen, der Gast weiß gar nicht was das alles soll, bis Vic zwischen den Zähnen, den goldveredelten hervorpreßt: »*This Colette is by the way...*«⁴⁷ – doch weiter kommt er nicht im Satze, denn die Seine (mit sich'rem Blick die Bleihaltigkeit der Bekanntschaft durchschaut) klärt auf ihre Art.

»Nu – Adòn Diamant, vaschtajt Ihr nisch ka Witzn mehr...?«⁴⁸

»Oj-joj-joj ... a jiddisch Kind?!«⁴⁹

Jack lacht hell heraus, umarmt den Colder, und die Kanaken lassen die Kanonen im Halfter. Man nimmt zu Dritt a Schlickerle, läßt sich hochleben, küßt sich am Ende – wobei der Boss die Colette wie eine Schwester umhalst, den Vic nicht abermals auf die Palme zu bringen.

Und zu guter letzt nimmt der Zwischenfall für Herrn und Frau Barmanager noch einen recht erfreulichen Ausgang: Mr. Diamond fragt an, ob Vittorio nicht in einem (lohnenden) Metier sein Partner wolle werden – er hätte da ein paar Anteile aufgekauft an einer Agency, die just mit dem operiere, was so ein Nightclub wie das Palermo eben benötigt: *Musicians, Singers, Sweetgirls*⁵⁰.

Also wird Vic Colder im Nebenberuf Impresario, welch Tätigkeit ihn und Goldy bald auf große Fahrt soll führen.



Die Mitte jener hektischen, röhrenden, gierigen Zwanziger-Jahre sieht – außer den, weiter um ihren Sozialismus streitenden Moskauern (nagender werden Chavas Zweifel um die Sache, immer eindringlicher bringt sie diese ihrem Jossel zu Gehör) – den Cohenclan plus Seitenlinien in einer Art Wartestellung, die als solche kaum empfunden. Worauf sollte man schon warten? Das Kriegsende hat man abgewartet, erträumt sich nun eine, weiter anwachsende Prosperität – nur Trude und Fritz, die alten Wiener wie ihr kampfeslustiger Sohn Eli sind weiter in Erwartung, Erhoffung der Erfüllung ihrer Zionssehnsucht: des Staates am Gestade des Levante-meers.

Doch sorgt die politische Entwicklung in Deutschland, die Inthronisierung Hindenburgs (von Manfred und seinem neuen Anhang verständlicherweise aus vollstem Herzen acclamiert) für eine gewisse Unruhe, bei welcher jedoch nicht auszumachen, nicht zu erfüllen, was diese Welt in Zukunft noch alles erwartet.

Allein Gelehrter Cecil, der nicht nur aufmerksam den großen Streik auf seiner Insel vom 26er-Jahre verfolgt sondern den Blick auch scharf auf Cousin Kerns Heimat wirft, macht aus seinem Herzen keine Mördergrube.

. . . ziehe ich Bilanz aus den Nachkriegsereignissen im, doch besiegten, Deutschland: Ablehnung des Friedensvertrags, schlechthin Leugnung der Kriegsschuld (nicht allein durch die Hartgesottenen, Ewiggestrigen), weithin verbreitet Verkennung der Umstände, die zum Kriege doch geführt, Morde der deutschen Rechten an Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Mathias Erzberger, Hugo Haase, Kurt Eisner, Gustav Landauer, Eugen Leviné, Walter Rathenau, Erstarken der politischen Reaktion verblendeter Weltanschauung, Hindenburg, Hitler.

Denn der Potter bagatellisiert (entgegen der breiten Weltöffentlichkeit) in seinem Brief die aufkommende »*Bewegung*« der deutsch-Völkischen hin zu Faschismus nicht.

Auch in Wien ist die Zeit nicht wenig wirre. Politisch, privatim im Cohenkreis.

Was nicht legitimistisch denkt («*Unser Motto: Kaiser Otto!*»⁵¹) wie die Herrin der Hietzinger Villa und ihr Eduard, spielt (ähnlich der Landauer Else) auf tolerant, mit jedermann gut auszukommen – der Richard »is' überhaupt nix...« wie diese, seine Schwester sich ausdrückt, seine Religion (neben Relikten der mosaischen) ist die des guten Lebens, der Karriere, und Großmama Antonie, seine quasi – Stiefmutter (ihren Achtzig nahe) schwärmt von den guten, alten Zeiten, die sind mit Franz Joseph für sie verweht, sie wartet ihre Zeit ab in der, Zeit ihres Lebens im Familienbesitz sich befindlichen, Wohnung in der Klosterneuburger Straße, Ecke Mathildensplatz, der jetzt (in der kaiserlosen, der schrecklichen Aera) umgetauft auf den Namen des großen Physikers Gauß. Trixi Nagy (blendende Anfangsvierzigerin) werkt weiter als Choreographin an der Oper, die nun nicht mehr Hof- sondern Staatsoper heißt, ihre und Richards Tochter Kitty ist Solotänzerin geworden mit Volksoper-Engagement (Musikhaus am Währinger Gürtel).

Die Beiden stecken so drin in ihrer terpsychorischen Arbeit, daß sie von Politik und gesellschaftsverändernden Kräften wenig wissen. Wie die meisten der Truppe Thaliens in Österreich, in Deutschland.

Neben Berlin ist die alte Kaiserstadt »die« Stadt des deutschen Theaters, der (auch in Europa publikumswirksamer werdenden) Flimmerwirtschaft. An allen Ecken und Enden wird gekurbelt, aus Budapest kommen die einfallsreichsten *Scriptwriter*⁵², man ist vorzüglich Jude, betrachtet das Filmeschreiben in Österreich als Zwischenstation auf der Reise nach England, Hollywood – und nahezu jeder dieser Könner wird eines Tages tatsächlich in London oder Los Angeles landen. Und ein blutjunges, wunderhübsch-hebräisches Mädchen aus Wien-Döbling mit dem schönen Namen Hedwig (Tochter eines Bankmanns, der weniger an der Börse, mehr im Casino Zögernitz Karten spielt) macht – in paradiesischer Nacktheit – Filmgeschichte. Noch heißt sie mit Vatersnamen »Kiesler«, bald wird sie sich »Lamarr« benennen.

Ein Bruchteil doch der Traummenschen denkt in eine weltanschauliche Richtung (ausgenommen die der guten Gage, des Aufhäufens seines Sparkontos) – die Majorität (wie jene Käthe v. Nagy, die Trixicousine) gibt sich unpolitisch: Schauspieler, Regisseure, Drehbuchautoren und voran Produzenten. Was in naher Zukunft zu den seltsamsten menschlichen Reaktionen soll führen.

In der alten Comrier Kapelle (Tradition doch der Dynastie), da einst Sir Hugh die Saskia, die Cohentochter zur Frau genommen, heiraten Cecil und Rhonda. Der Bräutigam ist (desgleichen *Potterlaw*⁵³) hoch in seinen Fünfzig, die Braut fünfundzwanzig jung – und im Jahr drauf erblickt der britannische Nachkomme der Mischpachà das Licht Britanniens: erstmalig seit Epochen auf dem Schloß in Schottland ein femininer. Margret. Ausersehen ihren Nobelast dem Stamm des alten, biblischen Baums dereinst wieder aufzupfropfen.

Die deutsche Linie unserer Sippe schickt sich an, wennmöglich noch deutscher zu werden denn zuvor, das Ledergeschäft floriert, der böse Bolschewismus scheint weitgehend gebannt im Lande. Die Mädchen Maggie und Karolin – Sprosse gleicher Sippengeneration – werden diese Welt so unterschiedlich erleben, daß man meinen möchte, nicht Kinder derselben Art vor sich zu haben.

Zur nämlichen Zeit verändert sich die Basis des Daseins der Beatrix v. Nagy in Wien (durch den Kindsvater, den Richard uns'rer Sippe doch ein wenig verschwägert) von Grund auf. Wie so vieles im Leben beginnt alles sehr profan: Trixi hat Zahnweh. Also wird sie von einer ihrer Ballettdamen zu Dr. Robert Liebmann rekommandiert, dessen Praxis am Donaukanal gelegen – der Dentistendoktor repariert den Schaden, plaudert (während seine fesche Patientin zittert aus Angst vor Schmerzen, die sich nicht einstellen, weil der Arzt so geschickt arbeitet) mit Witz und ein wenig (jüdischer) Weisheit über die Zeichen der Zeit, Beatrix kommt wieder zur Nachbehandlung der Plombe, wiederum flirtet Dr. Liebmann mit ihr, bittet ihn doch „Bob“ nennen zu wollen, entpuppt sich (welch Parallele) als Vater ohne Mutter (an Leukämie gestorben), sie gesteht ihm die erwachsene Tochter, Bob's Mädel ist erst 5, wird von der guten Frau Oberndorfer umsorgt, die sich auch um die Pflege von Wohnung wie Ordination bekümmert.

Ein liebes Wort gibt das andere, in einer Bohrpause lädt Bob die Trixi (das »*Frau von Nagy*« ist dito gefallen) auf einen Cognac nach hinten ein, glänzt da mit seiner Gertie in frischgedrehten Flaschenlocken.

»*Warum geht das Mäd'l nicht ins Kinderballett?*«

»*Ist sie denn schon alt genug?*« fragt der Gastgeber zurück, und als der Besuch bejaht, jubelt die Kleine.

»*Hurra! Werd' ich da a richtige Tanzerin??!*«

Trixi ist im Frühling Vierundvierzig geworden, Bob ein Jahr jünger. Sie fühlt bei der Unterhaltung unversehens, wie sehr sie doch eine richtige Familie mit Ehemann vermißt, er – der humorvolle Witwer mit den Hobbies Schach und Aquarien (das Wartezimmer ist voll Fischlein) – denkt daran, wie traurig doch seine Gertie eigentlich sein muß ohne Mutter (und er ohne Gattin).

Resultat der beiderseitigen Überlegungen und Gefühle: das Kind wird ins Corps de Ballet, Abteilung Elèvinnen der Volksoper eingeschrieben (Leitung: Lia Ducca, Kittys Kollegin), das »*Fräulein Tochter*« begutachtet den »*Zahnklempler*« nach einem »Carmen«-Besuch des jungen Paares (die Nagy wirbelt als Anführerin der Zigeunermädchen über die Bühne) bei einem Gulasch und anschließenden Topfenpalatschinken, und Bobs ganze Mischpoche wird da durchgehechelt: Lilly Liebmann war Christin, ist vor ihrer Verheiratung zum Judentum übergetreten, Gertie mosaisch erzogen – –

»*Schon an Wiederverehelichung gedacht...?*« will Kitty frech wissen vom Verehrer ihrer schönen Mama, und die errötet wie ein junges Mädchen, dessen Galan von der Mutter examiniert.

Drei Monate nach diesem kleinen Souper (Bob dachte nun wirklich Tag und Nacht an eine neuerliche Eheschließung) wird Fräulein Beatrix v. Nagy Frau Liebmann. Man tritt vor den Standesbeamten, nicht vor den Rabbiner (die Braut ist katholisch geblieben) – welche Entscheidung ein Jahrdutzend danach beitragen soll zur Lebenshaltung des Bräutigams.



Die – alarmierend ansteigende – Arbeitslosigkeit in Deutschland und Österreich ist ein Fressen für die Ultrarechte. Hatte man bisher rigoros den Juden in die Schuhe geschoben, was an Übel und »*Unterdrückung des Deutschtums*« alles so anfiel, sind's jetzt der Semitismus und der Marxismus (jener Prügelknabe soll ein hohes Alter erreichen), die für das Elend herhalten müssen.

Wieder sticht ins Auge, daß das deutsche (wie das österreichische) Proletariat keineswegs in seiner Mehrheit im linken Lager steht: massiv zumeist suchen die Arbeitslosen der Zeit, des Systems der Krisenmacher ihr Heil in den Reihen der Nationalsozialisten, die bald – gemäß Titelzeile des, allerorts gellenden, Fahnenliedes ihrer SA – wirklich als »*fest geschlossen*«⁵⁴ gesehen werden können: die »*Sturmabteilung*«. Diese Kampftruppe der Nazis (so Hitlers Parteigänger jetzt nur mehr genannt) wird in einem der zahlreichen, zäh geführten Zusammenstößen mit Kommunisten einen ihrer Männer verlieren: den als üblen Schläger und Zuhälter polizeibekanntem Wessel.

Eine andere (eher glaubwürdige) Version über sein Dahingehen lautet auf »*Abstechen*« huröser Gründe wegen. Horst Wessel, der bald als Held und Märtyrer durch Absingen jenes Brüllsongs gefeiert werden soll.

Arny in diesem Berlin weiß von den Blutigkeiten nicht gar so viel – wie hunderttausend Landsleute der, ach so gehobenen, Society auch. Er hört zwar laufend von Keilereien der Roten mit den Braunen und der Polizei, die aber spuken zumeist in den Arbeiterbezirken der Stadt (Wedding, Moabit, Neukölln) übers Pflaster; am Kurfürstendamm, im Westen, der lebenslustigen Stadtmitte um die Friedrichstraße herrschen friedensgerechtere Zustände. Wenn auch da und dort ein Mensch mit einem Pappschild um den Hals – **NEHME JEDE ARBEIT AN** – auf seine Lage (und die von Millionen im Lande) aufmerksam machen will und, hurtig von strammen Schupos aus dem Verkehr gezogen, abgeführt wird, die Ruhe der Reichshauptstadt nicht zu stören.

Vater Kern in Stettin und die Seine, die treuvölkische Ingeborg, verweisen die Hakenkreuzstraßenschlächter ins Reich der Linkspropaganda, oder sie rechtfertigen die SA-Prügler, die »*Rollkommandos*« mit Notwehr – gegen die Radikalsozialisten natürlich, die der Oberst ja hautnah kennengelernt, als sie (die russischen) ihm die Freiheit aus der Kriegsgefangenschaft wiedergaben ohne ihm auch nur ein Haar zu krümmen.

Dies Trauma: das kampfflos begnadigt worden sein, soll Manfred noch Jahre quälen.

Und die zum Himmel dröhnenden, wilden Schwüre der Nazis, den Juden den Gar auszumachen, werden von Kerns und allzuvielen anderen, rechtsblinden Juden Deutschlands (und Österreichs, wo die Umtriebe der Faschisten desgleichen blühen) als »*Auswüchse der Straße*« kommentiert, darüber hinaus ist Herr Lederwarenhändler doch Christ, hat fast schon vergessen, wo sein Vater herkam (aus dem Israelitischen Waisenhaus nämlich), daß seine Mutter einst eine fromme Frau gewesen. Bis ihm – in nicht ferner Zeit – »seine« Kommunistenfeinde die deutsche Nase blutig auf diese, seine Abstammung werden stoßen.

In Wien ist ja die Brisanz politischer Entwicklung ebenso offenkundig – da jedoch nimmt man den Extremtrend der Gesellschaft (so man ihn nicht bejaht) schon gar nicht zur Kenntnis.

»*Wann sich die Herr'n Nazis und die Herr'n Kummerln⁵⁵ die Köpfe einschlagen – laßt sie doch. Was geht das uns schon an?!*« der (überhebliche) Spruch Eduard Kahns bei einem Familientreffen mit Anhang, das – von Else inszeniert – in der Nußwaldgasse stattfindet.

Irgendwie als Dank für die mannigfaltigen (kaum tief dotierten) Finanzspritzen der diversen Verwandten, die dem Gatten ins Brennstoffmetier verhalfen, hat Frau Wollak alle Lieben zu einer Jause nach Döbling eingeladen – man hat die Maurer-Villa gewählt, weil die Gastgeberin da doch einst zu Hause und das Speisezimmer ihrer Alsergrundwohnung nicht alle Cafétrinker und Cacaokinder zu fassen imstande: Rosalie samt Sohn, Trixi und Bob, die Töchter Kitty und Gertie, die Wollakfamilie mit den beiden Buben, Oma Toni wie endlich Else selbst und Hausherrn Richard.

Die Kitty bemuttert die Gertie, die den – noch winzigeren – Peter, und Hansi hämmert derart auf's Verlagspiano ein, daß der Schlagobers in den Baisers in Gefahr gerät zu gerinnen. Dann dürfen die Kinder in den Garten, und die Erwachsenen können zum Ernst des Treffens übergehen. Jeder ein Experte...

Am informiertesten noch zeigt sich Dr. Liebmann – wohl durch seine Schachbesessenheit zum Denken geprägt. Er sieht die Gefahr des Vor- und Nachkriegsdeutschland (und Österreich), die der Reaktion kaum gebannt, eher in den Zwanzigerjahren noch eskaliert – attacca kriegt er Contra von Rosalie und Eduard, Richard hält sich zurück, Johann erteilt beiden Seiten seinen Segen, Else wirft ein paar Fakten (gemäß ihrer sozialdemokratischen Vergangenheit) in die Debatte, wird – ein wenig halbherzig – von Trixi unterstützt, Tochter Kitty weiß gar nichts, will gar nichts wissen (wie die Masse der Österreicher), und Großmama Antonie beginnt ihre Vorlesung mit dem Satz: »Also wie der gute Kaiser noch gelebt hat...«.

Über das Semitenproblem gehen die Meinungen ebenfalls auseinander. Sind auch alle Anwesenden mit diesem konfrontiert, wenn sie selber eben nicht jüdisch: Rosalie ist doch Tochter eines (wennauch edlen und getauften) Juden, Edi Sohn eines israelitischen Vaters, Trixi hat – nach ihrem Kind mit einem Juden – nun auch einen mosaischen Gatten, Kitty den jüdischen Papa und Johann Wollak eine aus der Mosesgemeinde ausgetretene Ehefrau. Und für Mama Kahn gibt's politisch wie rassistisch überhaupt kein Problem.

»Der Hitler, der Anstreicher wird mit seinen Nazis die Welt auch nicht verändern...«

Doktor Maurer, der Erfolgreiche sieht das Ganze nur von seiner Warte aus, der der »Branche«, da die Nichtarier ja den Ton angeben, Oma Toni erinnert sich der Rede ihres verstorbenen Bruders in der Sylvesternacht von 1899 und seufzt sorgenvoll, Gastgeberin Else will nicht viel sagen – aus falsch verstandener Rücksichtnahme auf ihren Herrn Johann, und der beruhigt seine alttestamentarische Verwandtschaft mit der Versicherung, es gäb' auch immer noch einige Nichtjuden, die anständig seien.

Nach dieser hohen Selbsteinschätzung des arischen Großkaufmanns von semitischen Gnaden atmet Alles auf und meint, die Sache würde sich schon zum Guten wenden.

In Amsterdam wird angebaut. Am Haus des Sippenzweigs in der Rathausstraße.

Henk und Moss haben ein Anwesen um die Ecke, das als stark renovierungsbedürftig (ebenfalls aus Rembrandts Zeiten) preiswert *te koop*⁵⁶ stand, erworben: die beiden Gebäude grenzen mit einem Teil ihrer Hinterfassaden aneinander, umschließen den kleinen Garten, in welchem der Gründer der niederländischen Cohenlinie, der Jacov aus Polen einst seine letzten Tage zugebracht.

Man läßt den neuen Besitz mit großem Aufwand instandsetzen. Im Erdgeschoß kann nun die *Galerieklientzi*⁵⁷ ebenjenes Gärtchen durchschreiten (als Palmenhaus überdacht), dahinter die schönsten der Stücke ins Auge fassen, in der dritten Etage wurde eine tragende Mauer durchbrochen und mit wuchtigen Bohlen abgestützt – auch von da den neuen Hausteil erreichbar zu machen.

Anläßlich der Einweihung dieser Räumlichkeiten veranstaltet man eine Festivität, auf der der Bürgermeister der Stadt in einer weihvollen Ansprache an die, in den Jahrbüchern Amsterdams vermerkte, Inauguration der Galerie van Kaan vor zweihundert Jahren (1738 genau) erinnert.

Anders aber als Ururgroßvater Paul, der zu jener denkwürdigen Stunde die Leja aus Leiden geehelicht, ist Mozes Freigesell, wiewohl er den Dreißig zuschreitet. In diesem Punkt kommt er nach dessen Enkelsohn Hendrick: auch er hat (trotz jugendlicher Jagden auf diverse Schürzen) ein wenig Scheu vor der Weiblichkeit, läßt sich weder von seiner Mutter drängen noch von Henk, der dies auch gar nicht tun würde – so sehr vermag er sich einzusehen in die Gedanken, Gefühle seines Ziehsohns, seines besten Freundes.

Natürlich ist auch Moss' Blutsbruder Arny invitiert – aus Berlin angereist, und weder er noch die lieben Kaanleute können ahnen, daß kaum anderthalb Jahrzehnte nach diesem, Aufsehen erregenden *feestje*⁵⁸ die Tatsache, daß man das Keizersgrachthaus dazugekauft, das Leben des niederländischen Sohnes der Familie wird retten.



»D'ya guess we can sell a chick with just a fruity loincloth around her hips to the Krauts??«⁵⁹ will Vic Colder von der Gattin wissen, da eine ebenholzfarbene Tänzerin-Sängerin in der Agency aufgetaucht ist und nun im »Palermo« die Herren von den Stühlen reißt.

Partner Jack hat über einen Strohmann in Berlin Geld gesteckt in einen Schuppen dort (in Kompensation gegen guten, deutschen Harten) – und die Schwarze könnte da doch eigentlich Furore machen bei dem US-Tick, den das teutonische Showbusiness zur Schau trägt. Auch Goldy sieht keine Hinderungsgründe: *topless* müsste die geilen Germanen ja reizen. Josephine Baker.

Ein Monat nach diesem Gespräch ist die Sache angeleiert. Die Colders haben für Septemberbeginn eine Kabine gebucht auf der »Prinz Eugen« (von der – jüdischen – Ballinreederei) nach Hamburg, wollen die Reise der Cohenwanderer von 1900 in umgekehrter Direktion unternehmen – und nicht als arme Emigranten, nein: als Topmanager.

»Berlin – here we come!«⁶⁰

Der guten, runden Luisa werden vier wohlverdiente Urlaubswochen (bezahlt) zugesagt, die Truppenverschiebung kann beginnen. Sam und Relly fiebern New York entgegen: sie werden ihre Gran-nys – Giuseppa und Becca – auf den Kopf stellen, die Granpas – Umberto und Abe – um Taschengelderhöhung anzapfen wegen der Mehrkosten in der Stadt der *skyscrapers*.⁶¹ Und die Cahns sind glücklich, die Kinder abzuholen, die City von Chicago zu besichtigen, ein paar Tage auszuruhen von »A.C'.s«. Izzi wird den Laden schon solo schmeißen. Und endlich wird der gesamte Clan gemeinsam nach New York reisen, von wo das Schiff ja ablegt.

Golde pickt die alten Eltern vom *Greyhound*⁶² auf.

»What's the matter – will Pappa Chicago conquern...?!«⁶³ fällt Signora Coltrone den Beiden um den Hals, staunend über die Adjustierung ihres (immerhin hochbejahrten) Vaters: karierte Hosen, offenes Hemd, Schirmmütze, riesige Sonnenbrillen.

Uncle Sam himself.⁶⁴

Mamme Cohen schüttelt ihr weißes Haupt über die Kleidung des Gatten – wie sie's permanent tut seit er die Ausrüstung bei »MACY'S« erstand, doch unser Abe, der ungebeugte Gigant läßt sein Rivale sich mokieren: Hauptsach' er fühlt sich wohl; und das tut er, indem er sich so gibt wie die anderen amerikanischen Herren seines Alters, die bis ins hundertste mimen, als wären sie immer noch hinter jenen *chicks* her wie die Josy. Grund offensichtlich für seine Kostümierung. Denn Mr. Cahn hofft doch sehr, die halb-nackte Attraktion der *floorshow*⁶⁵ des »Palermo« ins Auge fassen zu können. Und seine Mistress ist nicht *jealous*⁶⁶ – ihr Avrejmele mag schau'n wohin er will: sie weiß, daß er nur sie liebt, und das schon an die fünfzig Jahre ohne Unterbrechung.

»*Sissinju – look what Granny brought you!*«⁶⁷ holt Oma Becca einen riesigen Panda hervor, der ihren ganzen Koffer ausgefüllt hat. »*Teddy*« wird Aurelias Gefährte werden – sie soll den Bären bis ins hohe Alter mit sich herumschleppen.

Und die Baseballmütze (von Opa natürlich mit Schläger und Bällen angeliefert) wird Sammy noch im Bett aufbehalten.

*Evening*⁶⁸ im »Palermo«.

Nur weil Mrs. Kahn sich eine geschlagene Stunde im Bad eingeschlossen und immer wieder geschworen hat, nicht herauszukommen, bis Mr. Cahn Karobeinkleider, Brustfreishirt, Maurice Chevalierstrohhut (die Amis finden nichts daran, wie die Schießbudenfiguren gewandt einen Drink zu nehmen) einzutauschen gewillt gegen Abenddress, hat Abe umgeschaltet auf *continental Monsieur*⁶⁹.

So rauschen Goldys Eltern (an der Seite Vics, der sie in seinem Laden einführt wie den Maharadscha von Maltipur samt Lieblingsodaliske) auf's Parkett, wo sich vorerst noch nicht die dunkle Schönheit produziert sondern das Ballett der Bargäste – gliederverrenkend zum »*A Media Luz*«-Tango⁷⁰, die Illumination schummrig zum Wort. Mister Colder placiert seine Schwiegereltern am besten Tisch des Lokals, Frau Becca ringt nach Luft als sie einen Schluck nimmt aus der Kaffeetasse, in welcher ihr ein »*Moonshine Scotch*«⁷¹ serviert.

»Der Saft ist geeignet, dem Empire abermals den Krieg zu erklären...« witzelt Pop Abe und schielt nach den beinzeigenden Jazzbabies, die die Bar bevölkern.

Mrs. Colder hat noch hinter den Kulissen zu tun – sie managt die Floorshow: »*Colette Adieu – Hi, Miss Goldy!*«⁷² – und in dieser Minute tritt die kleine Tochter der Ehrengäste ins Licht des *spot*⁷³, daß ihre alte Mamme von einem Schock in den andern fällt: nach dem Fusel Goldes Dekolleté! Wenn das eine Ehefrau hätt' gewagt im Schtejtl...

»*Ladies and Gentlemen: Josephine Baker!*«

Jedermann im Publikum hat schon gehört von der Josy oder sie gar bereits bewundert: zu wirbelndem Rhythmus tritt sie auf – Bündel Talents, Sex, Musikalität, Haut, nichts als Haut und der Bananengürtel, der die Hüften umschwingt⁷⁴.

Die *audience*⁷⁵ ist – inklusive die Weiber (jede in Gedanken ein Beauty wie die Baker mit ihren festen Brüsten, dem chicen Pagenkopf) – tatsächlich außer Rand und Band. Und selbst Rebecca applaudiert enthusiastisch neben ihrem Avrejmele, dessen Blut wieder jung beim Anblick dieser einzigartigen Frau.

Keine Frage: die Baker wird Berlin einnehmen.

Und doch endet der Abend mit Tränen, denen der Rührung allerdings. Als der Bandleader vernimmt, wes Herkunft die Herrschaften in Loge 1 und wer die zarte, alte Dame neben dem helläugig-hebräischen Herrn, stimmt er – der Benjamin, der jüngste Sohn des David Gutmann aus der Francisco Avenue, der sich hier in den Staaten ›Goodman‹ benennt, jener Benny also, der die beste Klarinette bläst im Land, eine – von der Refrainsängerin innig vorgetragene – östliche Weise an, die Rivca Cohen aus Rußland weinen macht: »*A jiddische Mamme*«.

Und da die Zeile »... *durch Wasser ünd Fejer wúr sej geloffn for ihr Kind*«⁷⁶ ertönt, schluchzt die Mutter auf, nassen Auges zu Golde hinüberlächelnd, um deren – wie ihres geliebten Mannes – Leben sie damals davongelaufen vor Teufel und Tod.

An Army nach Berlin hat Mrs. Colder ein Telegramm geschickt mit Landungstag in Hamburg und Zuganschluß.

Nach sonniger Seefahrt mit allem Luxus, den der Ozeanriese hat zu bieten (eingeschlossen legaler Alkohol und Flirt, auf dem weiten Meere zeigt Vittorio Coltrone – sandfarb'ner Flauchmantel, Borsalino – sich tolerant, wirft höchstpersönlich feurige Blicke auf andere Schönheiten neben Goldy in ihrem offenerzigen Organdy-Bordkleidchen), nach einem zünftigen Reeperbahnbummel (man nutzt die Zeit bis zur Weiterreise vom Dammthor-Bahnhof), rollt der »Alster Expresß« in Berlin-Zoo ein.

»Well there are you!«

Arnold hat seine *English lesson*⁷⁷ gelernt, Base Golde brilliert mit ihrem Deutsch: »Chicago grüßt Berlin!«, und Vic hebt die Arme zum – anlässlich des Empfangs kaiserwetterlichen – Himmel.

»O sole mio!«

»Kitsch as Kitsch can . . .« kontert der junge Kern, pfeift forsch 'ne Taxe 'ran und führt seine Gäste (die amerikanischen Vettern nimmt er natürlich in seine persönliche Obhut) zur »Pension Marhold« in die Leibnitzstraße.

Die »Rittmeistersche«, die von Rochow hat vor zwei Sommern das Zeitliche gesegnet, Stine ist unversorgt zurückgeblieben, nähere Angehörige der Chefin gab es keine bis auf eine entfernte Nichte, längst verheiratet, an der Wohnung uninteressiert – da hat Army es übernommen, mit dem Hausverwalter die Mietsvertragsverlängerung auf den Namen Marhold abzuschließen. Er deponierte eine schöne Summe als Sicherheit, damit der Stine ihre treuen Dienste im Hause Cohen zu Stettin zu honorieren, die ihr der Dienstherr mit dem ordinären Lohne vergolten glaubte.

»Welch hohe Ehre!« läßt Tante Stine (so wird sie auch von ihren Mietern gerufen) sich vernehmen, als der US-Verwandtenbesuch ihres Jungen mit einem ihrer Pensionszimmer (dem prächtigsten allerdings – dem ehemaligen Wohngemach der Wittib, das man sozusagen als Fürstensuite hergerichtet mit angrenzendem Privatbad – Kristin' selbst haust in der Dienstbotenkammer, da fühlt sie sich wohl, an derartige Räumlichkeiten gewohnt) Vorlieb nimmt.

»Mister Colder and I – well wir sein gerührt über die herzelike Aufnahme!« gibt Goldy zurück und Alles strahlt. Wie der Himmel.

Sofort serviert Stine (man ist doch die Nacht durchgefahren) ihr berühmtes Pommerndéjeuner – und Frau Colder rühmt, seit Ludinowo nicht mehr so gut gefrühstückt zu haben. Und auch dem Gatten mundet es, wennauch ein wenig fremdartig.

Nach einer Schrippe muß Arny sich verabschieden, seine Modeecke aufschließen – er ist Strohwitwer, Rudi hat nach Hause, nach Leipzig müssen, der alte Vater ist verstorben, die Praxis will weitergegeben sein, die Mutter allein mit der ganzen Verlassenschaft. So hat Kern nun für Zwei zu schaffen.

Zum Mittag (Vic hat sich – mithilfe von Dolmetsch Goldy – mit seinem Geschäftspartner verabredet, Direktor des »Wintergarten«, wo die Baker ihr deutsches Debut geben soll) holen die Amerikaner den Cousin ab von seiner Boutique (daß Cousinchen da rasch ein paar schicke, teure »Schmonzetten« ersteht, wie die Berliner Fachwelt jene unnützen und von der holden Weiblichkeit sich so gern kaufen lassenden, modischen Märchendinge nennt, ist verständlich) – man speist (standesgemäß) im Kempfi⁷⁸, dann geht's auf große Stadtrundfahrt. In einer Pferdedroschke, die Sache richtig zu genießen; und Mister Kern gibt an mit seinem Berlin – er, ein Zugereister wie der Großteil der Spreathener seit der Hugenotten Einwanderung.

»Woll' wa die Herrschaf'n nich' zu's Knie führ'n, denn könnse runtakieken übern Stern ande Lind'n!«⁷⁹

Der kesse Kutscher bringt dem Gastgeber mit diesem Angebot zum Ausdruck, daß er ihn für einen echten Einheimischen nimmt, und Arnold ist stolz im Schatten dessen breiten Rückens, über dem zünftig der Zylinder thront.

Die Zossen⁸⁰ zockeln durch die Grolmanstraße, die Kant- überquerend zur Hardenberg-, wo man auf den Platz rollt, da die Allee, schlicht Ost-West-Achse genannt (sie führt aus dem alten Osten der Stadt über den »Alex« durch's Brandenburger Tor hin zu ebenjenem Großen Stern und weiter westwärts Richtung Alte Heerstraße nach Staaken) sich teilt, ein Knie macht 30 Grad nach rechts, wo's hinausgeht ins schöne Spandau.

Arny hat für die Zeit der Führung seinen Laden dem jungen Sontag anvertraut. Der Heiner ist ein (auch-talenterter) Designer, kommt aus derselben Fachakademie, die auch der Chef (wie Freund Geisler) absolvierte, hilft ab und an aus im Geschäft – insbesondere zu den mosaischen Feiertagen, an denen Rudi und Arny (ist der auch getauft) aus Tradition die Synagoge in der Fasanenstraße besuchen. So spielt Heiner Sontag eine Art »Schabbesgoj«, wie die Vorfahren der Kerns und Geislers jene christlichen Freunde (oder – so arriviert – dienstbare Geister) nannten, die für sie die anfallenden Arbeiten am Jòm Schabbàt ausführten, die ein guter Jude nach alten Gesetzen eben nicht verrichten darf.

Nach einem Kännchen Kaffee am Kranzler-Eck unter jenen »Linden« (zu denen man nicht nur hinuntergekiekt hat sondern sich auch kutschieren ließ), mit riesigen Portionen Baumkuchen – die Berliner Society am Nebentisch, vor der Terrasse flanierend, serviert der deutsche Cohensohn (wie vor 125 Jahren Uronkel Barny dem Urgroßvater Zvi die Tschinderassabumm vorführte) dem Vetter und der Base die Sensationen der Stadt, daß die – obschon weltmännische Amerikaner – staunen und verstehen, warob die Perle an der Spree in aller Munde.

In diesen Jahren gibt's in Berlin (neben den städtischen Institutionen: Oper, Staatliches Schauspielhaus, Schiller-Theater) mehr als zwei Dutzend Privatbühnen, dazu das doppelte an Kabarets, Revuetheatern etc.

Wenn nun die Antisemiten (was sie stets tun) ins Treffen führen, daß all diese Etablissements »judenverseucht« sind, ist das relativ richtig – allein diese Verseuchung hat Deutschlands Kultur so epochal gemacht. Parallel zum außergewöhnlichen Wirken deutsch-jüdischer Schriftsteller, Dichter, Journalisten, Wissenschaftler.

Leitet der geniale Max Reinhard das Deutsche Theater, die Kammerspiele und die Komödie (darüber hinaus ist er eben Inszenator der, wirklich überragenden »Fledermaus«-Aufführung im Theater am Nollendorfplatz des großen Erwin Piscator), heißt der Direktor des Renaissance Theater Theobald Tagger (als Bühnenauteur unter seinem Pseudonym Franz Bruckner zu Weltberühmtheit

gelangt – zur Zeit läuft eben sein Problemstück »Krankheit der Jugend«), singt der Allerweltstenor Richard Tauber den »Su Chong« im »Land des Lächelns« vom Nichtjuden Lehár (mit jüdischer Ehegattin) – der Erfolgsoperette, zu der sein Mentor Victor León das Libretto schrieb, geht unter der Direktion Robert Klein im Deutschen Künstlertheater Kaisers »Zwei Krawatten« über die Bühne mit der Musik des Micha Spoliansky, führt im Großen Schauspielhaus Eric Charell Regie bei den »Drei Musketieren«, schreitet im Theater in der Königrätzer Straße (Barnowski-Bühnen) die einzigartige Fritzi Massary (Ehefrau des auch-Stars Max Palenberg) die Revuetreppe herab wie keine vor und nach ihr.

Doch der Clou, den Deutschland in jener Epoche auf Thalian'schem Tablett serviert, ist die »Dreigroschen Oper« des Bertolt Brecht (Christ) mit der – wahrlich aerabestimmenden – Musik des Juden Kurt Weill. Ganz Berlin summt schon die Melodie vom Haifisch und seinen Zähnen und dem Messer des Mackie – und die Legion der Hebräerhasser weiß noch nicht, daß ihr Kampf eines nahen Tags auch ihre Lieblinge der Bretterwelt vertreiben und vernichten soll.

Der Zweck von Vics und Goldys Berlinbesuch wird abends verfolgt: man trifft sich (in Begleitung Arnys natürlich, der begeistert den Übersetzer spielt) mit dem Wintergartendirektor Herrn v. Schuch im »Weißen Kater«⁸¹ in der Friedrichstraße. Ein Laden, der ebenfalls von ihm geleitet. Da wird dann Kontrakt über die Show der Baker ausgehandelt und unterzeichnet, zuletzt mit einem Schluck Sekt besiegelt. Und Schuch lädt seine Gäste ein, sich die Vorstellung anzusehn.

Arny sucht das Wort »Cabaret« ins Englische zu übertragen, aber es ist dasselbe – wennauch in etwas andere Aussage, dann unternimmt er's gar, den Colders den feinen Unterschied zu verdeutschen zwischen »Cabaret« und »Kabarett« – was schon garnicht glückt, und da geht auch schon der winzige Vorhang über der winzigen Bühne im winzigen Lokal auf, und der Conferencier (wieder was zu übersetzen) tritt auf: Fritz Grünbaum, bekannter Wiener (jüdischer, was sonst...?) Humorist, dessen Masche es ist, seine Wortwitzze *mezza voce* zum besten zu geben.

Und gleich tönt's von hinten aus dem Zuschauerraum »Lauter!«, antwortet Grünbaum leicht jüdelnd: »Wenn ach bin lauter, bin ach schon schlechter...« – und das Publikum applaudiert zu dieser Pointe.

Grünbaum trägt eine Rose am Smokingrevers, mit der er – verlegen scheinbar – spielt, da er mit einem seiner beliebten Stegreifgedichte beginnt, als ein junger Mann forschenden Blicks aus dem Auditorium zu ihm ruft:

»Judenbengel!!«

Tödliche Stille im Saal, doch Grünbaum zieht seelenruhig die Blume aus dem Knopfloch, und er reimt.

»Hier die Rose – da der Stengel,
hier der Jude – dort der – «

Aber er muß nicht zu Ende reden – die Brettbesucher wiehern vor Begeisterung, als plötzlich hinten im Saal ein paar Nazikollegen des Zwischenrufers zu randalieren beginnen.

Wie aus dem Boden gewachsen stehen dort zwei Rausschmeißer vom »Ringverein«⁸² (für derartige Zwischenfälle von Schuch vorsorglich engagiert) und befördern die Störer (unter Jubel des Publikums wie judenfeindlichen Verwünschungen der Rabauken) ins Freie.

Vergeblich suchen der Direktor und Arny dem Italoamerikaner Coltrone den Grund des Vorfalls zu explizieren.

»Anti-Semitism – – what's that??«⁸³



Die »Ha Schomér Ha Tzair«⁸⁴, die Jugend- und Kibbùzbewegung in Palästina verteidigt beharrlich drei Dogmen: integrierender Bestandteil des proletarischen Weltlagers zu sein mit der UdSSR an der Spitze: die Forderung einer bi-nationalen Staatsgründung (unter Ausschluß jeglicher Möglichkeit eines allein-jüdischen Staatsgebildes); Förderung der landwirtschaftlichen Kolonisation und des Pioniergeists.

»Verrat am Zionismus!« schreien die Einen, jene Herzlisten – »Der einzige Weg zur Verständigung mit den Arabern!« die Anderen, die Borokhovisten.

Eli ben Uri gehört der ersten Gruppe an. Obschon als Kind von der (sozialistisch-zionistischen) Gemeinschaft in Nahalal und den Eltern im Glauben an jene drei Devisen erzogen, ist er eben als Jüngling zur, eher radikalen, chauvinistisch verrufenen Lechì gestoßen – jetzt (da er seinen Dreißig zuschreitet) bereits alter Kämpfer für den allein-jüdischen Staat, hat er nie dem Ruf »Proletarier aller Länder« Folge geleistet: für ihn hat der Part des Diàsporajudentums, der das Land der Väter zurückerobern will, nichts zu tun mit den Legionen des unterdrückten vierten Standes in den alten Heimaten, sein politisches Ziel liegt eher rechts. Das uralte »*be schanà be Jeruschulájim*«⁸⁵ wird von Seinesgleichen wörtlich genommen: die Hauptstadt von Israel, wie die neue Heimstätte der Juden sich gemäß Herzls Worten nennen soll, wird Jerusalem sein, das alte, heilige.

Doch auch von Heiligkeit oder einer ausgeprägten Sehnsucht nach solcher ist bei den jungen Sabres⁸⁶, den ohne Betreuung durch den Rabbiner, ohne Schül und Chèder⁸⁷ aufgewachsenen jüdischen Palästinensern (was sonst sind sie Augenblick?) wenig zu spüren. Man will endlich, nach hunderten, tausenden Jahren des Anderssein als die anderen Völker dieser Welt, ganz »dazu« gehören, als Nation eine unter vielen sein – nicht besser und nicht schlechter als die Russen und die Polen und die Deutschen und die Araber. Ein wenig stolzer vielleicht . .

Daß nun gerade die, unter denen man im maurischen Hyspanien, in Sfaräd einst so gut gelebt, mit denen man gemeinschaftlich Wissenschaften, Künste perfektioniert, den Geist geschärft, Handel und Wandel maximal entwickelt hatte, nun die neuen »*Feinde Juda's*« geworden sind, werden sollen, liegt eben in der Erwägung, die schon Leib Landau und Rahel Manasse anstellten: wird die muslemische Welt, die Bewohner des heutigen Landes Kanaan sich ihre Häuser und Äcker wegnehmen lassen, daß die Juden sich da niederließen und ihre neue-alte Heimat fänden?

Und daß die Zionisten eben nicht in den materiellen, spirituellen Freiräumen des Landes zu siedeln, ihren Staat aufzubauen gedenken, wird nicht selten da und dort bereits offen ausgesprochen.

»Volk ohne Raum« – dieser ach so deutsche Slogan nun also ein jüdischer?

Nach etlichen Zwischenfällen in den Jahren 1920–21 brechen jetzt (1929) die ersten großen Unruhen aus unter der arabischen Bevölkerung Palästinas: Reaktion auf die Politik der Mandatsmacht Great Britain, auf die Balfour-Deklaration, auf der bauend die Agitatoren pro Israel in Europa (hauptsächlich in Warschau, Budapest, Wien) nun die Alijõt⁸⁸ anheizen, die Wanderungswellen ins Land der Väter.

Unser Eli ficht in vorderster Front, und natürlich mit der Waffe in der Hand gegen die Moslems, die ihre Interessen verteidigen – und er soll die Waffe sein Lebtag als Handwerkszeug betrachten im Streit wider die »*Feinde Israels*«, wie sie radikal-zionistischerseits genannt.

Der Beginn der jüdischen Kolonisation in Palästina – jener der neueren Zeit – datiert um etwa 1870, als von Einwanderern Land in der Nähe Jaffas, des biblischen Joppe angekauft wurde, auf welchem (ein riesiges Areal von Sand und Dünen – billig erworben als praktisch wertlos) sich später das Zentrum Tel Avivs erheben sollte.

In der Folge wurden durch den Baron Edmond Rothschild wie anderen jüdischen Investoren Dutzende von Gemeinschaftsdörfern, sogenannte Moschavòt⁸⁹ ins Leben gerufen, in denen die Immigranten, die Olim auf genossenschaftlicher Basis den Boden auf klassischem Wege zu kolonialisieren begannen: die arabischen Landarbeiter werden seither von den neuen Herren als Tagelöhner beschäftigt, ohne soziale Rechte, ohne Krankenversorgung, ohne Altersrente.

Die Orthodoxzionisten jedoch wollen in Palästina nicht allein die Bodenschätze des weiten Landes ausbeuten – sie wollen sich des Lands selbst bemächtigen, was bedeutet, die muselmanischen Grundeigner und Bauern zu vertreiben, sie durch jüdische zu ersetzen. Dies führt zu einem, oft gewalttätigen Gebaren betreffend das was schlicht »*Jüdische Arbeit*«, später »*Jüdisches Produkt*« genannt: Boykott der arabischen Arbeiterschaft im Prinzip und derer Produkte.

Die mohammedanische Bevölkerung im Lande geht in jenen Jahren zu mehr als der Hälfte landwirtschaftlicher Tätigkeit nach – nur ein 10 Prozent-Anteil ist Handwerker oder Industriearbeiter, derselbe Part in den Dienstleistungsgewerben beschäftigt. Der Rest der Masse im Bau- und Transportwesen, eine erhebliche Anzahl handeltreibend wie im Bankfach zu finden. So sind's voran die kleinen Bauern, die Arbeiter, die unter der beschriebenen Praxis ihrer Semvettern arg leiden. Noch allerdings sind von allen, rund 1 Million zählenden, Palästinensern nicht mehr als etwa 130 000 jüdische Immigranten, dazu jene 12 000 Ureinwohner mosaischen Glaubens (zum Teil wahrhaftig Familien, die durch die Generation seit 2000 Jahren im Lande ausharrten, zum Teil in den Jahrhunderten der Zerstreuung in kleinen, kleinsten Gruppen aus dieser heimgekehrt). Fromme Leute durch die Bank.

Wie wird nun der Zionismus (mit seinen eklatanten politischen Widersprüchen) weiter vorgehen, wenn die jüdische Einwanderung zunimmt und eines Tages die Araber Palästinas in der Minderheit sein werden?



Berlin, 1. Mai 1929

Der sozialdemokratische Polizeipräsident läßt auf Arbeiter schießen. Kommunistische natürlich. Und wegen einer verbotenen Maifeier. Toleranz, gar Solidarität zwischen Links und Rechts besteht nicht – was besteht ist Haß, gegenseitige Beschimpfung, Bekämpfung. Wen sollt's verwundern, wenn die Rechte hieraus Macht schöpft!

Vor 39 Jahren fand die erste Maifeier statt, eine verbotene: zum »Tag der Arbeit« von 1890 gingen in den meisten europäischen Ländern jene »Proleten« auf die Straße, Bismarck mußte sich geschlagen geben.

Die Drangsal des Vierten Stands hat sich gewandelt zum konstanten Kampf zwischen den »Herren«, die Arbeit geben, und den »Knechten«, die Arbeit nehmen. Beraten und beschlossen wurde das Datum des »Kampftag 1. Mai« zu Paris, Mutterstadt der großen Revolution. Anlässlich der einhundertsten Wiederkehr des *Quatorze Juillet*, des 14. Juli von 1789. Dazu wurden (wie Chronistin Ljuba registriert, die über die Umstände von Historiker Cecil im Einzelnen aufgeklärt) die Hauptforderungen der »Internationale« bekanntgegeben.

Einführung der 48 Stunden-Woche
Verbot der Kinderarbeit
Abschaffung der schweren körperlichen Arbeit
für Frauen

Im Deutschen Reich hat der Aufruf vorab in jenen hochroten »Hochburgen« Resonanz gefunden: Berlin, Hamburg. Dem wohlstuierten Bürgertum schwante Böses.

»Hamburg ist bedroht! Die Zimmerer und Maurer
wollen ihrem Haß gegen das Capital Luft machen . . .
sie sind bekanntlich die größten Hetzer . . .
ein jeder Dritte von ihnen ist ein Agitator:
›Hamburg soll brennen!‹«

Doch dieser, an den Senat der Alsterstadt seitens seiner Klein-, Mittel-, Großbourgeoisie gerichtete, Alarmruf war kaum nötig gewesen. Längst hatte die Polizei in Hamburg wie in vielen anderen Städten des Reichs alle Maiversammlungen unter freiem Himmel untersagt, sämtliche Revierwachen verstärkt, ihre Konstabler vor den Kneipen der potentiellen Revoluzzer postiert, Spitzel (und deren gab, gibt es nicht wenige im Lande) in Marsch gebracht. Und auch die Herren Unternehmer machten mobil: Jedem, der an diesem Tag nicht zur Arbeit erschiene, wurde in öffentlicher Bekanntmachung die Kündigung angedroht, die fristlose natürlich. Das an-den-Pranger-Stellen der modernen Zeit. Die meisten Arbeiter aber, wennauch aus Angst vor Brotlosigkeit, von der Frau zuhause geplagt, widerwillig, passiv-resistent in die Fabrik gegangen, feierten abends und im Saale, was ja nicht verboten.

»Ein tröstlich Lied in Noth und Harm:
Acht Stunden im Werkgetriebe,
Acht Stunden in des Schlummers Arm,
Acht Stunden Leben und Liebe.

Der alte Fluch der Mühsal sei
Durch Mühsal überwunden –
Bis die Verheißung einst im Mai
Zur Wahrheit wird:
Acht Stunden.«

Modewarenhändler Kern, Inhaber der »Boutique Arny« im schönen Berlin, werden all diese Umstände kaum bewußt, auch vernimmt er nicht viel von der Schießerei – anderntags erst liest er davon in der Zeitung.

Arny ist Chef und Arbeiter in einer Person, betrachtet auch den Rudi eher als Socius denn als Werkthätigen – und der ist auch gar nicht präsent an jenem Maientag. Seit Monaten doch schon in Sachsen, und es sieht so aus als wolle er in Leipzig bleiben. Er schreibt, er könne die Mutter jetzt nicht im Stich lassen – dazu hätte sich eine entfernte Geislercousine gefunden (nicht schön aber nett, wie er reportiert), im Haushalt zu helfen – mit der wolle Mama ihn verkuppeln. Arny aber kann zwischen den Zeilen lesen: Rudi ist im

Begriff umzuschwenken – ein anständiger, sprich heterosexueller Bürger unter Bürgern zu werden. Aus den Augen, aus dem Sinn... Scheiße sagt Kern und tröstet sich mit dem Heiner – der ist noch dazu größer, wennauch leicht kraftstrotzend. Aber der Maneksohn hat ja irgendsoeine Haßliebe zum männlichen, obwohl (oder gerade weil) er als Kind gebetet, nie ein Mann (und schon gar kein deutscher) zu werden.

Dermaßen avanciert der schöne Sonntag, der semmelblonde »Arier« zum homosexuellen Lebensgefährten des »Kohnjuden«, wie gewisse Kreise den tüchtigen Stettiner »Fetzenhändler« rufen. Arnold aber ficht das nicht an: erstens ist er evangelisch, zweitens heißt er laut Dokumenten Kern – und drittens hört er sowieso nicht auf das Gequatsche dieser Leute.

Papa reagiert recht seltsam auf die Mainachrichten aus der Hauptstadt: für ihn und Frau Ingeborg, die »doppeldeutsche« hat der Polizeipräsident da richtig gehandelt.

»Die Sozis sind doch vernünftig, wenn's um die wahren Volksfeinde geht, die Kommunisten!!«.

Damit sind die Juden aus dieser Vorrangstellung verdrängt – an diesem Problem zu rütteln ist man nicht gewillt.

Weder Vater noch Sohn der preußischen Linie unserer Cohen-Familie betrachtet die diversen Vorfälle und Entwicklungen im Deutschen von jüdischer Sicht aus. Das werden sie erst tun, wenn jener Adolf das Sagen haben wird.

Kurzsichtigkeit? Kaum. Und wenn, dann ist ganz Deutschland kurzsichtig, ganz Europa und voran Österreich, das »Bruderland« das »deutsche«, wo Damen und Herren wie Rosalie und Eduard Kahn noch arroganter in die Zukunft blicken.



Die Zwanzigerjahre, die goldenen, die tosenden sind zu Ende. Ein Dezennium, das man als Unruhe vor dem Sturm bezeichnen möchte. Geistig strahlen diese Jahre weit in die Dreißiger (positiv, negativ) – wirtschaftlich, politisch stellen sie aller Orten ein Zäsur dar eine vierjährigen Verblendung und einer ungewissen Zukunft, von der wenig Gutes zu erwarten. Die Welt scheint in eine Reaktion sondergleichen zu taumeln: Reaktion auf die eigenen Fehler der jüngeren wie älteren Vergangenheit, Reaktion auf die Aktion der Massen im 18. und 19. Jahrhundert – jener Massen, die eben nach Jahrtausenden eines, für die molluske Mehrheit der Planetenbewohner tödlichen, Dualsystems der machtinnehabenden, machtansich-reißenden Minoritätsriege von »Auserwählten«, von »Gottes Gnaden« über ihre Miterdenbürger Gesetzten, mit weltlicher, geistlicher Gewalt über diese Herrschenden, sie nach Belieben dezimierend, sie zu Sklaven machend, sie auszubeuten, spirituell wie materiell zu unterdrücken, es satt haben, den oberen Tausend, Zehntausend, Hunderttausend der Alten und der Neuen Welt das Leben zu versüßen durch ihren Schweiß, ihre Tränen.

Die Menschheit aber scheint den aufziehenden Sturm nicht zu wittern. Ihr ist nicht gegeben wie den Tieren, die sie gern als Lebewesen zweiter Kategorie einstuft (so Gott-ähnlicher zu sein), die Erdbeben, die Ausbrüche von Vulkanen vorauszufühlen. Und der europäische Vulkan Germanien, dessen Muränen man gar nicht übersehen, dessen Grollen man nicht überhören kann, steht vor einer Eruption gigantischen Ausmaßes.

Der Lavastrom indes fließt auch aus anderen, kongruierenden Kratern: im Oktober 1922 hat der »Marsch auf Rom« die italienische Welt verändert, den Exsozialisten Benito Mussolini, den »Duce« an die Macht gebracht, im Juni 23 ging in Bulgarien ein Offiziersputsch über die Politbühne, der die Rechtsregierung Zankoff in den Sattel hob, im September selben Jahrs errichtete der General Primo de Rivera seine Militärdiktatur in Spanien, Anfang 1925 zog in Albanien Achmed Zogu (mit weitgehenden »demokratischen« Vollmachten ausgestattet) die Macht an sich und seine Junta, im Mai 26 erlebte Polen jenen Putsch seiner Militärs unter Marschall Pilsudski (nicht geringe Repressalien gegen Juden unter seinem Regime) – zur gleichen Zeit ergriff in Portugal der General Gomes da Costa das faschistische Staatsruder (abgelöst dann durch Kollegen Carmona),

Ende des Jahres 26 fand ein Staatsstreich statt in Jugoslawien – unter dem König selbst: Alexander, Erzkonservativer.

In Österreich, dem ach so republikanischen regiert nun der Mann von Roms Gnaden: Dr. Ignac Seipel, Beruf: Pfarrer, europäisch-rechts. Sein Gegenspieler in Politik (von der SPÖ) ist dieser Otto Bauer, desgleichen Akademiker, äußerst kritischer, geistvoller Kopf und mosaisch dazu. Was wunder wenn die rotweißroten, römisch-katholischen Christen (der Großteil von ihnen) ihr geistliches wie weltliches Oberhaupt im Staate durch Zunge wie Spiritus eines »*Saujuden*« attackiert sehen (ähnlich der Affäre vor zwanzig Jahren mit dem Ernesto Nathan in Italien) und ihren antisemitischen Gedankenflügen die Zügel schießen lassen.

Wasser auf die Mühlen der »*Illegalen*«, wie die Nazis alpenländischer Fakultät allgemein genannt.

900 Jahre zuvor war unsere Cohensippe nach Deutschland gewandert – damals noch ein Konglomerat von größeren, kleineren, kleinsten Machtbezirken klerikaler, säkularer Natur, hat in Kaiser-nähe, in der Pfalz ein neues Zuhause gefunden, wurde von einer jener malefideschen Mächte, dem Concretum unter dem Cruzifix dezimiert, vertrieben, kehrte später zurück in die Heimat, die ihr geworden nach Centennien friedlichen Lebens in Hyspanien, nachdem man aus der alten Heimat hatte flüchten müssen, dem uralten, dem heiligen Lande. Dann: der neuerliche Zug nach Osten im dreißigjährigen, Jahwegläubigen, Jesusanbetern todbringenden Kriegesgeschehen, dem mitteleuropäischen zwischen Christen und Christen, die sich gespalten hatten in Reformier und Konservative, wiederum Rückkehr in deutsche Gaue – in die niederen zuerst, hernach in die Mutterländer Deutschland und Österreich.

Ist heute (fragt die Katholikin Ljuba Manasse in ihrer Chronik) die Judenheit dieser Welt besser dran als einst, da sie in ihrer Diaspora begann Fuß zu fassen in ›tausenden Heimaten‹, Fuß faßte – wohlgelitten in Ost wie West ihrer christlichen Umwelt so viel vermitteln durfte wie auch von ihr lernte und erfuhr??



In der von Tante Becca hochgelobten »*neuesten Heimat des hebräischen Volkes*« – in den USA endete das zweite Dezennium des zwanzigsten Jahrhunderts mit einem, für die Familie blutigen Zwischenfall.

Die Rangelein der rivalisierenden *rackets*⁹⁰, zu Syndikaten angeschwollen, eskalierten sich, die Millionengewinne mit Rauschgift, Alkohol, der Prostitution wie dem, keusch kreierte, *protection-Gewerbe* (zuhälterähnlich die Klientel: Kleinhandel, Lagerhäuser usw. schützend, weniger vor der Branchenkonkurrenz denn vor der eig'nen »*strafenden Hand*«) schienen Grund genug sich zu bekriegen. So zog das lebensbedrohliche MG-Gefecht sich auch ins Chicagoer »Palermo«, das doch einem sizilianischen Trust gehört, und auch der Mann in *charge*⁹¹ da ein Maccaroni. Arbeitet er selbst in einem, dem *agent business*⁹² mit der Gegenseite zusammen.

Da hat Mrs. Colder ihren Vic immer wieder beschworen, vorsichtig zu sein in der Wahl seiner Freunde, jener »*Freunde der italienischen Oper*«, wie die Mafiosi sich humorvoll-zweideutig nennen, weil dies Musikwerk mehr auf metall'nen Instrumenten dargeboten, welche in den Orchesterproben mit Feinden die Primgeigen ersetzen.

Im Hinterzimmer wird gezockt. Ein hochdotierter *Seven Stud*⁹³ erhitzt der Südländer Gemüter, da im Augenblick ein potentiell *Full House* mit *Kings* und *Queens*⁹⁴ gegen vier – ebenso mögliche – kleiner Dreier steht.

Nachmittag, der Laden noch nicht geöffnet, die Süße vom Hausherrn unterwegs mit der Relly, Samy am Sportplatz. An der Lokaltür klingelt's, Vic öffnet. Ohne einen Laut von sich geben zu können, wird er von Kerlen in Nadelstreifen zurückgedrängt in den Raum, die 38er im Anschlag, gefolgt von einem Killer mit *machine-gun*.⁹⁵ Ohne viel Fragen stößt das Bleitrompetentrio die Tür auf zum *backroom*⁹⁶, weiß genau wer sich da die Zeit mit *Pokermoney*⁹⁷ vertreibt: fünf Herren, hohe Herren Nudelfresser, die *Cosa Nostra Member*⁹⁸ Morbioli & Partner. Am Spieltisch liegt gebündelt Grünes⁹⁹, doch dies interessiert die Besucher nicht – sie wollen nach

guter US-Tradition den Skalp des Gegners, also knallen sie los und warten erst gar nicht auf freundliche Worte. Und als der MG-Schütze sein höllisches Handwerk verrichtet, wendet er sich um zum Lokalmanager, dem Augenzeugen.

Vittorio der Schöne reißt, von der Garbe getroffen, die Hände hoch – ob er nach seinem Gott greift oder in Richtung Goldy, die nicht da und ihm auch gar nicht helfen könnte diesmal, ist nicht auszumachen.

Als erste von der Familie erscheint die brave Luisa am Schauplatz des schaurigen Geschehens. Sie hat Sammy, der eben vom *Gym*¹⁰⁰ gekommen, besser draußen vor dem Laden lassen – für einen zwölfjährigen Knaben wär's denn doch zu fürchterlich, seinen von Kugeln durchsiebten Vater zu sehen. Doch die Cops¹⁰¹ haben die Leichen bereits in offene Särge getan zum Abtransport ins Schauhaus, wohin alle Toten kommen, die auf nicht ganz natürliche Weise die Reise angetreten.

Trotzdem ist der Anblick des blutverschmierten Palermo-Office für Luisa nicht dasselbe wie im Bioscop, wenn sie sich einen neuen Gangsterfilm zu Gemüte führt: nie hat die Frau sich ausgemalt wie es wäre, käme sie selbst nach großem Schußwechsel auf die Leinwand, könnte die Gefallen zum Greifen nah liegen seh'n. Von der zehnten Parkettreihe ist das eben doch etwas anderes, fast heroisches, wenn die Einen »*Hands Up*«¹⁰² brüllen und die Andern aus der Hüfte losballern und auf beiden Seiten die Helden wie die Helden sterben.

Sam rennt los, die Mutter zu finden, die mit Relly beim *shopping*¹⁰³. Fieberhaft sucht das Kind die Warenhäuser in der Gegend, das Selfservice ab, fest hält der *fellow*¹⁰⁴ die Tränen zurück – immerhin ist er ja ein Mann, hat sein Daddy stets gesagt, wenn er beim Baseballtraining mit Opas Schläger und Mütze hingefallen – als er aber Mummy im Drugstore findet und Relly die Augen aufreißt, so kreidebleich wie ihr Bruder angehetzt kommt, ist es aus mit der Männlichkeit. »*Mom – – Daddy – –*«¹⁰⁵

Von Schluchzen geschüttelt sinkt Samuel Colder aus dem Stamme Cohen an die Brust der Mutter.

Das Zugrabetragen des Vittorio Coltrone geriet zu einer drehbuchgerechten Inszenierung: die gesamte Italogang¹⁰⁶ Chicagos plus angereisten Freunden aus anderen Hochburgen der US-Mafia schritt hinter den sechs Särgen ihrer gefallenen Ritter. Und diese Jünger des Mr. Capone schworen zum hundertsten Male Rache denen, die diesmal schneller gewesen mit dem Schießprügel.

Nach jener Demonstration für eine schlechtere Welt handelte Mrs. Colder rasch und bestimmt: sie löste die Wohnung auf, gab der lieben Luisa, die sich die Augen rotgeweint auf dem Begräbnis ihres *patrone*¹⁰⁷, eine anständige Abfindung und verzog mit Relly und Sam zurück nach New York, wo die Dynastien der Coltrones und der Cohens derart letale Lebensumstände kaum kennen.

Der alte Umberto brach zusammen bei der Nachricht vom Tod des einzigen Sohnes, litt kurz, starb in den Armen seiner Giuseppa.

So lebt Goldy mit den Kindern in der Coltronewohnung, ihre Schwiegermutter zu betreuen, verpachtet die Pizzeria, und sie sitzt darüber hinaus jede freie Minute in der Monroestreet bei ihren eigenen alten Eltern – Avram und Rebecca, die GOTT ihr noch ein paar Jahre zugesteht.



Die Österreicher haben die Nase vorn.

Mininapoleon Dollfuss hebt an, in der Heimat jenes Braunauers, der nebenan noch hart zu kämpfen hat gegen eine spirituelle Übermacht, ein faschistoides System einzurichten. Die geistige Macht, die das kleingeword'ne Alpen- bis Vorpusztaland bestimmt, ist tiefschwarz bis (immer noch) schwarzgelb – die Gegenmacht, die wahrhaft geistvolle ist arg in der Minderheit, wird als »höllenrot«, als »koscher« verschrien, verächtlich gemacht.

Seit der großen Maria Theresia, der kleingewachsenen, fettleibigen Fortschrittlerin auf dem Thron zu Wien, die Schulreformen durchsetzte und die Leibeigenschaft milderte, zur selben Zeit aber auch eine »Peinliche Gerichtsordnung«¹⁰⁸ erließ, welche das Foltern ihrer Untertanen bis ins Detail katalogisierte, der sparsamen Bigotten, die auf fiduzen Festivitäten die Steuern des kleinen (später auch des großen) Mannes versaufen, verlustrieren ließ und als Äquivalent das Glücksspiel förderte (gar in Theatern gestattete die Monarchin »verbotene Kartenpartien«, selbst in Kirchen und Klöstern wurden die Lose der, von ihr gegründeten, Staatlichen Lotterie verhökert), glänzen im Lande der Habsburger bzw. ihrer, ach so republikanischen, Epigonen nun krausgedankige Köpfe, die sich was patriotisches einfallen lassen wie jener Engelbert seine »Vaterländische Front«. So vaterländisch ist die, daß sie (oberstes Gebot) Front macht gegen Compatrioten dieses Vaterlandes, die nicht chauvinistischem Gedankengut verfallen, die internationalistisch denken. So kommt's zum notorischen 15. Juli 30 in Wien.

Die österreichische »Rechts«-Justiz hat die »Schutzbundmörder« freigesprochen, die Rechtsradikalen, welche Männer jenes (unbewaffneten) Trupps der Roten »geschlachtet« haben, die wütende Linksmenge steckt drauffin den Wiener Justizpalast an.

Und daß nun die Rache der Rechten sich vorzüglich auf jene »Volksfeinde« konzentriert, die zum Teil auch dem »rechten« Glauben der Rechten »feindlich« gegenüberstehen, ist kaum verwunderlich.

Das 6 Millionen-Staatsgebilde des Donaulands zählt zur Zeit rund 200000 jüdische (mosaisch erzogene) Bürger (95% von denen in Wien), dazu eine nicht erfaßte Anzahl Getaufter, Kinder Getaufter sowie schätzungsweise noch mehr sogenannte Judenstämmlinge: »Halb-« wie »Vierteljuden«, nichtmosaische Nachkommen jüdischer Großeltern (gemäß dem biblischen Gesetz Halachà ist der aus dem Schoße einer jüdischen Mutter Geborene Jude – doch auch die Söhne jüdischer Väter, mit nichtjüdischer Mutter, werden in der Regel den Juden zugerechnet, selbst wenn sie nicht mosaisch); und wenn man die christlichen Teile der Mischehen zu dem allen addiert, kommt's leicht auf eine halbe Million. Und die Tatsache, daß der allergrößte Part dieser Menschen in der Hauptstadt haust, hat die Seelen der »echten« Wiener, der ehrsüchtigen, obrigkeitshörigen und noch devoten, duckmäuserischen eben so vergiftet: die »klassischen« Antisemiten.

Die Polin Manasse, der Brite Potter sehn diese austriacianische Genesis ohne die rosarote Brille, durch die ein guter Österreicher die Dinge ins Auge faßt, die in seiner Heimat (mehr noch: in der Wienerstadt der »heiligen«, der »unantastbaren«, der »gemütvollen«) laufen. Der Geist des Absolutismus ist hier eine, recht profane, Symbiose eingegangen mit dem Geist des Volkes, dem des Herrn Lueger, der weiterhin als der Volksheld der Donaumetropole gefeiert, der seinen (zweifelhaften) Nimbus auch in fünfzig Jahren noch nicht einbüßen soll.

Im post-Lueger'schen Vindobona mit seinem »leben und leben lassen« hat allerdings jeder dieser delikaten Donauländer seinen »Hausjuden«: den Herrn Blau, die Frau Rappaport. Dieser der tüchtige (und preiswerte) Hosenanmesser des Herrn Haushaltungsvorstands, Jene der Gattin eifrige Eierfrau, die wöchentlich »ins Ungarische«¹⁰⁹ fährt und von dort mandelweis Hühnereier nach Wien schleppt, sie der Klientel zu einem billigeren Preis abzulassen als die beim Greisler für weniger »gradg'legte« bezahlen muß. Da tratscht man sich zusammen, merkt daß man im Beruf dieselben Sorgen und Nöte hat (»Aner wie der andere – lauter Gauner...«), lauert unisono auf das große Glück: »A Fünfa im Quinterno«¹¹⁰ – und mi' können's Alle!¹¹¹, schimpft (Christ oder Jude) auf die Beamten, entdeckt daß man Mensch ist, Mensch der halt grantelt, was die kleineren Mißstände betrifft des täglichen Leben – und über dem allen den Herrgott einen guten Mann sein läßt.

Daß dieser liebe Gott zweifelsohne sowohl der Christenheit als auch der jüdischen Welt gehört, stellt sich dann bei einem *Schtamperl*¹¹² heraus, dem auch der mosaische Maßschneider und die Federviehproduktenhändlerverein nicht »nein« entgegenrufen.

Und weil sich's bei dem Werk, an dem Ljuba nun einmal sitzt, und das begonnen wurde im 11. Jh. vom Ahn ihres Gatten, dem Josua, um ein jüdisches handelt, darf's keinen erzürnen, wenn die Situation, in der die Kahns in Wien verkehren (dito Nachfahren der polnischen Linie unserer Cohanim), von jener Sicht aus beleuchtet. Was allerdings der Allgemeinbeurteilung durch wache Geister (da wie dort noch eine Rarität) keinen Abbruch tut.

Wie die politische Führung, wie (immer noch) der Adel, wie die Bürgerschaft Österreichs in den beginnenden Dreißigerjahren unter einer gewissen Spaltung ihres Bewußtseins leiden, tun dies auch die Juden. Die »echten« im Cohenzirkel: Robert Liebmann, Richard Maurer, die kleine Gertie und die alte Antonie, die »Similihebräer«: Rosalie und Edi, Kitty Nagy, Else Wollak und ihre heranwachsenden Söhne Hans, Peter. Eduard, der letzte der Wiener in der Mischpachà, spielt auch fürderhin den Nichtjuden, den religionslosen – wenn er auch den (verstorbenen) israelitischen Vater nicht verheimlicht wie And're es tun, Mama Rosalie ist (eine doch schon geborene von Salten) von der Ad'ligkeit und dem Christentum ihres verblichenen Papas so überzeugt, daß sie kaum dran denkt, auch noch ein Kind von einem Juden zu haben, die Kitty hat wenig zu schaffen mit ihrem Erzeuger, zieht so dessen »Rasse« schon gar nicht ins Kalkül, ihre Mama ist dem Bob eine gute Gattin und fühlt wohl, daß sie nun praktisch zur jüdischen Gesellschaft gehört (in ihrem und ihrer Tochter Metier kaum eine Seltenheit); die Gertie ist tatsächlich jüdisch, auch wenn sie eine christliche Mutter hatte – doch die war ja übergetreten zum mosaischen Glauben.

Der Trixitochter Unehelichvater, Richard Maurer ist so ein »Jontefjid«¹¹³, ein Feiertagsgläubiger wie -zigtausend Andere (und nebenan in Deutschland), Oma Toni kann in gewissem Sinne als fromm genommen werden – auch wenn sie *trejfe*¹¹⁴ ißt und die Ruhetagsgebote kaum einhält (Licht andrehen ist für sie keine Arbeit – so hat's auch Elses Vater Willy gehalten); und Jene, die Ausgetretene sieht sich weiterhin als Jüdin, und so sehen sie auch ihre Söhne. Und die gehen – wie die Gertie – in die »koschere« Klasse.

Herr Dollfuß nämlich hat sich etwas rassentechnisches einfallen lassen und in seinen römischen *Way of Life*¹¹⁵ übertragen: in seinem Staate führen die öffentlichen Schulen zwei Parallelklassen – die eine mit katholischen Schülern, die andere mit mosaischen und evangelischen. Hans ist Protestant, da ist alles klar, Peter ist ebenfalls in die jüdische Taferlklasse gekommen, denn konfessionslos sein gilt im Ländchen als ähnliches Vergehen wie an Moses glauben oder dem Luther folgen. Dazu kommt bei diesem jungen Mann auch die Angst vor einer gewissen Zurücksetzung: während Hansi, der vier Jahre ältere, durch schlaue Bedächtigkeit (irgendwie der Mutter abgeschaut) die »*kleine Person des Vertrauens*« ist im Hause (ihm wird aber auch alles nachgesehen, er kann Fehler machen soviel wie er will, er wird gelobt – wie leider so oft bei Erstgeborenen praktiziert), wächst der jüngere Wollaksohn in seelischer Unsicherheit heran (ohne daß dies den Eltern bewußt wird). Und um sich durchzusetzen, seiner Stimme Gewicht zu verlei'h'n, beginnt Peterle schnell zu reden, wird darob zurechtgewiesen, unterbrochen, was bei ihm ein (psychisch bedingtes) Stottern hervorgerufen. Natürlich geniert sich der Knabe (der eigentlich ein Mädchen hätte werden sollen, welches Fakt – immer wieder aufgetischt – mit Sicherheit mitspielt bei seiner Sprechstörung). Besonders in der Schule.

Da hat er jetzt eine (listige) Technik entwickelt, die Stottere bei Nennung seines Namens (wenn er den am ersten Schultag vor versammelter Klasse aufsagen muß) zu umgehen. Er läßt den (schwierigen) Labiallaut »W« fort und stößt zitternd »*Ollak*« heraus.



In der Kernheimat entwickeln die Dinge sich praktisch parallel.

Noch wehrt da allerdings die Intelligentsia (ein Part zumindest), die Sozialdemokratie samt feindlichen Brüdern im Lager des Kommunismus, ein Teil der christlichen Kirchen den Anfängen, noch ist der Faschismus, den man aus der Ferne kennt (von Mussolini her, im kleinen von Dollfuß) nicht etabliert – doch wie groß ist der Schritt noch dahin? Arbeitslosigkeit, Mißwirtschaft auf der einen Seite, die hyperreaktionäre Hugenbergpresse Hand in Hand mit der harschen Ultrarechten auf der anderen arbeiten auf einen nationalen Sozialismus hin, einen Pseudosozialismus, wie Herr Hitler plus Parteigenossen (selbst die Anrede für den politischen Freund haben die Hakenkreuzler von den Linken entlehnt, verbrämt lediglich durch das Wörtchen »Partei«, der mächtiger und mächtiger werdenden Brauntruppe) ihn fordern.

Die 18 Prozent der Deutschen, die im September 30 die NSDAP gewählt ihre Interessen zu vertreten, ziehen schier unaufhaltsam weitere Massen nach, die »Partei« ist die zweitstärkste im Parlament geworden (über hundert Mandate, ihre Wählerschar schreitet 10 Millionen zu) – und im April war das Reichsvolk gar vor die Qual der Wahl gestellt, Teufel oder Beelzebub (Hitler oder wieder Hindenburg) zum Präsidenten ihrer »Demokratie« zu küren. Brüning der Kanzler focht mannhaft contra Adolf, doch der Uraltgeneral Paul, der Tannenbergsieger honorierte es ihm nicht, daß er für ihn votiert.

Das Schicksal unserer Familie nimmt seinen Lauf.

Und wenn Einer dieses Schicksal, das bald das Schicksal sein soll des ganzen deutschen Volks, Europas, vorauserkent, wandert er ins Gefängnis (die große Masse allerdings will nichts wissen von solch »undeutschen Figuren«): im Monat nach des Beneckendorff Wiederwahl tritt der große Carl v. Ossietzki¹¹⁶ seine Haftstrafe an – von anderen Geistesgrößen dieses Deutschland bis an Tegels Tore geleitet.

In der, von ihm herausgegebenen WELTBÜHNE ist ein Artikel erschienen über die, illegale wie demokratiefeindliche, Geheimsubvention der deutschen Flugzeug- sprich: Luftwaffenindustrie,

Ossietzki als verantwortlicher Redakteur mitangeklagt (der Autor hat sich flugs ins Ausland abgesetzt), und anstatt (wie in einer Republik doch vonnöten) als Aufdecker staatsfeindlicher Machenschaften der Obrigkeit gelobt, gar gefeiert zu werden, verdonnert das Reichsgericht Leipzig ihn zu 18 Monaten Kerker, gibt selbst der (aus wahrlich demokratischen Kreisen erbetenen) Umwandlung auf Festungshaft nicht statt. Man bedenke: ein faschistischer Revoluzzer wurde doch kürzlich zu jener – hausarrestgleichen – Einsperrung verurteilt und saß von der 5 Jahresstrafe nur 20% ab!¹¹⁷

Der Publizist lehnt es ab, wie sein Schreiber außer Landes zu gehen (was die Obrigkeit von ihm erwartet – wär' sie dadurch peinlicher Proteste aus aller Welt ledig und würde er so sein »Verbrechen« eingestehen), sitzt ein, wird mit der Weihnachtsamnestie auf freien Fuß gesetzt, darf noch einen Monat Luft holen, bis...

Die entscheidende Weiche zum »bis« stellt die deutsche Hochfinanz, die Herren Schwerindustrie, die auch jenen Flugzeugbau fördern: die Kriegsvorbereiter wie der chronische Konservatismus, der den Braten schnuppert, welcher nach Metall – Waffen, Rüstung, Rendite – riecht. Und daß eine kleine »Elite« in deutschen Gauen doch seit Generationen, seit Centennien an den diversen armierten Auseinandersetzungen (selbst überseeischen, in die der Herr Hessenlandgraf wie and're Kollegen ihre Grenadiere verkauften, für die Britische Krone das Leben zu lassen) verdient hat, gewaltig verdient hat (auch verlor'ne Kriege erbringen Reibach), ist ja wohl kein Geheimnis.

Wie's dazu kam, erläutert der Brite Potter der Polin Manasse.

Der Deutsche – der brave, einfältige, tapfere, treue, servile, saubere, dumme Michel, nun seit Münzers Tagen ohne groß Aufmucken¹¹⁸ dazu beiträgend, seinen Kopf hinhaltend, nachher (zähneknirschend aber doch) die Zeche zu zahlen – hat seinen Fürsten, Serenissimi, Königen, Kaisern, Kanzlern ermöglicht, ihm das ›Gütesiegel kriegsverwendungsfähig‹ aufdrücken zu können.

Heinrich Heine schon befaßte sich mit jenem, nach dem Erzengel benamsten Biedermann, der die Brandstifter noch nie erkannte, der – zum Unterschied zur gallischen Marianne, zum englischen John Bull, zum US-Uncle Sam – keine lebenswertheimatliche Figur sondern eine Art Gartenzwerg auf dem Rasen seiner jeweiligen

Herrschaft, ein Stillehalter, der alles glänzenden Antlitzes mit sich geschehen läßt, statt der Gnomenkappe oft Stahl auf dem Haupt wie ein Streitroß trabt, welches sein Ritter auf die Bahn reitet.

Und doch macht der deutsche Durchschnittsbürger wie der Berliner Kern und der neue Anhang seines Vaters in Stettin sich kaum Gedanken über diese, wiedereinmal höchst aktuellen Auspizien. Nochnichteinmal als im Staate im Juli unter Franz v. Papen eine Art Revolte abrollt contra Weimar, ein *Coup d'État*, der den Linksradikalismus für staatsfeindlich erklärt, den von rechts als »patriotisch-deutsch«.

Die heftige Depression in den USA nach dem »schwarzen« Dienstag, dem Wallstreetkrach, dem die gleichfarbige Woche am restlichen Globus nachfolgt, eine Weltwirtschaftskrise nach sich ziehend, Unruhen unter den britischen Mineworkers, in Frankreich der Kampf der Sozialisten unter Léon Blum, dem *Juif*¹¹⁹ gegen die Ultrarechte (deren – immer noch ad'ligen – Söhne werden weiterhin an Eliteschulen im Lande gedrillt auf ihre zukünftigen Schlüsselstellungen in Industrie wie auch Politik), das schwarze Italien unter dem Fascenbündel, die – nach dem Riverasieg – in Spanien angestiegene Pression des Arbeiterheers (jetzt unter den Republikanern kaum gemildert) durch die *patrones*¹²⁰, in Polen die Auswirkungen des Pisludskiputschs, in Rußland die Vorwehen Stalins schauriger Säuberungsaktionen, in Österreich die hohe Zeit Dollfuß' – dessen »Heimwehr«! Pseudoverteidigungstruppe (adäquat der spanischen Zivilgarde), Kampforganisation eher jene »Hahnenschwänzer«¹²¹ unter dem Rechtsaußen Major Fey, patriotisch-diffuser Faschismus im Westentaschenformat, die echten Faschisten, die illegalen Nazis in den Tod verfolgend, doch ähnliches auch Richtung links zu unternehmen, in Deutschland der Zusammenbruch der Regierung (wieder einmal), die Nachfolge durch einen General: Schleicher. Hitler ante portas.

Jahresabschluß 1932.

Doch gelassen weiter reagiert die Judenheit dieser Welt in ihrer Mehrheit. Während eine Minorität da und dort – politisch, soziologisch stimuliert – geistig auf die Barrikaden steigt, gar den europäischen Teufel an die Wand malt, genießt (und auch dies verschweigt der Potter nicht in seinen Traktaten) ein erheblicher Part des »Weltjudentums«, auf das die neue deutsche »Bewegung« sich doch eingeschossen, die Früchte jener Nachkriegswirtschaft wie der, durch gigantische Pleiten (auch von »Rasse«genossen) fortfallenden Konkurrenz. Die große Masse aber deutscher, österreichischer Israeliten schlängelt sich so durch wie ihre christliche Mitwelt, desgleichen der Vogel Strauß-Politik verfallen: mit dem Kopf im Nebel lassen sich die Konturen des bedrohlichen Unheils eben nur verschwommen bis gar nicht erkennen.

Viele haben auch andere Sorgen. Unsere US-Cohen (die Transportgeschäfte rückläufig aufgrund der Krisenjahre) haben eben erst den Tod des Schwiegersohns verwunden – Goldy trauert noch, Sam und Relly wurden in einer Schule in Connecticut untergebracht, wo sie den Verlust ihres Daddy in Gesellschaft Gleichalt'riger hinter sich bringen; die van Kaan haben alle Hände voll zu tun mit dem Bilderhandel, der nicht florieren will bei der Flaute in Europa (bis auf die wilden Käufe der Neureichen, die ihr errafftes Vermögen in Öl anzulegen gedenken); Arny und die Wiener sind hinlänglich beschrieben – Vater Kern schnuppert gemeinsam mit Frau Ingeborg Morgenluft: *wird Deutschland sich aus den Fesseln des Sozialismus befreien – ist nicht gar dieser Herr Hitler der Retter in der Not?* (auf Adolfs Judenprogramm geht man nicht ein: *das wird sich schon regeln, wenn erst einmal Ruhe und Ordnung eingekehrt im Lande Preußen!*); allein Jean-Luc, Cecil und die Manasses sind in der Warnerfront zu finden, wo Jossel und Chava sich den Kopf zermartern wie den Fängen des Dschugaschwili entkommen und doch brave Marxisten zu bleiben.

Des (christianisierten) HERRN Jahr 1933 – nach seiner ursprünglichen Zeitrechnung 5693 – beginnt.



II.

Es geht Schlag auf Schlag.

Am 30. Januar beruft Hindenburg – nach einigem Zögern, doch nicht des üblen, autoritären Dummdralls der National-Sozialistischen Deutschen Arbeiterpartei wegen, sondern weil deren OSAF¹ ihm zu kleinbürgerlich, unstaatsmännisch erscheint – den Exösterreicher Hitler zum Deutschen Reichskanzler, am 27. Februar setzt ein Kommando dessen **Sturmscharen**² das Berliner Reichstagsgebäude in Brand (das Verbrechen wird der politischen Opposition in die Schuhe geschoben), am 5. März starten die Nazis (vorerst noch Einzel-)Aktionen gegen Juden, am 22. desselben Monats wird das erste Konzentrationslager im Land eingeweiht: Dachau. Bei München, Stadt der Bewegung.

Des SA-Mannes Wessel Tod (vor 3 Jahren genau) wird nun blutig gerächt. Hetzjagd auf die »*Bolschewistenmörder*«.

Jede größere Stadt im Reich, welches der hehre Adolf stolz das »*Dritte*« betitelt, installiert bald in näherer Umgebung (Sachsenhausen bei Berlin, Buchenwald bei Weimar, Neuengamme bei Hamburg) ihr KL³. Jedes dieser stacheldrahtumzäunten Barackengefängnisse füllt sich rasch: Kommunisten, Sozialdemokraten, Juden, Zigeuner, Sektierer, Homosexuelle. Für's erste männliche Häftlinge nur.

Und jeder SA-Sturm richtet (hurtig zur Hilfspolizei ernannt) im eig'nen Keller eine Art Privatkerker ein, da persönliche Auseinandersetzungen mit »*volksfeindlichen Elementen*« zu regeln.

Arnold Kern recte Aaron Kohn hat Glück: er bleibt verschont, gilt als Christ. Die jährlichen Synagogenbesuche mit Rudi quasi unter Ausschluß der Öffentlichkeit erfolgt, sein Verhältnis mit Heiner stets diskret betrieben – nicht der Art wie die Tunten belieben, sich zu produzieren. Da wird sein Laden auch nicht von Braunposten bewacht, Käufer fernzuhalten – dazu hat man rasch reagiert, die verrücktesten, auffallendsten Fetzen aus der Auslage geholt und sie durch solide, sprich: unjüdische Ware ersetzt. Obendrein wird die Boutique von Dämchen frequentiert, die schlau (und prompt vor allem) umgeschwenkt sind, sich nun in die Hurenriege der NS-Prominenz drängen, deren Herren nur in der Öffentlichkeit auf genügsamer Deutscher mimen. Im Intimkreise behängen die Neubonzen ihre Gattinnen und Geliebten (auch der Spruch: »*Der Deutsche betrügt seine Frau nicht!*« bleibt ein Spruch) mit glitzernden Gewändern, Pelzen, Juwelen, welche Kostbarkeiten man vorzüglich aus jüdischen Geschäften raubt oder sich damit »überreden« läßt, einem »Itzig« des Rohwaren- oder Edelsteinhandels den Weg ins rettende Ausland freizumachen. Da muß er eben einen Teil seines Warenbestands opfern.

Problemlos steht's anfangs mit der Firma »Leder Kern GmbH« in Stettin. Da ist (theoretisch) der (evangelische) Chef nur Geschäftsführer – die Gesellschafter heißen Ingeborg Kern (arisch) und Kind Karoline; überdies ist Manfred z. Zt. noch nicht enttarnt. Weiters sind er und seine (schon gar nicht »fremdrassige«) Ehefrau fest überzeugt, daß rechtzeitige Taufe wie Kriegsteilnahme ihm das semitische Blut germanisiert haben (so denken Zehntausende im Lande!), auch soll eine erste, routinemäßige Überprüfung durch eine Abteilung der Handelskammer nichts nachteiliges erbringen: die Dokumente der beiden Anteilhaber sind »in Ordnung«, der Herr Betriebsleiter (rasch bürgert sich diese Verdeutschung von Direktor ein) ist Christ – ein Ariernachweis ist (für die nächsten Monate) noch nicht gefordert.

Zwar hört man auch in der alten Pasewalckerstraße von Ausschreitungen gegen Juden, doch man verschließt die Ohren, wie's die Legion der nicht direkt Betroffenen (noch nicht Betroffenen) beziehungsweise der Arier Deutschlands (mit wenigen rühmlichen Ausnahmen) hält.

Die Machtübernahme im Reich wird chronistisch von der Warschauerin Ljuba registriert.

Die Christin, die gläubige ist längst zum schärferen Streiter geworden für die Jüdische Sache, als ihr mosaischer Mann es ist. Teils Reaktion auf die, in ihren Augen demagogische, Dummheit ihres jüngeren Bruders Ignâcy – dem Liebling der (antisemitisch erzogenen) Eltern («eingeweiht» durch Hetzkampagnen seitens Herren vom Schlage der Dmowskis und Stojalowskis)⁴, zum anderen war's bei Frau Manasse die Verehrung ihres Schwiegervaters, ist's die Liebe zu Jan, die zum Kennenlernen der Juden geführt. Wobei sie, die scharfsehende, keineswegs »echte« Ostjuden außer acht läßt: die »Frommen« (oder auch Unfrommen), die an den alten Gebräuchen, Geboten sichtbar hängen, in deren Reihen Menschen wie du und ich, gute, schlechte, anständige, Gauner, Heilige, Diebe. Nur Totschläger, Mörder und notorische Ehebrecher (die gern unehelich Kinder zeugen und für diese dann nicht aufkommen wollen) sind unter Israeliten selten. Zu stark der Glaube an biblische Anordnungen – an jenen *Dekalog*⁵, den Moses nach Rücksprache mit dem HERRN verkündete, der doch im Grund eben nichts anderes als Gesetz des täglichen, menschlichen Lebens:

»Du sollst nicht stehlen,
Du sollst nicht töten,
Du sollst nicht ehebrechen . . .«

Und daß so mancher Jude das Gebot der ehelichen Treue nicht strikte einhält, neben der Gattin eine Schickse unterhält, wird mehr als Kavaliersdelikt genommen: so ein Christenmädel ist eben doch keine Jüdin. Mit dieser (religionsbedingten) Penetranz schaffen sich seit Süß Oppenheimers Zeiten immer mehr mosaische Männer Feinde in christlicher Welt – denn nichts ist stärker (also predigt Sigmund Freud) als der »Penisneid«⁶, der auf »artfremde« Konkurrenz voran.

Wie reagieren die Wiener Cohen samt Anhang auf den 30. Januar?

Eduard Kahn (49, unverheiratet weiter) spielt den weltfremden Erfinder, gibt keinen Kommentar ab, Mama Rosalie (exakt 70 schon, doch noch nicht die Weitsicht des Alters errungen) bedauert und meint, Neffe Arny werde schon einen Weg finden, wenn das mit den Juden unter Hitler wirklich so schlimm würde, Großmutter Antonie (83 – alle Landaus erreichten ein hohes Alter) sieht die Situation aus biblischer Sicht: »*Strafe Gottes*«, Bewährungsprobe, ein Schrecken unter vielen seit Noah's Tagen, Tochter Else: wenn's »*wirklich so schlimm*« würde, wird Gatte Johann, der Arier helfen. Herr Johann Wollak seinerseits macht größere Sprüche, dahinter jedoch steht allein die Hoffnung, daß es eben nicht so schlimm werden möge – und außerdem: »*so tüchtig*« wie man höre, daß der Arnold als Geschäftsmann sei, könne er ja auch nach Wien kommen und da seinen Modeladen weitermachen. Daß der Herr Großkaufmann, der jüdisch finanzierte, den Nagel auf den Kopf trifft, was die weitere Entwicklung dieses Falles angeht, kann er kaum ahnen.

Am besorgtesten hinsichtlich seines Landsmanns Inthronisierung zu Berlin zeigt Dr. Liebmann sich. Der Denker (einer unter Wenigen doch) sieht die Zukunft wohl klarer als die meisten seiner jüdischen Mitösterreicher – die Seine aber vertreibt ihm die trüben Gedanken mit dem Hinweis, daß die Nazis sich nicht lange halten könnten mit ihrem politischen Konfusprogramm.

»...und mit dem Antisemitismus allein hat noch keiner reusiert!«

Damit spricht die schöne Beatrix das aus, was tausende Juden in aller Welt, Millionen Faschistenfeinde denken und also argumentieren. Wie Dr. Maurer zum Beispiel, Vater ihrer Tochter Kitty. Der (Mitte 60 bereits) sieht allein seine, die Verlags- und Bühnenwelt, und wenn er sich die reichsdeutsche Szene betrachtet, sagt er sich, die Nazis können doch gar nicht ohne die Juden – oder wollen sie die Schlager- und die Operettenindustrie (mit der Grammophonplattenbranche) vernichten? Und die Filmwirtschaft dazu? So kalkuliert nicht nur Richard – beim deutschen und österreichischen Showbusiness (dieselben Stars, dieselben Autoren) gibt's eigentlich keinen Zweifel.

Die *Taubers*, die *Kiepuras*, *Schmidts*, die *Alpár*, die *Erna Sack* mit ihrer 4 Oktaven-Koloratur, der *Abraham* und der *Kalmán*, *Oscar Straus*, *Edmund Eysler* und der *Kurt Weill*, *Gustav Mahler*, *Bruno Walter*, die *Offenbachöperles*, das ganze »Weiße Röss'l«, neun von zehn der verfilmten Broadway Musicals, Hollywoodmovies mit *Charlie Chaplin*, von *Goldwyn* und *Mayer*, UFA-Produktionen mit den Publikumslieblichen *Elisabeth Bergner*, *Oscar Karlweis*, *Fritz Kortner*, inszeniert von unschlagbaren Könnern wie *Preminger* und *Charell* (allein »der Kongreß tanzt« ist ja nicht von der Leinwand zu verbannen!) – bis zu den Großen des Musikdramas wie *Meyerbeer*, *Halévy* und dessen Schwiegersohn (und Judenstämmling) *Georges Bizet*. Kann man »Auf in den Kampf« überhaupt verbieten, am Ende noch die *Strauß*-Walzer zensurieren?; daß *Heines* »Lorelei« im Reich jetzt mit dem Vermerk DICHTER UNBEKANNT in Schulbüchern abgedruckt, weiß der Wiener Verleger nicht.

»Der Goebbels wird schon auf die Nase fallen!«

Daß aber jener – vordem am Kritikvermögen jüdischer Chefredakteure seiner rheinischen Heimat gescheiterte – Journalist nicht nur oberster deutscher Zeitungsschmierer werden soll, sondern gar »Gott der deutschen Kunst« (in welcher Eigenschaft er dann jüdisches Kulturgut frech manipulieren, auch die Abstammung unmißbarer Herren und Damen korrigieren wird) – davon lassen Österreichs Maurer sich eben nichts träumen.

Wie politisch kurzsichtig man im Donaulande, zeigt schon die Reaktion des – parteipolitisch wenig interessierten – Bürgers (und der ist weitreichend eben auch in jüdischen Reihen zu finden) auf die Frühjahrsergebnisse im Lande selbst: Kanzler Dollfuß hebt das, demokratisch gewählte, Parlament auf, putscht mit seiner Heimwehr, läßt Staat-auf, Staat-ab Standgerichte »Recht« sprechen, marschiert in voller Montur an der Spitze seiner minifaschistischen Streitmacht über die Wiener Ringstraße und läßt sich feiern. Und man nimmt's hin.

Das Verhalten der Österreicher (in gewissem Sinne auch der benachbarten Ungarn muß vermerkt werden) basiert auf mannigfaltigen Fakten: Allesam bis vor nicht allzu verflossener Zeit Untertanen des Herrscherhauses zu Wien, können sie (auch nicht Wenige unter den Sozis) sich auf die Freiheit, die demokratische, die Egalité nicht so recht einstellen, man fühlt dazu österreichisch und doch deutsch – Effekt einer Jahrhunderte währenden Hetze gegen die, damals noch k.k., westslawischen, die serbischen, tschechischen Mitbürger wie jene, als feige, hasenfüßlerisch verschrienen »Katzlmacher«, die einem jetzt Südtirol und die Adria weggenommen haben.

Clou jedoch der Sinnesverwirrung ist und bleibt das jüdische Problem.

Weit gefehlt, wollte einer annehmen, daß dieses mit dem Verlust der alten Ostgebiete – dem schönen Galizien, der Bukowina und dem Banat hätte ein Ende gefunden für den Restösterreicher. Weiter, bitterer fast noch rankt der Haß sich auf die, zumeist erfolgreicheren Juden (voran in der Metropole), rankt sich zu den, nicht selten leicht verkümmerten, Hirnen (die Dummheit ist das größte Übel im Staate) der Menschen empor.

Kaum erringt so ein »*Saujud*« eine Schöne, hinter der ein »*Arier*« hergelaufen oder schnappt einem »*Einheimischen*« Kundschaft weg, hagelt's finstere Flüche, Drohungen, Verwünschungen der »*Mojshes*«, der »*Saras*«; Rachegelüste wühlen den (zahlreichen) Austrofaschisten und Hebräerhetzern im Herzen.



Das war ein Vorspiel nur.
Dort wo man Bücher verbrennt,
verbrennt man am Ende auch Menschen.

Cecil zitiert abermals Heine, als er vom 10. Mai 33 in Berlin vernimmt. Hitlerjungen, SA-Männer und Studenten haben (Parallele zu den Pariser Ereignissen um die Jahrhundertwende vor Emile Zola's Haus! schreibt er an Ljuba) um Mitternacht des Denkens würdigen Tags in einer »*Aktion wider den undeutschen Geist*« Bücher der geistigen Elite Deutschlands verbrannt.

Der »*schwarzen Liste*« gehören spirituelle Giganten an:

Karl Marx, Lasalle, Bebel, Erich Maria Remarque neben Renn und Tucholsky, Franz Werfel, Anna Seghers, die Brüder Zweig, Schnitzler, Kästner, Rathenau, Einstein und ein gewisser Theodor Heuss, der dann – 15 Jahre später – das höchste deutsche Amt soll bekleiden.

Was da in den Flammen des Faschismus versank, ist das Ergebnis des Wissens, des Schreibens, des Forschens von Centennien – nie wieder wird geballtes Geistesgut wie dieses den Ruhm Deutschlands hinaustragen in die Welt.

Dies aber schert den neudeutschen Hakenkreuzmichel einen Dreck. Er – das Millionenheer der Michels und Michaelas – soll (auch in ferner Zukunft) den Fortfall spiritueller Potenz nicht nur nicht missen, nein – das Fehlen der großen Vorbilder im Innersten begrüßen.

»*Die Juden sind fort – nun sind wir da!*«

Geistzerstörer Goebbels fordert: »*Heraus (nicht »hinaus«, was eher der deutschen Zunge entspräche) mit dem Gesindel! Wir wollen für unser Volk eine judenreine deutsche Kultur!*«, und der famose Führer des, bald judenreinen, Deutschland und des schönen Lands Österreich, aus dem dann eine »*Ostmark*« wird, weiß auf Vorhalte des Geheimen Rats Carl Bosch hinsichtlich Maßnahmen zur Relegierung sämtlicher Scientisten, die jüdisch, aus den naturwissenschaftlichen Forschungsstätten des Reichs nichts zu antworten als:

»Dann arbeiten wir einmal hundert Jahre ohne Physik und Chemie.«

Deutsche Worte eines pseudodeutschen Expseudostudenten aus einer österreichischen Kleinstadt, der sich der Größte dünkt; und den Allzuviele als den Größten sehen.

Wie hunderttausende Berliner, wie Millionen Deutsche, wie Abermillionen Menschen in aller Welt das Dafé kaum, am Rande nur, gar nicht zur Kenntnis nehmen (man ist in den Jahren noch nicht-überwundener Rezession mit wichtigerem befaßt), hört Kern junior lediglich über Dritte vom schaurigen Schauspiel (Stine, die einfache Frau aus dem Volk, die »Arierin« ist bestürzt), Kern senior will überhaupt nichts wissen von dem, Barbarei signalisierenden Scheiterhaufen, und Frau Ingeborg kommentiert kaltschnäuzig: *»Die Studenten werden schon wissen, warum sie das Zeug verbrannten!«*

Daß es auch Studenten im Lande der Geisterfinsternis geben wird, die es besser wissen, soll eines Tages das Geschwisterpaar Scholl, das in München die Universität wird besuchen, der Welt beweisen. Vorerst drängen Deutschlands Hochschüler in die, ab 14. Juli (groteske Parallele zum Tag von Frankreich!) allein seligmachende NSDAP, der Einparteienstaat feiert. Folgerichtig tritt Hitlerdeutschland im Oktober selbigen Jahrs aus dem Völkerbund aus und erringt bei den Reichstagswahlen im November 92 Prozent der Stimmen pro Nationalsozialismus. Und fataler Weise ist der Großteil dieser Wahlzettel nicht manipuliert.

Angespornt durch des rechtsradikalen Landsmanns Triumph nebenan, rüstet in diesem Winter Österreichs rechter Kanzler zum Endsieg über die Linke.

Als einzige der Mischpöche warnt Else, Nichte des Propheten Leib, vor den Machenschaften des diminutiven Diktators in der Hofburg, des Statthalters von Vatikans Gnaden, dem Kollege Mussolini wieder und wieder den Schutz seines Italien zusichert für den Fall, daß »finstere« Mächte seinen Ständestaat⁷ in Gefahr brächten. Über die Auslegung des Begriffs »finster«, die Macht des Österreichers Adolf im Nordwesten des Ländchens betreffend, streben die Meinungen leicht auseinander.

»Was soll denn der Klane groß unternehmen?« gefällt Gatte Johann sich in einem Bonmot über die Ängste seines (konfessionslosen) Eheweibs, denn an eine Unterdrückung der Juden im Lande (über das Maß des »Normalantisemitismus« hinaus) ist wirklich kaum gedacht. Es sei denn, solch Hebräer, potentieller Saujud gehörte gar der Sozialdemokratie an oder der feindlichen Bruderpartei, der KP: Organisationen, die nun effektiv ausgerottet werden sollen. Nicht latent diskriminiert nur, verfolgt wie bisher, sondern in einem richtigen, kleinen Bürgerkrieg geschlagen. Und der geht im Februar los. Die Heermacht der Schwarzen (mit dem Spezialsegen ihrer Kirche versehen) beschießt die Hochburg der Roten, den Karl Marx-Hof in Döbling am Kanal⁸ – Nest tausender Kerntruppen der (verbotenen) Opposition: Eisenbahner, Tramwayer⁹, Postler, Fabriksarbeiter. Mit MGs, durch leichte Artillerie. Kurzfristig nach diesem Gemetzel, dem nicht Wenige der Wiener Opposition zum Opfer fallen (hunderte Kommunisten fliehen in die Sowjetunion), ist Wien, der »Wasserkopf« des kleinen Staates (da haust fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung) geteilt in Befürworter und Widersacher jener »vaterländischen« Politik – dann geht man halt wieder über zur Tagesordnung: Abhilfe der (wie nebenan im »Reich« im Vordergrund stehenden) Arbeitslosigkeit (ein paar tausend seiner Ausgesteuerten entledigt der kleine Kanzler sich per Einweisung in Anhaltelager rot-weiß-roter Prägung – voran Wöllersdorf) wie Aktionen zum wirtschaftlichen Aufschwung einer Minderheit, der – es wäre falsch dies zu verhehlen – nicht wenig politisch ruhige, sprich: rechtseingestellte Juden angehören. Grund zur weiteren Eskalation des, die Konkurrenz doch scheuenden, Antisemitismus der lieben Österreicher.

Am 25. Juli 34 ist der Traum vorerst ausgeträumt. Sozialistentöter Dollfuß wird von nationalen Sozialisten ermordet. In seinen Amtsräumen in der Stallburg von einem Illegalen¹⁰ angeschossen, lassen ihn die Häscher Hitlers verbluten.

Wer nun gedacht hätte, diese Untat würde die alpenländische Rechtsregierung zur Vernunft bringen, den wahren Feind erkennen lassen, der auch hier rechts(außen) steht, irrt gewaltig. Dollfußnachfolger Kurt Edler v. Schuschnigg (dito Akademiker, dito Kleinfaschist) führt das politische Vermächtnis des Toten rigoros fort. Mit dem geistlichen Zuspruch Kardinal-Erzbischofs Theodor Innitzer und bis zum bitteren Ende.



»How could we help cousin Arny when he comes in troubles??«¹¹
fragt Golde ihren Izzi, den Ira Stone, Geschäftsführer von
»A.C'.s«.

Pop Abe hat mit seiner Becca im vergangenen Jahr Goldene Hochzeit gefeiert – gesund ist er unberufen, nun aber managt der kleine, lustige Schusterbub, der gar nicht mehr so klein, aber immer noch lustig ist, den Laden. Stadtbekanntes Speditionsunternehmen längst mit seinen blauen Karossen.

Ira holt die nötigen Auskünfte über Immigration ein, man weiß aber im Moment noch gar nicht, ob Arny, dem Goldy ja eine Revanche schuldet (Tante Stine hat sich damals in Berlin standhaft geweigert, eine Rechnung auszustellen für die ›Fürstensuite‹ – mit Sicherheit hat Vetter Kern das erledigt!), überhaupt auswandern will. So ein guter Deutscher wie der ist! Und daß abertausende deutsche Juden gute Berliner sind, gute Frankfurter, Dresdner, Hamburger, Münchner soll das Problem (eines unter vielen in der Historie des Volkes Sems) so kompliziert werden lassen. Glauben, hoffen doch die Betroffenen, daß Hitler sich bald totlaufen würde, daß die Nazis so wieder in der Versenkung verschwinden werden, wie sie aus dieser aufgetaucht. Die Impotenz der Demokraten da und dort, in aller Welt zieht noch keiner ins Kalkül.

»Wenn die Russen mit ihren Kosaken die Pogroms in uns'rer alten Heimat inszeniert haben – warum sollten dies nicht die Deutschen mit ihrer ~~44~~ gleichermaßen tun?«

Becca ist wieder Avrams Rivcelejbn, als das sie den Totschlag von Ludinowo, die Vertreibung aus dem Paradies erlebt, das viele, Millionen Juden einst im Schoße Mütterchen Rußlands sahen.

In jenen Tagen ist Goldy viel mit Ira zusammen. Offiziell: geschäftliches, die Sache mit der Berliner Cohen zu bereden. Da ihr Vic nicht mehr ist, fühlt Mrs. Colder sich zunehmend allein, da sie die Vierzig überschritten, ist sie auch nicht mehr so unbekümmert wie einst, als sie – ein Teenager von Achtzehn – den kleinen Epstein hatte abgewiesen und sich in den »exotischen« Vittorio von den Coltrones verliebt. Und da redet die (doch großartig aussehende, begehrenswerte) Witwe sich tatsächlich ein, sie hätte an dem

Jugendfreund etwas gutzumachen (eigentlich war ja der Schusterjunge des Schtejtls gar nicht ihr Gespieler gewesen sondern die Anja Armikow – was aus der geworden sein mag . . .?) – und da übersieht Goldy ganz einfach, daß Mr. Stone längst verheiratet ist und einen Sohn hat, den nun dreizehnjährigen Mat.

Und überhaupt: so »brav« wie die Betty sich gibt, so unemanzipiert »deutsch« – mimt das Hausmütterchen, ist allein für den *husband*¹² da – »... *and a big nice Shnitzel for Mister Stone!*« tönt sie beim *butcher*¹³ – »*Sorry, I must home – my Ira is waitin' for me...*«¹⁴ gibt sie an, wenn man sich Selfservice trifft und sie freundlich auf einen Drink einladen will.

»*Und eigentlich ist der Izzi doch wie geschaffen für mich ...*«, gesteht Goldy sich ein, nachts in ihrem Bett träumend von einem guten, jüdischen Mann da das Abenteuer mit dem Italiener zu Ende), was masculinem, das sie sich (so amerikanisch ist die Dame nun auch wieder nicht) kaum im *Coffeeshop* oder beim Ball der »*Lonely Hearts*«¹⁵ will zusammenflirten.

Im Herbst stirbt Großvater Epstein, dessen Rücken immer höher, dessen Traurigkeit immer tiefer geworden. Stets dran denken zu müssen, nie wieder im Leben einen Gefährten zu erringen in fünfzig Jahren des Witwerstands ist hart. Und als sie – die kleine Golde Cohen wieder – am *funeral*¹⁶ hinter der trauernden Schwiegertochter schreitet (... *ist die Babette nicht am Ende froh, den alten Krüppel los zu sein, an dem ihr Ira so gehangen, der zu ihm gewesen wie ein Vater und eine Mutter – so ihr, der Gattin seine Liebe stehlend?*), den Sarg mit Izzi, dem Mat und ihren Eltern hinaus zu geleiten zur immortalen Minje, da Alle gemeinsam beten, keinen Zehnten brauchen, ein Jeder ist wie der Andere: ewig, unsterblich fürderhin, weiß sie, daß allein sie dazu geschaffen, den gebrochenen Sohn wieder aufzurichten, ihm einen Sinn zu geben für sein weiteres Leben.

»Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!« –

so steht's geschrieben, doch das Begehren ebenjenes Weibes, das Begehren der Nächsten Mann, das so unbiblische nimmt – heftiger und heftiger – Besitz von der Frau aus der uralten Mischpachà.



»Hoe gaat et met het Indianspeletje...?«¹⁷ kommentiert mevrouw¹⁸ Marjan ihres Henk Aktion: *Monsieur Galeriedirecteur* hat einen Schlossermeister kommen lassen, und der werkt nun in der dritten *verdieping*¹⁹ an einer Raumöffnung, die vom Rathausstraßenanwesen hinüberführt in eine Dachkammer des Keizersgrachtgebäude.

Die Wand neben dem Türstock wird mit einer verborgenen Schiene versehen, in die der de Vries ein riesiges Gemälde einhängen läßt – 3 mal 4 großer, wertloser Schinken (wie aus dem Pinsel von Ahn Hendrick geflossen), Öl aus dem 19. Jh.: und dieses Wald- und Wiesenmotiv kann jetzt nach rechts gerollt werden, verdeckt dann den Eingang in den Raum, hakt durch einen geheimen Mechanismus (von außen wie von innen zu betätigen) ein, ist nur auf dieselbe Weise wieder vom Platz zu bewegen. Dermaßen das Gemach als Versteck eingerichtet.

»Voor duistere tijden...«²⁰ sagt der Blonde – und dies entlockt der Dame des Hauses eben ein Lächeln.

Für den umsichtigen Mann aber ist's keine Spielerei. Nach Hitlers Machtübernahme hat er auch aus heimatlichen Gefilden Schlimmes vernommen: in Eindhoven geht der antidemokratische Teufel um. Die (schwarzuniformierte) Werkpolizei von »Philips« jagt (in Cooperation mit regulären, königlichen Exekutiveinheiten) Betriebslinke, darunter nicht wenig Naziflüchtlinge – Arbeiter, die im ach so gastfreien Holland Zuflucht gesucht. Die Direktion des Großunternehmens soll gar einen *Politsiemensen*²¹ nach Berlin zur dortigen Geheimen Staatspolizei beordert haben (die Macht von Philips ist groß!), sich da »abzusprechen« ...

*Terreur.*²²

Da steht Henk anderes vor Augen als seinen niederdeutschen Brüdern. Die schwören erstens auf die friedliche Tradition ihres Volkes (... *wissen die Guten gar nichts von den rassischen Untaten ihrer Vettern, der Buren im südlichen Afrika, jener 200prozentigen Calvinisten*, fragt er sich – *haben die Friedsamten jene blutvollen,*

unterdrückungsstrotzenden Usancen ihrer kolonialisierenden Väter ganz vergessen?), halten es auch überhaupt nicht für möglich, daß in ihrem Gau, dem der Windmühlen und Deiche solch Typen sich entwickeln könnten wie nebenan die SA- und ~~SS~~-Männer (*haben die Blinden keine Augen, die Trupps jenes, stiefelstramm einhermarschierenden NSB²³ wahrzunehmen?*).

Trotz aller Glaubensbekenntnisse, die permanent die Verschiedenheit der Mentalität ihrer einstigen germanischen Brüder beschwören, entsinnt Henk sich genau der Wonnen nicht weniger seiner, so »undeutschen«, Landsleut' anlässlich der Aufnahme des preußischen Potentaten, nachdem der den, von ihm und seinem schwarzgelben Compatrioten vom Zaune gebrochenen, Weltkrieg verloren; dazu des, in seinen Augen reaktionären, Verhaltens des Oranjekönigshauses in der Sache. Auch hat der feinfühlig Frieze scharfe Ohren, wenn's um die, in gewissen Volksschichten (und nicht nur niederen) schwelende Judenfeindlichkeit im Lande geht. Ist einer der holländischen Israeliten makellos angepaßt, was bedeutet, daß er politisch eben nicht links steht oder gar seine nichtjüdischen Mitbürger kritisiert wie das Fortbestehen der Monarchie rügt, wird er voll akzeptiert – wehe aber, wenn er denkt, wenn er sich nicht in den Trott, den gleichmachenden fügt; dann ist es aus mit der Toleranz, dem jeden-seine-individuelle-Freiheit-Lassen, dessen die Niederländer sich rühmen.

Die van Kaanschen allerdings zählen zu den vollends assimilierten Mosaischen im Land, die eben seit Generationen »dazugehören«. War Ahn Jacov, der den Bilderhandel des niederdeutschen Cohenasts in Freundschaft mit Rembrandt begründet, vielleicht noch ein Außenseiter der Gesellschaft, ein »woekerjood«²⁴, ist spätestens mit seinem Enkelsohn Paul, für den man bereits einen unjüdischen, einen lateinisch-deutschen Namen hatte gewählt (die Kraft der Katholiken ist – trotz allem Protestantismus – nicht zu unterschätzen!), und der eine Christin, eine »echte Hollandse« zur Frau nahm, die Annäherung an die *nederduitse maatschapij*²⁵ perfekt geworden. Und da der Zweig der Familie auch noch den ehrwürdigen Stammesnamen Cohen verplattete, war der Wandel vollzogen. Mozes aber ist guter Jude, Henks Sinnesfreund, sinnt wie Blutsbruder Arnold vor brauner Bedrohung bewahren.

Auch der französische Vetter ist nicht untätig. Jean-Luc ficht (wie weiland *grandpère*²⁶ Bernard) machts des gedruckten Wortes gegen die Schurkerei in der Nachbarschaft, warnt doch auch unverdrossen vor der Teufelsbrut in den eig'nen Reihen. Die doch vor vierzig Jahren so vehement die Stimme erhoben wider den verhaßten *Juif*, als ein *outsider*²⁷, ein Eindringling in die chauvinistische Kriegsführungsclique seiner La France (selber Chauvinist zwar) sich nicht als Opfer wollte darbieten pro Wohlergehen einer Militärmafia auch fürderhin kaum ausgerottet. Da hat der Mann nicht wenig zu fechten: vermehrt dies Satansgezücht sich erschreckend, wandelt doch dito gestieft einher, schwarzbehemdet – die Baskenmütze als Helm. Fehlte nur noch das Hakenkreuz am Arm.

Nach dem Stavisky-Skandal, dem Selbstmord des Serge Alexandre, den die französische Ultrarechte der Komplizenschaft der Regierung Daladier bezichtigte, nach der Amtsenthebung des demifaschistischen *Préfect* der Pariser Polizei, *Monsieur Giappe*, kommt es am 6. Februar zu jener »*Schlacht am Place de la Concorde*«.

Kritiker Cohèn, der die Hintergründe dieses kleinen (wie in Wien) Bürgerkriegs schonungslos kraß zeichnet, der Einarmige (anhanglos weiter seit Jasmines Tod) kann als bitter bezeichnet werden – nicht jedoch als verbittert. Er sieht tief in die Seelen der Menschen, sieht die Schatten- wie die Lichtseiten der Leute heute, der in seinem Vaterland, der außerhalb der Grenzen Frankreichs; und er sieht (wie der Holländer Henk) die Gefahr, die seitens ebendieser Judenfresser auch in seiner Heimat hochkommt. Die Altneuen, die ideologisch spontan sympathisieren mit dem ehemaligen Kriegsgegner, jenem Deutschmichel, der ihnen jetzt vorexerziert, wie mit der biblischen Pest umspringen, sich selber zu erheben.

Der russische Schwager, Jossel-Jossip der Grieche – merkt weniger von der, die Juden Europas bedrohenden Lage.

Die Sowjetpresse verschweigt weitgehend die Fakten (ist man doch auch nicht wenig antisemitisch eingestellt) – da und dort wird gar Achtung laut vor diesem *Gospodin*²⁸ Hitler, welcher doch in

gewissem Sinne auch eine proletarische Partei hat aufgerichtet. Wenn auch – wie durchsickert – in seinem Staate die Kommunisten böse bedroht sind. Janusköpfig jedoch wie der statuierte Stalinismus sich entwickelt, gibt es auch weiterhin ein deutsches Militärattachement in Moskau, und eingeweihte Kreise (zu denen gehören Jossip und Gavrina) murmeln hinter vorgehalt'ner Hand, daß jetzt gar Pläne mit diesem geschmiedet, wie das »abtrünnige« Polen (der Dschugaschwili betrachtet den slawischen Nachbarn als Verräter an der sozialistischen Sache, dieser Krieg ist auch nicht vergessen) abermals unter sich aufteilen.

Und wieder ist's Chava, die ihrem Mann und Kampfgenossen die Augen öffnet über die diesbezüglichen Intrigen ihres obersten Apparatschiks.

Dazu ertappt die Kampfgenossin sich dabei, den Ideen jener Anarchisten nachzuhängen, die doch so klar, menschlich, richtig scheinen. Und weil die Cohentochter sich mit ihrem Jossele eins, daß Kinder nicht in Frage kommen (in diesem Punkt denken die Beiden ja ähnlich Vetter Jan und Base Ljuba), ist er ihr kleiner Junge, den sie behutsam, mit Liebe, mit großer Liebe auf den Weg bringt.

Und der letzte der Cohencousins, der Jan in Warschau – nun bald am Ende seine Fünfziger, kraftstrotzend aber wie als junger Sportmann, als der er damals (vor 35 Jahren) seine Ljuba gefunden – sieht sich kaum so links wie der Biselechis, erkennt aber (auch beeinflusst von der Seinen) klar, was sich westlich wie östlich seines Vaterlandes abspielt.



Am 2. August, eine Woche nach dem, gewaltsam verursachten, Dahingehn des österreichischen Kanzlers, stirbt das greise Deutsche Staatsoberhaupt, der kaiserliche Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg und Beneckendorff. Ohne Verzug befördert der »*böhmische Gefreite*«²⁹ Adolf Hitler recte Schickelgruber sich zum »**Führer und Reichskanzler**«, läßt die Deutsche Wehrmacht symbolisch auf seine Person vereidigen.

Und 13 Monate nach diesem Napoleonschen Akte verkündet die (nunmehr vollnationalsozialistische) Reichsregierung die (spätmittelalterlichen) Nürnberger Gesetze: die – kompliziert aber effektiv ausgeklügelten – Rasseparagrafen.

Jetzt endlich erfährt die staunende, entrüstet spielende Welt, wer – nach Herrn Rosenbergs (dem Gesetzesentwerfer mit dem so wenig arischen Namen)³⁰ und Herrn Hitlers Willen – nun Jude ist in Deutschland, und wer nicht oder nur ein bißchen, oder kaum.

Erschüttert erkennt da der Lederindustrielle Manfred Kern, geboren als Manek Kohn zu Stettin, Sohn des Adoptivcohen Reuben aus dem jüdischen Kinderasyl und der (einst frommen) Marie Frankfurter, daß es drauf ankommt, wer und was die Großeltern gewesen eines Menschen (oder sind) und nicht ob er selber getauft, Kriegsteilnehmer war, Frontkämpfer gar mit dem EK ausgezeichnet (tausende Nichtarier tragen stolz das Symbolbändchen dieser Medaille im Knopfloch) – oft arg verwundet im Streit wider den welschen Erbfeind oder (noch brisanter) gegen das Bolschewistenheer (ab 17), vordem die zaristische Soldateska.

Mit Mühe nur liest Chronistin Ljuba, die »*Arierin*« sich durch das Gestrüpp Rosenberg'schen Ungeists.

Christlich getaufte (liegend getaufte also – sofort nach Geburt) oder konfessionslose Großelternanteile gelten als arisch. So fängt's an mit dem diffusen (doch lebensbedrohlichen) Machwerk.

Ergo: wenn theoretisch (in manchen Fällen aber auch praktisch) ein »guter deutscher« Jude nun von zwei Großelternpaaren herkommt, die hinwiederum auch aus alten Konvertitenfamilien kamen, ist er Arier. Punktum. Selten der Fall, aber doch.

Ist zum anderen ein sogenannter »echter« Arier gesegnet mit 4 in die mosaische Glaubensgemeinschaft aufgenommenen Großelternparts (bei proselitischen Sippen durchaus nicht ausgeschlossen), ist er Jude. Da beißt keine braune Maus einen Faden ab.

Dann wird's einfacher.

Hat ein »Normaldeutscher« semitischen Geblüts zweifelsohne 2 jüdische Großmütter und 2 jüdische Großväter aufzuweisen, ist er Jude; hat einer das Glück, daß einer von den vier Ahnen Christ war (oder ohne Bekenntnis) – was ja nicht arisch bedeuten muß, nutzt ihm das gar nichts: er bleibt »voll« Jude.

Weiter: mit 2 jüdischen und 2 christlichen (religionslosen) Großeltern ist der Mann oder die Frau oder das Kind »Mischling Ersten Grades«. Daß dabei de facto vorkommen mag, daß solch ein erstgradiger Volljude (weil doch auch das arische Großelternpaar nur liegend getauft war – wie z. B. bei Johann Strauß, doch der ist zu seinem Vorteil längst tot), fällt nicht ins Gewicht. Sonst würde dem Herrn Rosenberg vielleicht die eigene Ahnenschaft über den arischen Kopf wachsen.

Hat Einer nur 1 jüdischen Großpapa oder eine solche Großmama, gilt er als »Mischling Zweiten Grades«.

Meint der interessierte Gesetzesleser wie Frau Manasse, damit sei's getan, irrt er gewaltig: seit jenem 15. September 1935 gibt es sogenannte »Geltungsjuden« (von »Geltungsariern« andererseits steht nichts geschrieben in dem Wust von Absätzen und Nebenpunkten) in Deutschland.

Geltungsjude ist derjenige Mischling (I. oder auch II. Grades), der am Stichtag (ebenjener Septemtermitte) mosaischer Religion war. Und dies kann (wie in nicht wenigen Fällen) ein fast »reiner« Arier sein. Wie das? Angenommen ein solcher hat 3 arische Großeltern- teile aufzuweisen, ist er (wenn diese auch christlich oder konfes- sionslos) Vierteljude und Jude zugleich: denn er selbst ist ja der israelitischen Gemeinschaft zugehörig.

Gipfel aber des Rassenparadoxon ist die Tatsache, daß ein Deut- scher, gemäß dem neuen Gesetz, zugleich Jude und Arier sein kann: hat einer, wie bereits erwähnt, 4 Großeltern- teile, die alle liegend getauft waren, sind diese – wenn sie noch am Leben – für den Enkel Arier, selber jedoch unbestreitbar Juden. Denn sie besitzen ihrerseits (obschon selber getauft) nichtarische Großeltern!

Auch gibt es neuerdings (wie man aus den Kommentaren zu jenem Blutgesetz, amtlich: »Reichsbürgergesetz und Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« erfährt, die ein gewisser Herr Hans Maria Globke zu Papier brachte, und die auf der einen Seite die Paragraphen durch raffinierte Auslegung noch verschärfen, zum anderen gewisse Lücken im Maschendraht diskret offenlegen) sogenannte »Privilegierte Mischehen«. Was versteht man darunter?

Hat ein Arier eine Jüdin geheiratet (ab nun ist das ja verboten) und zeugte mit ihr Nachkommen (christliche oder konfessionslose) ist das ganze so eine privilegierte Familie. Es kann aber auch umgekehrt kommen: hat ein Arier einen Juden zum Gatten und ist zum Judentum übergetreten, wie auch die Kinder mosaisch erzogen, sind Alle zusammen Juden.

Privilegiert sind auch nicht wenige Volljuden im Lande, »echte« Juden, oder Halbjuden, oder auch Dreiviertelarier. Oder – was am ehesten der Fall – jüdische Gattinnen arischer Männer. Importanter, versteht sich.

Also: braucht Herr Goebbels einen Filmstar, einen allzu promi- nenten Bühnenakteur oder Sänger oder Autor (so z. B. später bei Franz Lehár praktiziert), der sich an eine Jüdin gebunden, kann Jene zur »Ehrenarierin« gemacht werden. Das steht zwar nicht im Gesetz, doch man richtet sich's nach Herrn Görings getanem Aus- spruch: »Wer Jude ist, bestimme ich!«³¹

Oder man schafft's auf diffizilere Touren.

Erwähnter Luftwaffenmarschall arisiert ganz einfach höchstpersönlich seinen hochrangigen Fliegerkollegen Milch, den Mischling³² – ein gewisser Heydrich³³ geht weiter: er (aus Halle an der Saale gebürtig) läßt seinen Vater (Konservatoriumsdirektor daselbst) verschwinden, zieht (durch seine NS-Machtposition hierzu befähigt) alle Unterlagen über den Erzeuger wie dessen (durch die Bank jüdischen) Ahnen aus dem Verkehr.

Der verbrecherischforsche Reinhard adelt sich dermaßen nicht nur zum Arier, er konstruiert sich so auch den sogenannten »Großen Ariernachweis«, welcher zurückführt auf 16 christliche (oder religionslose) Ururgroßeltern – ist damit würdig zum Dienst in den Sturmcharen, der schwarzen ~~SS~~, avanciert endlich zum Judenbekämpfer Nr. 1 in Europa³⁴, wird Befehlshaber des berüchtigten Reichssicherheitshauptamt zu Berlin.

Wahrlich ein, auch – pseudoarischer, Nachfahre jenes Wilhelm Marr, der – fünfzig Jahre zuvor – den Begriff ‚Antisemitismus‘ schuf und (Judensohn doch) zum Anführer wurde des »Hepp-bepp«-grölenden, hinter aufrechten deutschen Juden hergrölenden christlichen Janhagels.



Moss van Kaan reist nach Berlin.

In jenes Dritte Reich, von dem des Kunsthändlers Klient Max Liebermann, der im Februar des Jahres verstarb, treffend gesagt:
»*Man kann gar nicht so viel essen wie man kotzen muß.*«

Im Oktober, als die Blutgesetze sich langsam auch außerhalb Deutschlands Grenzen herumgesprochen, hat der holländische Galerist mit Arny telefoniert – jetzt trifft er (wie einst als Junge mit Mama Marjan und Henk) am Bahnhof Zoo ein.

»Mossy!«

»*Arny du liebe!*«

Die Vettern fallen sich um den Hals, dann geht's zur Pension Marhold in die Leibnitzstraße.

Ecke Kant- und Schlüter- stehn zwei Hitlerjungen (Rotznasen von 14 vielleicht) breitbeinig vor dem Strickwarenladen des Egon Seltzer (»Seit 1881«) und achten drauf, daß keine Arierin das Geschäft betritt, sich da mit (in ganz Charlottenburg beliebter) preiswerter Häkelwolle einzudecken.

An der Hausmauer neben der Auslagenscheibe prangt – grellweiß gepinselt – die Aufschrift

JUDA VERRECKE

und darunter ein gewaltiger Zionstern, das Siegel des König David.

Einer der jugendlichen Wachposten hat dazu ein Pappschild über der schmalen Brust zu hängen, auf dem die Parole plärrt:

»**Deutsche wehrt Euch! Kauft nicht bei Juden!**«

Den Niederländer Mozes durchfährt's eiskalt. Der Deutsche Aaron kuckt schon gar nicht mehr hin.

»Nein – so nett wie der Herr Kaan doch is'!« knickst die Stine – glühend vor Freude, den Blutsbruder ihres Jungen, den reichen Cousin aus dem Ausland beherbergen zu dürfen.

In einer Kneipe am Halensee, wo keine Nazis verkehren, halten die Cohensöhne Kriegsrat. Bei einem Pils plus Buletten.

»Was du nicht gleich kommst bei mir naar³⁵ Amsterdam?!«

Moss drängt, Arny ist (wie die meisten deutschen Nichtarier) noch unentschlossen.

»Sieh man, Mossy – den Lad'n verkoof'n, die Bude aufgeben dahinter, wo ich jetzt fast fünfzehn Jahr' schon lebe ... und dann der Heiner – der will doch sicher bleiben, und –«

»Bis zu spät es ist ...«

Mozes macht sich Sorgen – von Henk ermahnt, dem Cousin die Gefahr eindringlich vor Augen zu führen, die der selber vielleicht unterschätzt. Und noch dazu, wo Arnold sich zu Männern hingezogen fühlt, das soll doch auch von meneer Adolf bekämpft werden, wie man hört. Diskret bringt der Hollandvetter das Gespräch auf diesen Punkt, hat Arny doch selber begonnen, von seinem blonden Lebensgefährten zu reden. Und sogar das schlimme Wort »Rassenschande« fällt – noch schlimmer im Zusammenhang mit Homosexualität.

Die beiden Männer aber kommen zu keinem Ergebnis.

Zumindest jedoch sagt Kern zu, pro forma den Heiner Sontag zum Geschäftsführer und aus der Boutique eine OHG zu machen, eine Offene Handelsgesellschaft, die in Händen eines Ausländers liegt, des holländischen Ariers Henk de Vries. Da können die Behörden des Reichs nicht ran, das versteht Arny – und Vetter Mozes' Ziehvater ist ja wohl sicher wie die Bank von England! Hat er ihm doch damals geholfen, das Geschäft zu gründen und das (bald wertlose) Vermögen Großonkel Aarons gewinnbringend in Ware anzulegen.

Gleich am folgenden Vormittag begeben die Freunde sich zu einem Notar, dem Dr. Freund (Halbjude – der darf noch amtieren) und lassen die Firma eintragen. Van Kaan gibt denn auch ein Bankkonto in Amsterdam an, auf welches der Geschäftsgewinn zu transferieren (alles muß seine Ordnung haben, sagt der Notarius – die Nazis als Ordnungsfanatiker fallen auf sowas fast immer rein), der junge Sonntag wird als Betriebsleiter mit Prokura in die Meldung zum Handelsregister Charlottenburg aufgenommen, die Gebühren erlegt.

Dermaßen ist Arnold Cohen, der als Aaron Kohn geborene und in Kern umgetaufte, für's erste ökonomisch abgesichert. Weiter jedoch kann Moss im Augenblick nichts tun für den Vetter, läßt sich von dem aber in die Hand versprechen, sofort Nachricht zu geben, falls die Lage sich weiter verschärfen sollte, damit etwas unternommen werden kann.

Tante Stine schwört dazu, ihrerseits lieber ihr »*arisches Leben zu geben*« als ihrem Jungen was widerfahren zu lassen.

Ach gäb's doch Millionen Stines in diesem Deutschland!



Drei Wochen drauf wird Arny's Vater (der doch keinen Sohn mehr hat aber eine »halbarische« Tochter, wie Frau Ingeborg das blauäugig ausdrückt) von zwei Herren im Ledermantel aus dem Betrieb geholt und zur Stettiner Stapo-Leitstelle³⁵ am Freikorps Lützow-Platz verbracht.

Manfreds arische Gattin ist nicht zu Hause, als dem Oberst dies widerfährt, Karoline zur Schule.

Die Vorgeschichte, die der Herr Chef ganz einfach ignorierte, weil sie ihm nicht in den betriebsinternen Kram gepaßt:

nach jener Septembermitte, als die NS-Handelskammer abermals begann, Unternehmenskontrollen durchzuführen und der Betriebsleiter der Leder Kern-GmbH nicht die, zu einem Arier- (oder zumindest Mischlings-)nachweis erforderlichen Dokumente vorzulegen imstande, spielte sich ein Taschnergeselle der Gesellschaftswerkstätten in den Vordergrund – ein gewisser Werner Brauss, alter Kämpfer, seit 1924 schon »Mitglied«³⁶, seit seines geliebten Führers legendären Verurteilung, die er (wie Tausende im Land) zu seiner Sache gemacht. Strammer, stets in brauner Uniform paradierender SA-Staffelführer, ganze dreiundzwanzig das Bürschchen.

Frech ist Brauss beim Oberst angetanzt, hat gefordert zum Leiter der Lederverarbeitenden Kern-Betriebe befördert zu werden – dick durchblickend lassend, er könne dann durch seine Beziehungen der Firma etwas unter die Arme greifen, wenn ihm diese den Lohn (miserabler, trunksüchtiger Arbeiter der Mann) verdoppeln wolle. So hat der Chef den Kerl (höflich arrogant aber bestimmt) hinausgewiesen, naiv genug zu denken, dies würde kein Nachspiel haben. So ein Windbeutel könne ihm doch nicht dumm kommen!

»Schafft die Judensau auf 17 k!«³⁸

So ordnet's der 44-Mann am Aufnahmeschalter des Gestapogebäudes an, als die beiden Finsteren den Verhafteten einliefern.

*»Was erlauben Sie sich?!« faucht Kern, immer noch nicht schlau.
»Ich bin Oberst in Ruhe. Weltkriegsoffizier!«*

Einen Augenblick stutzt der Posten, dem so viel »*jüdische Frechheit*« noch nicht geschehen, erhebt sich würdevoll (ein vierschrötiger Dreißiger), tritt heraus aus seinem Verschlag, baut sich in voller Höhe auf vor dem »*Anscheißer*«.

»*Jawoll, Herr Oberst! Jawoll, Herr Weltkriegsoffizier!*« steht er stramm.

Den Bruchteil einer Sekunde erlebt Kern recte Kohn in Genugtung, dann trifft ihn ein Hieb wie ein Hammerschlag. Sieht noch die riesige Hand des Schlägers vor seinem Gesicht, jetzt knickt er in sich zusammen von der Wucht des Streichs, wär' zu Boden gesunken aus Pein, Scham, Angst endlich, die den Oberst gepackt von einem Augenblick zum andern, hätt' ihn die Eskorte nicht links und rechts an den Armen gegriffen. Die Männer schleppen den Widerstandslosen – greis geworden in jener Sekunde (69 ist er doch schon) – ab Richtung Kellergeschoß.

Eine halbe Stunde liegt der Manek wie ein Bündel alter Lumpen in der Zellenecke. Wagt nicht die Lider zu heben, die edle Wut gewichen einer fast tödlichen Starre, die ihm verbietet, die Szene in Augenschein zu nehmen.

Da zwingt's seine Augen auf. Ein greller Lichtschein beißt ihm ins Gesicht. Die Kottertür wurde aufgestoßen, zwei schwarze Schergen zerren ihn in einen Verhörraum am Ende des Kellerflurs, aus dem helles Schreien dringt.

Als der alte Jude in die Folterkammer geschleppt, sieht er wie ein Heune in Hemdsärmel seinen Vorgänger in der Not hinausschleift, als er – zur Eröffnung der Zeremonie – auch schon wieder eins über den Schädel kriegt. Doch der Krieger in ihm, dem man eingedrillt nie seine Gefühle zu zeigen, nichts zu offenbaren dem Feind, den er im Felde nie geseh'n, dem zu begegnen er glaubte, als die Bolschewiken ihn gefangennahmen, als ihm von meuternden Matrosen die Rangabzeichen abgefetzt, der jetzt vor ihm steht, hat wieder Besitz ergriffen vom Cohen: der geschundene Israel weicht dem Herrn, dem Deutschen. Äußerlich. Im Innern ist der Mensch ein Wrack.

So aber übersteht Manfred die weiteren Hiebe, die (sinnlosen) Fragen der Schinder nach seinem Stand in der Lederfirma (den können die doch wohl aus dem HR-Eintrag³⁹ der Gesellschaft lesen). Was also wollen sie aus ihm herausprügeln, fragt der Gefangene sich, dem das Blut aus dem Mundwinkel tropft. Die Oberlippe zerrissen, die Sprache zitternd in den kurzen Antworten – wie damals, als er den Sohn, den einzigen ertappte am Lager mit einem Gleichgeschlechtlichen.

Dann ist's vorüber. Der Gequälte wird wieder in den Kerker geworfen. Doch zur gleichen Stunde ficht oben beim Wachhabenden die Ingeborg tapfer um den ihr genomm'nen Mann.

»*Sieh da – die Judenschlampe taucht auch auf...*« ist sie empfangen worden, hat sich zurückgehalten, gekuscht vor dem »*Herrn Hauptsturmführer*«, dem geschildert, daß ihr greiser Gatte doch nichts zu sagen hätte im Betrieb, lügt fleißig den Bestiefelten zu erweichen, berichtet (wahrheitsgetreu) daß sie – die Arierin – und ihre Tochter allein Gesellschafter seien des Unternehmens – –

»*Aha. Verschoben also das jüdische Kapital!*« höhnt der Herrenmensch, Inge aber bleibt mutig. Beweist anhand der Papiere, die sie vorsorglich mitgebracht (sie ahnte schon, daß hinter dem ganzen der Brauss steckt, der eklige Ehrgeizling), die Überschreibung der Anteile, welche doch bereits vor zehn Jahren erfolgte, hört sich noch betteln, man solle den alten Soldaten doch frei die letzten Tage zu Ende bringen lassen, als der Gestapomensch – wunderlicherweise beeindruckt von dem Gejammere der Frau, auch von den Fakten überzeugt (dazu sich klar, daß man dem Juden doch nur einen Denkkzettel wollte verpassen, dem SA-Kollegen ein wenig auf die Beine zu helfen) – einen Passierschein ausstellt, den Telefonhörer von der Gabel nimmt, anordnet, den Verhafteten nach oben zu bringen. »*Hinaus*« – in die Freiheit.

Und Ingeborg Kern führt den gebroch'nen Gatten heim in die Alte Pasewalckerstraße zu Stettin am Haff, wo seine Vorfahren Heimat gewonnen im Deutschen anno 1780, und wo er – Jude wieder wie seine Väter – dann tatsächlich seinem Ende hin zulebt.



Im Sommer ist die Giuseppina von den Anselmis im sizilianischen Orts Tortorici, die einst in den Achtzigern mit ihrem Umberto – seinen Sohn unter'm Herzen – nach Amerika ging, die Mamma Coltrone gestorben. Dreiundsiebzig ist die Gute geworden, hat in den Jahren nach den Toden ihres Sohnes und ihres Mannes (trotz der geliebten Enkelkinder) keine Freude mehr gefunden am Weiterleben. Goldy hat dem Pächter, der das Lokal vergrößert und verändert hat (wo damals Pappa seine Tage am Pizzablech zugebracht, glänzt ein Hot-Dog Grill, statt Chianti gibt's Coke, Tagliatelle adio! – und das Geschäft blüht) auch die alte Coltronewohnung ablassen, ist heimgekehrt in die Monroestraße zu Abba Avram und Mamme Rivca.

Nun – dem Ira noch näher – läßt Mrs. Colder sich von dem über Gebühr hofieren (das sind schon keine geschäftlichen Gespräche mehr), zu einem *Gin and Tonic* einladen hinüber zu »Sid's« oder gar zum Dinner ausführen mit Musik bei »René's« unter den Himmelsburgen, die ihre Mutter einst in klingender Sprache besungen. Das »Herumfliegen« jedoch mit Mr. Stone (dem sie doch einmal ihr Goldeleibn zgedacht) billigt die nicht. Er: verheiratet, Golde: verwitwet, er: Frau und Kind, sie: Sohn und Tochter – das kann nicht gutgehn. Und es geht wirklich nicht gut. Krach bei Epsteins.

Boss Abe, der im Herzen zu seinem Partner hält (die Liebe geht bei ihm über alles), versucht zu schlichten, da wirft Betty ihm vor, blindlings auf Seiten der Ehestörerin zu stehn (was er auch tut), Izzi der ewige Anbeter sieht die Chance seines Lebens, gibt nicht nach.

Diese nervenzerrüttenden Scharmützel werden im Oktober jäh unterbrochen durch ein Ereignis, das den amerikanischen Part der Familie schwer trifft. Zuerst ein harmloser, harmlos scheinender Sturz des Großvaters auf der Souterraintreppe (der Chef, 84 geworden im Frühjahr, kann's doch nicht lassen, von der *flat first floor*⁴⁰ hinunterzusteigen, bei »A.C.'s«, dem Unternehmen mit seinen Initialen nach dem Rechten zu sehn), Bruch des Knöchels am linken Fuß... – »Wegen der Verstauchung wollt' Ihr an Arzt holen, meschugge wie schon Alle sind heutzutag'!«. Diesesmal aber behält Mr. Cahn nicht recht.

»Golde – *call die Kinder, sie soll'n kommen. Ich hab so Mojre um Pappa...*«⁴¹ weint die Frau, als aus dem Bluterguß ein Anschwellen des ganzen Beins resultiert – nun erscheint Dr. Goldfab doch, ist entsetzt über des Patienten Weigerung, ihn gleich nach dem Unfall zu konsultieren, will den Riesen mit dem schlohweißen Haar und den hellen, jungen Augen, der nicht mehr aufrecht stehen kann, im Lehnstuhl leidet, sich nicht ins Bett und schon gar nicht in ein Spitalsbett legen will, operieren lassen, bereitet für den nächsten Tag alles vor in der Clinic. Doch es ist zu spät.

Frühmorgens.

Sam und Relly (noch in der Nacht angereist aus ihrer Highschool in Middletown) sitzen an Großvaters Bett (zum Schlafen wenigstens legt er sich hin), als es zu Ende geht.

»*Mamma, Mamma!!*« ruft Goldy – und als des Sterbenden Frau aus der Küche angehetzt kommt, wo sie ein großes Frühstücksomelett gebacken für ihren Avrejmele, kann sie den alten Gefährten, die große Liebe seit mehr als einem Halbjahrhundert, grad noch küssen und sich das Versprechen abnehmen lassen, sich nicht zu beeilen ihm nachzukommen.

Samuel sitzt Schiwwe⁴² wie's einem guten, mosaischen Manne zukommt (sonst ist er kaum orthodox – modern eben wie die meisten jungen US-Juden), Relly wacht mit ihrer Mutter und der Großmutter, die sich (trotz des Schwurs, dem sie dem Ihren geleistet) am liebsten zu ihm legen und mit ihm in das ewige Städtchen möchte fahren, in dem ihr gemordeter Vater, der gemischte Warenhändler Hirsch Rubin aus Ludinowo jetzt weilt und bei jedem himmlischen Hering, den er seiner Engelskundschaft anpreist, von seiner geliebten Tochter Rivcale redet und den Enkerln Chava und Golde.



Jean-Luc lernt eine junge Sozialistin kennen, die der anarchistischen Idee anhängt: Simone Weil⁴³. Jüdin auch.

Obschon der französische Sproß am Cohenast doch eine christliche Mutter hat und auch nicht der mosaischen Religionsgemeinschaft angehört, fühlt er sich – im Angedenken an Vater und Großvater – Jude.

Durch Simone lernt er jetzt einiges von der nonrepressiven Sektion der großen, antikapitalistischen Weltbewegung; das Mädchen steht in Verbindung zu den spanischen Vertretern des Anarchismus, den Genossen Durruti und Ascaso.

Im Herbst 1868 – vor 67 Jahren mithin – war in Madrid ein Italiener aufgetaucht, ein Ingenieur namens Giuseppe Fanelli, großgewachs'ner Mann, blitzende Augen, pechschwarzer Bart. Sein erster Besuch in der spanischen Hauptstadt galt einem Caféhaus, wo Arbeiter verkehrten – voran solche aus der Druckerbranche. In seinem plastischen Kauderwelsch (Fanelli sprach doch nicht spanisch!) gelang es ihm bald, die Männer zu begeistern mit Tiraden über Tyrannen und Ausbeuter – dies obwohl hinwiederum der Großteil seiner Zuhörerschaft kein Wort Italienisch oder Französisch verstand. Dazu hatte der »*Ingeniero*«⁴⁴ die Statuten der »**Internationale**«, das Programm der »**Allianz demokratischer Sozialisten**« aus Paris mitgebracht wie auch ein paar Reden und Artikel des Russen Bakunin⁴⁵.

Das Faszinierendste jedoch an Fanellis Auftreten war, daß kein einziger seiner Zuhörer zuvor auch nur ein Sterbenswörtchen hatte vernommen von der Institution, deren Emissär er war: die »**Internationale Arbeiter-Assoziation**«.

Dieser Mensch nun war ein Jünger Bakunins, ergo gehörte er dem »**Antiautoritären Flügel der ersten Internationale**« an – damit war die Botschaft, die er über die Pyrenäen gebracht, die des Anarchismus. Der Effekt jener revolutionären Lehre im Lande war ein sensationeller: schon zwei Jahre später votierte die spanische Arbeiterschaft auf ihrem Kongreß (von 1870) pro Bakunin und contra Marx, weitere 2 Jahre danach zählte die Föderation der spanischen

Anarchisten auf ihrem Treffen in Córdoba bereits an die 50 000 aktive Mitglieder – die großen Bauernaufstände im Jahr drauf schon eindeutig von dieser Macht im Volke angeführt.

Seit jenen Tagen haben die Iberien-Bakunisten ihre dominierende Rolle in der Arbeiterbewegung des Staates behauptet, ihre Heimat ist zum einzigen Land der Erde arriviert, da die weltverändernden Thesen des großen Russen zur materiellen Gewalt geworden.

Simone klärt Jean-Luc auf über die historischen Sachverhalte im Nachbarstaat, die doch ganz unterschiedliche Explikationen hervorgebracht: bis zum Weltkrieg war Spanien im Prinzip reiner Agrarstaat gewesen und – im Gegensatz zu Frankreich (und auch Deutschland z. B.), wo der Knecht und die Magd mehr oder minder zur Familie des Bauern gehören, wenn nicht gar des Hofes Söhne und Töchter und Neffen und Nichten – die Landarbeiter effektiv Arbeiter, den Lohnnehmern der Industrie zugerechnet; die Gegensätze daher in der traditionellen Klassengesellschaft derart extrem (offenbar), daß man (neben Portugal) von zwei Iberischen Nationen reden konnte – durch einen schier unüberwindbaren Graben voneinander separiert. Die Kaste der politisch Lauten beherrschte vice versa den Staatsapparat, war (und ist) alliiert der Armee und der katholischen Kirche, sie besteht (hauptsächlich) aus Großgrundbesitzern: allesamt durchaus unproduktiv – korrupt dazu, weitgehend unfähig den, zeitweilig sogar progressiven, Part der Bourgeoisie zu spielen, wie z. B. in anderen Ländern Westeuropas.

Die patronage Parasitenschicht beschränkte (und sie beschränkt sich noch) auf den Verzehr der Renten aus ihren Latifundien wie weiteren Unternehmungen, mit denen sie – außer der Pfründe eben – kaum etwas kreatives zu schaffen hat. Parallel schwach entwickelt das Kleinbürgertum – eine ähnliche Situation, die Polen in den Jahrhunderten erlebte, aus welcher guten Gründen die polnischen Könige (weise) Juden ins Land holten, welche die Lücke füllen sollten (und konnten); eine nicht geringe Anzahl derer aus Sfarad⁴⁵ vertrieben, von Christen vertrieben (Andere im Westen des Kontinents fußgefaßt). Diese Klasse fehlt nun der spanischen Gesellschaft unersetzlich: ein Zustand, der natürlich nicht zugeben.

Abgesehen vom (armen) Handwerkerstand, der Klein-, Kleinsthändlererei repräsentiert jene niedrige Bourgeoisie die Kaste der Lakaien (der »*Staatsscheißkerle*«, wie Marx es artikulierte) – eine aufgeblähte, aufgeschwemmte, miserabel entlohnte Bürokratie, die (sofern nicht de facto funktionslos) eher repressiven denn administrativen Zwecken dient.

Nun lebte, lebt das wirkliche Spanien, die wahrlich überwältigende Majorität des arbeitenden Volkes auf dem Lande, und da wurden – bis über die Wende zum 20. Jh. – auch die essentiellen Klassenkämpfe ausgetragen. Wo sich – wie in den nördlichen Provinzen – geradezu mittelalterliche Besitz- und Produktionsverhältnisse behaupten konnten, so ganze Dorfgemeinden von Klein- und Mittelbauern Land, Wald wie Weide in der Form behielten und der Boden fruchtbar und genügend bewässert, die Viehzucht florierte, erhielten sich eben isolationistisch-überkommene Gesellschaftsformen – nahezu außerhalb jeder Geldwirtschaft. In anderen Regionen hinwiederum – voran an der Levanteküste und in Andalusien – erkämpfte (erschlich) die neureiche Grundherrenkaste sich das Land. Dort bedeutet in Spanien (so belehrt die Weil den Cohen) das Wort »*Liberalismus*« nichts anderes als die »*zarte Zerschlagung*« des alten Gemeindebodens, dessen »*freier*« Verkauf, das uralte Bauernlegen: die Konstitution jener Feudalreligion.

Nach Errichtung des parlamentarischen Regimes (vor nunmehr nahezu einhundert Jahren) wurde die politische Herrschaft der Großgrundbesitzer nicht etwa beseitigt oder eingedämmt – sie wurde besiegelt. Dermaßen entstand im Lauf der Zeit jenes – außergewöhnlich große – Landproletariat, fast drei Viertel aller Einwohner Andalusiens sind bis zum heutigen Tage *brazéros*⁴⁶ geblieben, Tagelöhner, die jeden Morgen auf's neue ihre Arbeitskraft gegen einen Hungerlohn anbieten – wie oft erfolglos, die Zwölfstundentfrohn während der Erntewochen doch die Regel, und der moderne Sklave ist auch noch heilfroh, da etwas zu verdienen; denn die Hälfte des Jahres herrscht dort generell totale Werklosigkeit, endemische Armut somit. Unterernährung. Landflucht.

Und dies, so erzählt Simone, ist die rechtliche Situation:

Auf dem Dorfe wirkt die Staatsgewalt im allgemeinen als Besatzungsmacht, die Gutsherrenklasse hat sich eine eigene Armee geschaffen, die *Guardia Civil* – kasernierte Gendarmerie, vorgeblich eingesetzt zwecks Liquidation des Banditentums, in Wahrheit doch einzig und allein, jenes Landproletariat in Schach zu halten. Denn dieses hält nicht stille, greift zu stets neuen Formen der Notwehr gegen seine Unterdrücker und Aussauger. Jener obrigkeitlichen Terrortruppe (die betroffene Macht machte prompt daraus »*Antiterrortruppe*«), der uniformierten Zivilgarde ist untersagt mit Einheimischen zu fraternisieren oder gar Mädchen aus ihrem Einsatzgebiet zu heiraten, sie darf die Unterkunft nie allein, nie unbewaffnet verlassen – noch jetzt nennt man sie auf dem Lande nur »*la pareja*«⁴⁷, weil sie stets paarweis patrouilliert. Der offene Klassenhaß in Spaniens Marktflecken hat sich eskaliert: ein permanenter Partikellkrieg einer (primitiven) Landguerilla, die sich in der Vergangenheit immer wieder zu spontanen Bauernrevolten sammelte.

»*Wie können wir all diese Erkenntnisse am besten jemand in der Sowjetunion vermitteln?*« will der Cohèn wissen, denn Ljuba berichtete ihm nicht nur einmal von den Biselechis: Chava (seit Trotzki's Verbannung vor acht Jahren ist bei der das Maß voll) hat ihr (wiederum via eine Tarnadresse wie zur Zarenzeit) ihre Sorgen um den Sozialismus im Lande eröffnet – pervertiert doch zum Stalinismus, Frau Manasse hat zurückgeschrieben, daß sie den Pariser Vetter hätte eingeweiht, der doch auf der richtigen (nicht der rechten) Seite stünde, und jetzt sieht der endlich die Gelegenheit gekommen, etwas zu tun für die russische Base, Tochter des US-Parts der Familie.

Der Journalist setzt sich hin, verfaßt aufgrund des Weil-Berichts einen flammenden Artikel über den Nachbarn und bringt ihn im L'AURORE unter, sendet die Zeitung an einen, Simone verwandten, Menschen in Moskau, österreichischer Korrespondent in Stalins Staat (die Weils stammen aus einer alten, deutschen Sippe, ebenfalls vom Rhein in den Osten geflohen); und der gibt sie dem Griechen und seiner Gavra weiter.



Auf Anraten von Moss hat Arny sich vorsorglich einen Paß besorgt. Geltungsdauer: 2 Jahre. Er hat keinen Abstammungsnachweis vorlegen müssen lediglich seinen Taufschein (von Vater Manfred seinerzeit so geschickt auf den Tag seiner Geburt manipuliert, Name: Kern, nicht Kohn), die Meldebestätigung wie eine beglaubigte Einladung ins Ausland («Zweck der Reise») – nach Holland selbstverständlich, fein säuberlich auf Geschäftspapier der »Galerie van Kaan, Amsterdam«. »Fall auf jeden!« hat Henk ausrichten lassen, wenn Arny nicht sofort an die Amstel übersiedeln will.

Die Verwaltungsstellen im Reich haben (es ist Januar 1936) noch keine Weisung Juden betreffend Reisedokumente – nur ein Führungszeugnis wird verlangt, dazu eine Steuerunbedenklichkeitsbescheinigung (bald soll es viel mehr dieser endlosen Fachbezeichnungen geben – oder die berüchtigten Abkürzungen wie HJ, ~~44~~, M I, KL)⁴⁸; da unterscheiden die Pässe von arischen und nichtarischen Reichsbürgern sich nicht voneinander. Noch nicht.

Sonst aber bringt der Jahreswechsel den Juden in Hitlers Hoheitsgebiet wenig erfreuliches: die Rasseverordnungen beginnen sich auszuwirken, jener Rassenschande-Paragraph fordert seine ersten Opfer. Makaber wie das ganze Gesetz. Dachten doch nicht wenige unverheiratete Mischpaare, ihr eheähnliches Verhältnis schütze sie – doch Denunzianten sind zur Stelle: zumeist abgeblitzte arische Männer (sofern sich's um eine Liaison handelt zwischen einem christlichen Mädchen und einem Juden) laufen zur Gestapo, jene »Schändung deutschen Blutes« anzuzeigen. Das Umgekehrte ist wohl eine Weihe... Doch auch manch vordem nicht zu Ehren gekomm'ne Arierin, die's vielleicht einmal drauf angelegt hatte, die (gutausgehaltene) Geliebte eines mosaischen Herrn von Stande (jetzt: »widerliches Judenschwein«) zu werden, gibt die Allianz ihres (abgeleugneten) Ehemaligen und der (erfolgreicheren) »Itzighure« zu Protokoll. Am gefürchtetsten aber sind nun die Damen und Herren Hauswarte und voran der Blockwart⁴⁹, die – aus den unterschiedlichsten Erwägungen heraus – bereit sind, aus der rassentechnischen Schule zu plaudern. Dramen spielen sich da ab: nicht wenige jüdische Partner (die arischen werden nur gelinde bestraft, gelten als überrumpelt) wollen nicht lassen von ihren Lebensgefährten, wandern dergestalt ins Zuchthaus. Bald jedoch soll es auch Todesurteile geben für solche »Verbrecher«.

In der dritten Februarwoche, nach Arnys Geburtstag, wird's brenzlig in der Grolmanstraße von Berlin.

Kern ist (sein Glück) eben unterwegs zum Wareneinkauf, als zwei dieser Stereotypen der Geheimpolizei (Schwarzleder, Schlapphut) im Laden auftauchen, ihn zum Verhör abzuholen. Wie Vater so Sohn: einer hat ihn angezeigt. Gründe gibt's ja etliche bei unserem Arnold, dem Aaron – gar die »*Verschiebung*« seines Vermögens ins Ausland, der »*Verkauf*« der Boutique nach Holland; ist dieses auch befreundet dem Deutschen Reich (alle Demokratien Europas – und die USA obendrein – rühmen sich guter Beziehungen zu Hitler...).

Sontag reagiert blitzschnell. Herr Kern, sagt er ohne wahrnehmbare Erregung, sei am Sonnabend (es ist Montag Vormittag) nach Amsterdam abgereist, da mit Herrn de Vries die Modalitäten der Warenübergabe zu bereden, um sodann nach New York überzusetzen zu seiner Base Mrs. Colder und dort zu bleiben. Geschickt gemimt bedient der Verkäufer bei der Aussage eine Kundin (Glück Nr. 2: die stadtbekannte Mätresse eines SD-Bonzen), die beiden Verhafter blicken (die Schickse⁵⁰ steigt doch glatt bei offenem Umkleidekabinenvorhang aus dem Rock, zeigt Reizwäsche) gespielt in die andere Richtung – mit dem forschen Einwurf: »*Een Jude weniger...*«.

Heiner kann nicht genug »*Gnädigste*« flöten zu dem Nobelflittchen. Diese Anrede gebraucht selbst der, seinerseits zutiefst konventionelle Adolf – der beliebt auch, ganz unvölkisch, den Damen der in- und ausländischen Prominenz artig die Hand zu küssen (später selbst seinen Sekretärinnen!). Mit dieser österreichischen Liebedienerei massenhaft Sympathien im Norden zu gewinnen.

Denn Sontag sagt sich, indem er auch den Namen der Kokotte in die Konversation streut, die Goering'sche Stapo beschäftige wohl nicht die hellsten Köpfe, weist denen drum auch eine notarielle Kopie der Einladung des (wie er betont) »*arischen Henk*⁵¹ *de Vries*« gegenüber Ex-Geschäftsinhaber Kern vor, mit welcher dieser jenen nach Holland gebeten. Und das klappt.

Die Geheimen (Blick in die Wohnung) ziehn ab, lassen die »blonde Schwuchtel« ungeschoren – doch kaum vergißt die Prinz Albrechtstraße⁵² den Fall Kohn. Und auch die Bonzennutte schöpft nicht Verdacht, hat wohl den Auftritt der Geheimen mitbekommen – als jetzt (so ganz nebenbei) der Geschäftsführer zum Telefon greift, die Firma anruft, wo sein Freund (hoffentlich!) noch ist.

Sagt merkantil kurz: »Hier Boutique Arny, Grolman. Wir hatten da'ne Verabredung bei Ihn' hinsichtlich Ihrer neuen Charmeuse-Frühjahrskollektion!«, Glücksfall Nr.3 – man verbindet Heiner ohne viel Fragen mit dem Lager, wo sofort »Herr Kern« an den Apparat gerufen, und er fährt im selben, knappen Ton fort: »Wenn Sie die Muster doch lieber nach Halensee schicken möchten ... in unsere Werkstatt – (daß es dort eine solche nicht gibt, muß Arny warnen!) – ich werd' mir dann nach 18 Uhr die Ware selber anseh'n.«

Trotz allen Schreckens und hieraus resultierender Konfusion hat Kern verstanden: es muß was Unvorhergesehenes (längst Befürchtetes) passiert sein im Laden, er weiß, daß er sich da auf keinen Fall blicken lassen darf. So trifft das Paar sich dann abends in jener Stampe in der Kronprinzenstraße im Hinterzimmer, das (so wissen sie) einen Ausgang besitzt durch das kleine Gärtchen Richtung Bornimer-, zum Halensee hin, wo man – wenn's aufs ganze geht – in der Dunkelheit verschwinden kann.

Die Tür zur Theke ist zu, Arnold und Heiner liegen sich an der Brust. Jetzt erst kommen Sonntag die Tränen. Der Junge, der Arier hat sich tapfer geschlagen für den jüdischen Lebensgefährten – wie's die Ingeborg getan um den ihren. Und doch ist's bei ihm was ganz anderes. Er hat nie dem herrendutschen Gedanken angehangen, für ihn waren Juden und Zigeuner und Alle, die von den Nazis als Untermenschen gesehn, nie was minderes als er selbst: Außenseiter dieser Gesellschaft, der verrohenden, der selbstbewußten, der »übermenschlichen«. Millionen zu Minipsychopathen erzogene, sich selbst zu Minipsychopathen gemacht habende Heuchler, feige Mitläufer (schlimmer oft als die verbissenen Nazis ...), sprich: Mitverdiener an der Eliminierung des »Abartigen«. Die als »ehrlich, tapfer, treu« der Welt bekannten Rahmabschöpfer, was die Ausplünderung jüdischen Vermögens, jüdischen Geists angeht – oder auch nur per Geschehenlassen der Liquidation der alten Konkurrenz im gesamten Leben Deutschlands, am Arbeitsplatz, bei der arischen Freundin,

der Ehegattin gar. Die schwer Schuld auf sich laden. Auch wenn's posthum nicht genehm.

Das erste, was Arny und Heiner unternehmen, ist Tante Stine anrufen. Wer außer ihnen drei kennt die Querverbindung zur Pension Marhold? Moss natürlich und Goldy – die haben doch da logiert, die Hausverwaltung, bei der Kern seinerzeit die Mietkaution erlegte, hat gewechselt (arisiert die Gesellschaft), und das Stubenmädchen, das Kristine damals in die Boutique zum Reinemachen geschickt, hat weggeheiratet. Blieben noch die Mieter des Hauses in der Leibnitzstraße – aber die älteren sind nicht mehr, und die jüngeren werden sich kaum an den Burschen erinnern, der vor dem Krieg aus Stettin war eingezogen bei der Rochow.

»Sofort kommst du her, Arny!« befiehlt die Stine. *»Daß du nicht schon längst hierda bist!!«* Da gibt's kein Zaudern, kein Überlegen – auch wenn es sich nicht um ihren Jungen handelte, würde die Frau nichts unversucht lassen.

»Komm' aber vorsichtshalber die Hintertreppe hoch – ich wart' uff dich in der Küche!«

Die Pommerer sind doch nicht so doof, wie die Preußen sie gern hinstellen. Stine hat ruhig aber bestimmt überlegt, und das wird sie in dem Fall auch in den kommenden Wochen tun. Sie quartiert Arny in ihrem Dienstbotenzimmer ein – das liegt links von jener Küche, und wenn man diese Nebentreppe hinaufklettert ins Dachgeschoß, kann man durch eine Bodenkammer, für die sie von der Rochow seinerzeit den Schlüssel hat erhalten, da Krimskrams zu lagern, in das mit seiner Hinterfront angrenzende Gebäude gelangen (es waren einst Doppelhäuser), von da die Wielandstraße erreichen.

»Auf den Fluchtweg komm' die Nazipolizeibüffel sicher nich'!«

Frau Marhold ist da zuversichtlich – und wenn's ernst werden sollte, kann Arny ja die Hintertür der Pension von außen abschließen, und die Wirtin hat eben keinen Schlüssel.

»Weil diese Tür sowieso nie benutzt wird...«

Welch Parallele zum verborgenen Durchgang der beiden Cohenhäuser in Amsterdam, von dem Moss ihm erzählte, denkt Kern – und er dankt Gott, daß es (neben dem Heiner) einen Menschen gibt in diesem Deutschland, dem er sich vollends anvertrauen darf.



Zum selben Vorfrühling (Februar 36) finden in Spanien Neuwahlen statt. Arrogant wie die Reaktion nun einmal ist (ihre Schwäche kaschierend – die menschliche Schwäche) hat sie eben ihre Stärke überschätzt. Die Quittung: aufgrund massiver Repression der (rechtsorientierten) republikanischen Regierung in Madrid, den Cortes (über 30000 politische Gefangene der Linken im Lande!), vereinbarten die Sozialdemokraten ein Wahlbündnis mit den wirklich republikanischen Gruppen und denen der Mitte, und auch die Kommunisten (eine allerdings zahlenmäßig beschränkte Kraft) schlossen sich diesem an.

Allein die Anarchisten, die doch unter der werktätigen Bevölkerung in der Mehrheit, bleiben »draußen«. Sie sind ihrem alten Vorsatz treu, keinen Staat zu wollen. Und doch ist es die Geburt der »Volksfront«, und die erringt den – wahrlich überwältigenden – Sieg.

Wieder via die Weil (von ihrem Durrutikreis doch im Detail informiert) kann Jean-Luc Cousine Chava und den Jossel in Moskau unterrichten. Was war eigentlich geschehen, fragte Jossip sich schon, daß es zu jener Entwicklung gekommen im Iberischen, und er wird von – fern jeglicher aufklärenden Eröffnung durch die Korrespondenten der PRAWDA – hierüber gründlich in Kenntnis gesetzt.

1931 – als nach 8 Jahren Rivera-Diktatur endlich wieder die Republik in Spanien ausgerufen (Durruti und Ascaso kamen aus dem Exil wie tausende andere Linke auch, aus Frankreich – da hatten die *Solidarios*⁵³ weitergemacht: erste Tat in Paris war die Mitbegründung der Internationalen Buchhandlung in der rue Petit, parallel wurde die Anarchistische Enzyklopädie begonnen) – feierte die spanische Arbeiterklasse. Sieg.

Ähnlich jedoch wie vordem kann die Regierung sich nun wiederum nicht durchringen zu echten Reformen, im Prinzip bleibt alles beim alten: das Volk ist in der Volksfront nicht vertreten.

Der politische Erdrutsch nämlich war von einer Kraft ausgegangen, die im Parlament in Madrid gar nicht aufscheint: die CNT⁵⁵, deren Mitglieder (Millionen doch) die Parole des Wahlboykotts stillschweigend fallenlassen haben. Denn die Republikaner zeigten sich unfähig (bis unwillig), der »spanischen Zwickmühle« das Wasser abzugraben.

Jetzt (so erfährt das Kampfesduo Jossip-Gavrina) kommt der Ruck, die Gesellschaft da aus den Angeln zu heben, vindizierender Weise von rechts. Vom ersten Volksfronttag an ist die uniierte Christopposition harsch entschlossen, das neue, das fortschrittliche, das demokratische Regime gewaltsam zu beseitigen. Mussolinis Italien, Hitlers Deutschland, Schuschniggs Österreich (dazu das fascistische Nachbarland Portugal) sind Paradebeispiele dafür, wie sich vom restaurativen Traum lösen, wie zur Offensive schreiten.

Darüber hinaus verspricht die – just im Schmieden sich befindliche – Achse⁵⁵ materielle und (fast wichtiger noch) propagandistische Hilfe. Die Falange Española marschiert. Die Armee bereitet den Staatsstreich vor. Die Konfrontation steht Jedermann vor Augen, der diese nicht verschließt.

Auch in anderen europäischen Ländern hat die erste Hälfte der Nachzwanziger wenig erfreuliches erbracht auf politischem Sektor: im Februar 30 errichtete Carol II. in seinem Rumänien die »Königsdiktatur«, 1931 fielen (im Asiatischen nebenan) die Japaner in die Mandschurei ein, im Juni 32 setzte der portugiesische Diktator Salazár sich an die Spitze der Herrschaft über das Volk (was naturgemäß nicht wenig Einfluß hatte auf die Entwicklung im Nachbarland Spanien), im Dezember desselben Jahres wurde Litauen zum Einparteienstaat (die Ereignisse in Deutschland und Österreich parallel), im März 1934 begann die Alleinherrschaft des Konstantin Päts über Estland, zwei Monate drauf fand beim lettischen Nachbarn ein Staatsstreich statt unter Ulmanis, der eine »Präsidialdiktatur« errichtete.

Und kaum Einer in der westlichen Welt registriert (oder will registrieren), daß all diese Umstürze quasi-rechts gerichtet.

Heute – 1935 – marschiert Hitlerfreund Duce mit seinem fascistischen Heer in Abessinien ein, Italien wird zwar vom Völkerbund zum Aggressor erklärt, setzt am Ende auch Giftgas ein gegen den semitischen Überfallenen – allein wer hindert Signor Mussolini (mit US-Treibstoff für seine Tanks, trotz allem von den Vereinigten Staaten angeliefert) in Ostafrika zu wüten?

All dies reportiert Geschichtswissenschaftler Potter – assistiert von seiner einschlägig studierten Rhonda – nach Polen; denn Ljuba weiß (obschon gewissen Ereignissen näher) nicht so viel von der Weltlage.

Wie die Masse der Europäer, der Briten, der Amerikaner.

Weniger bis gar nichts von diesem (wahrlich Besorgnis erregenden) Trend im Europäischen wissen die meisten der übrigen Mitglieder unserer Familie und deren Verwandten.

In Amerika sitzt man weitab vom Problem und ist (wie stets Uncle Sam, der US-Chauvinist) vorrangig mit Operationen am »Nabel der Welt«, den Staaten eben beschäftigt, mit dem (nach Überwindung der Rezession) Streben nach potentmachender, puritanischer Prosperität, daß die Ereignisse in der Alten Welt lediglich den Lesern der Politikseiten der Gazetten geläufig. Doch die Mehrzahl der Pressekonsumenten überfliegt da (wie auch anderswo) allein die *hitlines*⁵⁶, verschlingt den Sportteil wie die Stones und ihr riesiger Sohn (mit 15 mißt Mat, der *footballer* bereits *six feet five*⁵⁷), Mrs. Colder und ihr Sammy (17, bald *Highschool* Absolvent) – und die Relly schmöckert allein in Jazzmagazins. Sie will *singer*⁵⁸ werden.

In »*good ol' Europe*«⁵⁹, in Wien ist die familiäre, Politik-(nicht) bezogene Situation unverändert, allein in Stettin hat sich einiges gewandelt im Ansehn der Dinge: Frau Ingeborg ist – nach dem Rencontre mit den Geheimen – ein wenig stiller geworden in ihrer Begeisterung um die neue Zeit, die Karolin aber hat sie zur **Hitler-Jugend** geschickt: »... daß die nicht überall beiseitestehen muß.«

Vater Manfred nimmt alles hin seit jenem Vormittag bei der **H** – ein gebrochener Greis. Weniger der Schläge wegen, die er einstecken mußte, als durch den Zusammenbruch seiner Ideale, seiner Welt.

Der Druck, der nun auf dem Ehepaar Kern lastet, wird noch massiver durch Einsetzung einer Art Zwangsverwalter der Gesellschaft-mbH seitens der Partei. Nach dem »freiwilligen« Ausscheiden Manfreds aus der Geschäftsführung hat Ingeborg es nicht gewagt, sich selber zur Leiterin des Unternehmens bestellen zu lassen – man hat ihr (fernmündlich, anonym) gedroht, sie würde in diesem Fall ihren Gatten rasch wieder dahin befördern, wo er bereits einmal »zu Besuch gewesen...«; und so ist dann ein **Kommis-sarischer Leiter** eingesetzt worden. Werner Brauss selbstverständlich. Und gerade dies schmettert den Chef nieder: der Mann, dem er den Verlust seiner (ach so deutschen) Ehre hat zu verdanken. An die Anteile aber der Gesellschafter kann PG Brauss nicht ran. So leben die Kerns zumindest standesgemäß dahin.

Und die letzten der (weitverzweigten) Verwandtschaft uns'rer Cohenleute, das den Wienern liierte Paar Trude und Fritz wie Sohn Eli haben ebenfalls mit eigenen Belangen so viel um die Ohren, daß sie die europäische Szene nicht so sehr beachten. Allein Hitlers Machtergreifung und seine Judenverfolgung hat die hebräischen Palästinenser in Aufregung versetzt: nicht nur die Sorge um Angehörige in Deutschland ist es, auch die Haltung der Briten (in Reaktion auf die, nunmehr steil ansteigende Immigration) beängstigt. Einwanderungsstop, Repressalien gegen die Brüder und Opfer des deutschen Rassenwahns.

Gewèred wie *Adòn*⁶⁰ Grünzweig-Gerber verfolgen die Ereignisse von ihrem Kibbuzhäuschen aus (Beide schon in ihren Siebzigern, gesund Gott sei gelobt), Eli ben Uri aber, der Sabre, der STERN-Streiter⁶¹ steht ganz vorn in der Front – sich verdoppelnd nun in zwei Schlachtfelder: Kampf gegen die Araber, die – immer fanatischer doch – jene »*jüdischen Eindringlinge*« attackieren, und die (aktive) Resistenz gegen die Mandatsmacht, die sich auch nicht scheut, ganzen Schiffen mit Naziflüchtlingen (außerhalb der Quote für Einwanderer) die Anlandung zu verwehren. Die antijüdische Mentalität der Jahre 1905/6.

Unter dramatischen Umständen müssen diese dann ihre Fracht (es sind zumeist alte Handelsdampfer, richtige Seelenverkäufer) auf Zypern löschen, wo die Seelen kaum das ersehnte Paradies vorfinden. Oder die Irgün- und Lechileuchte schmuggeln ihre Schwestern und Brüder im Schutz der Nacht an Land, ans gelobte.



Die Regie, Arny aus Deutschland herauszuholen, hat Blutsbruder Mozes übernommen.

Sofort als der Vetter ihn – wie in die Hand zugesagt – angerufen und in knappen Worten (aus Angst, das Telefonat würde abgehört – dies soll bei Ferngesprächen aus dem braunen Reich ins Ausland schon vorgekommen sein) angedeutet hat, daß er »*in der Grolmanstraße nicht mehr erreichbar*«, und dann ein Brief mit den Details (ohne Absender, versteht sich) folgte, haben Henk und Moss (man weiß ja nicht, ob es opportun wäre, Arnold über die holländische Grenze zu schleusen – diese Richtung ist mit Sicherheit in den Polizeiakten vermerkt) an Jean-Luc und Edi geschrieben. Der französische Cohen hat nicht lang gefackelt und (telefonisch nach Amsterdam) angeboten, nach Berlin zu reisen und den Cousin über die grüne Grenze im Elsaß zu schmuggeln; hat aber auch darauf hingewiesen, daß Arny ja einen gültigen Reiseausweis besäße, somit in ein Land, welches ihm ein Visum ausstelle, einreisen könne. Sofern nicht gar eine Fahndung nach ihm – aufgrund des erfolglosen Verhaftungsversuchs – liefе.

Nach zwei Wochen hat sich dann auch Eduard gemeldet, den Jean-Luc im Detail eingeweiht. Denn erstens denkt der Journalist, daß der Übertritt nach Österreich mit den geringsten Schwierigkeiten verbunden sein müßte (tausende reichsdeutsche Juden – das hat er ermittelt – fahren ganz offiziell da hin, um auszuwandern), und zweitens hat er über seinerzeitige Kontakte zur verstorbenen Tante Helene von einem Modeladen in Wien gehört, der für Kern könnte erworben werden. Wonach mit Sicherheit (Österreich nimmt mit Vorliebe solche deutsch-jüdische Flüchtlinge auf, die einiges Kapital mitbringen oder vordem bereits in den Alpenstaat transferierten), beim Konsulat in Berlin ein Visum zu erhalten sei. Wär' dann nur noch der Grenzübertritt ins Auge zu fassen, ohne Gefahr zu laufen, daß Arny noch im letzten Moment von Gestapo erwischt wird.

Der geniale Gedanke aber, wie den Berliner Cousin nach Wien kriegen, kommt (mit Brief) von Ljuba. Und die hat man (amtierende Chronistin) selbstverständlich eingeweiht.

»– – *hab' ich in meinen Sportkreisen* (Frau Manasse schwimmt schon lange nicht mehr, sitzt aber doch in diversen Jurys bei Wettkämpfen) *gehört, daß die Österreicher in ihrer Olympiade-Staffel* (das internationale Komitee ließ sich nicht davon abbringen, die Sommerspiele 1936 im Hakenkreuzlande stattfinden zu lassen!) *in der Florettdisziplin eine Nichtarierin nominierten: Ellen Preis. Teils der Judenverfolgung im Reich zum Trotz, teils weil die Preis eben die beste.*«

Und mit der Verbindung aufzunehmen, könnte Jan aufgrund seiner Konnexionen zur Polnischen Fechtrierge (er gehört etlichen Sportverbänden an, wenn er auch – wie die Gattin – nicht mehr aktiv) kaum schwerfallen.

Dazu sei's doch wahrscheinlich, daß die Ellen bei der Sache mitmachen würde.

Während die Manasses durch polnische Sportler, die im Juni an einem Leichtathletiktreffen im Wiener Stadion teilnehmen, jene Preis ansprechen lassen (noch ohne Namen zu nennen, noch ohne direkte Bitte um Hilfe – lediglich Grüße übermitteln von Fechtkollegen Cantor aus Warschau, der bei der Sommerolympiade an der Spree ebenfalls antreten wird) und am Ende berichten, daß da ein Freund aus Berlin nach Österreich wolle und Reisebegleitung benötige, wird eine and're Wanderung spruchreif in Sippensphäre.

Am 17. Juli findet in Marokko (spanisch Marokko) ein rechter Offiziersputsch statt, angeführt von einem gewissen Francisco Franco, der bald von der Religion des Monarchismus zu der des Faschismus konvertieren soll, sich dann »*Caudillo*« wird anreden lassen – »*Führer*«, es dem deutschen, dem italienischen Kollegen gleichzutun. Dieser Franco hatte bereits zuvor einen Staatsstreich im Mutterland versucht, war – anstatt jeder soldatischen Tätigkeit enthoben hinter Schloß und Riegel eines Militärgefängnisses zu sitzen – in die afrikanische Kolonie »*verbannt*« worden, dort forsch die berühmte Fremdenlegion⁶² zu befehligen.

Am 18ten greift die Revolte über auf's europäische Festland, auf die Iberische Halbinsel. Der Spanische Bürgerkrieg beginnt.

In der Sowjetunion wie in vielen anderen Ländern – sogar in den, kaum volksfrontfreundlichen, Vereinigten Staaten – rekrutieren sich alsbald Hilfsverbände gegen jene umstürzlerischen Kräfte: die »Internationalen Brigaden«.

Und jene Freiwilligentrupps werden den Weg weisen zur einzig vernünftigen Möglichkeit in solch einem Falle: »*Einmischung in die inneren Angelegenheiten*« eines anderen, souveränen Staates, Bekämpfung des – weltzerstörenden – Rechtsradikalismus.

Da aber (wie nicht anders erwartet) erhält auch Franco militärischen Beistand: Hitler entsendet die »**Legion Condor**«, eine Terrorfliegerschwadron unter Oberbefehl jenes Göring. Der »*Dicke*« fliegt zwar nicht mit, doch er koordiniert die Bombenangriffe auf »*bolshewistische Rebellenansammlungen*« – Zivilbevölkerung eher.

So soll die Stadt Guernica das erste Opfer werden von »*Luftgangstern*«. ⁶³

Italien stellt Fußvolk.

Immer intensiver haben sich in den letzten Jahren – seit Chava von den Bakunisten nicht nur gehört hat sondern zu solchen auch Kontakt nahm – die beiden Biselechis (vollends aufgeklärt über die sozialistische Szene am südwestlichsten Festland) mit ihrer Sympathie zu dieser nonrepressiven Richtung des Sozialismus (und Antikapitalist, Antifaschist ist das Paar auch weiterhin) beschäftigt. Im Supergeheimen natürlich – öffentlich wär' dies ein Selbstmordunterfangen angesichts der Stalindespotie. Da konnten Jossip und seine Gavrina einen Spanischkursus besuchen, sind jetzt – nachdem sie die Nachricht erhalten haben von Vaters Tod in New York und die Cohentochter verständlicherweise davon träumt, wenigstens ihre alte jiddische Mamma wiederzuseh'n – unter den Organisatoren zu finden der Kampfesvorbereitungen. Wie 1905 und 1917. Und tatsächlich gelingt's dem Paar aufgestellt zu werden, trotz ihres Alters- oder wegen vielleicht: so alte Towaríschi werden schon nicht verlorengahn, denkt das ZK in Moskau sich.

Genosse und Genossin Biselechis sind unter den Ersten, die über Schweden nach Frankreich geflogen werden, von dort aus mit ihrer und der französischen Brigade die spanische Grenze zu überschreiten.



Berlin, 1. August 1936

Vor Regierung und versammelter Naziverbrecherclique werden die Olympischen Spiele eröffnet.

Noch aber sind diese Kriminellen für die ausländische Prominenz, die Schlachtenbummler, die Athleten aus aller Herren Länder und die internationale Presseberichterstattung, die sich an der Spree versammelt, jenes Spektakel, das »*friedliche*« nach Hause zu reportieren, respektable Repräsentanten Deutschlands. Des Deutschland der Konzentrationslagerpolitik, der Demokratievernichtung, der Menschenverfolgung – oder gar auch des Deutschland Lessings, Heines, Einsteins, Lise Meitners und der Rosa Luxemburg?

Diese wie ähnliche Fragen stellen sich schon etliche der Olympiagäste und ein (leider kleiner) Teil der Deutschen selbst – der riesige Rest Heilbrüller aber, die strammstehende, vor der Hakenkreuzflagge strammstehende, beim Deutschlandlied und jenem Horst Wessel-Gegröle strammstehende Welt, die französische Staffel, die ins Stadion mit erhobener Rechter, dem Hitlergruß einmarschiert⁶⁵, will das tausendfache Leid im Lande, das staatliche befohlene Leid tausender »*Nichtarier*«, Arier anderer, menschlicherer Weltanschauung als die der Nationalsozialisten, der Antisemiten älterer und neuerer Nuancierung nicht sehen, nichts hören davon.

Und so haben die Gastgeber ganz einfach die Aufschriften

FÜR JUDEN VERBOTEN – NUR FÜR ARIER

entfernt von den Parkbänken, Kinos, Gaststätten für die paar Wochen, die JUDA VERRECKE-Posten zurückgezogen vor Geschäften in Berlin.

Genau so wird es später des deutschen Cohen britischer Onkel, der Cecil Potter in seine historisch-kritischen Aufzeichnungen aufnehmen und Ljuba zwecks Niederlegung in ihrer tausendjährigen Chronik (tatsächlich vor nunmehr 850 Jahren begonnen, hineinreichend in die Tage bei den Mauren im mittelalterlichen Spanien, ein Millennium zurück) übermitteln.

In diesem halben Jahr hat Arny in der Leibnitzstraße gehaust. Unauffällig als Pensionsgast bei Marhold. Außer den beiden Artisten, die seit Jahren da schon wohnen (in seinem alten Zimmer) – Equilibristenduo klingenden Varieténamens (oft außerhalb auf Tournee), kommen und gehen die Mieter: Berlinbesucher, Zuzügler, die noch keine ständige Bleibe gefunden in der Stadt, aus Künstlerkreisen zumeist – die Güte, die Hilfsbereitschaft der trefflichen »Tante Stine« (neben deren östlichen Frühstück, von dem so manch ihrer Schützlinge bis zum Abend zehrt um dann noch rasch 'ne Stulle von ihr zu erschnorren) hat sich 'rumgesprachen. Alle kaum der Naziidee hold – Mitschwimmer eben auf der faschistischen Suppe, in der jeder nach Fettaugen löffelt, Mitesser einfach, die meinen, diese Brühe auch schlucken zu müssen. Wo sonst auch sollten sie sich nähren? In Österreich, dem auch-deutschsprachigen hört man, sind die Chancen geringe, da doch schon so viel jüdische Deutsche dahinströmten, die Schweiz kommt gar nicht in Frage mit ihren strengen, sturen Ausländerbestimmungen. Die Eidgenossenschaft scheint soetwas wie ein, über allem and'ren Menschentum schwebender, Blutsbrüderbetrieb – allein nicht auf der wahren Sprache des Lebenssafts gebaut wie bei Arny und Moss sondern auf Fränklibasis errichtet: das Gold ist der, vorgeblich biederer, Schwyzer Gott. Und ins nicht-deutschredende Ausland scheut sich fast jeder Artist, jeder Künstler zu ziehen.

Als Pensionsgast angemeldet (polizeiliche Überprüfung der Hotelmeldescheine ist kaum zu befürchten, wenn nicht einer gar gezielt gesucht), hat Stine ihren »Jungen« (gibt vor, er sei ihr Neffe – und ihre arischen Gäste können de facto ihresgleichen wirklich nicht von Israeliten unterscheiden: da wie dort gibt's hellhaarige oder dunklere Typen, und Kern spricht auch, wenn er will, den Krumme-Lanke-Dialekt akzentlos) als »Arnhelm Schmitz aus Breslau« (die Sprachmelodie ist da ähnlich der Berliner). So kann Kristine mit ihm weiter per du verkehren, daß sie sich nicht einmal verredet. Und aus dem Arnhelm, dem germanischklingenden ist Arny ebenso ableitbar wie aus Arnold, gar Aaron. Ein gepackter Koffer mit den wichtigsten Utensilien steht bereit seit dem Tag jenes Gestapobesuchs in der Grolmanstraße, in der Bodenkammer deponiert – unter anderen alten Reisetaschen und Hausgerät. Stine hat ihn sogar angestaubt, ihn unauffällig zu machen, daß keiner auf die Idee könnte kommen, er gehöre jemand – denn wenn tatsächlich

Gefahr drohte und Arny den Fluchtweg müßte beschreiten hinüber in die Wielandstraße, könnt' es doch sein, daß ihm da nachgefolgt würde. Und wenn die nichts belastendes entdecken – aus ihr, aus der Kristine Marhold kriegen die kein Sterbenswörtchen raus. Das gelobt sie.

Am mühseligsten in all den Monaten war's für den Cohen, seine Boutique zu meiden, den Heiner den lieben nur alle paar Tage mal in der Kronprinzenkneipe zu treffen. Denn das wäre zu gefährvoll, wenn sie einer (und unbekannt sind die Beiden ja kaum in der Kudammschickeria) zusammensähe. Andererseits ist es jetzt schon passiert, daß Arny – wenn er ausging, sich die Beine zu vertreten (Abends, Richtung Grunewald) – eine Kundin traf, außer einem »*Schon lang' nich' geseh'n, Herr Kern!*« hat ihm aber keiner Fragen gestellt.

Heiner achtet dazu sorgsam drauf, wenn etwa Modewarenvertreter oder Andere aus der Branche sich nach dem Chef erkundigen, ausweichend zu antworten; daß unter denen sich der Denunziant oder Spitzel befinden könnten, ist leider einzukalkulieren. Und so hat der Gute sich jetzt für derartige Fälle eine Antwort zurechtgezimmert: er spräche eben nicht gern über das Ausscheiden des Herrn Kern aus dem Geschäft, welches er doch übernehmen wolle vom niederländischen Gesellschafter der OHG. Und tatsächlich: um etwaigen Nachforschungen zuvorzukommen, hat eine Korrespondenz stattgefunden zwischen Henk und Heiner, in welcher zum Schein verhandelt wurde »*Betreffs Übernahme der Anteile durch Herrn Sonntag*«. Und das zieht sich eben...

Aber es passiert wirklich nichts zwischen Grolman- und Leibnitzstraße, wo auch – zum weitem Glück – der Hauswart vor einem Jahr gewechselt hat, sodaß »Herr Schmitz« unten nicht anders bekannt als alle übrigen Pensionsmieter der 2. Etage. Allein man weiß immer noch nicht, ob »*Arnold Kern*« effektiv im polizeilichen Fahndungsblatt steht, und die Stine kann wohl kaum zum Kommissariat laufen und danach fragen ohne sich verdächtig zu machen und den Fall aufzurühren.



Die österreichische Olympiamannschaft hat Quartier bezogen im Hotel Austria am Lietzenseeufer. Das Haus ist – wie der Name besagt – in rotweißroter Hand, daß dazu die Hauptgesellschafter des, im Ausland beliebten, Beherbungstrusts Salzburger Juden sind, macht die Sache pikant.⁶⁶

Vor drei Tagen sind die Sportler eingetroffen, Wiener zumeist und unter ihnen (wie avisiert) Semitin Preis⁶⁷, die in ihrer Kunst, der des Fechten zurückblicken darf auf eine tapfere Tradition bis ins Mittelalter. Schon vor mehr als einem Halbjahrtausend doch traten deutsche Christen und Juden friedlich gegeneinander in die Schranken, worüber jenes Tournier in der Mannsfelder Chronik überliefert – und die Gothaer Handschrift von 1443 streicht gar den »joden Ott« heraus, welcher den (bis dato der Fechtkunst zugeordneten) Sport des Ringens zur selbständigen Disziplin gemacht. Überdies basiert des großen Deutschen Dürer berühmtes »Ringerwerk« auf Ott's Schaffen, der am Hofe zu Wien dann Fecht- und Ringmeister war der Habsburger Prinzen. Auch die Brüder Andreas und Jacob, die Liegnitzer nicht zu vergessen, die zu ihrer Zeit ebenfalls gefeierte mosaich-teutsche Klingenkreuzer gewesen. Der Ältere – »Andres Jud« gerufen – verfaßte obendrein ein Lehrbuch betitelt »Das Fechten mit dem Schwert«.

All so ist Ellen nicht die erste aus Davidgeblüt, welche die Waffe zu führen weiß: vor ihrer Siegesmedaille bei der Olympiade von 1932 gab's bei den Spielen bereits 1912 Gold für den belgisch-israelitischen Degenkämpfer Anspach, im Mannschaftswettbewerb (in der Säbelriege) auch für den Ungarn Eugen Fuchs, der schon zuvor (1908) die güldene Auszeichnung errungen (zusammen mit seinem Landsmann Gombos Sandor) – 1928 waren die, auch-Ungarn, Petschauer Andy (1932 Silber) und Garay Janos mit Edelmetall dabei so wie Norman Cohen aus Budapest, Säbelerster.

Und noch eine ganze Reihe and'rer »Untermenschen« heimsten für ihre Heimatländer Lorbeer ein. So wird's von Sportexperten Jan Manasse registriert.

Die »*Aktion Arnold*« ist bestens vorbereitet.

Henk und Moss haben durch Herrn Dr. Weiner (erstklassiger Wiener Vertragsanwalt, von Edi empfohlen), einen Vorkontrakt geschlossen hinsichtlich des Erwerbs jenes kleinen, aber bestgelegenen Modegeschäfts in der Annagasse in der Inneren Stadt, Ecke Kärntnerstraße – und mit diesem Schriftstück hat der pommersche Vetter in Berlin ohne Anstand ein österreichisches Einreisevisum erhalten. Am Konsulat ist man ja praktisch in einer Freistadt, da fragt auch keiner danach, ob ein Antragsteller etwa Schwierigkeiten hätte mit deutschen Behörden.

Der polnische Olympionike Roman Cantor wurde – vor seiner Abreise aus Warschau – von Ljuba im einzelnen instruiert, versprach die Preis dazu zu bestimmen, dem Berliner Cohen (mithilfe ihrer Crew) die österreichische Grenze passierbar zu machen. Und das Glück verläßt Arny auch jetzt nicht.

Unter tosendem Beifall der ausländischen Besucher (die deutschen – Nazis, Nichtnazis – ziehen saure Gesichter) gewinnt nicht nur auf der Aschenbahn der US-Neger Jesse Owens 4 Goldmedaillen – jener polnische Jude Roman, Urenkel eines Kantors, welcher seiner Sippe zu ihrem Namen verhalf, erficht sich den Sieg im Florettkampf, bei den Damen schafft dasselbe die ungarische Semitin Ilona Elek, der reichsdeutsche »*Mischling*« Helene Mayer gewinnt Silber, die Ellen Preis holt sich die Bronzene.

Nun ist's so weit. Nach dem Triumph seiner Rassegenossen wagt Arnold Kern sich ins Hotel Austria (der Heiner wollte unbedingt mit, Stine aber hat das strikte und energisch untersagt: »*Daß in letzter Minute noch was dazwischenkommt, wenn Ihr zusamm' gesehn werd't!*«); steht jetzt an der Reception, fragt (wie ihm telefonisch aufgetragen) nach der Fechterriege, die da feiert.

»*Schalom – derf's nich' zittern, es ward scho' gutgehn!*« schüttelt Cantor dem Cohen im Konferenzzimmer die Hände. In einem Gemisch aus Jiddisch und Deutsch verständigen sich die Beiden. Arny hat einen Freund vor sich.

»Hereinzukommen!« ruft Roman als es klopft und die Preis erscheint. Zur Vorsicht hat er Ellen nach hinten gebeten. »Die Röschers⁶⁸ (sagt er) schlafen nie.«

Ellen Preis – ganz und gar nicht die krummbeinige, krummnasige Figur, wie Herr Streicher in seinem STÜRMER⁶⁹ den »Ewigen Juden« zeichnet – glatthaarig, sehnig, läßt sich vom Kollegen und Herrn Kern explizieren was anliegt, was zu tun. Und als Arny seinen gültigen Reisepaß vorzeigt mit dem stempelfrischen österreichischen Einreisevisum und dem (ebenfalls besorgten) tschechischen Durchreisevermerk, fällt Ellen ein Stein vom Herzen. Sie hat schon gedacht, sie müsse einen Religionsbruder unter der Coupébank über die Grenze schmuggeln.

Den Kronprinzentreff, da sie die nötigen Unterlagen aus dem Geschäft, Bankvollmachten etc. für den Prokuristen, den Heiner in Ordnung gebracht haben, verlassen Kern und Sonntag wie üblich getrennt: Heiner geht vor, Arny folgt ein paar Minuten später.

»Tschüs, denn, Herr Gaffkes!« sagt er zum Mann hinterm Tresen, und der Wirt muß am Tonfall erkannt haben, daß dies nicht das übliche »Bis bald!« bedeutet.

»Na, Herr Arny – – denn viel Glück!«

Heiß durchfährt's den. Hat der Kneipier was mitgekriegt von den »Geheimtreffen«, was will er?? Gaffkes liest seines Stammgasts Gedanken. Tritt hinter der Theke hervor, begleitet ihn vor die Tür.

»Mann – wenn eener fuffzig Jahr' Pils ausschenkt, wenn eener'n Gast zehn Jahr mit Bulett'n wasorcht, denn weeiß er oft mehr als er wissen dürft...«

»Herr Gaffkes – –«

»Nu laß'n wa man den ›Herrn Gaffkes!« drückt der alte Zapfer, der sich hinter seinem Bierhahn zum Chef des Lokals hinaufgearbeitet, dem Arny – zu dessen Erstaunen – die Hand. »Und wenn's dahinjeh'n soll' – ick wünsch det Beste!«

»Sie wissen – –?« Arny stehen Schweißperlen auf der Stirn.

»Keen Stück. Aba sowat ahnt doch'n oller Pankower, wenn er erstmal 'ne Ecke in Balin weilt. Da wirste helle! Und dat Se nich' eener sin' von die, die der Adolf liebt -- und doppelt gleich, wenn ick so sagen darf...«

»Herr Gaffkes --«

»Eduard. Nenn' ma »Ede« wenn wa uns irjendwann, irjendwo in diese Welt doch noch mal über'n Wech loof'n. Un' halt de Obr'n steif, Junge!«

Damit tritt Eduard Gaffkes zurück in seine Kneipe, der aufrechte Berliner, der aufrechte Deutsche, der dem deutschen Juden im Stillen wünscht, daß der »rüberkomm' soll« – wohin auch immer, wenn er seine Heimat verläßt. Denn daß der »Herr Army«, den er nur per Vornamen kennt, wenn er eben angedet wurde und so, »wegmacht« ins Ausland, und daß der ein Schwuler ist und ein Nichtarier dazu – das hat Gaffkes längst Spitz gekriegt. Arnold Kohns Mundwinkel zucken, als er Heiner an der Trabenerstraße einholt und ihm von seinem Erlebnis berichtet: ein Berlin-Ade, das ihm mehr bedeutet als er, der vor zwanzig Jahren vom Haff an die Havel gezogen, sich eingestehen will. Diese Nacht ist die schwerste. Für Kern, für Sonntag. Der Abschied am Ufer des Dianasees (man ist dahin im Schutz der Dämmerung gewandert, Hand in Hand, Tränen in den Augen) herzerreißend. Im Sinne des Wortes – fühlen doch die Beiden, daß mit des Älteren Auswanderung ihre Seelen sich voneinander müssen reißen, obschon der Heiner ja nachkommen, auch die Heimat könnte flieh'n. Irgendwie aber soll's nicht sein, das wissen die Männer, sie haben geweint wie Männer weinen, Freunde, mehr als Freunde, deren einer ins Feld zieht, hinaus in die Fremde – fortgerissen vom Zuhause, von seinen Lieben: der zarte, einen halben Kopf kleiner als sein blonder Arier, Jude.

Jetzt steht Army mit seinem Coupékoffer (mehr will er nicht bei sich haben, es soll eben aussehen wie eine kurze Geschäftsreise) am Perron des Anhalter Bahnhofs, Stine hat ihn an der Hand genommen wie einst vor dreißig Jahren, wenn sie ihm nach Kunigundens Züchtigung eine Leckerei zugesteckt – dem Jungen, der nie ein deutscher Mann wollte werden. Heiner darf am Zug nicht auftauchen – das ist klar, so brachte die »Tante« den Neffen zum Waggon, reserviert den österreichischen Olympioniken.

Ellen Preis hat »Arnold Kern« eintragen lassen in die Reiseliste der Rot-Weiß-Rot Mannschaft – als deutschen Sportmodewarenerzeuger (in Arnys Reisepaß ist als Beruf doch »Couturier« vermerkt), der den donauländischen Athleten eine neue Dress verpassen soll. Damit klingt alles glaubwürdig.

Obendrein hat Tante Stine (überaus listig) vergang'nen Vormittags eine außergewöhnliche Idee verwirklicht: sie ist frech hin zur Kommandostelle des SD, des schwarzen Sicherheits-Dienstes der *HH*, und hat sich nach ihrem »entfernten Verwandten Kurt-Georg Kessler« erkundigt, der – »aus'm Pommerschen« – solle (wie sie gehört hätte) als Posten am Bodensee Dienst tun: »Bei die Schiffe die da ribersegl'n inde Schweiz.« Nun frage sie an, wohin sich wenden, den Mann zu erreichen, den sie schon seit Olims Zeiten nicht mehr gesehen. Und wahrhaftig: wie Stine sich's erhofft, wie's erzählt wurde von Pensionsgästen, daß während der Olympiadewochen die Paßkontrollen nicht von der zuständigen *HH*-Grenzpolizei durchgeführt werden, erhielt sie die Auskunft, sie solle sich an den SD-Auslandsposten Romanshorn wenden – »- aba nich' vor 'ne Woche oder so. Die hab'n da jetzt überall Betriebsurlaub.«

Heureka!

Die reichsdeutschen Grenzen werden – zumindest an den offiziellen Übergangsstellen – jetzt nur vom Zoll bewacht.

»-- nimm das, Junge! Soll dir Glück bring'!«

Kristine Marhold steckt dem Arnold Kern – wie eine reiche Braut dem Geliebten – einen Ring an den Finger, den sie umständlich hervorgekramt aus ihrer Handtasche. Ein Einkaräter, mit dem er schon als Bub gespielt, ihn für glitzerndes Glas gehalten.

»Tante Stine --«

Army würgt. Die Kindheit steht ihm vor Augen.

»Stille bist. Hat meine Omma mal von 'nem feinen Herrn gekriecht -- mich nutzt das doch nix, Geld hab ick genuch im Strumpf . . . immer noch nich' die Kaution damals für die Pension mit dir verrechnet --«

»Willst du mich böse machen beim Abschied --?« murmelt Arny, gerührt über das, mehr als großherzige Geschenk der einfachen Frau, die damals als junges Ding zu seiner seligen Mutter in Dienst getreten, die ihn quasi großgebracht, die ihm nachgefolgt aus Stettin, als der Vater ihn verstoßen.

Pffff – macht die Lok. Es geht los.

»-- und verlier' nix auf der Reise -- und gib Obacht auf dein' Paß -- und --«

Der Zug ruckt an. Stine winkt mit tränenfeuchtem Schnupftuch. Einem Deutschen nach, der die Heimat hinter sich läßt.

Die Fahrt verläuft unter viel Herzklopfen doch störungsfrei. Ellen hat Arny einen Sitzplatz buchen lassen in ihrem Abteil bei der Florettmannschaft – die paar Stunden bis zur tschechischen Grenze bei Johanngeorgenstadt fliegen dahin wie die Telegraphenmaste, die der Kern zählt. Darf aber auch teilnehmen an der Nachfreude der Fechter – man champagnisiert, prostet sich zu, bis der Zug zum letzten Mal anhält auf Reichsterritorium: die deutsche Paßkontrolle öffnet die Coupétür. Zwei altgediente Zöllner, die als erstes der Preis gratulieren zu Ehren und Bronze, sie muß die Medaille vorzeigen, gibt Autogramme, die Pässe werden nur oberflächlich gesichtet – und jetzt reicht auch Arny (ein wenig zittrig) seinen hin.

»Nuu – hat die scheene, blaue Donau sich een preiß'schn Träaner angelacht...?« sächzelt der Mautmensch, und Ellen scherzt zurück.

»Das net – aber Herr Kern soll unsererer Staffel fesche Fechtkostüme anmessen!«

»Un' ob: 'ne knorke Kluft!« bekräftigt Arny, mutig geworden, in seinem besten Spreethenerisch.

»Och jaa --« buchstabiert der Beamte aus dem Paß: »Kuturiier...«, und Alles ist bester Laune – wie auf einem Sonntagsausflug. Nicht wie bei einer Flucht vor lebensbedrohenden Umständen. Dann verlassen die Grünen wieder den Zug, der fährt los. In die Freiheit hinüber.

Aaron Cohens vorläufige Freiheit.



In denselben Wochen, da der jüngste männliche Nachkomme der deutschen Abteilung unserer Cohanim, Ururenkel des Ephraim, seine dritte Heimat in Wien findet, legt sich die Witwe dessen amerikanischen Großvaters in New York hin, hört still auf zu sein. Sie hat ihrem Avrejmele das Versprechen nicht gehalten, folgt ihm nun nach in die Ruhe, ihm und ihrem guten Vater, Schwager Mendele, ihrer so früh dahingegang'nen Freundin Sara, dessen schöner Gattin, Bär dem Rabbiner und dem braven Baruch – allen erschlagenen Ludinowoern wieder nahe zu sein.

Goldy hat die Todesnachricht sofort nach Moskau geschickt, in denselben Tagen des August jedoch geht der erste Schub der Sowjetbrigade mit den Genossen Biselechis an Bord der Iljuschin ab Richtung Spanien. So weiß die ältere Cohentochter nicht, daß sie nun auch die Mutter verloren – und als Chava und Jossel dann Frankreich (Zwischenstation zur Pyrenäengrenze) wieder verlassen werden, soll die Sterbeanzeige (aus Rußland nachgesendet) da noch nicht eingetroffen sein.

Das Gros der sowjetischen Freiheitskämpfer ist einquartiert im *Hôtel du Peuple* im 10. Arrondissement – das von der Botschaft (de facto vom NKWD⁷⁰) kontrolliert; der Grieche und seine Gavra haben sich's gerichtet, daß sie die Pariser Tage bei Cousin Jean-Luc verbringen dürfen. Der stadtbekannteste, sozialistische Pressemensch scheint der Führung des Kommandounternehmens sicher: auf keinen Fall doch will man Soldaten einbüßen, die sich an der Seine absetzen... Was dem Ruf der Brigade kaum zuträglich wäre.

»*Mes cousins, alors! Salut!*«⁷¹

Der französische Cohen begrüßt Chava und Jossel mit landesüblichem Kuß auf beide Wangen.

Dann ist die rue Saint Honoré Stätte hochpolitischer wie fachkundiger Diskussion. Rund um die Uhr. Eifrigster Gesprächspartner: Simone Weil. Sie hat sich in die Brigade einschreiben lassen – via die Bekanntschaft zur Morin, Durrutis französischer Frau, der Emilienne⁷² direkt der Führung der spanischen Bakunisten verbunden.

»*Les Anarchistes jamais desirent être une fraction politique!*«⁷³ beginnt Simones Glaubensbekenntnis – es gehöre zu deren Prinzipien, so führt die Kampfeslustige feurig aus, Regierungsposten nicht zu übernehmen:

»*Wir wollen keinen Staat! Wir wollen den Staat abschaffen!*«

Chava hat vor 35 Jahren, als sie mit dem frischgebackenen Ehemann nach Petrograd gezogen, sich gute Französischkenntnisse erworben bei der Aristokratenfamilie, bei der sie als (Spionage-Nurse) in Dienst gestanden, kann – was Jossel nicht selbst versteht – ins Russische übertragen, man flicht jiddische Worte ein, nutzt das Deutsch, das alle Vier (Simone, Jean-Luc und die beiden östlichen Gäste) leidlich beherrschen.

Neben dem Streitziel Spanien ist die Heimat von Jossips, durch die Zarenfaschisten zu Tode gebrachten Vater – Griechenland – vorrangiges Thema: am 4ten des Monats hat da ein königstreuer Kommunistenhasser (ehemaliger Student in Berlin, Führerverehrer) die Ministerpräsidentschaft, d. h. die Macht an sich gerissen: Johannis Metaxas. Und (wie man hört) mit dem Wohlwollen des Britannischen Ober- und Unterhauses, das den Mann als Wahrer des europäischen Bollwerks sieht wider den »*barbarischen Bolschewismus*«. Daß der neue hellenische Regent dazu auch noch harscher Hebräerfeind, stört offenbar wenig.

Eine Basis aber unter der arbeitenden Bevölkerung seines Landes soll Johannes – entgegen seinem Idol Adolf in Deutschland – nicht erringen.

Die Weil ist die Jüngste in der Runde – Gastgeber Cohèn, der hohe, hartnasige, der Armlose geht seinen Fünzig zu, die Biselechis haben die ihren bereits überschritten. Freilich ist den Drein das Alter kein Problem: man ist geistig jung, jünger als manch Simone Gleichalt'rige, die sich doch schon eingeordnet in den resignierenden, von nicht Wenigen auch erstrebten, opportunistischen Trott der niederen, der höheren Bourgeoisie.

Jean-Luc erzählt den staunenden Sowjetmenschen einiges über den neuen-alten westlichen Dualismus, der nun beginnt sich nach unten zu verlegen – Jossip und Gavrina wissen zu berichten, daß eine ganz ähnliche Entwicklung auch im »*Paradies der Werktätigen*« zu beobachten.

Die Tage an der Seine verfliegen den russischen Vettern, und Chavele hofft ja eben auch, nach dem Kampf in Spanien ein wenig illegal nach den USA reisen zu können, Mamme Rivca und Schwester Golde zu umarmen. Mitte August bricht die Brigade auf – zwei Tage später trifft der Transport in Katalonien ein.

Vor Parisbesuchen Cecils und seinerzeit Onkel Titus (dem doch – nach Jean-Luc Vaters Tod – Tante Paola zugetan) hat das letzte Treffen der Familie anno 1867 stattgefunden (anlässlich der Weltausstellung), stellt der französische Cohen fest. Sonst war's immer nur ein Part der Sippe, der sich da und dort zu Gesicht bekommen: die Kahns haben (wie Ljuba berichtete) damals Warschau besucht, nachdem die Manasse ihre Gäste in Wien gewesen, doch die van Kaan, die Niederdeutschen kennen die Polen, Jan und Ljuba nicht, die Colders waren bei Arny in Berlin – vom österreichischen Zweig aber wissen sie nur vom Hörensagen, und er selbst konnte zwar einmal Tante Marjan und den Moss begrüßen, als die in Frankreich einen Matisse ersteigerten, hat jedoch noch nie die Amerikaner geseh'n (auch zu Jean-Luc ist noch nichts über das Ableben Tante Rebeccas gedrungen) – lediglich eine aus der alten Dynastie hat er stets vor Augen, die seine Hand gehalten als er erwachte nach der Operation im Feldlazarett von *Iepér*⁷⁴.

Wie auch immer: die Schotten wissen viel zu wenig von Rosalies Wienern, Arnold hatte – außer Jan, Ljuba und Goldy – lediglich Konnexionen zum holländischen Zweig am alten Baum, bis er nun (weniger aus eig'nem Anstoß heraus denn von den Umständen gejagt) die austriacianische Linie kontaktierte. So familienbewußt die Juden doch sind – ist es die Hektik der Diàspora, der depravierenden im Zeitalter der Technik, wo sie sich durch D-Zug, Dampfer gar Aeroplan so nahe, unter der sie leiden?



Cousin Arny tut seine ersten Wiener Schritte.

Die Sache mit dem Erwerb des kleinen Modegeschäfts an der Kärntnerstraße hat geklappt, der Vertrag, den Herr Dr. Weiner mit den Erben des (verstorbenen – dies war der Grund der Veräußerung) Inhabers geschlossen, ist erfüllt, der Laden geht über in Kerns Eigentum. Der Kaufpreis wurde von Moss und Henk überwiesen, quasi vorgestreckt – der neue Besitzer hatte doch bei seiner Flucht aus Deutschland kein Geld bei sich, die Ausfuhr von Devisen aus dem Reich streng genehmigungspflichtig; deshalb ein Transfer vom Bankkonto in Berlin zu risikoreich. Da nimmt Heiner jetzt einen Kredit auf – »Verwendungszweck: Erwerb der Gesellschafteranteile vom niederländischen OHG-Eigner« (Vorsicht ist geboten, jede Auslandsanweisung wird über das Finanzamt den brauen Behörden zur Meldung gebracht). Sonntag überschreibt die Summe der »Galerie van Kaan« in Amsterdam, so wird ein Kontakt zum, ja angeblich in die USA ausgewanderten, ehemaligen Besitzer der »Boutique Arny« (jetzt: »Boutique Berlin« – *Boutique* ist schon undeutsch genug!) nicht ruchbar.

In der alten Kahn-Villa in Hietzing ist der Preußenvetter zum Nachtmahl eingeladen, daß er sich artig bedanken kann für Edi's Hilfe und der Tant' Rosalie die Aufwartung machen. Auch Antonie Landau ist erschienen und natürlich Tochter Else samt Gatten Johann Wollak – des Händeschüttelns ist kein Ende, der Deutsche wird bestaunt wie ein vom Aussterben bewahrter Saurier; dann reicht die Poldi Coctails und man trinkt sich zu auf die gelungene Flucht, Arny muß alle Einzelheiten, vom Geheimpolizeibesuch in der Grolmanstraße bis zum Grenzübertritt im Coupé der österreichischen Fechtmannschaft wieder und wieder schildern.

Der Report mutet an wie ein Kapitel aus einem tollen Agentenroman, und Kerns Gastgeberschaft (plus Wien-Anhang) scheint es auch so zu nehmen. Keinem steht das Grauen im Nazireich richtig vor Augen, nur das eig'ne Los, das der Verwandtschaft interessiert. So kommt auch die Frage auf nach Arnys Vater – da aber vermag er nicht viel zu erzählen. Und Rosalie meint (mit Seitenblick auf Johann), Frau Ingeborg würde den nichtarischen Gatten schon schützen.

Arnold wird im Winter achtunddreißig – im besten Alter, gutaussehend mit seiner, immer noch schlanken wenn auch nicht hohen Gestalt, dem dichten, dunklen Haar. Da ist's kaum verwunderlich, wenn Oma Toni die Frage aufwirft nach eventuellen Eheplänen.

Peinliche Pause.

Tochter Else überspielt mit der (bekannten) Indiskretion: »*Du hast ja damals auch nicht geheiratet, Mamma...!*«, denn wie sollte man die alte Dame einweihn in das Geheimnis des Andersrumseins des Berliners? Da rettet Richard, weist drauf hin, daß er nun schon »*ein wenig in den Sechzig*« stünde (Maurer wird 70...), und »*immer noch zu haben.*«

»*Ja – aber du hast ja wenigstens eine Tochter!*« kontert die uneheliche Witwe seines verstorbenen Vaters – und damit ist das Thema vom Tisch, und an den setzt man sich und genießt (Hitler so fern!) die Speisenfolge – von der Poldi (über Composition der Hausfrau) exquisit angerichtet.

Sammy (17) ist noch auf der Highschool in Connecticut, Relly (18) von morgens bis abends im Konservatorium. Dann rennt die große Blonde (in Statur und Haarfarbe nach dem Opa geraten – der Bruder mehr ein Coltrone) von einer *Jamsession*⁷⁵ zur anderen, und wenn sie wieder in der Monroestraße auftaucht, schlingt sie ein *fried*⁷⁶ Kotelett aus dem *fridge*⁷⁷ herunter, fällt totmüde ins Bett und läßt dabei auch noch das Grammophon jaulen. So hört ihrer Mom selten mehr von ihr als »*Mornin'!*« und den St. Louis-Blues aus der Trompete von Satchmo, Mr. Armstrong, den die angehende Jazzsängerin wie einen Halbgott verehrt. Und der es auch ist.

Die Tage nach ihrer geliebten Mamme Begräbnis hat Golde Cohen mehr mit dem Trost des Izzi überstanden als dem ihrer Kinder. Sicher trauern die Beiden um Großvater und Großmutter Cahn (wie um die Coltrones, den »*nonno*« und die »*nonna*«⁷⁸), Mister Stone jedoch kann sich besser einfühlen in Mrs. Colders Schmerz. Ein gemeinsamer Spaziergang am *river*, ein »*Lechajim*«⁷⁹ bei »Berel's«, dem besarabischen Budiker, Händedrucke in aller Öffentlichkeit.

Bettys Eifersucht bricht wieder auf, und diesmal geht's ums Ganze. Sie leidet nicht nur unter der Zuneigung ihres Ehegatten zu einer zwölf Jahre älteren Anderen – sie kann auch nicht an gegen die gemeinsame Sprache, die die Beiden reden: das alte östliche Denken, das sich – neben der Liebe des »kleinen Epstein« zur Cohentochter – auf Dauer als mächtiger erweist als die Liebe der »Deutschen«, des »Bambergermädel« zur Familie mit Mattatiah dem Sohn.

»Geb' doch zu deiner Jiddene!« schreit die (Jüdin) Babette dem Ira nach, wenn er abends die eheliche Wohnung in der Eastburn- verläßt und noch einmal in die Monroe-, ins Geschäft schaut, wo seine Golde haust, sie sich festkrallt – wissend wenn sie mit Aurelia fortzöge aus der Bronx, daß die es nicht so weit hätte zur Musikschule in der 28. Straße, die immer noch (nahezu uneingeschränkt) Center der Szene, daß sie Izzi aus den Augen verlöre, aus dem Sinn gar.

Im Herbst wird Goldy achtundvierzig, das ist der 50ste nicht mehr fern, da setzt bei einer Frau, die doch keine Matrone, einer amerikanischen Dame so etwas ein wie Torschlußpanik. Also kämpft sie mit allen (unfairen) Mitteln: während Betty sich mütterlich gibt, das brave *US-housewife*⁸⁰ herausputzt, überschlägt Goldy sich in Chic und jugendlichen Attributen, beim Friseur hat sie (wie die Tochter spöttisch vermerkt) schon ein Abonnement, der *Beauty-parlor* besorgt den Rest.

»Lady Colder« – ein Cover des NEW YORKER.⁸¹ Mit *touch and kosher feeling*.⁸²

Stand Großmutter Cahn mit ihren (berechtigten) Einreden und moralischen Bedenken noch der Beziehung ihrer Tochter zum Epstein entgegen, hält nun *widow*⁸³ Coltrone nichts mehr. Sie geht – in Trauer dazu, was eine Frau angeblich umso begehrenswerter erscheinen läßt – los auf ihr Ziel.



III.

»Wir haben die Macht nicht ergriffen, nicht weil wir nicht gekonnt hätten, sondern weil wir gegen jede Art von Diktatur sind.«

Lew Davidović Trockí¹ zitiert die spanischen »Antiautoritären« und bemerkt, daß – sofern die Anhänger der Lehre jenes Mikhail Bakunin »wirkliche Revolutionäre wären« – sie als erstes zur Bildung von Sowjets und Räten hätten aufgerufen. Diese (einseitig irrige) These des (von Stalin verbannten) jüdischen Sozialisten wird seltsamer Weise von den Befehlshabern der russischen Brigade ihren Soldaten doch eingehämmert, sie immun zu machen gegen den Einfluß der Mitstreiter wider die Francoputschisten – jene Armee, die von Durruti und seinem Kader angeführt.

Emilienne Morin, die mit Durruti auf der Flucht vor den Riveraschergen dann, 1930 in Brüssel, ein wenig zur Ruhe gekommen (ein Jahr drauf, nach Ausrufung der spanischen Republik wieder in Buenaventuras Heimat, wurde Beider Kind Colette geboren), bringt die Genossen Biselechis mit ihrem Mann und den Anderen zusammen. Denn in Barcelona, wo der Krieg am 18. Juli, einem Wochenende begann, ist auch die Abteilung der Sowjetkämpfer (per Schnellbooten über den Golfe du Lyon) angelandet worden.

Wenn auch Madrid Metropole des Landes, stellt doch Barcelona das industrielle, das proletarische Zentrum Spaniens. Hier haben die Anarchisten (seit 1870 hat sich ihre Anhängerschar verzehnfacht – von 50000 angewachsen auf eine halbe Million) Stadtteil für Stadtteil Verteidigungszellen aufgebaut (daß es zum Rechtsputsch würde kommen, haben sie doch schon vor den Februarwahlen geahnt). Ihr Comitee hat sich (eine Nachtwache in Waffen) an jenem Juliabend in der Pujadasstraße versammelt, an der Ecke zur Espronceda im Pueblo Nuevo-Viertel. Außenstehenden mag der Tag als ein ordinärer Sonnabend erschienen sein (bis auf gewissen Mangel an Badegästen am Strand, Straßenpassanten in der City), den Bekämpfern des *Fascismo*, den Verteidigern der Demokratie war er das Schlagen der Stunde ihrer Freiheit. Hätten sie geahnt, daß diese *libertad*² noch vierzig Jahre auf sich warten lassen würde, sie hätten kaum den Mut aufgebracht für das Gefecht, das mörderische.

Bei Jovér³ stand ein Hotchkiss-MG, zwei tschechische Schnellfeuergewehre und ein großer Vorrat an Munition bereit – man hat drei Tage zuvor im Hafen ein Schiff überfallen, das Kriegsgerät aus Marokko für die Putschisten angebracht. Die Waffenladung wurde in die Zentrale der Transportarbeitergewerkschaft geschafft, andern tags – als die *Guardia de Asaltos*, die Bereitschaftspolizei dort haussuchen wollte, war sie bereits (auf einem Milchwagen) in Sicherheit geschmuggelt, an die Truppe verteilt.

Juan García Olivér, Ascaso und Durruti sind an jenem Abend in der Calle Pujadas mit zweistündiger Verspätung erschienen – in einem Auto, das ihnen ihr Verbindungsmann zur Luftwaffe, der *Tenente*⁴ Servando Meana zur Verfügung gestellt, vom Innenministerium angefahren. Am Palacio-Platz nämlich war es zu einer Demonstration militanter CNT-Männer und -Frauen gekommen, sie verlangten nach Flinten für den Krieg gegen Franco – die Drei hatten auf den Balkon treten und die Menge beruhigen müssen: Durruti forderte die Leute auf, die Kasernen von San Andrés zu belagern und auf das Angriffssignal zu warten, dann würden bald 25 000 Gewehre, Maschinenpistolen, gar leichte Geschütze in ihrer Hand sein.

Mit Oberstleutnant Díaz Sandino, dem Kommandanten der Luftwaffenbasis Prat de Llobregat war – über Vermittlung des Meana – abgesprochen, daß seine Maschinen aufsteigen und angreifen würden, sobald Truppen sich erheben und ihre Kasernen verließen (zum Bombardement der von San Andrés wurde Befehl ausgegeben, darauf zu achten, nicht die Waffenmeisterei oder die Munitionsmagazine zu beschießen). Sodann sollten die *Solidarios* der Stadtteil-Comitees von Santa Coloma, San Adrian des Besós, San Andres und Pueblo Nuevo die Kasernen angreifen, notfalls die Tore sprengen – denn dort lagerten mehrere Millionen Schuß Gewehrmunition.

Nach dem Sieg in Barcelona.

Der Brigade vorausgeeilt ist der sowjetische Journalist Michail Kol'cov⁵, schon in der zweiten Augustwoche ist er an der Front, wo er die Kolonne Durruti einholt.

(Buenaventuras alter Kampfgefährte Francisco Ascaso ist in Barcelona bei einem tollkühnen Solovorstoß gegen ein MG-Nest der Atarazanas-Kaserne an den Rambla de Santa Monica gefallen.)

Durrutis Armee befindet sich im Anmarsch auf Zaragoza, zieht am 14. August durch Bujalaroz, 50 Kilometer kaum von der Stadt entfernt, aus der einst die Cohanim kamen, von denen die Chava doch stammt.

Kol'cov ist aufrichtig beeindruckt von Durrutis Persönlichkeit, seiner Bescheidenheit, seiner Toleranz – er prophezeit jenem, ihn »bekehrt« zu sehen.

»Wenn Sie hier nicht fallen, wenn Sie im Kampf gegen die Kommunisten in Barcelona nicht fallen, so kann's sein, daß Sie in ein paar Jahren Bolschewik werden.«

Der Anarchist hat gelächelt. Sie Beide konnten nicht ahnen, daß er selbst (Kol'cov) mit hunderttausenden Anderen in dieser Frist von Stalin liquidiert würde.

Am Montag dem 17ten trifft die Abteilung der Internationalen Brigade, der Gavra und der Griechen angehören, in einem Bauernhaus bei Pina⁶ auf Durruti und dessen Männer, die da den Stab eingerichtet. Die Weil ist schon bei diesem Anarchistenkommando – Wiedersehen mit den Diskussionspartnern von Paris. Alle zusammen jetzt damit beschäftigt, einen Plan auszuarbeiten zur Überschreitung des Ebro.

Immer neue Vorschläge – schreibt Simone in ihr Tagebuch – den Fluß zu überqueren. Gegen Ende des Vormittag⁷ wird beschlossen, mitten in der Nacht den Übergang zu wagen – und zwar unsere Gruppe, und die Stellung am Ufer bis zur Ankunft der Kolonne Sastano zu halten . . . Verteilung der Traglast (für mich Karte und Kochgeschirr).

Die Volksfront nämlich hat was gegen kämpfende Weiber; Emilienne Morin wird sich dieserhalben später ereifern.

»Ja – die Anarchisten haben immer gern von der freien Liebe⁸ gesprochen, aber schließlich waren sie Spanier – und es ist schon komisch, wenn Spanier von sowas reden... Ich kenn' sie in- und auswendig, und ich sage Ihnen: die Vorurteile, die sie störten, sind sie rasch losgeworden, aber die ihnen paßten, haben sie sorgfältig gehütet: ›Die Frau gehört an den Herd!‹ – – – Mit Buenaventura hab' ich allerdings Glück gehabt. Er war nicht so unterentwickelt wie die Anderen.«

Gavra aber, die Rivcatochter Chava ist keine spanische Frau; fast ist sie die Kommandeuse des Kampfduos mit ihrem Jossel, der – Sohn doch des schriftstellerisch begabten Mendel – im Herzen immer noch der »Denker«, als der er damals (vor 38 Jahren) eben nicht eintrat in die väterliche Schächtereie, das Geschäft dem Vater seiner Braut überließ, an deren Seite zum Revoluzzer zu werden.

Als es an die Umklammerung Zaragozas geht, bilden die Beiden eine Spezialeinheit, ein Zweimannunternehmen, wo man keinen Heerhaufen gebrauchen kann. Wo zwei »alte Leutchen« (Gavrina und Jossip unterstützen ihre Jahre mit Asche auf dem Haupt, mit Kleidern eines Iberischen Mütterchen und ihres Gespons) nicht so auffallen: die Sprengung der Eisenbahnlinie Madrid – Zaragoza. Auf der werden die Munitionstransporte der Putschisten (Umleitung von Medinaceli nach dem Norden, über Soria nach Alfaro) geführt, von dort südöstlich den Ebro entlang an den Bestimmungsort.

Vor Jossips und Gavras Abmarsch nach Ricla am Jalon, wo die del Moncayoberge aufragen, da sie das Sprengmaterial in Empfang nehmen sollen, trifft Besuch ein beim Gefechtsstand Durruti: der alte Freund (noch aus Petrograder Winterpalaistagen) Ilja Erenburg, der Dichter. Ilja – jüdisch doch auch – erscheint mit zwei anderen russischen Presseleuten, dem Karmen⁹ und dem Makasév, und Durruti zieht sofort seinen Revolver mit dem Aviso, er werde den Erenburg über den Haufen schießen. Weil der in seinem Artikel über den Asturischen Aufstand¹⁰ die Anarchisten hätte verleumdet.

»Tu was du willst –« des Erenburg Reaktion auf den kriegerischen Empfang, »– doch ich find', daß du die Regeln der Gastfreundschaft ein wenig seltsam auffaßt.«

Natürlich schießt Durruti nicht, die Biselechis aber haben doch Angst gehabt, er könnte es tun. Mit ihrem guten Spanisch vermitteln sie, endlich sagt Buenaventura zu Ilja: *»Schön – hier bist du mein Gast, deinen Aufsatz aber werd' ich dir noch heimzahl'n!«*

Damit beginnt er, wüst auf die Sowjetunion zu schimpfen, bezeichnet sie als *»Pseudokommune«*, als einen Staat, wie er im Buche stünde (Chavas ungeschminkte Berichte haben gewirkt!) – ein *»Bürokratenstaat«*, der ihn *»nicht zufällig«* habe ausgewiesen.

»An den Tischen –« so wird's Erenburg später erzählen, *»– saßen Milizmänner – die einen in rotschwarzen Hemden, die anderen in blauen Trainingsanzügen, Alle mit gewaltigen Pistolen. Sie saßen, aßen, tranken Wein und lachten. Keiner beachtete uns und Durruti.«*

Dieser Abend endet übrigens mit einer, für den Bakunistenboss typischen Episode.

Genau so weinsaufend hat man drei seiner Soldaten im Nachbardorf erwischt – sie hatten ihren Beobachtungsposten verlassen, sich volllaufen zu lassen.

»Begreift Ihr denn nicht –« brüllt der Gewaltige das Trio an *»– daß Ihr die Ehre der Kolonne durch den Schmutz zieht?! – Gebt Eure CNT-Ausweise her!!«*

Seelenruhig fischen die Übeltäter ihre Gewerkschaftskarten aus der Tasche – das bringt *El Comandante* vollends in Rage.

»Dreckskerle seid Ihr wirklich –« tobt er *»– keine Anarchisten! Ich werf' Euch aus der Kolonne und schick' Euch nach Hause.«*

Darauf haben's die Burschen offenbar abgesehn, und sie sagen trocken: *»Einverstanden.«*

»Wißt Ihr auch, wem die Uniformen gehören, die Ihr tragt? Sofort zieht Ihr Eure Hosen aus – sie sind Volkseigentum.«

Die Männer steigen aus den Beinkleidern und Durruti befiehlt, sie in Unterhosen nach Barcelona zu schaffen.

»Daß jedermann sieht – das sind keine Anarchisten, das sind ganz gewöhnliche Scheißer.«

Jetzt erst trifft Goldys Brief aus New York mit der Nachricht vom Tod der Mutter – via Moskau an die von Jossel zurückgelassene Anschrift in Paris – bei Jean-Luc ein. Zugleich erhält auch er eine, an ihn persönlich adressierte Traueranzeige; so schickt er das Kouvert der Chava nach Spanien, c/o Morin.

Während all dem befinden Gavrina und Jossip sich bereits am Weg nach Ricla. Im Gebirge sollen sie auf den Bauern treffen mit dem Esel, auf dessen Rücken Dynamit wie Züandschnüre geladen – dann werden sie ins Tal hinunterklettern, wo die Bahnlinie durch einen Tunnel führt, und die Aktion starten.

Am Morgen, da das Biselechispaar in Schutt und Asche die del Moncayo-Berge hinanzusteigen beginnt, ist der Brief aus Amerika in Barcelona angekommen. Die Emilienne (mit der kleinen Colette natürlich zuhause geblieben) gibt den Umschlag einem Kurier der Solidarios mit, der eben abfährt nach Soria, auf seiner klapprigen Skoda-Beiwagenmaschine den Genossen dort die Anweisungen zu überbringen betreffend die Belagerung von Burgos, Hochburg der Francofaschisten.

In Torelapaja an der Sierra de la Virgen kehrt der Mann beim alten Abel ein, dem Bergbauern mit dem Profil eines El Greco-Greises, der eben seinen *burro*¹¹ belädt mit dem Sprengerät.

»*Que pasa?*«

»*Por el horario de trenes.*«¹²

Und weil der Runzlige rollengemäß am Paß die *Gringos* wird treffen aus *Rúsia*, gibt ihm der Briefträger den Umschlag mit, auf den die Morin – zu allen Adressen und Postvermerken – noch gekritzelt hat: »*Bonnes chances, mes amis!*«¹³



Immer höher, dem Herrgott näher bewegen die Biselechis sich. Sind mitsammen grau geworden, fühlen schon dasselbe ohne Worte wechseln zu müssen. Der gemeinsame Weg steht ihnen vor Augen, die Straße in die Freiheit, die es hier in span'schen Gipfeln gilt fortzuschreiten.

Voran geht der Mann. Zäh und zart doch fast wie einst, als er vom wild wirkenden Knaben gereift zum zornigen, jungen Menschen, der doch die Liebe in sich aufkommen spürte zur Freundin aus Kindertagen, der älteren Cohentochter. Schon als Fünfjähriger an deren Seite gespielt, als ihm die Mutter krankgeworden, die schöne, so zerbrechliche Lublinerin, die, die er nur mehr kennt von einem *Prodibenklach*¹⁵, der vergilbten Photographie, die zurückgeblieben in der russischen Heimat mit dem toten Vater. Damals war er – der kleine Jossele – tagsüber bei den Rubinschen gewesen, mit Chavale der Obhut überlassen des spaßigen Spezereinhändlers, während Mamme Rivca Stillkind Golde mit sich nahm ins Schlachtergewölb, da den Platz zu füllen neben *Táte*¹⁶ Abraham hinterm Ladentisch.

Die Frau folgt den Tritten des Geliebten. Dieselben Schritte, dieselben Gedanken.

Je höher einer sich über die Ameise Mensch erhebt, je steiler er einen Berg hinanklimmt, desto tiefer geht er in sich. Eine Erfahrung, der auch uns're beiden Juden sich nicht entziehen können. Trotz langen Marschs wider das System, welches der Mensch vor Jahrtausenden zu errichten begann, das – mit gewissen Korrekturen, »*Verbesserungen*« – doch auch heute noch funktioniert. In proletarischer Variation auch in der sowjetischen Welt.

Ist der sogenannte Selbsterhaltungstrieb, gebierend die Gier nach Eigentum, immer mehr Eigentum, der Drang, sich über den Nachbarn zu setzen, den zu manipulieren, den zu beherrschen, die Jugend, seine eig'nen Kinder zu unterdrücken, sie zu dem machen zu wollen, was man selbst geworden, nicht geworden, den Gefährten im Leben ›treu‹ als persönlichen Besitz zu betrachten, mit dem man protzt, dem man keinem dritten gönnt – ebenjene Sucht zu eifern, die Eifersucht stärker als alles andere, als das Wohl der Welt, der Friede, die Liebe, die wahre?

Nach stundenlangem Klettern ist die Hütte erreicht, die ihnen beschrieben, wo die Bergbauern das Zeug lagern für das Vieh auf den hohen Weiden. Hier sollen Gavra und Jossip die Nacht zubringen, im Morgengrauen südwärts weiterzusteigen zum Kar der Berge der Heiligen Jungfrau, da sie den Abel werden treffen.

In jener Nacht im Streu träumen die Beiden gar das Gleiche.

Sie sind Kinder noch, in einem seltsam schrägen Städtchen der russischen Tiefebene – und zugleich am Fuß der zerklüfteten Iberischen Berge, sie spielen Vater und Mutter, wiegen ein Strohbaby in den Armen, welches plötzlich durch einen scharfen Strahl der feurig-golden gleißenden Sonne in Rauch aufgeht; und aus dieser Sonne steigt ein Adler in die Lüfte, jäh herabstoßend sie mit gräßlichem Gekreisch zu zerfleischen.

Chava fährt hoch vom Lager, im selben Moment reißt Jossel die Augen auf. Sie wissen, daß sie im »kleinen Tod« ihren gesehn, beten so glücklich sein zu dürfen, daß der sie in selber Stunde wird auserwählen, den Weg in die letzte, die herrlichste Freiheit zu beschreiten.

Damit sinken die Cohen und der Biselechis sich ans Herz und fallen, in Liebe, wieder in Schlaf.



In diesem Spätsommer erreicht auch der Chava jüngere Schwester, die Goldy im fernen New York ihr Kriegsziel: den Mann, den sie sich ertrötzt. Kampf da um ein Volk, eine Nation – dort um eine Familie, eine and're zu zerstören, wie die Schlacht um Spanien so viele in Leid soll bringen. Die Lösung aber von Mrs. Colders Problem erfolgt nicht in Leidenschaft wie das der Menschen, für die Chavele ihr Leben einsetzt – sie ist eine typisch amerikanische: Betty hat, als der Nervenkrieg mit Ira ihr zu aufreibend geworden, einen Psychiater aufgesucht, den Sigismund Schneider aus Stuttgart – als Kind mit den Eltern eingewandert. Und der »*versteht*« Mrs. Stone, spricht ihre Sprache, die der *Jeckes*¹⁶, aus den Couchgesprächen werden solche am Caféhaustisch, an der Bar nebenan und in Ziggi's Privatgemächern. Zuneigung auf den ersten Seelenplausch. Und da *bachelor*¹⁷ Snyder, smarterer Fünfziger, in besten finanziellen Verhältnissen (Praxis in der 48. Straße, Bungalow in Inwood am Hudson), ist auch das, ansonsten beim *US Way of Life* gravierendste Streitobjekt, der Dollar nicht ausschlaggebend für die Trennung der Babette Bamberger vom Israel Epstein. Der übernimmt die Kosten des Verfahrens, die der weiteren Ausbildung natürlich von Sohn Mat (16), bleibt mit dem in der Bronxwohnung, und seine Ex-Ehefrau, aus der eine Woche nach ausgesprochener *divorce*¹⁸ eine Mrs. Zig Snyder wird, übersiedelt zum *husband number two*¹⁹, dem sie eine gute Gattin sein soll.

Da plötzlich beginnt die Betty eine andere Betty zu werden. Sie schmückt sich hochkarätig, läßt sich vom »*Doc*« teuer einkleiden, strahlt in blaugrauem Pony: das zweite NEW YORKER COVER. Damit zeigt sie Goldy, daß sie mindestens ebenso begehrenswert – die psychologischen Tricks Ziggis schlagen voll ein, und Witwe Colder ist's zufrieden. Sie hat ihren Izzi um sich (und im Bett – dazu muß sie nicht Frau Epstein werden), ist dem Matthew eine gute, ältere Schwester, der eig'ne Sohn, Sammy sieht in Ira den braven Onkel wie bisher, den neuen Boss des Geschäfts seines verstorbenen Großvaters, und Relly nimmt sich mit einer Konservatoriumskollegin eine Studentenbude drüben in Manhattan (die Miete wird monatlich von »A.C.'s« angewiesen). Dazu kriegen die Blue Vans einen jungen, kräftigen Mitmanager, den José Vazquez aus Puerto Rico, der sich jetzt Jo Vance nennt und von früh bis spät arbeitet, singend – der wandelnde südländische Charme: Tüchtigkeit, Fleiß. So kann Mr. Stone sich auch mehr seiner »*neuen Gattin*« widmen und Goldy ist glücklich.



Ein Kanten Brots, ein Eckchen Käse, ein Schluck aus der Feldflasche das Frühstück. Die Ludinowoer sind genügsam geworden in den Aufbaujahren des Sozialismus, der Revolution davor. Damals hat man auch den Umgang gelernt mit Sprengstoff, das Paar hat's nicht verlernt. Deshalb sind der Grieche und seine Streitgenossin auch ausgewählt worden, das diffizile Unternehmen durchzuführen.

Der Dunst in den Niederungen am Kamm läßt die Beiden wie über Wolken schweben, entrückt der Erde, die zu bewahren sie ausgezogen vor der uralten Despotie, Tyrannis.

»*Blick doch, Jossele – die Welt wird neu erschaffen!*« ruft Chava dem Manne zu, als jener rote Feuerball, den sie im Traum so schaurig gesehen, seine ersten Pfeile schießt durch den Rauch der versinkenden Nacht.

Wie lange (denkt die Frau) hat sie den Ihren schon nicht ›Jossele‹ genannt – wie viele Sommer er nicht ›Chavele‹ gesagt zu ihr?!

Man ist am Paß angelangt. Ein Pärchen Bergdohlen krächzt heiser aus der unirdischen Stille. Die beiden Menschen warten auf einer Felsplatte. Hand in Hand. Wortlos. Bis – nach einer Stunde – die Huftritte wahrnehmbar werden eines Grautiers. Abel daneben mit dem Blick eines Ziesels. Nichts entgeht ihm bei der Beförderung seiner tödlichen Fracht.

»*Quel tiempo por un'aventura!*«²⁰ die Begrüßung des Alten.

»*Con socorro del Dios!*«²¹ gibt Jossip zurück.

Es ist derselbe Gott, der das Wagnis möge gelingenlassen: der HERR des Katholiken Abel, der HERR der Israeliten *Joseph* und *Hava*.²²

»*Darf einer Gott anrufen um Hilfe für eine Tat, an der Menschen müssen sterben?*« fragt die Kämpferin sich. Werden auch die Frachtzüge mit dem Kriegsmaterial, von den Fascisten an Zaragoza herangeführt, nicht von Lokführern und von Heizern den Eisenbahnergewerkschaft bedient sondern von linientreuen Schwarzhemden – allein sind das nicht auch Menschen, die dann mit dem Militär, das die rollenden Transporte bewacht, in die Luft gejagt werden sollen?

Das Sprenggerät wird umgeladen auf Tragtruhen, die Jossip und Gavrina sich über den Rücken schnallen wie Buckelsäcke. Schon will Abel mit dem Esel wieder abmarschieren ins Tal, da greift er sich an den Kopf.

»*La mia memoria!*«²³

Und er holt aus seinem Felleisen den Brief an *Mrs. Joseph Bisele-chis* aus Amerika, liefert ihn nach seiner Weltreise ab beim Empfänger.,

»*Gracias!*«²⁴ ruft die Frau dem Boten nach, setzt ihre Last wieder nieder, öffnet das Couvert.

Starr hält die Cohentochter das Schreiben in Händen. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Ein Kind weint um die Mutter.

Die Genossin, die hartgewordene schämt sich nicht ihres Schluchzens. Reicht die Nachricht weiter dem Jossel. Auch der weint. Um Rebecca Rubin, die auch ihm eine Mutter gewesen, da er die seine verloren.

Nun sind sie Beide ohne Eltern auf dieser Welt, der Grauen vollen, der schönen.

Die Karte der Berggegend, die Abel mit dem Sprengsatz heraufgebracht, ist primitiv doch präzise gefertigt – so ein Abkommen vom Weg zwischen Paß und Schluchtkante, da unten der Eisenbahntunnel den del Moncayo durchbricht, nicht zu befürchten.

Bei Einbruch der Abenddämmerung erreichen Jossip und Gavra den Grat, können im Tal die Gleise schimmern sehn im letzten Glanz des Tags. Auch die kleine, mannshohe Höhle finden sie, wie sie im Plan eingezeichnet. Da verbergen sie für die Zeit der näheren Erkundung des Terrains, der Anbringungsmöglichkeit des Dynamits wie der Führung der Zündkabel (die Sprengung soll von oben, vom Kamm aus erfolgen) das Gerät. Dann richtet das Paar sich unter einem Felsvorsprung – genügend weit entfernt doch in Sichtweite der Grotte – ein zur Nacht. Eine Nacht, die wenig Schlaf bringen soll den Beiden. Zu wach die Erinnerung an die tote Cohenmutter, an die Jugentage im Schtejtl, zu erregend die Gedanken an die Vorbereitung des Kommandos.

Der nächste Tag bricht an mit der fachkundigen Begehung des gewählten Aktionsorts. Immer mit einem Auge am Feind, der ganz plötzlich auftauchen kann, seinerseits den Weg seiner Waffentransporte zu sichern. Der Nachrichtendienst aber der Anarchisten scheint zu funktionieren: keine Soldaten weit und breit – die werden erst eine Stunde vor Einfahrt des Munitionszugs in den Tunnel (wie gewöhnlich und ausgekundschaftet) mit einer Militär-Dieseldraisine ankommen, das Gelände auf etwaige Störaktion flüchtig zu durchkämmen.

Dies soll erst am nächsten Nachmittag erfolgen.

Der Abstieg vom Grat ist zeitraubend. Zur Vorsicht wählt man nicht den Mauleselfpfad – von oben wie unten einzusehen, bewegt sich besser im Spiralgang an der Bergwand talwärts. Hundert Meter vor dem Ziel hält Jossip stumm an. Gavrina hinter ihm. Regungslos bewegen sich ihre Augen über die Hänge, die Gleisführung. Nichts regt sich im Umkreis. Kein Lebewesen außer dem Getier der Höhen, der Wälder beobachtet das Geschehen.

Am Bergeingang trennt der Trupp sich. Der Mann durchschreitet im Schein seiner Stablampe den Durchstich hinüber zur südlichen Öffnung, die Frau wacht im Gebüsch verborgen, die kleine Vogel-pfeife des Abel zwischen den Lippen, die einen grellen Ton erzeugt wie eines Murmeltiers Schrei. Auf diese Weise würde kein Dritter die Anwesenheit von Menschen vermuten, so dem Gefährten Gefahr drohte, er zu warnen wäre. Nichts jedoch passiert in dieser Stunde, die der Genosse benötigt, den Tunnel auszukundschaften.

Dann arbeitet das Duo ohne Hast – wie Elektriker eben, die eine einfache Stromleitung legen. Im Gesträuch über der Einfahrt wird das Kabelende vergraben, die 20 Meter zum Gleisstrang wird man erst knapp vor der Stunde X ergänzen, wenn die Franco-Soldaten mit der Draisine wieder abgezogen, Jossip die Petrade²⁵ wird angebracht haben, den Seismographen installiert und zu Gavra nach oben gestiegen, die die Kontakte schließen soll, wenn das Instrument das Einfahren des Zugs auf der anderen Hangseite registriert. Und genau nach 1 Minute und 40 Sekunden (so lange benötigt die Lok, die schweren Wagen mit den Waffen und dem Schußmaterial die Steigung hinaanzuziehn) – bei Passieren des Transports an der Sprengladung wird man zünden.

Gegen Abend hört das Kommando am Hang das Rattern der planmäßigen Personenzüge aus beiden Richtungen, die der eingeleiteten Strecke wegen 3 km vom Trassentunnel (bei Tarazona) aufeinander treffen, die Route kurz hintereinander durchfahren.

Der letzte Schlaf vor der Stunde der Tat. Die Ruhe, die ein Revolutionär verspürt vor Ausbrechen eines Aufstands, erfaßt auch das Ehepaar Biselechis. Eine fast wohlige Müdigkeit läßt die Beiden im Denken an die Ausführung des Befehls, den sie selber miterteilt haben wie es guten Anarchisten geziemt, hinübergleiten in die irrealen Welt jenes kleinen Tods, dem irgendwann der große folgen wird. Muß.

Als Chava und Jossel die Augen wieder aufschlagen, haben ihnen höhere Mächte, die höh're Macht bereits die Hilfe gewährt, um die sie gebetet: schwer hängen Nebelfelder über der Niederung, frühe Herbstschwaden verhüllen den Hang wie eine Tarnkappe, die sich über sie stülpt, sie unsichtbar macht dem Feind.

Das Auslegen der Sprengkabel vom Gebüsch über dem Bergfuß hinauf zum Detonationskasten verläuft routinemäßig; jetzt richtet der Mann hinter einem Erdbrocken, den er gestern geschickt präpariert auf unverdächtig mit kleinen Steinen und Sand, alles zum Kontakt mit dem TNT.

Währenddessen – es ist Mittag geworden – kontrolliert die Gavra den Strang, prüft ob er auch von keiner Seite (selbst wenn die Nebelwand bricht) ausmachbar. Dann steigen sie zum letzten Mal hinauf zur Sprengbox. Immer noch schwimmt die undurchdringliche Suppe über'm Tal, der Aktionstrupp muß sich auf seine geschärften Ohren verlassen, was das Eintreffen des Militärfahrzeugs angeht. Denn auch den Seismographen wird Jossip erst anschließen, wenn der Sicherungskonvoi wieder abgezogen und er die Ladung anbringt, eh' der Zug einfährt in den Berg.

Das Unternehmen startet. Minutiös.

Exakt 1 Stunde vor dem avisierten Eintreffen des Waffentransports hört das Paar das Anrollen der Draisine durch den Tunnel. Nun ist nur zu ahnen, was unten geschieht: die Vorhut untersucht die Ausfahrt, das Terrain davor – wie sie's auf der anderen Bergseite getan, findet alles unverdächtig vor, man steigt wieder auf's Fahrzeug und dieses rauscht – vernehmbar den Beiden am Hang – davon. Dem Zug voraus mit seiner menschenvernichtenden Konterbande.

Jossip steigt hinunter, gräbt das Kabelende unter dem Strauch aus, verlängert die Drähte hinunter in den Durchstich zum Felsbrocken hin, verteilt die Ladung auf drei, zuvor mit Sachkenntnis festgelegte Stellen: zwischen dem Gleisstrang, links wie rechts oben am Oval des Tunnels, schließt den Seismographen an und will – nach kurzer Auscheckung der Kontakte – wieder nach oben klettern, als das Flugzeuggeräusch ertönt. Eine Einmotorige nähert sich. Mit großer Geschwindigkeit.

Der Grieche flucht, seine Chava oben betet.

»Sch'ma Adaneu! Laß' den Jossel nicht im Stich!«

Der hebräische HERR aber, den sie anruft, ficht ganz offenbar mit heidnisch-hybernischen Wald- und Wettergöttern, denn im selben Moment zersticht ein Strahl Lichts des Tages die Nebelwand. Als zerfräße der Propeller der Jagdmaschine die Tarnwolke. So niedrig braust die Junkers über die Frau hinweg, daß die meint, von den Tragflächen gestreift zu werden.

Hirnzermarternde Gedankenketten springen vom Berg ins Tal, vom Tal zum Berg. Jossip kann nicht wagen, den Tunnel zu verlassen, die Gavra nicht sprengen. Mit Sicherheit hat der Pilot sie entdeckt, mit Sicherheit wird er das Tunneltor unter Beschuß nehmen, so sich da eine Seele zeigt.

»Bleib oben!« denkt Jossip hinauf – *»Ich kann nicht!«* weht's wider – und da muß der Flieger eine Schleife ziehn, erneut anzukurven (wohl das Unternehmen erkannt, zu spät aber, den Lokführer zu warnen).

Die Frau hetzt talwärts. Mit erhob'ner Pistole Richtung Tunnel, den Mann da rauszuschießen, falls der Feind auch unten in Aktion träte.

In dem Augenblick, da Gavrina die letzten Meter hinunterstolpert und Jossip ins Freie tritt, stößt der Adler herab – durch den Nebel, der jetzt vollends wegschmilzt.

»Drrrrrrrrrrrrrrr!

Wie eine Kinderrassel knarrt das MG gegen die Beiden. Sie flüchten sich ins Dunkel der Erde.

Wenn der Zug unbeschadet passiert, wird er – des Manövers in der Luft wegen – anhalten, dann gibt's kein Entkommen. Und versuchte das Paar, nach oben zu gelangen, die Detonation auszulösen, wär' es der Waffe des Bordschützen hilflos ausgeliefert. In beiden Fällen müßte der Auftrag gescheitert sein.

Da schlägt der Seismograph aus. Die Sekunden laufen an. Noch 40 ... 30 ... 20 ...

»Chavele!«

Jossel faßt die Frau an der Hand. Ein letzter Blick in die Augen des Gefährten, die Augen, die zusammen so viel geseh'n von dieser Welt, diesen Menschen.

Gemeinsam schließen die zwei Juden die Kabel kurz. Zünden.

Neben der sie erreichenden Lokomotive stirbt die Cohentochter, stirbt der Biselechisohn. Zugleich mit dem Zugführer, seinem Heizer, den Kriegern, die den Menschen Zaragozas den Tod wollten bringen – den Menschen der Vaterstadt jenes Ezra, der die Familie begründet.

Der Berg bricht nieder auf das Inferno explodierender Mordinstrumente, deren Bewacher, deren Bekämpfer.

Die Schlacht ist geschlagen.

Der Heldentod des sozialistischen Streiterpaars wird von den Anarchisten Spaniens, von den Internationalen Brigaden gebührend betrauert, gefeiert die tapf're Tat. Der Waffennachschub der Rechtsrevolutionäre für Zaragoza ist auf Monate hinaus lahmgelegt.

Wenig Wochen später folgt den beiden Russen der Anführer seiner Kolonne, der Arbeiterschaft Iberiens nach ins Jenseits. Der große Durruti fällt an der Front in Madrid. Verworren die Berichte um den Hergang seines Sterbens: von einem Heckenschützen der Fascisten ist die Rede, von einem geplanten Attentat, der Ermordung durch Kommunisten, gar von einer Meucheltat aus eig'nen Reihen.

Am wahrscheinlichsten jedoch ist's ein Unfall gewesen.

Buenaventura – von Barcelona in die Hauptstadt geflogen (Emilienne hat ihn noch zum Flugplatz gebracht) – schlug da sein Hauptquartier in der Calle Miguel Angel auf, im Stadtpalais des Herzog von Sotomayor (Neffe Alfons XIII.), am Nachmittag des 19. November kam ein Melder an mit der Nachricht, das Klinikum sei in Feindeshand gefallen, sofort setzte Buenaventura sich mit Stab (Manzana, Bonillo, Ramòn García Lopez) in den Packard (wie stets von Chauffeur Julio gesteuert), am Moncloaplatz, knapp vor der Kreuzung Andres Beyanostraße mußte angehalten werden: keine Möglichkeit der Weiterfahrt.

Die Kugeln pfeifen, trotzdem steigt Julio aus, die Lage zu erkunden, Durruti will ihm folgen, greift sich seine *Naranjero*²⁶, öffnet die Tür zum Beifahrersitz (er saß nie im Fonds, wie's Befehlshabern geziemt), schlägt mit der Waffe – von einem Projektil irritiert, das neben dem Wagen auf's Pflaster prellt – am Trittbrett auf, das Ding geht los. Glatter Durchschuß der Brust.



Die Nachricht von Chavas und Jossels Ableben erreicht (via die Weil und die Morin) Paris, Jean-Luc rasch. In Trauer um die Beiden – ihm Freund geworden in den kurzen Tagen, da sie seine Gäste gewesen, schreibt er an Goldy in New York, läßt dem Beileid auf die Sterbeanzeige Tante Rebeccas die bitt're Eröffnung folgen.

Dieser Tod (nach dem der Eltern Chavas) läßt im Cohèn den Entschluß reifen, die Mitglieder der diasporischen Dynastie zusammenzubringen, eh' die Sippe noch weiter dezimiert. Was im Falle Army leicht hätt' geschehen können.

Die Golde weint um Schwester und Schwager, nimmt die Anregung enthusiastisch auf: sie will endlich den Stettiner–Berliner–Wiener Cousin wiedersehen, sie brennt drauf, Tante Ljuba und Onkel Jan, die sie als Kind kennengelernt auf der Flucht aus Ludinowo, ans Herz zu schließen, ist neugierig auf den Moss und Mutter Marjan und auf den Henk, von dem sie so viel Gutes gehört – und auf Cecil und seine Rhonda mit der kleinen Margret, den Edi, Tante Rosalie wie die Andern an der Donau.

So nimmt Mrs. Colder Kontakt auf mit den Manasses, Ljuba schreibt an die Kahns, und im Frühjahr 37 ist das Treffen unter Dach und Fach: der Cohenclan wird sich in Wien versammeln – Heimat der galizianischen Linie, Heimat geworden dem pommer-schen Vetter, Heimat gewesen der schönen Urgroßmutter von Mozes, der – fast schon legendären – Wilhelma.

Das Meeting läuft an.

Zum Junibeginn läßt Goldy (schweren Herzens doch besser für's Geschäft) ihren Ira zurück in der Bronx von New York und fliegt mit Relly und Sam nach Glasgow (Zwischenlandung in London). Da holt Rhonda sie ab. Über Sterling und Crieff (nördlich der Ochil-Hügel) geht's mit dem Potterschen Geländerover, den die Schloßherrin selber steuert, nach Comrie.

Cecil und Margret sind zur Begrüßung angetreten.

Wonnige Woche am Castle, dann zu sechst per Boot hinüber nach Bergen an Zee, der niederländischen Nordmeerküste, Droschke bis Alkmaar, Bahn nach Amsterdam. Drei Tage an der Amstel in der Raadhuisstraat bei den van Kaans und dem de Vries – die ganze Gesellschaft untergebracht in den beiden Cohenhäusern (Souper im Schein der Kerzenlüster unter Rembrandts Rabbi); Maggie darf im »Versteck« oben schlafen, träumt sich in einem Seeräuberfilm mit Douglas Fairbanks – den *hijsbalk*²⁷ vor der Luke, an welchem man, wie Moss ihr vor dem Zubettgehen erzählte, zu Zeiten des Kanalverkehrs an der Keizersgracht wie den anderen Wässern alle Fracht, alle Einkäufe hochhievt.

Dann dampft der, auf neun Mann angeschwoll'ne, Trupp ab Richtung Seine.

In Paris bringt Jean-Luc die Armee unter im »Quatre Saisons« am Boulevard Saint Martin – keine fünf Gehminuten zur Cohenburg in der rue St. Honoré, man erobert unter der fachkundigen Führung Marjans, Moss' und Henks den Louvre, der Gastgeber lädt die Mannschaft (inklusive Mademoiselle Margrète, die in der *Cité d'amour*²⁸ auf erwachsen mimt) ein in die »Follies Bergère« in der rue Richér, schräg gegenüber dem koscheren Restaurant Flambaum, da man exquisit tafelt. Dem Eßlokal jener Familie, deren David einst neben Corporal Cohèn gefallen.

Die Manasses kommen direkt aus Warschau nach Wien. Höflich hat man auch Vetter Kern, Frau und Tochter invitiert aber eine ebenso höfliche Absage erhalten aus Stettin von Inge: der Gatte wär' seiner Jahre wegen nicht in der Lage, weitere Reisen zu unternehmen. Wahrheit ist, daß Frau Kern die zweite es nicht für opportun erachtet, mit der jüdischen »*Meschpóke*«²⁹ zu fraternisieren, und Vater Manfred sich in psychopathischer Berührungsangst dagegen sträubt, seinen Sohn wiederzusehn.

Nun – in der schönen Schönbrunnerstraße zu Wien, in der Kahn-Villa – sind es 7 echte Cohanim, 9 Angeheiratete, Cohenkinder, Lebensgefährten plus 8 Versippte (oder fast mit der Sippe versippte): die Landau-Wollaks, die Liebmanns, die Kitty und ihr Vater Richard Maurer. Alles in allem ergo zwei Dutzend Nasen, die sich da beschnupfern.

Der Vorsitz wurde dem französischen Vetter übertragen, Initiator doch der Konferenz. Und in demokratischer Abstimmung von der (immer noch nobelkonservativen) Hausfrau Rosalie näselnd entschieden: »Also ich bin dafür, daß wir einstimmig den Jean-Luc auf den Thron setzen!« Die elegante, alte Dame – schlank wie stets, schön immer noch, das an jenem Septembertag des Jahres 13 (ihres Professors Tod) ergraute Haar frisch rotunduliert – wirft all ihre Würde in die Waagschale pro ihren Schützling im Weltkrieg.

»Mon vote aussi!«³⁰ brilliert Sohn Eduard in seinem besten Schulfranzösisch (damals in Vernon kultiviert, mehr argoisiert). Der »junge Herr«, wie er immer noch von der Poldi (die melierten Zöpfe schwarz nachgetönt) genannt, hat auch schon seine Jahrhundertmitte überschritten – 49 räumt er ein, eitel wie eine Diva, die er (als weiter erfolgreicher Erfinder und Patenteinhaber) in der Haute Volée spielt; auch fürderhin assistiert vom Kramer Heinzl, der haust jetzt unten neben dem Labor in der Gärtnerwohnung (wie sein Chef ledig).

Eben jener »junge Herr«, der fesche Kahn Edi (großgewachsen – allein ein wenig aufgeschwemmt schon), das hübsche, leicht semitisch geformte Antlitz, das pomadisierte, dunkle Haar aber beeindruckt immer noch die Damenwelt: eine seriöse Partie.

»Bon. J'accept.«³¹

Jean-Luc der Hagere erhebt sich wie der Präsident des Völkerbunds.

»Vive le roi!«³² applaudieren die Abgeordneten, man spielt Volksvertretung, man ignoriert schlicht die politische, die bedrohliche Situation im Lande nebenan, doch auch im Land der Gastgeber selber. Dem Land der »waterländischen« Einheitspartei, der abgeschafften Gewerkschaften, der unterdrückten Meinungsfreiheit.

»Seit 33 endlich wieder die erste freie Wahl...« witzelt Arnold, und damit hört der Scherz sich auf. Denn jedermann in der Runde weiß, mit welcher Mühen er sein Leben gerettet vor der Undemokratie, dem – auch den Andern drohenden – Faschismus.

»Cohen aller Länder vereinigt Euch!«

Der Verlagsdoktor bricht die Beklommenheit mit einem Gag, und Kitty ist ein wenig stolz auf ihren Herrn Papa, dem sie längst verziehen, daß er damals ihre Mutter nicht geheiratet hat.

Dr. Maurer, beleibt, glatzig, Hornbrille – jetzt schon stark in seinen Siebzig, ist kabarettistisch gebildet: ist doch sein lieber Freund der bekannte Librettist Fritz Beda-Löhner (Elschen hat ja in dessen Anwaltskanzlei als Tippse begonnen), einer der witzigsten »Operettenjuden« seiner Zeit. Texter einer ganzen Reihe erfolgreicher Bühnenstücke mit Musik.

Man spricht deutsch. Sam und Relly haben's da am schwersten: was die Beiden auf der Schulbank gelernt von der Sprache ihrer rheinisch-pfälzischen Ahnen (Großvater und Großmutter Cahn redeten Jiddisch, die Coltrones Italienisch, wenn sie unter sich waren) reicht kaum – Mom Goldy übersetzt hin und her, unterstützt von Cecil, infolge seiner philologischen Studien sogar des 17. Jahrhundertumgangsdeutsch (des westlichen) mächtig (dem Jiddisch und dem heutigen Nederlands doch so ähnlich), seine fachstudierte Rhonda spielt bei Töchterchen Margret den Interpreter. Jan, Ljuba, die Amsterdamer verstehen jedes Wort der Konversation (Jean-Luc natürlich auch), und der Wiener Crew mit dem preußischen Cohen ist deutsch ja Vater- und Muttersprache.

»Hört, hört!« tönt Oma Toni, als Arnold ein europäisches Glaubensbekenntnis ablegt – er hat doch nie deutsch gefühlt, und »Seht, seht!« wartet Richard mit einem neuerlichen Wortwitz auf, als die Poldi auftaucht mit einem riesigen Silbertablett, beladen mit sensationellen Sandwiches. Man knabbert, man stärkt sich (es ist früher Nachmittag) mit Chartreuse und echtem Barrack, den Herren steht auch ein Fläschchen »Altvater«³³ parat) für das bevorstehende abendliche Souper, das man zu Vierundzwanzig im Parkhotel (gegenüber dem schönen Wiener Tiergarten, »Schönbrunn« genannt) einzunehmen gedenkt.

»Save our Children...« parodiert Tante Rhonda den SOS-Notruf – was sollen die Wollakbuben, die Gertie und die Margret sich jetzt schon vollstopfen am Buffet, Samuel und Aurelia sich langwei-

len mit den politisierenden Erwachsenen: sie werden entlassen in den Garten, wo sie – deutsch-englisch radebrechend – einander näherkommen.

Das Älteste im Sextett ist Relly, die hochgewachsene Blonde, dann folgt Bruder Sam und (zwei Jahre jünger) der Hansi. Der steigt im September auf in die 7. Klasse Mittelschule³⁴ des RG VIII in der Albertgasse³⁵, ist Musterschüler (lauter Einser im Zeugnis – der für Turnen wird ihm geschenkt, der Bursche kommt nach seiner, behäbiger und behäbiger werdenden, Mama): er sieht weit jüdischer aus, weit mehr nach Landau als Bruder Peter.

Der – 13 – besucht auch bereits das Gymnasium, blond wie Aurelia, äußerlich wie sein »*arischer*« Herr Vater – schlanker Sportler, doch auch geistig wach (dies Erbe mütterlicherseits): aufsässig zu sein wird er bisweilen geschimpft, weil er nicht alles widerspruchslos hinnimmt wie Hans es tut, kritisch kommt er nach Großonkel Leib, schreibt heute schon exzellente Deutschaufsätze, Ferienberichte.

Die Gertie trägt immer noch Korkenzieherlocken, kein typischer Backfisch aber – Ballettratte eher mit ihrem tänzerischen »*Entengang*«, mit dem Peter sie immer frozzelt. Die Hübsche lustwandelt mit Sam unter den Kahnschen Eichen, während Margret (sich anschickend, ein echtes Burgfräulein zu werden), ihrer noblen Abkunft bewußt in weißbesticktem Jungmädchenkleidchen auf der Schaukel schwingt zwischen den Stämmen, abgestoßen vom älteren Wollakbuben. Der spielt bei ihr den Kavalier, anders als bei Gertie – die kennt er lange genug, bei der meint er keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen auf ihr schwaches Geschlecht.

Im Wintergarten unterdes ist die Diskussion in Gang gekommen. Sie macht die unterschiedlichen Temperamente und Weltanschauungen der Damen und Herren deutlich.

»*Was heißt heut' schon ›rechts‹ und ›links‹?*« ruft Arny, dessen Wort was gilt in der Runde – hat er doch als einer der Familie (nach Vertreibung der russischen Linie, nach dem Heldensterben Chavas und Jossels, nach den totgeschlagenen Avsalom und Nachman, Josua und Chaja Cohen) Bekanntschaft gemacht mit den Auswirkungen der Politik.

»Selbstverständlich –« ergänzt Jan »– rechnen wir die Nazis zu den Ultragefährlichen, aber seht Euch einmal die Stalinbolschewiken an, denen unsere Moskauer Vettern am Ende doch den Rücken gekehrt: wiederum Machtausübung durch eine Clique, wiederum Unterdrückung der Minder- und Mehrheiten, wiederum Repression, haßerfülltes Töten!«

»Parfait. Die Beiden haben einiges erzählt darüber, als sie bei mir in Paris waren, eh' sie nach Spanien sind.«

Jean-Luc (neben dem Potter wohl der Eingeweihteste, was das Thema betrifft) hat längst seine jugendliche Schwärmerei für die sowjetische Szene aus Zeiten der Oktoberrevolution und zuvor in St. Petersburg von 1905 ad acta gelegt. Er schwört nun auf die Bestrebungen der Sozialdemokratie, auf seinen Sozialistenführer Blum, auf die Labourparty in England – entgegen der kommunistischen Führung Rußlands entschiedene Gegner des Deutschnazismus.

»Well – wir wollen aber nicht die Macht unserer britischen Arbeiterpartei überschätzen. Noch sind die Konservativen in meinem Lande, die Tories, die unkritischen follower des Königshauses zu stark, als daß soetwas sich durchzusetzen vermöchte wie die soziale Demokratie in Frankreich.«

Cecil – im letzten Jahr seiner Sechzig – der Historiker weiß was er sagt. Wirkt selber wie ein Politiker: großgewachsen wie Vater Eric, wie Sir Hugh (der Letzte, der den – nichterblichen – Adelstitel der Potter innehatte). Ein Liberaler des Denkens, Fühlens, Mitfühlens mit Anderen, die einen anderen, respektablen Standpunkt bezogen.

Cecils Rhonda ist zu Jahresbeginn 36 geworden, sportlich-gepflegte Lady, hat dann ihren Doktor der historischen Wissenschaften sausen lassen, als der Herr auf Comrie Castle sie nach Schottland holte, gleich gar nicht fortlassen wollte vom Schloß, wo sie doch als junges Ding mit dem Red Cross am schicken Schwesternhäubchen die Herren Officers betreute, die da als Rekonvaleszenten untergebracht. Am besten versteht die aus Kent sich mit der Kitty – ein Jahr älter als sie, zusammen mit Arny und Moss ihre Generation. Die Übrigen der Cohenrunde gehören einer älteren an: da sind Goldy und Johann die jüngsten neben Jean-Luc, Else, Edi und Bob – dann kommt Kittys Mama, die Trixi und die (gleichalt-

'rige) Ljuba (kaum gesetzte Damen in ihren Fünzig), Henk geht an die Sechzig, seine Marjan ist bereits drüber hinweg wie Jan und Cecil – obenan die Siebziger Rosalie und Richard, zuletzt die Mentora Antonie Landau, die im neunundachtzigsten steht.

Will man diese Charaktere politisch einteilen – etwa von links nach rechts, beginnt der Bogen beim Franzosen (vier Jahre Faschismus nebenan haben seinem Credo Oberwasser verschafft), wölbt sich weiter mit Else (die kramt ihren Jugendsozialismus wieder aus!), dem holländischen und dem deutschen Cousin, die sich glücklich wiederhaben, zur Mitte: die Warschauer, die Schotten, die Amerikanerin aus Rußland. Und er endet beim Maurer und der Gastgeberin, der ehemaligen von Salten, wie dem Stammhalter der österreichischen (vormals polnisch-galizianischen) Linie unserer Familie.

Das Biertischgespräch gehobener Baratmosphäre in der hochherrschaftlichen Villa brachte naturgemäß keine Lösung der Probleme. Judenschreck Adolf bewirkte zwar einiges – daß jedoch die Hausherren zum Beispiel ihren Standpunkt revidierten, schiene verfrüht (ein Jahr noch, dann durften sie so weit sein) – und das Zentrum verteidigte beharrlich seine Position.

Ein Spiegelbild alles in allem der Judenheit dieser Welt.

Dem Abend im Parkhotelrestaurant folgte der in der Staatsoper.

Richard hat (über jenen Texter-Anwalt Beda-Löhner) nahezu eine Reihe aufgekauft im Parkett des altehrwürdigen Musentempels – man gab »Giuditta« mit dem Tauber, dem semitischen Liebling³⁶ des antisemitischen Wiener Publikums, und bei dieser »volljüdischen« Produktion (Komponist Lehár führt ja eine nichtarische Ehe, Buch wie Liedertexte stammen von Richards Fritze, die Titelpartie singt Gitta Alpár) strahlten sogar Rosalie und Edi in Gedanken an ihre Vorfahren.

Die Oper – schlicht »*Musikalische Komödie*« betitelt – erlebte vor drei Jahren ihre Welturaufführung in Wien, der Triumph österreichischer Bühnenkunst über Berlin, das doch bis zum bewußten 30. Januar Mekka gewesen des Genres (Richard hat Recht behalten: die Nazis haben ihre Thalia gekreuzigt...).

Ein Staatsakt war das gewesen, die ganze Mannschaft angetreten: Bundeskanzler samt Kabinett wie juwelenfunkelnder Damenriege in den Logen, die Crème der rot-weiß-roten Beamtenschaft im Parkett, hinterm Dirigentenpult Meister Franz persönlich, die Wiener Philharmoniker im Orchestergraben, die Stars auf der Bühne. Und wenn man die Augen schloß, meinte man anstelle des Bundespräsidenten in der – immer noch auf Monarch geschmückten – ersten Rangmitte den guten, alten Kaiser zu erblicken, jovial mit weiß-behandschuhter Rechter seine Untertanen grüßend. Das Epigonen-dasein Austriens blüht und gedeiht.

Marjan, Moss und Henk haben nach der Wiener Woche Station gemacht in München – aus reichsdeutschen Bilderhändlerkreisen den Tip bekommen, daß die Nationalsozialisten Gemälde, Graphiken, Werke der Bildhauerkunst »*Verfemter*« ausstellen und man da das eine oder das andere gute Stück preiswert aufkaufen könne. Wie tönte weiland Wilhelm zum Jahrhundertbeginn anlässlich seiner (von nicht Wenigen bejubelten) Einweihung der Berliner »*Puppenallee*«³⁷ im Tiergarten, die Moderne apostrophiert:

»*Unwerte Kunst ... undeutsch ... unschön ... degeneriert.*«

Kaisers quasi-Nachfolger Adolf nahm sich dies zu Herzen.

Tatsächlich eröffnet am 19. Juli die Ausstellung »*Entartete Kunst*«. Die Amsterdamer haben noch nie solch Fülle der Moderne, der erstklassigen Moderne auf einem Platz zusammengeseh'n.

Branchenkennern ist kein Geheimnis, daß die van Kaan Juden – doch die Öffentlichkeit ist zu breit, sie bleiben unbehelligt. Auch wagen die Goebbels'schen Schnüffler sich kaum an ausländische Besucher heran – das Fakt allein, daß man die Besten der Besten als »*jüdisch*« abwertet (Henk verschafft sich einen Marc, den »*Tiger*«³⁸ für ein Butterbrot), hat die internationale Szene, die Presse alarmiert.

Wie weit aber werden's die deutschen Faschisten und Antisemiten, ihre aus Feigheit, Opportunismus zum größten Teil schweigende, zu Allem schweigende Jasagertruppe, die Kopfnickermillionen noch treiben müssen, eh' auf dieser Welt etwas unternommen wird gegen die Vernichter des Geistes, der Demokratie, der Freiheit »*andersrassiger*«, andersdenkender Bürger? So fragt de Vries, der blonde »*Arier*«.



Gustav Gerold wird in diesem Sommer 21. Der ebengewachsene, richtig schöne Absolvent der Hetzendorfer Modeschule ist einer der wenigen Nachwuchscreateure am Platz, haust mit seiner Tante (Vater 17 gefallen, Mutter Selbstmord als er noch klein gewesen – sie hat es nicht verwunden, abgerutscht zu sein aus geordneten Verhältnissen in die Niederungen des Nachkriegsproletariats) draußen in einer Armleutewohnung von Simmering, dem Randbezirk – Schattenseite der Kaiserstadt. Die Sonne scheint allein in Hietzing zu strahlen bei den Kahns, in der Cottage, in Döbling über der Maurervilla und im noblen Viertel um Oper und Stephansdom, wo der Ehrgeizige nun Fuß zu fassen bestrebt.

So taucht Gustl eines Nachmittags in der Annagasse auf beim »Piefke«, der – branchenbekannt – seinen Laden vom Ku'damm Berlin nach Wien-Kärntnerstraße verlegt hat. Der Blick seiner graugrünen Augen läßt Herrn Kern denken an den, in Deutschland gelass'nen Freund, den Heiner, der nun so fern – dieser Blick sagt Arny aber auch, daß der gute Mann nicht einer von den Jünglingen ist, die man mühselig herumkriegen muß: auch an der Donau blüht die Homosexualität; nicht so offen, so rotzfrech zwar wie an der Spree, doch auch das große Geheimnis hat seine Reize. Sicherlich ist's weder lustig noch von Vorteil, wenn die jüngeren wie älteren Gassenbuben »warmer Bruder« hinter Einem herrufen, einer (hinsichtlich der Gesetze) stets am Abgrund der Erpressung wandelt – in der Inneren Stadt aber verbirgt man sich im Haufen der Oberen Tausend der alt-neureichen Noblesse, die auch in Österreich den Modewaren-Exquisitesektor Couture regiert.

»Und nun möchten Sie als Voluntär unterkommen, Herr –«

»Gerold!« lächelt der Adonis als wolle er sagen: »Bei Ihnen würd' ich mein Bestes geben!« – und Preuße Kern ist restlos verwirrt vom Charme des (immerhin siebzehn Jahre jüngeren) Donauländers.

»D'accord. Ich verlasse mich auf meine Menschenkenntnis – trotz fehlender Empfehlungen...«

»Darf ich mein Abgangszeugnis überreichen –?!« siegt Gustav und der Chef hat einen Mitarbeiter gewonnen. Und seinem Sarg einen Nagel eingeschlagen.

Die letzten Monate dieses Siebenunddreißigerjahrs bringen den verschiedenen Mitgliedern unserer Cohensippe wenig Veränderung in ihren Lebensumständen.

In Stettin sieht man die privilegierte Mischehe der Kerns gefestigt wie bisher, Töchterchen Karoline (strammzopfig) ist aufgestiegen von den Jungmädchen zum BDM³⁹ (das Judentum das volle des getauften Herrn Vaters wird auch weiterhin verschwiegen), Mutter Ingeborg spielt – seit »*der Sache*« (Gestapoverhör Manfreds) – die linientreue deutsche Frau, die »*nicht raucht und nicht trinkt*« (Zigaretten-, Alkoholgenuß nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit), und er, der Manek selber vegetiert dahin. Hat sich nicht wieder erholt von seinem ~~W~~-Erlebnis, zu schwach sich seine, die Fehler seiner Weltanschauer einzugestehn, zu stolz (worauf?) Trost zu suchen im Glauben der Väter, den er abgelegt wie man eine Mode als veraltet wechselt, dem Trend der Zeit anpaßt. Von den Einkünften aus den Gesellschafteranteilen der alten Lederfirma hat man ein standesgemäßes Auskommen, es fehlt an nichts im Hause der Pasewalckerstraße.

Das Manassepaar ist bereichert heimgekehrt vom Familientreffen nach Warschau. Hat gelernt aus den Ansichten der Verwandten, deren Einschätzung der Situation, deren – doch zum größten Teil ungetrübten – Blicken in die Zukunft. So ist Ljubas und Jans Hoffnung auf eine Lösung der europäischen Probleme gewachsen – voran auf Erhaltung des Friedens; schluckt man auch da wie dort mehr und mehr, wenn nur kein Krieg mehr kommt. Damit lockt Adolf doch die Massen, obschon er hinter den Kulissen alles tut, einen vorzubereiten.

Dr. Leibowitz (auch seine 60 überschritten) ist zum Unterstaatssekretär avanciert im Polnischen Justizministerium, die Kanzlei floriert, den Manasses mit ihrer Beteiligung relativen Wohlstand zu garantieren.

Die Wiener sind (bis auf Dr. Liebmann, der nicht müde wird zu warnen) Optimisten mit Leib und Seele – man prophezeit Herrn Hitler, das Jahr nicht zu überstehn.

Paris erlebt den Sohn des streitbaren Maître Cohèn, des Hector-Achtaar immer heftiger die Rechte bekämpfen: Jean-Luc. Denn die bewundert zum Teil gar die »*hebre, aufrechte*« Politik der Deutschen, die antikommunistische, die antijüdische (sind nicht auch die Herren Bouillon und Spießgesellen Welsche gewesen?).

Amsterdam bleibt neutral – nur der Friese hat da so seine Visionen.

Die Schotten leben im Überfluß wie bisher, was aber ihre Denkfähigkeit, ihren Denkwillen nicht beeinträchtigt.

Und Mrs. Colder, Sohn und Tochter fühlen sich in ihrem Amerika sicher wie in Abrahams Schoß: bis dahin wird der Spektakel diesmal nicht dringen. Meinen sie.

Die Nationalsozialisten überleben nicht nur das Jahr 1937, sie schicken sich gar an, Europa (über ihr Reich hinaus) mit »*nor-dischem*« Willen, besser: blindwütig, mit Gewalt harsch zu verändern, neu einzurichten.

»Denn heute hört uns Deutschland
und morgen die ganze Welt!«⁴⁰

Also röhrt ein neogermanisches Kampflied, unter dessen Klängen die »*Herren*« (wie auch deren Damen) vorerst gen Süden streben, in ihres Führers schöne Heimat.

Jener Hitler setzt ganz einfach seinen Landsmann Schuschnigg unter Druck, der läßt sich setzen und die illegale Braunpartei im Lande zu – ein wüster Propagandakrieg tobt bis zur zweiten Märzwoche von Bregenz bis Klagenfurt.

Eine Minderheit grüßt sich auf den Straßen mit erhob'nem Zeige- und Mittelfinger der Rechten und dem Ruf

»*Österreich!*«,

die Mehrheit streckt die ganze Hand aus.

»*Heil Hitler!*«

Die Agitatoren von rechts und links betätigen sich als Pflastermaler. Bald wimmeln die Trottoire von (grellweiß gepinselten) Dreipfeilen, Haken- wie Krukenkreuzen⁴¹, der Berchtesgadengang des edlen Möchtegernefaschisten zum unedlen Superfaschisten, der von seinem »Berghof« tief hinein ins Vaterland blickt, erbringt die Alternative: wundersame Errettung dieses via Volksabstimmung (»Ja – für Österreich!«) oder Unterwerfung unter den Alldeutschadler.

Kein Frankreich, kein England hilft, Kollege Mussolini vergißt über Nacht die wiederholten Garantien dem nördlichen Herrn Nachbarchef gegenüber, Schuschnigg hält eine Rundfunkansprache an (noch) sein Volk: »*Gott schütze Österreich!*«, doch der tut's nicht.

An jenem notorischen 12. März 38 fällen reichsdeutsche und österreichische Zöllner wie Grenzpolizisten (Hand in Hand!) die Schlagbäume zwischen den beiden souveränen Staaten, Adolfs Wehrmacht und seine ~~W~~ rollt durch eine Allee zum »*deutschen Gruß*« gereckter österreichischer Hände, die Menschen brüllen sich (in echter Begeisterung) von Braunau bis Wien die Kehlen heiser.

»*Ein Volk – ein Reich – ein Führer!*«



Im »*Altreich*«, wie die ostmärkischen Rechten Deutschland (seit 1933) gern nennen, hat's Fälle gegeben, da Regimegegner (selbst prominente) sich – ihre Lebensgewohnheiten nicht der Horde preiszugeben – im Bett verhaften ließen. Dies Gesetz der menschlichen Trägheit gilt auch für Arnold Kern.

Der Gestapo mit Not und Müh entronnen, weiß er besser als die österreichische Judenheit, als die Kahn-Landau Sippe, was es heißt, auf der (im wahrsten Wortsinn) Abschlußliste der Nazis zu stehen – und doch hat er die Möglichkeit, noch vor oder beim Einmarsch der Hitlertruppen (den man um der historischen Wahrheit willen doch eher als »*Anschluß*« bezeichnen muß, wie die Austrofaschisten es tun) das Land zu verlassen, eben nicht wahrgenommen.

Jetzt ist der deutsche Cohen wiedergefangen. Neben den beiden österreichern, der Letzten der Landauer, dem Maurer, den Liebmanns, den Wollaks und jener viertel Million vom Erstgeborenen Noahs Stammenden. Menschen wie Rosalie und Eduard gehen die Augen nur sehr langsam auf, bei Großmama Toni und ihrer Else funktioniert's rascher.

Gleich nach der geschichtsschwangeren Rede des Führers auf dem Wiener Heldenplatz am 13. März, mit welcher er – feierlich belfernd – den Eintritt seiner Heimat in das Deutsche Reich verkündet (mehr als 250 000 nichtbestellte Statisten, österreichische »*Enthusiasten*« vor der Hofburg⁴² fallen in eine einzigartige Sieghysterie, weitere Millionen tun dies am Radio), sind die ersten Juden dran. Reihenweise von SA-Männern, halbwüchsigen HJlern auf der Straße »*rekrutiert*«, aus ihren Wohnungen geholt – zumeist alte Leute, als Hebräer erkennbar, müssen sie auf Knien rutschend die Österreichparolen, die Drei-Pfeile von den Bürgersteigen abwaschen.⁴³ Unter ihnen Heini Levisohn, Gemischtwarenhändler in der Brigittenau.

Oma Toni bleibt verschont. Ihr hohes Greisenalter würde (noch) die höhnende, »*Itzig*«-keifende Meute der Passanten schocken.

Richard Maurer mit seiner »Judennase« (als ob nicht auch manch Armenier, Araber und Arier dazu solch Zinken besäße...) entgeht nur durch einen Zufall diesem Schicksal. Aus seiner Villa in der Nußwaldgasse getreten, sieht er eine Horde Döblinger Räuberzivilisten mit Hakenkreuzarmbinden (die österreichischen Fahnennäheren müssen in den letzten Wochen auf Hochtouren pro Anschluß gearbeitet haben!) sich nähern – schon sind die Kerle am Gartentor, da drängt ein Mann in brandneuer brauner Uniform sich durch zu ihm.

»Ah da is' ja der Verlegerjud!« packt der ihn am Arm (Richard erleidet vor Aufregung fast einen Herzanfall) und zerrt ihn durch die johlende Wienerschar in das Auto, mit dem er just vorbeigekommen.

»Da hamma aber nocheinmal Glück g'habt, Herr Doktor!« zückt der Nazimensch, als der Wagen abgefahren, sein Zigarettentui. Maurer greift zögernd zu. Jetzt erst erkennt er seinen Retter: ein kleiner Notenstecher, dem er vor ein paar Monaten einen größeren Auftrag hat zukommen lassen, als der ihn angebettelt, daß er nun endgültig »ausg'steuert«⁴⁴ wäre und seine alten Eltern hätte zu unterstützen. Und dann bringt der seinen Rassefeind auf dessen Bitte zur Volksoper, dem Musiktheater am Währinger Gürtel, wo Richard die Kitty weiß auf der Probe – und die versteckt den illegitimen Herrn Papa bei Gerties Tanzlehrerin, der Ballettmeisterin Lia Ducca in der Wienzeile. Wo er – bis der erste Sturm sich gelegt – in guter Gesellschaft: auch Mutter Ducca ist nichtarisch. Per Telefon macht das Maurersche Abenteuer die Runde.

Beatrix, seine Kindesmutter, hat am selben Tag resolut einen Besucher der Zahnpraxis vor die Tür gesetzt, als der dreist drohte, den Liebmann »abholen« zu lassen, sofern die »Frau Doktor nicht die Oberndorfer, diesen Schlampen« hinauswürfe und seine Nichte wolle als Hausgehilfin einstellen. Die Christenfrau (zwanzig Jahr' schon im Haus, nach Bob's erster Gattin Tod die Gertie aufgezogen) hat dem Erpresser einmal eine Ohrfeige gegeben, als er ihr zu nahe trat; daß der Mann später einmal Blockwart im Bezirk werden soll, kann Beatrix nicht ahnen. Sonst hätt' sie den Kerl behutsamer angefaßt.

Trixi lobt die Tochter, daß die nicht lang gezögert und ihrem Vater geholfen.

Else ist naturgemäß entsetzt. Auch am Alsergrund haben sich Straßenreinigungsszenen abgespielt. Ruft Richard bei den Duccas an, spricht ihm Mut zu – dann versucht sie, ihre alte Mutter zu überreden, zu ihr in die Wollakwohnung zu ziehen (Schwiegersohn Arier stimmt zu und heftet doch ihren Enkelsöhnen Hakenkreuzabzeichen ans Revers, (»daß die am Schulweg nicht belästigt würden«); die aber will nicht wanken und weichen: in der Klosterneuburgerstraße ist sie geboren, in der Klosterneuburgerstraße will sie auch sterben.

Rosalie meint, die »Übergriffe der Proleten« würden rasch wieder aufhören, wenn Proteste »weltweit« ergingen (man soll wenig vernennen von solchen – trotz fünfjährigen Braunregimes in Deutschland will immer noch Keiner was wissen von allgemeiner Judenverfolgung), Sohn Edi fühlt sich durch Heinz Kramer geschützt, Cousin Arnold durch seinen guten Gustl – und so haben zweihunderttausend alpenländische Hebräersöhne und -töchter ihren arischen Freund und Helfer: über ein paar Ecken Angeheiratete, Nachbarn, Geschäftsfreunde. Was also soll ihnen schon gescheh'n den vielen »Hausjuden«?

Der Aufschrei, der weltweit hätt' ertönen müssen nach der »Okkupation« Österreichs (die spätere Lesart des Dramas⁴⁵), unterbleibt.

»Nie wieder Krieg!« lautet doch weiter das Stoßgebet der Christenheit von Amerika über England nach Frankreich und hin zum Vatikan. Und der reagiert auf seine Weise.

Kardinal-Erzbischof Dr. Theodor Innitzer begrüßt von der Kanzel des, damit schändlich entweihten, Stefansdoms herab den Eintritt seiner Heimat ins Reich der Politverbrecher und Judenmörder. Daß diese (von Rom ferngesteuerte) Infamaktion den katholischen »Endlösern« ostmärkischer Prägung (und die stellen das kräftigste Korps jenes Kaders) Seelenhilfe soll geben für ihre Untaten, wird sich bald blutig zeigen.

Bis nach New York dringen all diese Fakten nur zum Teil. Schlagzeilen wie gehabt, Auslandskolumnen – Goldy aber, Relly und Sam sind naturgemäß schon familiär erschrocken über das, was sich nun dort abspielt, wo sie noch wenige Monate zuvor so friedlich zusammengewesen mit Allen.

Gleich taucht auch wieder der Affidavit-Gedanke auf: jetzt zumindest könnte man Arny dazu bewegen in die Emigration zu gehn – und Samuel macht sich auch Sorgen um jemand, der gar nicht zur Sippe gehört. Der Achtzehnjährige (vom verstorbenen Vater mit südländischer Amoreglut erblich belastet) hat sich (unbemerkt von der Verwandtschaft, vielleicht auch von jenem »*jemand*« nicht so recht wahrgenommen) in die hübsche, heitere Gertrude Liebmann verschaut. Nur Schwesterchen Relly hat der Feurige seine Sehnsucht gestanden – jetzt faßt er sich Mut, schreibt Bobs Tochter einen Brief.

Hat es mich getroffen wie ein schießend Flamme! (so übersetzt er aus dem Englischen) – wir haben gehört im Radio und aus den news gelernt, was so horribles hat geschehen bei Euch. Alle wir denken nun Tag und Nacht an die Kahns und Onkel Kern, an die Landaus und Wollaks und Doc Maurer, die Kitty und deinen Dad – – und ich auch denk' an Dich ein wenig . . .

An der schönen blauen Donau aber legen sich für's erste wirklich die Ausschreitungen – die Nazis können in ihrem Großdeutschland- rausch die Kritik der Weltpresse nicht gebrauchen. Also weicht die anfängliche Furcht der ostmärkischen Judenheit vor dem Bürgersteigscheuern bis zur schieren Existenzangst einer abwartenden Haltung. Die Einen schwören wie gehabt auf ein baldiges Ende des Braunauers (Verhaftungen, Abtransporte in KZs, Tötungen von Juden blieben in Österreich – wie im Reich auch – bislang Einzelfälle), die Anderen (junge Leute hauptsächlich) schließen sich in Emigrationsgruppen zusammen.

Cecil und Rhonda haben sich Mitte März sofort telefonisch mit Amsterdam in Verbindung gesetzt: gemeinsam sollen nun alle Hebel in Bewegung gebracht werden, die Wiener herauszuholen; voran Moss zittert verständlicherweise um seinen Blutsbruder. Wird der jetzt wieder untertauchen müssen?

Jan und Ljuba tun das ihre, zu eruieren wie's mit einem Fluchtweg steht nach Ungarn oder in die Tschechoslowakei (beide Grenzen doch nur wenig von Wien entfernt).

Also verblüht der unheilvolle Frühling im Lande. Die jüdischen Kinder gehen weiterhin zur Schule – da trifft sich's gut, daß die Vaterländische-Frontregierung (Schuschnigg wurde von den Nazis verhaftet) die Religionsteilung vorgenommen: da muß man nur die (wenigen) Protestantischen umschulen in die arischen Klassen, um dies Problem in den Griff zu bekommen.

Gymnasiast Hans Wollak läßt sich willig (so ist der Evangelische wohl programmiert) in die katholische Abteilung des RG VIII versetzen. Daß die recht mager ausfällt bei dem Überschuß an mosaichen Mittelschülern im Bezirk – noch größer durch Besuch aus dem benachbarten, kleinbürgerlichen Alsergrund mit breiter jüdischer Bevölkerung wie Mischehen, muß den NS-Schulbehörden natürlich ein Dorn im braunen Auge sein. Brüderchen Peter aber, der Konfessionslose zeigt sich (auch dem Vater gegenüber – die Mutter ist insgeheim stolz auf ihn) renitent. Er bleibt in der mosaichen Klasse. Das muß schief laufen.

Und es läuft schief bei der ganzen Wollakfamilie.

Schon seit dem letzten Sommer Auseinandersetzungen zwischen den Eheleuten: nach dem Treffen mit der Cohenverwandtschaft mußte die Mutter erstmalig allein mit den Söhnen in die Sommerfrische fahren – der sportive Herr Wollak (Endvierziger, Achtung!) ist mit seinen Alpenvereinsfreunden in den Gipfeln herumgekraxelt, wohinter die Seine (wie sich später herausstellen wird, zurecht) eine Andere, jüngere, eine Bergsteigerin argwöhnt (dazu ist ja sattem bekannt, daß diese Höhenclubs wimmeln von Antisemiten); da schlägt Johann nun eine bessere Tour ein: Else (bereits in ihren Fünfzig) solle sich doch pro forma von ihm scheiden lassen – nur so könne er das Kohlengeschäft erhalten und »den Andern« helfen.

Schlimme Szenen spielen sich da ab, die die Frau ihrem Mann (wiederum zurecht) macht. Hans – der Ältere – hört und sieht nichts, der jüngere – Peter – leidet mit der Mutter.

Zu all dem kommt, daß der Erstgeborene nach kurzer Zugehörigkeit zum Deutschen Reich erkennt, daß er als MI⁴⁶ gestellungspflichtig. Das Tragen einer Uniform mit dem Hakenkreuz drauf schreckt Hans nicht so sehr – der Dienst aber mit der Waffe läßt Vater Johann, den hin- und herschwankenden zwischen den »Fronten« beschließen (in Absprache mit Geschäftsfreunden, die Familie in Jugoslawien haben, jüdische versteht sich), seinen Sohn außer Landes schaffen.

Eindeutige Fahnenflucht.

Absurd doch wie der ganze Rassenzirkus Rosenbergs: das Kind einer Jüdin (nach der Halachà eben Jude – ob getauft ist unerheblich) soll in eine Wehrmacht eintreten, deren Staat die Juden bekämpft. Tausende jedoch tun's. Zum Teil sogar voll echter Begeisterung.⁴⁷

Da wird nach außenhin bekanntgegeben, daß der Hansi sein weiteres Studium im Ausland absolvieren soll – intern bringt Herr Wollak ihn am Tage vor seinem achtzehnten Geburtstag im Juli (mit einem ordnungsgemäßen deutschen Reisepaß) nach Kroatien, wo er dann (nichtstehend, nichtstudierend) vom Vater per monatliche Überweisungen erhalten wird. Das Schicksal ihm auf den Fersen, bis es ihn einst einholen soll.

Dies der Stand der Dinge im Sommer des Jahres 39.

Die holländische Zunft der Handwerksmeister, die »Gildemeester« starten in Wien eine Auswanderungsaktion für Juden – von der Gestapo toleriert. Will die doch raschest so Viele der *Sippschaft* wie möglich loswerden. Man zieht da nun sogenannte Umschulungskurse auf, den Leuten den Sprung zu vermitteln in handwerkliche wie landwirtschaftliche Berufe, die in England, Kanada, Australien und den ländlichen Staaten der USA gefragt. Die Quakersekte akquiriert dort Bürgen.

Verschiedene Vereine arbeiten als Palästinakomitees.

In jenem Lande selbst (immer noch Englisch Mandatsgebiet) steht Eli Mitte seiner diskanten Dreißig, breitschultrig, stämmig, strotzend vor biblischer Kraft des David, den Streit nicht scheuend gegen Goliath – weder den Goliath Britannien noch den Goliath Mohammed: die palästinensischen Araber, die erdrückende Über-

macht. Jäh wächst die Zionserwartung der Menschen seines Denkens, seines Glaubens an: wird die Politik Adolf Hitlers und seiner Nationalsozialisten der Errichtung eines Jüdischen Staats im alten Land Kanaan, in Juda und Israel gar zum Erfolg verhelfen??

Im Kreis Cohen aber sind die Umstände – wie bei -zigtausend anderen Nichtariern im Gau Ostmark – zu zwiespältig, daß Jeder sogleich an Verlassen der Heimat möchte denken. Rosalie und Eduard wollen vorerst noch gar nicht einsehen, daß sie Mischling ersten Grades und er Volljude (seine Wlćek-Großmama hilft da gar nichts, auch das Konvertitentum des seligen Großvater v. Salten recte Salzmann decouviert sich rasch), die Mischehe Wollak hängt am arischen Vater und der am Kohlenhandel – ähnlich (mit umgekehrten Vorzeichen) ist's bei den Liebmanns. Kitty darf weiter in der Volksober choreographieren, Pappa Richard (sein alter Kumpan Kreisler hat sich rechtzeitig abgesetzt nach Paris, von da nach Amerika zu emigrieren) hat den Rat des anderen Fritz, des Bedalöhner befolgt, einen Arier in den Verlag hineinzunehmen. Da lag es nah, daß die Anteile an »Maurer Musik«, die seinerzeit seine Halbschwester Else erhielt, auf deren nichtjüdischen Söhne überschrieben und Vater Johann Betriebsleiter wurde in Döbling. Wo er alsbald (ebensowenig Kenntnis da wie zuerst im Brennstoffhandel) das große Fachwort schwingt.

Großmutter Toni lebt weiter in der alten Landauwohnung in der Brigittenau, noch führt dort Herr Levisohn seinen Laden, angepinselt zwar mit

JÜDISCHES GESCHÄFT

aber die vielen Glaubensgenossen im Viertel garantieren ihm den Umsatz.

Im Altreich besteht seit dem Anschluß Österreichs eine gewisse Schonzeit für Juden.

Auch vordem – in den Jahren 33 bis 38 – hatten sich in Deutschland derartige Szenen wie in der Ostmark dann eben selten abgepielt; wie befindet doch der, längst emigrierte Alfred Polgar:

»Die Deutschen sind stramme Nazis und lausige Antisemiten – die Österreicher sind stramme Antisemiten und lausige Nazis.«

Vice versa wird in Wien ein NS-Amt eingerichtet, das Rothschild-Palais in der Prinz Eugen-Straße zum Hauptquartier gewählt: die »Zentralstelle für jüdische Auswanderung.«⁴⁸

Der zuständige Offizier des RSHA-Berlin, Halbarier Heydrich holt sich für die, von ihm seit langem vorbereitete, Aussiedlungsaktion einen, akribisch jedem Herrn in unbedingter Treue ergebenden, total obrigkeitshörigen Beamten aus Linz an der Donau, der ihm für die Organisation der Dienststelle geeignet scheint. Adolf Eichmann. Gemeinsam mit der Gestapoleitstelle Wien, die sich im alten Hotel Metropol am Morzinplatz am Donaukanal eingenistet und da rasch ein schaurigblutiges Regime eingerichtet hat, beginnt der gebürtige Solinger, der Wahlostmärker (1932 in die illegalen Sturmcharen aufgenommen), die Juden im Gau zu erfassen. Bald wird er diese Tätigkeit auf ganz Deutschland, halb Europa ausdehnen.

Natürlich ist die Aktion »Geheime Reichssache« – somit erfahren die Betroffenen nur successive (wenn sie von der Erfassung getroffen) von ihrer (nunmehr amtsgesteuerten) »Auswanderung« wie der ihrer Lieben.

Außerhalb Wiens, außerhalb der Ostmark – voran in Preußen (bei Tante Stine und Heiner in Berlin) herrscht (wie erwähnt) zur Zeit Funkstille. Ebendies ist wachen Geistern höchst suspekt.

Da steht eines Septembertags (wie damals nach dem Akte von Vater Kern) die gute Kristine Marhold in der neuen »Boutique Arny« bei der Oper.

»Kuck, wen ich dir mitgebracht hab ...«

Und während »der Junge« ihr um den Hals fällt, erscheint in Stines Rücken der Mann, an den Arny seit dem Abendspaziergang am Dianasee (trotz Gustl) stets gedacht: »Heiner!!«

Das werden turbulente Tage. Die Sache mit dem jungen Gerold versteht Kern, dem alten Freund gegenüber diskret zu behandeln, was ihm umso leichter fällt, als Gustav offiziell weiter in Simmering wohnt (es wär' jetzt auch zu prekär, so man die Beiden im Appartement, das schräg über dem Laden gelegen, ertappte). Und das Verhalten des Derzeitigen – keine Spur von Eifersucht, von Verdacht – läßt Arny sorglos sein; Sontag aber (von der intimen Beziehung seines Ex zu dessen penetrantschönen Angestellten will er nichts wissen) wittert Unrat.

»Sei nur vorsichtig, Arny – für mich steht der Mensch unter halbseidenem Einfluß...«

Damit scheint auch-Arier Sontag richtig zu liegen. Gustav Gerolds Tante entpuppt sich (immer heftiger nun) als *»wilde Nazisse«*, sieht offensichtlich die Chance des Heraufsteigens aus den Niederungen des *»Proletengesindels«* im elften Bezirk mit Hitler gekommen – obschon sie in (auch *»wildem«*) Opportunismus die (gutbezahlte) Stellung ihres Neffen beim *»jüdischen Tandler«* in einer Art goutiert, die der Wiener Volksmund mit *»Schleimscheißerei«* umschreibt.

Über dem Generalthema ›Nazis‹ hockt man Tag und Nacht zusammen – in Hietzing meist, bei den Kahns, Tante Stine wird wie eine Heilige bestaunt nach dem, was der Berliner Cohen über sie berichtete, und Sontag steht natürlich außerhalb jeglichen Verdachts der Animosität gegen *»Nichtarier«*.



IV.

»Man hat leichter geschluckt, als man jetzt verdaut.«

Mit dieser Feststellung beginnt der (auch ausgewanderte) Philosoph Ernst Bloch (zur Zeit in Prag) sein Essay

»Die österreichische Frage«

(hat Ljuba dem Arny geschickt, dem so recht vor Augen zu führen, in welcher Bredullie er geraten).

In der sogenannten Ostmark scheint sich ein Wetter zusammenzuziehen . . . das war vorauszusehen, die Gründe dafür sind bekannt: schlechtes Brot, Teuerung, Rohstoffmangel, und das alles in einem Land, dessen Mehrheit nicht nazistisch war.

Das Statement des so nicht-deutschen deutschen Denkers wird in der Cohenrunde aufmerksam diskutiert. Hat Bloch aber nicht etwas außer acht lassen? Daß nämlich jene »nichtnazistische« Mehrheit im Lande doch wohl zum Teil auch in der Front des Antisemitismus zu finden war, ist.

Tatsächlich ist das große Murren hereingebrochen über den lieben Österreichern seit Wurst, Butter und das Bier teurer wurde, die Kaufkraft der (importieren) Reichsmark zusehend schwindet, seit sie Einbußen hinnehmen müssen für die Ehre der Aufnahme in das dritte deutsche Reich. Und da gibt's eben noch jenen Balken, der so manch bravem Austro nicht-Nazi im Auge schwebt: »*Hat man das nicht doch den Juden zu verdanken, haben die das Alpenland nicht ausgesaugt bis auf's Blut, als sie noch an der Macht waren?!*«

Andererseits: was nutzt einem der ganze Autobahnbau, mit dem Freund Adolf dem Problem der Erwerbslosigkeit zu Leibe rückt – welchen guten Ostmärker reizt es schon, nach Sachsen oder Hessen zu ziehen, dort Pflasterer zu spielen? Wenn einem die Preuß'n das »Papperl verwässern«, gar die gesamte Gumpoldskirchnerlese nach dem Norden verschleppen! Wenn's um den Wanst geht, sieht der donauländische Phäake rot; oder zumindest sich in Opposition zum Hakenkreuz.

Dazu kommt, daß der Nordländerhaß der »*österreichischen Schlappschwänze*« (nicht nur genährt durch jenen nördlichen Kosenamen) sich eskaliert durch die Tatsache, daß »dieses Land mit fast eintausendjähriger Kultur sich nicht in einen reichsdeutschen Kasernenhof verwandeln lassen will«, wie Bloch es artikuliert.

Immer deutlicher (eben schon im ersten Jahr der »*Heimführung*« von Adolfs Muttererde) wird das Phänomen offenbar der breiten Rücknahme des Anschluß-Ja, welches doch am 10. April sogar ein Überzeugungssozi wie der Renner Karl¹ (mag sein in Todesangst) ausgesprochen. Sicherlich: der dem *homo Austriacus* seit Aeren quasi oktroyierte *Opportunisme Sauvage*² übertüncht die preußenfeindliche Haltung, und per Ausschaltung der politischen Gegnerschaft, der lästigen Konkurrenz (der jüdischen) wächst man – allein nicht in die Richtung, welche die altreichsdeutsche Führung als die richtige sieht. Da eliminiert diese Zug um Zug den ostmärkischen Nazifunktionär à la Frauenfeld³ und der Donaugau kriegt »einen saarpfälzischen Leiter aufgepfropft«.

In Blochs Schrift (vom Juli des Jahres) heißt es weiter:

Österreich wird . . . behandelt als besetztes Land, wird prussifiziert wie Elsaß-Lothringen zur Kaiserzeit; sogar sein Name soll verschwinden.

Er ist es bereits.

Auf der anderen Seite jedoch profilieren die benannten Schlappschwänze sich immer schauriger als Spezialisten der Semitenbekämpfung. Psychologische Bewährung.

Anfangs geht's noch allein um den Mammon. Die Wiener Gestapo hat ein, mit etlichen Nullen verziertes, Lösegeld gefordert (und erhalten!) für die Freilassung des österreichischen Baron Rothschild (sofort an jenem 12ten verhaftet), ebenjenem dessen Palais man umfunktioniert zur Mordzentrale des Reichs. Später wird die braunschwarze Ostmark den Reigen anführen der Massentöter: unter Eichmann rekrutiert sich zu Wien die Teufelsphalanx der Brunner, der Stangl, der Nowak, der Wagner.

Unter diesen Vorzeichen zieht der Herbst über die Lande.

Im Sippenkreis haben die diversen Erörterungen der Lage anlässlich des Besuchs von Frau Marhold und Herrn Sontag (wenigstens dies war der Erfolg des ins-jüdische-Gewissen-Reden der beiden Arier) folgendes ausgelöst:

Arnys reichsdeutscher Reisepaß ist zwar abgelaufen, doch da hat Edis Labordirektor Herr Kramer angeboten, gewisse Verbindungen spielen zu lassen, diesen zu verlängern – Goldy wurde parallel verständigt wegen Affidavit, Eduard und Mama Rosalie wollen noch abwarten (gestützt auf jenes arischen Mitarbeiters, des Heinz Zuversicht), Richard hat versprochen, französische Verlagskontakte zu nutzen und sich von Jean-Luc nach Paris holen zu lassen, »falls es wirklich zu brennen beginnen sollte« (als ob das furchtbare Feuer nicht bereits jetzt hell genug loderte!); an eine Auswanderung Elses und Sohn Peters ist kaum gedacht – trotz Scheidungsabsicht spuckt Vater Arier große Töne: hat er den Älteren in Sicherheit gebracht, wird er wohl noch imstande sein, Frau samt zweitem Nachkommen zu schützen (dazu geht Else nicht fort ohne die alte Mutter und die rührt sich nicht vom Fleck). Dr. Liebmann hat als Zahnarzt mehr zu tun denn je: Juden dürfen sich jetzt nur mehr von Juden behandeln lassen (obendrein hat Bob ja eine arische Gattin – an das echte Judentum der Gertie vergißt man vorerst), und die Kitty ist außer Obligo; ihr kann man noch nicht einmal die nichtarische Abstammung nachweisen: in ihrer Geburtsurkunde ist der Vater nicht vermerkt. So schlüpfen viele tausend uneheliche Mischlinge im Dritten Reich durch.

Alle Standpunkte aber und Pläne der Cohen und Landau und Maurer und Liebmann fallen in der zweiten Woche des November. Am siebenten dieses Monats vollführt der sechzehnjährige Jude polnischer Staatsbürgerschaft Herschel Grynszpan⁴ in Paris eine Bluttat, die er wohl hätt' unterlassen, so er in die Zukunft geseh'n: er streckt durch Pistolenschüsse den Konsulatsbeamten der Deutschen Botschaft in Frankreich Ernst vom Rath nieder.

Die Gründe für dieses Attentat sollen von Stund an von den verschiedenen Seiten verfälscht, gar propagandistisch manipuliert werden. Die Wahrheit jedoch scheint, daß der junge Mann für seine, noch in Polen lebende, Schwester ein deutsches Durchreisevisum beantragte, welches ihm von jenem Beamten – aus welchen Erwä-

gungen auch immer (Bosheit vielleicht) arrogant vorenthalten wurde, er wutentbrannt nach Hause rannte, die Waffe holte und die tödlichen Schüsse abgab. Wollte der Jüngling ein Fanal setzen, wie (auch von seiner Familie) später behauptet, hätt' er sich wohl ein prominenteres Opfer erwählt: ein Legationsrat ist doch kaum eines Tyrannenmords wert...

Anderntags geht die Pressemeldung um die Welt, erzeugt die unterschiedlichsten Reaktionen. Auch auf der Front des betroffenen Staats sind diese nicht einheitlich. Die Einen überlegen kühl, wie den (willkommenen) Anlaß ausschlichten, die – vom Reichssicherheitshauptamt, Abteilung Judenreferat, der »Zentralstelle« zu Wien aufgebaute – »freiwillige«, Devisen, Gold erbringende Emigration der nichtarischen Bevölkerung schlagartig beschleunigen, Andere denken effektiver. Voran die Damen des (kleinbürgerlichen) Wiener Stadtbezirks Margarethen (betont judenhasserisch) debattieren die »himmelschreiende Schandtät« (Gott – »Vater« des Juden Jesus – wird gar als Zeuge angerufen für den »feigen Meuchelmord des jüdischen Handlangers der jüdischen Weltmacht«). Und obschon die katholischen Furien mit Sicherheit wenig wissen von Geschichte, von Pogroms, initiiert diese NS-Frauenschaft⁵ die Ausschreitungen des Mobs, die am 9. November nachmittags in Wien beginnen⁶: Hundertschaften von SA, ~~SS~~ und HJ durchkämmen die Straßen der Stadt, jagen Juden⁷.

Peter Wollak kommt von einem Schulfreund, sieht einen Trupp Tobender die Auslagenscheiben des Uhrmachers in der Rossauer-gasse einwerfen, das Geschäft ausrauben, hetzt nach Hause, die Mutter zu warnen auf die Straße zu gehn. Mamma Else war an diesem Nachmittag bei Oma Toni angesagt, zum Glück ist sie noch nicht fort. Gemeinsam sieht man gegenüber den Pöbel das Schuhgeschäft »Kassowitz« demolieren und Dutzende Paar Stiefel (der Laden ist spezialisiert auf Reiterschuhwerk – just recht den schwarzen und braunen Uniformen der Zerstörer) herausschleppen. Dann taumelt der Inhaber blutüberströmt ins Freie. Später – als der Vater vom Kohlengeschäft heimkommt – fährt Peter zur Großmutter, die Gottseidank unbehelligt geblieben.

Zur selben Stunde laufen die Telefone der Wiener Gauleitung, der Staatspolizei und Eichmanns Referat heiß in Meldungen nach Berlin. Die Situation ist gegeben, es heißt, sich ihr eilig anpassen. Und man tut's.

BERLIN NR. 234 404 + 9. 11. + 2335

AN ALLE STAPOSTELLEN UND LEITSTELLEN + AN LEITER ODER
STELLVERTRETER + DIESES FS IST SOFORT AUF DEM SCHNELL-
STEN WEGE VORZULEGEN +

1) ES WERDEN IN KUERZESTER FRIST IN GANZ DEUTSCHLAND⁸
AKTIONEN GEGEN JUDEN INSBESONDERE GEGEN DEREN SYN-
AGOGEN STATTFINDEN + SIE SIND NICHT ZU STOEREN +
JEDOCH IST IM BENEHMEN MIT DER ORDNUNGSPOLIZEI
SICHERZUSTELLEN DASS PLUENDERUNGEN UND SONSTI-
GE BESONDERE AUSSCHREITUNGEN UNTERBUNDEN WERDEN
KOENNEN +⁸

2) SOFERN SICH IN SYNAGOGEN WICHTIGES ARCHIVMATERIAL
BEFINDET IST DIESES DURCH EINE SOFORTIGE MASSNAHME
SICHERZUSTELLEN +

3) ES IST VORZUBEREITEN DIE FESTNAHME VON ETWA 20 000 BIS
30 000 JUDEN IM REICHE + ES SIND AUSZUWAEHLEN VOR ALLEM
VERMOEGENDE JUDEN + NAEHERE ANORDNUNGEN ERGEHEN
NOCH IM LAUFE DIESER NACHT +⁸

4) SOLLTEN BEI DEN KOMMENDEN AKTIONEN JUDEN IM BESITZ
VON WAFFEN ANGETROFFEN WERDEN SO SIND DIE SCHAERFSTEN
MASSNAHMEN DURCHZUFUEHREN + ZU DEN GESAMTAKTIONEN
KOENNEN HERANGEZOGEN WERDEN VERFUEGUNGSTRUPPEN
DER SS SOWIE ALLGEMEINE SS + DURCH ENTSPRECHENDE MASS-
NAHMEN IST DIE DURCHFUEHRUNG DER AKTIONEN DURCH DIE
STAPO AUF JEDEN FALL SICHERZUSTELLEN =

GESTAPO II MUELLER
DIESES FS IST GEHEIM

Im Lauf der folgenden Stunde wird befohlen, die »spontanen«
Aktionen in Zivil zu starten. Man will das Ausland, deren Pressebe-
richterstatter täuschen: die »breite Volkswut« über des Grynspan
Tat kann nicht (wie in Wien) Sache sein naziuniformierter Plün-
derer.

In den Nachmittagsstunden sind Frau Kahn und der Edi aus ihrer Villa evakuiert worden: ein Taxi ist vorgefahren (das Automobil hat man längst verkauft), Heinz hat ohne lange Explikation seinen Chef und dessen Mama eingeladen und zu seiner alten Mutter draußen in Hütteldorf gebracht. Karge Erklärung dieses Schritts – dann fuhr Kramer zurück, in Gemeinschaft mit Poldi das Haus zu bewachen.

Als die Unruhen ausbrachen, hat Kern seinen Laden verlassen, ist hinaufgehastet in die Wohnung. Seltsamer Weise ist der Gustl vom Mittagessen, das er in den »Drei Haken« in der Bäckerstraße einzunehmen pflegt, nicht ins Geschäft zurückgekehrt – seither steht Arny am Erkerfenster, von dem aus er schräg gegenüber auf die Kärntnerstraße blicken kann: Halbwüchsige plündern da die Trafik vom Kriegsinvaliden Hauser aus (Frontsoldat gewesen, EK I, beinamputiert – so die Tabakwarenkonzession vom Staat erhalten), stopfen sich tapfer die Taschen voll Zigaretten, schleudern die Krücke des Veteranen durch die Glasscheibe der Ladentür auf die Straße; die Modeboutique an der Ecke aber lassen die Zerstörer unbehelligt. Hat da Gustav geholfen?

Mit diesem Gedanken telefoniert Arny das Gasthaus an, wo der doch gewesen sein muß, erhält aber die Auskunft, daß Herr Gerold heute nicht erschienen sei.

Die Wahrheit über das alles soll Kern erst von dritter Seite erfahren. Nach Monaten voll Angst, Pein, Schrecken.

Gegen 20 Uhr wird Arnolds Vater in Stettin aus der Andacht seines Abendessens geschreckt. Die Pasewalckerstraße herauf zieht die Gosse Richtung alte Synagoge.

*»Haut' se, haut' se –
haut' se auf de Schnauze!«*

Aus dem Nebenhaus werden die »Gebrüder Lemberger« (alteingesessene Nähmaterialfabrikanten, mit denen man früher in guter geschäftlicher Beziehung gestanden) geholt und in eine schwarze Limousine gezerrt.

Plötzlich färbt der Himmel sich rot. Der Tempel steht in Flammen. Frau Ingeborg schließt die Fensterläden.

Zur selben Stunde dringt ein Schlägertrupp ein in die Villa Nußwaldgasse Nr. 7 in Wien.

Richard Maurer ist allein im Haus, frühzeitig schlafen gegangen, aufgeschreckt durch den Krach der brechenden Haustür – die Glocke nicht vernommen (die Schlaftabletten wirken, die er nimmt seit dem Tage seiner Errettung vom Straßenreinigen).

Drei Kerle stehn an seinem Bett.

»*Raus Israel!!*«

Dr. Maurer weiß nicht, ob er wacht oder (wie so oft in den letzten Monaten) einen bösen Traum träumt – da stellen sie ihn auf die Beine, schlaftrunken steigt er in die Hosen, kann grad noch (bewußtlos schier vor Angst) ins Sakko schlüpfen, als das Trio ihn aus dem Haus stößt. Andere verwüsten unterdes die Verlagsräume.

»*Die Firma steht doch unter arischer Leitung...*« stammelt Richard, kriegt dafür einen Schlag ins Gesicht, die Brille fliegt davon, der alte Mann stolpert die Stufen hinunter zum Gartentor, wankt, stürzt seitwärts zu Boden, schlägt mit der Schläfe auf das steinerne Geländer der Treppe, bleibt regungslos liegen.

Einer der Quäler beugt sich über ihn.

»*Der Saujud is' ex!*«

Die Meute läßt Maurer, wo er hingefallen, macht sich an lohnendere Verhaftungen.

Rosalie und Sohn tun in dieser Nacht kein Auge zu. Rührend versorgt durch Mutter Kramer (kleiner Imbiß, Café, Cognac) warten sie auf Nachricht von Heinz, der dann – im Morgengrauen schon – wieder auftaucht.

»*Gottseidank alles ruhig in der Schönbrunnerstraße!*« meldet der Brave, nimmt Edi mit auf sein altes Kinderzimmer, gesteht ihm: daß er seit 1933 schon ein Illegaler, daß ihm jedoch bereits im Juli 34 bei dem Mord an Dollfuß Zweifel gekommen an der »*guten Sache*«, daß er nun – als Mann niedriger Parteinummer – eingeweiht worden sei in die Inszenierung der Frauenschaft V.

Sofort habe er den Ortsgruppenleiter Hietzing angerufen, drauf hingewiesen, daß Frau Kahn ja Mischling sei und er selbst Leiter des Laboratoriums – so hätte man ihm, der selbstverständlich forscht getan und vorgebracht, den Betrieb jetzt »endgültig arisieren« zu wollen, wobei er Trümmer nicht gebrauchen könne, die Verscho-nung der Villa zugesichert. Dann hat er das Taxi bestellt.

Eduard stehen Tränen in den Augen. Er zieht den alten Schulka-meraden an sich; Jude und Nazi weinen zusammen.

In Döbling haben, nach Abzug der Pogromisten, mitleidige Nachbarn den – immer noch bewußtlosen doch am Leben gebliebenen – Dr. Maurer (die Diagnose des braunen Prüglers falsch) in seine Wohnung zurückgetragen und den Betriebsleiter, Herrn Wollak angerufen. Tatsächlich ist Johann hinausgefahren (nicht ohne den besserwisserischen Spruch loszulassen: »Wie oft hab ich dem Richard g'sagt, er soll nicht allein bleiben in der Villa!«), hat einen Arzt herbeigerufen, der eine Gehirnerschütterung und eine Apoplexie konstatierte. Maurer wird noch in derselben Nacht vom Roten Kreuz, das ungeachtet der Nazibefehle⁹ auf Hochtouren arbeitet, ins Spital der Israelitischen Kultusgemeinde im 9. Bezirk eingeliefert. Else will ihn dort gleich besuchen, der Gatte aber untersagt's: »Daß dir auch noch was g'schicht, wann du hingehst...«

Auch in Wien stecken die Volkswüter die mosaischen Gottes-häuser in Brand. Christliche Kirchenoberen sehen zu. Von den 20000–30000 Juden, die zur Verhaftung ausgeschrieben, stellt die eifrige ostmärkische STAPO ein Gutteil.

Der arme Arny wagt immer noch nicht, die Wohnung zu verlas-sen. Wartet weiter auf ein Lebenszeichen seines Freundes – da hebt er noch nicht einmal das Telefon ab, Edi oder die Anderen anzuru-fen. Gerade in dieser Minute könnte Gustl versuchen, ihn zu erreichen. Nach qualvollen Stunden erst kommen ihm böse Gedan-ken: hat Heiner etwa zurecht geargwöhnt, was die Gerolds angeht?? *Aber was das Geschäft betrifft, hat Gustav doch bestimmt was unternommen, sonst hätten die doch auch da die Scheiben zertrüm-mert. Ob ihm am Ende was zugestoßen als Lebensgefährte eines Nichtariers...* Am Schreibtisch neben dem Telefon ist Cohen einge-nickt.



Groß-Deutschland, 10. November 1938

In der Stadt, aus der der große Deutsche Heinrich Heine mütterlicherseits stammte, in Geldern erhält in dieser Nacht, die als »Reichskristallnacht« in die Geschichte eingehen soll (der Millionen Glasscherben gebarstener Auslagenscheiben jüdischer Geschäfte wegen, glitzernd im Schein der Straßenlaternen der Städte), der zuständige Funktionär, Parteigenosse Starkenburg folgende Order:

AUF BEFEHL DES GRUPPENFUEHRERS¹⁰ SIND SOFORT INNERHALB DER BRIGADE 50 SÄMTLICHE JUEDISCHE SYNAGOGEN ZU SPRENGEN ODER IN BRAND ZU SETZEN + NEBENHAEUSER DIE VON ARISCHER BEVOELKERUNG BEWOHNT WERDEN DUERFEN NICHT BESCHAEDIGT WERDEN + DIE AKTION IST IN ZIVIL AUSZUFUEHREN + MEUTEREIEN ODER PLUENDERUNGEN SIND ZU UNTERBINDEN + VOLLZUGSMELDUNG BIS 8.30 UHR AN BRIGADEFUEHRER ODER DIENSTSTELLE +

Die Vollzugsmeldung:

DIE ERSTE MASSNAHME WAR DIE INBRANDSETZUNG DER SYNAGOGE IN GELDERN GEGEN 4 UHR MORGENS + BIS 8 UHR VORMITTAGS WAR DIESE BIS AUF DIE UMFASSUNGSMAUERN NIEDERGEBRANNT + SICHERGESTELLT WURDEN EINIGE BIBELN IN HEBRAEISCHER SCHRIFT = ZUR SELBEN ZEIT WURDE DIE INNENEINRICHTUNG DER SYNAGOGE IN XANTEN (EIN PRIVATHAUS) RESTLOS ZERSTOERT +

Arnold aus der Sippe Cohen schießt hoch aus seinem Sessel. Klingeln, langanhaltendes Klingeln an der Wohnungstür reißt ihn aus den Klauen eines Nachtmahrs, den die Wirklichkeit noch über-treffen soll.

Es ist 6 Uhr morgens.

Sein Herz schlägt, als wolle es ihm die Brust zerreißen. Der Mann schleicht auf Socken an die Tür, sieht durch den »Spion« draußen zwei Herren in Leder.

Plötzlich beginnt der Eine der Beiden zu brüllen.

»Öffnen Sie Kern – wir wissen, daß Sie zuhause sind! Oder wir treten die Tür ein!«

Zitternd zieht Arny Stines Ring vom Finger, versteckt ihn vor-sichtshalber in der Uhrtasche seiner Hose, dann entriegelt er das Türschloß.

»Sie sind Arnold Kern richtig Aaron Kohn?«

»Ja, aber –«

»Maulhalten. Mitkommen.«

Unten vor dem Haus wartet ein Wagen. Das Paar pfercht ihn auf den Rücksitz, einer setzt sich neben ihn, der andere nach vorn zum Fahrer. Arny kann sich noch davon überzeugen, daß sein Geschäft tatsächlich unbeschädigt geblieben – dann geht's durch die Kärtner-straße zum Stefansplatz Richtung Kai.

»Gestapo!« fährt's ihm durch den Kopf – da unten liegt ja das Hotel Metropol.

Eine halbe Stunde nach Kerns Einlieferung in die Vorhölle, klopft der Hausherr der Klosterneuburgerstraße Nr. 5 an Antonie Landaus Küchenfenster. Die alte Dame ist längst wach, sieht nicht mehr viel Schlaf in ihren hochjahren Tagen.

»Frau Landau – ich – man hat – Sie wissen ja, was seit gestern doch los is' in der Stadt – Gottseidank hat Ihnen keiner was 'tan... Also ich kann's mir nicht mehr leisten, weiter jüdische Mieter zu haben. Frau Landau – ich kündig' Ihnen die Wohnung fristgerecht – zum nächsten Ultimo.«¹¹

»Wir sind doch seit 1849 schon im Haus –« will Oma Toni noch sagen, der Vermieter aber ist schon wieder fort. Als bisse ihn sein Gewissen konnte er dem Blick der Greisin nicht standhalten.

Antonie, letztes Kind des Jochanaan und der Debora will nicht groß Pläne schmieden für die Frist, die ihr noch verbleiben im Diesseits. Schreibt (vier Wochen vor ihrem neunzigsten Geburtstag) holpriger Hand Abschiedszeilen an Tochter und Enkelbuben, schließt sorgfältig Türen wie Fenster, öffnet den Gashahn am Küchenrechaud, setzt sich in den alten Fauteuil neben dem Herd, in welchem einst Schwester Luise, von der sie aufgezogen, gesessen als sie ihren Hugo, ihre Hoffnung verloren, die auch sie nicht mehr hat.

Sieht die schöne Kinderzeit vor sich im Augarten, die Mädchentage in der Schule, den Arbeitsplatz im Maurerschen Musikverlag, sieht den Chef, in den sie sich verliebt, die Geburt Elses, die Villa, die Heimkehr in die alte Wohnung der Familie.

Und die verläßt Frau Landau nicht. Da muß man sie schon hinaustragen.

Am Morzinplatz herrscht Hochbetrieb. Die Staatspolizei kann die Massen der Gegriffenen nicht verkraften, so werden die Arrestzellen der »Lies'l«, des Polizeigefängnisses an der nahen Elisabeth-Promenade ebenfalls belegt.

Arny sitzt mit zwei Dutzend Leidensgenossen in einem Keller-raum der Geheimen – für 6 Mann bestimmt. Sitzen kann man das allerdings nicht nennen: die älteren Männer, die sich kaum auf den Beinen halten, durften sich auf die Pritschen legen, Andere kauern bei den Wänden oder müssen stehen.

Neben Kern hockt ein Herr mit altmodischem Zwicker.

„*Dr. Deutscher*« stellt er sich vor – der bekannte Mediziner, Chef jener feudalen Privatklinik draußen in Purkersdorf, wo seinerzeit der von Salten sich hat auskurieren lassen.

Alle Viertelstunden werden Neueinlieferungen in die Zelle gestoßen, dann auch wieder Verhaftete herausgeholt. Keiner der Aufgerufenen kehrt zurück.

»*Wenn die Familien sich melden und schmieren . . . vielleicht hab'n sie die freilassen . . .*« betet der alte Lipschitz für die Abgeholt und für sich. Da hat sich was herumgesprochen, und er ist ja bestallter Besitzer der Spinnereifabrik in Meidling. Frau und Tochter könnten einiges lockermachen. Nicht er aber ist dran, als die Schließer wieder Luft lassen in den Kerker.

»*Arnold Kern! Los marschmarsch!*«

»*Der Gustl hat doch geholfen . . .*« hofft es in Arnys Kopf während er (mehr geschoben als geführt) durch den Kellergang torkelt. Da drängen ihn die ~~44~~-Männer in einen Raum, grell erleuchtet – in der Mitte ein Holzgestell mit Lederriemen. Wie sein Vater damals kriegt Kern junior als Einleitung der Zeremonie eine schallende Ohrfeige.

»*Also dös is' die Judenschwucht'l! Na wart, Bürscherl!*«

Der Vernehmungsoffizier blättert in einer Kladde voll Namen, Schicksalen.

»*Aha!*«

Keine Frage nach den Personalien – man weiß offenbar genau, wen man vor sich hat.

»*Los – Hos'n runter!*«

Starr vor Angst steht Arny da, versteht kaum was ihm befohlen.

»*Wird's bald?!*«

Der Atem bleibt ihm in der Kehle als er den Gürtel löst – da reißen ihm die beiden Chargen auch schon Hose und Unterhose über die Knie, schleifen ihn zum Bock.

»*Der warmen Judensau wer'ma des Orschfick'n scho' ausprügeln!*«.

»*Fünfundzwanzig und nicht weniger!*« kommandiert der Scharführer – rrrs, rrrs reißt die Haut unter dem Ochsenziemer, Blut spritzt.

»*Aaaaaahhhhh!*« brüllt das Opfer, wird beim zehnten Hieb ohnmächtig, doch die Verbrecher schlagen weiter bis die Fetzen fliegen.

»– – *dreiundzwanzig – – vierundzwanzig – – fünfundzwanzig! Raus der Herr, der Nächste wartet schon!*« scherzt der Schaurige – Arny aber hört, fühlt nichts mehr. Wird in einen Raum geworfen, da bereits andere Verhörte am Boden liegen. In ihrem Kot, den sie aus Schmerz, aus Angst unter sich lassen haben. Da bleiben sie, bis der Transport abgeht.

Henoch Levisohn findet die Tote.

Seit dem Ableiben Leibs und Luises – als Reisel selig in die Villa zog zum Sohn – hat er die Schlüssel zur Landauwohnung, will wie gewohnt (auch in seinem Laden haben sie die Scheiben zertrümmert, Zucker, Salz auf den Boden geschüttet)¹² in der Pause zum Gabelfrühstück seiner alten Kundin (Levisohn steht selbst schon in den Sechzig – immer noch der »*kláne Bócher*« bei den Greisen der

Gegend) Milch und frische Semmeln bringen, merkt den Gasgeruch, schließt auf, hält sich das Taschentuch vor den Mund, eilt zum Küchenfenster, reißt es auf, dreht die Hähne am Herd aus, beugt sich über die starr vor ihm Sitzende.

Kein Atemhauch. Kein Herzton mehr.

Rennt zum Telefonhäuschen am Gaußplatz, ruft den Doktor Körner an – der kümmert sich nicht drum, ob er Juden behandeln darf oder nicht, springt ins Auto, ist fünf Minuten später bei der Patientin.

Kann nur mehr traurig den Kopf schütteln. Über den mutigen Freitod der alten Jüdin, über seine »Rasse«, der dieser zu verdanken.

»Mamma, Mamma!« weint Else, küßt ihre kalten Lippen.

Der Enkelsohn, der Oma als letzter in ihrem Leben umarmte, liest die letzten Worte der Verstorbenen. Hockt heller Tränen an ihrem letzten Lager. Hält – zum letzten Male – ihre liebe Hand.

So lernt Peter Wollak den Tod kennen.

An diesem zehnten Novembertag ist Elses und Johanns Jüngerer nicht zur Schule gegangen. Wird's auch weiterhin nicht tun. Immer inbrünstiger nach der Selbsttötung der Großmutter fühlt er jüdisch, er der aus dem Schoße einer mosaischen Frau Geborene. Das ganze »Mischlingsgetue«, das andere Halbjuden zur Schau tragen – das »eigentlich-ja-halbarisch-sein«, wie Kusine Karolin es draußen im Reich praktiziert, widert den Vierzehnjährigen an nach dem, was geschehen und noch geschieht.

Dies (und das Pogrom) scheint für Vater Wollak das Ausschlaggebende in seinen Überlegungen: er reicht die Scheidung ein. Und wird um dieses niedrigen Verhaltens auch noch gelobt von der jüdischen Verwandtschaft. Der lügt er – wie weiter auch der Gattin – vor, allein die Geschäfte retten, Schwager Richard ins Ausland bringen zu wollen. Wenn er schon Arny und seiner Schwiegermutter nicht hätt' helfen können.



Am 29. September fand die Konferenz von München statt. Die Welt hat Hitler de facto die Annexion des (tschechischen) Sudetenlands zugesprochen – warum also sollte sie sich ein paar hundert niedergebrannter, gesprengter mosaischer Gotteshäuser, ein paar tausend in Anhaltelager verbrachter Menschen, ein paar hunderttausend Geschlagener, Diskriminierter wegen allzugroße Skrupel machen! Tut's noch nicht einmal, als das Deutsche Reich seinen – nun vogelfreien – Juden für die Schäden, die am 9. und 10. November (durch NS-Befehl selbst, Gipfel vorerst der Infamie) entstanden, am eig'nen Vermögen entstandenen Schäden eine »Kontribution« auferlegt von 1 Milliarde Reichsmark¹³, dazu Einzug allen Gold-, Silber-, Edelsteinbesitzes jener Nichtbürger per »Ablieferung«.

Cecil Potter, der Historiker macht sich Skrupel – immerhin war ja sein Mr. Chamberlain in Bayern mit dabei, und er geißelt diese Welt in einem Brief an Chronistin Ljuba.

... was der Feudalismus nicht erreicht, was der Kapitalismus nicht geschafft, ist dem Faschismus gelungen: totale Erpressung der Umwelt (»Peace!«, »Paix!« haben die Herren¹⁴ gestrahlt, als sie aus Hitlerdeutschland heimkamen), der nationalen, der internationalen.

Doch solch Pression, solch geistige, physische Vergewaltigung kann nicht erfolgen, funktionieren ohne den Willen, die Bereitschaft Pression wie Vergewaltigung hinzunehmen. National, international.

Obschon der Potter und seine Rhonda ihr Castle zum *open house* erklären den Cohen plus Anhang, ergreift keiner von denen (gar nach dem Suizid Großmutter Landaus, der Inhaftierung Arnys, dem was Richard gescheh'n) den – immerhin recht raren – Rettungsring und packt seine Siebensachen, auf ein Schloß in Schottland zu fliehen. Denn noch sind derartige Auswanderungen aus dem Nazi-reich möglich: der Normalfall erhält – so er ein Einreisevisum eines anderen Staates vorzuweisen vermag – Paß wie Ausreisesichtvermerk (bei Zahlung der »Reichsfluchtsteuer«) zugestanden. Und ein britisches Permit könnten die Potter für die Verwandtschaft unschwer erhalten. Geht's doch zumeist um die pekuniäre Sicherheit eines jüdischen Immigranten, über die so manch europäisches wie überseeisches Innenministerium sich Sorgen macht.

Den geizigkriminellsten Standpunkt (gekoppelt mit arger Judenfeindlichkeit) nimmt auf diesem Sektor die Schweiz ein, wie Jean-Luc auscheckt. Die Kantönli schicken bald nach jenem Großpogrom, auf das die Flucht deutscher Nichtarier kontrapunktisch ansteigt, einen Spezialisten in Ausländerfragen nach Berlin – den Chef der Eidgenössischen Polizeiabteilung Heinrich Rothemund. Da (in der Höhle des braunen Löwen) sitzt der »Demokrat« mit dem »Rasseexperten« zusammen – ebenjenem Kommentator der Blutgesetze, Herrn Globke, eine »für beide Seiten nützliche Lösung« des Problems zu finden.

Im Klartext: wie zeichnet man Juden, sie von etwaigen arischen, in die Schweiz einreisenden Deutschen zu unterscheiden?

Das Resultat dieser, von den biedern Schwyzern angeregten, Verbrecherkonferenz ist ein mittelalterliches: die Reisepässe und Kennkarten jüdischer Deutschen werden mit einem J gestempelt und – neben dem Rufnamen – bei Männern ISRAEL eingetragen, bei Frauen SARA.

Da versuchen verständlicherweise Tausende der Betroffenen, noch vor Merkung ihrer Ausweise die grüne Grenze zur Schweiz zu überschreiten, werden zu Hunderten zurück-, oft in den sich'ren Tod geschickt. Denn illegale Ausreise, und dies wissen die Schweizerischen Grenzkommandos, bringt KZ ein im Dritten Deutschen Reich.

Aber es gibt auch Menschen in Tell's »freiem« Land: der Polizeikommandant des Kantons St. Gallen (an Vorarlberg grenzend) Paul Grüniger läßt in dieser Zeit mehr als 2000 jüdische Flüchtlinge einreisen. Als Lohn dieser Humantat wird er – auf Betreiben der Berner Fremdenpolizeidirektion (mit Rothemund im Rücken) »wegen fortgesetzter Verletzung der Amtspflichten« – fristlos, pensionslos entlassen.



»Wenn eener zu's Fenster 'rauskuckt, dann landet er da, wo wa hinreis'n in Bau!« hört Arny den alten Berliner »Schargong« wieder von einem *H*-Bewacher. Der Zug rollt an.

Zwei lange Tage – und zwei noch längere Nächte – hat man ihn und die übrigen Zehnte-November-Geiseln am Morzinplatz schmoren lassen. Der Blasenkranke Lipschitz, dessen Gebete nicht erhört wurden (so schnell konnte seine Frau ganz einfach nicht die Summe aufreiben, welche die Gestapo dazu veranlaßt hätte, ihn freizugeben), hat noch Prügel bezogen, als er – der alte Mann – im Schock Wasser unter sich hat lassen; jetzt hockt er Arny gegenüber im ausrangierten 4. Klassewaggon, die Rollos heruntergelassen, vom Verschiebebahnhof der Vorortelinie¹⁴ (das hat der junge Jacobsohn, der in dem Bezirk wohnt mit einem verbotenen Blick durch eine Vorhangritze ausbaldowert) auf die Westbahnstrecke gebracht. Richtung Reich.

»Dachau!« sagt Koppel, der schon einmal Bekanntschaft gemacht mit der Prozedur. Ihn haben sie gleich nach dem Anschluß kassiert, als sein älterer Bruder, der Viktor in der Nacht vom 12. auf den 13. März nach Preßburg geflüchtet war – als stadtbekannter Funktionär der KPÖ¹⁵ vorrangig bedroht. Dann haben sie, wie er Arny zuflüstert (auch das Sprechen ist verboten, aber man verständigt sich wenn der Schwarze wegschaut und sich eine ansteckt – damit den, nach einer »Sport«¹⁶ jeepernden Gefangenen einen Vorgeschmack zu liefern auf das, was sie erwartet) ihn aufgrund eines Einreisevisums nach England, welches Vickerl ihm besorgt, der zwischenzeitlich von seinen Genossen von Prag nach London geflogen, dann vor 14 Tagen wieder entlassen und nach Wien zurückgeschubt. Und 48 Stunden eh' er sich auf die Bahn setzen wollte nach Belgien, ist er wieder verhaftet worden, weil er am Vormittag jenes Zehnten einem alten jüdischen Mutterl hat geholfen, das von einer HJ-Horde mißhandelt.

Nun wird die Reise-West früher enden für ihn. Er weiß, was ihm blüht.

»Am vorsichtigsten mußt' sein, wann du was bei dir hast bei der Einlieferung!« rät Koppel dem Kern.

Hat der Röntgenaugen? ... schrickt Arny zusammen: den Ring im Uhrtascherl hat noch nicht einmal die Gestapo entdeckt, wo sie ihm bei Filzen die schöne, silberne Armband-Omega abgenommen.

»Was meinen Sie --?« -- »Mir brauchst' nix erzählen, Kern -- ich hab g'seh'n, was die Leut' so alles versteckt g'habt haben wie sie in Dachau an'kommen sind. Nur nix in' After schieben -- da schau'n sie zuerst hinein...«

Was soll ich tun mit dem Ring? quält Arny sich die Nachtstunden, während der Transport dreimal anhält, weitere Verhaftete aufzunehmen (»St. Pölten« --- »Linz« -- »Braunau --« weiß einer zu berichten, der die Strecke als alter Bundesbahnrat -- im Frühjahr hinausgeworfen -- im Schlaf kennt). Bis er dann (als München gemeldet) sich dazu durchringt den marxistischen Nachbarn einzuweih'n.

Koppel weiß ein Versteck für den »Briller«¹⁷, den er mit einem kleinen Taschenmesser (trotz schwerster Drohungen seitens der Gestapomänner im Futter seiner Schieberkappe verborgen) aus der Fassung löst, ohne daß einer der Anderen was mitkriegt: kein hohler Zahn, nicht im Bauchnabel oder in der Gegend ist das Versteck. Wenn einer Nasenbluten hat, steckt er sich Watte hinein.

Koppel holt aus seinem Ohr einen Pfropfen, den er trägt, weil er als Kind Mittelohrentzündung hatte, bei Zug immer noch Schmerzen fühlt, ritzt sich in den Finger, tränkt die Watte rot, wickelt den Stein hinein und praktiziert die »Plombe« in Kerns Riecher.



Ljuba registriert:

nach Einmarsch ins Rheinland, nach Besetzung Österreichs schien die nazideutsche Expansion gesättigt, nach Annektierung des Sudetenlands und der damit verbundenen Abwendung der Kriegsgefahr atmete die Welt auf – mit dem Novemberpogrom ist Hitler zur offenen Aggression übergegangen.

Wie weit – so zitiert die Christin den Christen de Vries – wie weit wird es noch kommen müssen bis die ›Welt‹ eingreift, das Ärgste zu verhüten??

So schreibt Frau Manasse an Herrn Potter – und weder sie noch Cecil machen sich heute schon einen Begriff davon, was das ›Ärgste‹ sein könnte. Und so reagiert auch die ›Welt‹ auf das Verbrechen, das jüngste der Deutschfaschisten.

Ist's da verwunderlich, wenn die Kahns (glücklich gerettet in jener Nacht durch eine Macht, der dies kaum zuzutrauen) weiter in ihrer Wiener Villa residieren, als wär' die – staatlich angeordnete – Missetat der Höhepunkt gewesen der Verfolgung: jetzt könne es nur besser werden!, daß Richard, nachdem er sich im Spital ein wenig erholte, sich wieder im Verlag zu schaffen macht, obwohl er doch nur durch das dilettantische Attest eines SA-Manns der Verhaftung entronnen), daß Bob weiter in seiner Zahnpraxis amtiert, daß der Herr Arier, der Johann – nach nun ausgesprochener Blitzscheidung von seiner Jüdin – diese, die Else und den Peter davon abhält, Pläne der Auswanderung zu schmieden? Basierend auf dem, was Oma Antonie sich angetan, für die Beiden doch verständlich.

Als Goldy (telegrafisch durch Else) von Arnys Verhaftung erfährt, schickt sie ihren Ira nach Washington zum Immigration Office, wo der ganz einfach die doppelte Garantiesumme – 2000 Dollar – hinterlegt und so eine Art *Preference Quota* für Kern zugestanden erhält. Das Visum wird dem US-Konsulat in Wien gemeldet, das Eduard Kahn verständigt, der da bereits vorgeschrien.

Jean-Luc sieht, daß via die Schweiz (für Arny sowieso zu spät – die Andern zögern noch) nichts zu machen, so reist er nach Amsterdam, mit Moss und Henk die Lage zu bereden. Hin und her wird überlegt, wie zumindest die alte Dame Rosalie (ihre 75 erreicht, keine Koketterie mehr mit der ewigen Jugend) und ihren Edi, Volljude doch, nach Comrie zu lotsen: sie könnten doch die Anteile an der alten Eisenbahn-AG in der Steiermark verkaufen (die sind Gottseidank in Mutters Hand, ihr als Mischling dürfte eine Veräußerung kaum untersagt sein) – Monsieur Kramer würde sicherlich das Haus hüten (nach dem, was er für die Beiden getan in der Kristallnacht). Keineswegs also arme *refugees*¹⁸ unsere österreichischen Cohenleute.

Im Vordergrund aber steht natürlich das Problem Kern. Parallel zur US-Einreise wird Cecil angerufen, weil doch – wie man hört von Hilfsorganisationen, die jetzt in Deutschland mit Volldampf operieren – ein englischer Einreisevermerk plus entsprechende »Abgabe« (neben der Kontribution und der – kriminellen – Reichsfluchtsteuer) geeignet sein soll, diese Häftlinge aus den Lagern herauszubekommen. Wenn sie sich verpflichten, das Land binnen 2 Wochen zu verlassen und einen Revers unterschreiben, daß sie in der »Schutzhaft« gut behandelt wurden. Und das wird Arny doch wohl tun!

Bei diesem Kurzbesuch des französischen Cohen in Holland aber kommt für den noch was ganz persönliches heraus – der Asket verliebt sich. Nicht in eine plattdeutsche Schöne, in den »Tiger«.

Jean-Luc hat auch schon viel gehört von Franz Marc, der dort (als Feind) gefallen wo er den Arm eingebüßt, jetzt ist er dermaßen Feuer und Flamme für dessen Gemälde, das Henk damals in München so preiswert erstanden, daß der und Moss ihm diese Schönheit mitgeben nach Frankreich, da sie dann in seiner Reichweite – in der, dem Hause van Kaan befreundeten »Galerie Guggenberg« (jüdische Millionärsdame, weltbekanntes Palais in Venedig) – leuchtet und die Pariser Kunstwelt fasziniert.

Noch kann der Cohèn nicht ahnen, daß Marc und er bald von namenswegen in eine Art spirituelle Verwandtschaft sollen treten.



»Wertsachen, Uhren, Edelsteine??« hat der Appellführer in Dachau die Eingelieferten angebrüllt, die erstmal drei Stunden in der Novembormorgenkälte strammstehen mußten vor den Diensträumen der Lagerverwaltung. Ein paar Erschrockene haben draufhin die Hand gehoben (Koppel trat Kern so heftig auf den Fuß, daß der nach unten griff statt nach oben), sind vorrangig gefilzt worden, weil die ~~W~~ den Trick schon kennt: eine alte Chromnickelzwiebel abliefern, einen Zweikaräter behalten.

Arny hat Blut geschwitzt, als er dann – hinter seinem neuen Freund, dem Radikalsozialisten, den der Herr Scharführer bayrischbieder mit einem »Ja-da-leckt's-mi'm-Orsch: ein Wiederseh'n!« begrüßte und ohne lang in die Transportliste zu schau'n »Block 20« angeordnet hat, die »rote Baracke« – an der Reihe war.

»Ja, was hat denn der Bazi der bankerte da im Rüss'l??« wollte der bajuwarische Sturmschärler wissen – Arny reckte zitternd die Rechte, den Propfen herauszuziehen, da schnauzte der: »Wuillst ma den Nas'nrammel auf's Schurnal schmeiß'n, Jud'ntiroler veflixter?!«, und er verpaßte ihm eine wuchtige Watsch'n.

Pfiffig drehte Koppel sich um im Abgehn.

»Ein Kollege in Marxo...«, was der Schwarze zwar nicht ganz doch dem Sinne nach zu deuten verstand und den Kern mit jenem »Kommunistenkarl« mitschickte. Weil die Judenbaracken ohnedies vierfach überbelegt seit der bewußten Nacht.

Tatsächlich haben Alle noch die Hosen herunterlassen müssen, Arny bibberte vor abermaliger Auspeitschung, doch es hat ihm nur ein *Kapo*¹⁹ in den Hintern geguckt. Dann ging's mit Koppel und zwei Anderen zu den Baracken der Politischen, wo der Bruder des Wiener Kummerlführers wie ein verlorener Sohn begrüßt wurde.

»Frontbericht!« hat der Blockälteste, der Kierner befohlen und Koppel mußte das ganze Pogrom mit den Nachmittagsereignissen in Wien aufgrund der Aktion der NS-Frauenschaft Margarethen schildern.

»Is' der kosher??« blickte Kierner Richtung Arny, und Karl bürgte quasi für ihn den Mithäftlingen gegenüber.

»Beruf?« – »*Couturier*.«

»Also *Schneider*...« sagte der einflußreiche KZler, seit Ende 33 schon im Lager – und damit hatte Kern praktisch einen Sonderposten: wer für die Schwarzen handwerklich arbeiten kann (Stiefel besohlen, Reithosen anmessen, Edelsteine fassen – manch Klunker, einem Juden abgenommen, schmückt schon die zarte Hand einer Bewachersgattin), bleibt von den schlimmsten Schikanen verschont.

Karl Koppel hat an diesem Tag noch ein Mordsglück gehabt: normalerweise stecken sie »*Rückfalltäter*« – solche also, die zum zweiten Male geschnappt und konzentriert werden in Dachau – in den Strafblock, Stacheldraht hinter Stacheldraht. Doch von der nach-Hause-Schreibeaktion profitiert er nicht; nach 3 Tagen nämlich haben die Kristallnächter Nachricht an Daheim geben dürfen – Zweck doch der Massenverhaftung, mit der das RSHA Abermillionen Reibach macht. Auf diese Weise ist dann der kranke Lipschitz doch wieder auf freien Fuß gekommen – seine Familie hat die stolze Summe von 250 000 Reichsmark auf den Tisch des Hauses Morzinplatz geblättert (Notverkauf der Spinnerei), dazu für weitere 10 000 Einreisevisa erstanden nach Ungarn (ein Bombengeschäft in diesen Wochen für gewisse Konsulatsbeamte im Reich).

Auch Arny hat natürlich nachhause geschrieben – naiverweise an den Gerold; in seiner Sache jedoch ist nichts geschehen. Da entschließt jener Blockälteste, den nicht bekümmert was in Kerns Dossier steht vonwegen »H« und so, sich zu einer Konsultation beim »*Amt*«. Die Angelegenheit aber schleppt sich. Auf geheimnisvolle Art ist in Kerns Laufzettel, von der Stapo Wien ausgefertigt, der »*Vorgang Berlin*« (Verhaftungsversuch, Flucht) vermerkt, wie Kierner durch seine Kontakte zur Schreibstube aushebt. Da ist es nur den Tricks seiner neuen Freunde zu danken, daß er bei ihnen, den Politischen bleiben darf. Hat die Lagerleitung in seinem Fall ohnedies unschlüssig getan ob »*Mojsche*« oder »*Schwulenbaracke*«, machen die Kommunisten Nägel mit Köpfen: der Mann wird von ihnen ganz einfach als *H*-Schneider »*eingesetzt*«, durch welchen Schachzug manch gutes Gegengeschäft gestartet. Denn Arnold entwirft den Damen dieser Elite die schicksten Roben – und die Herren der Himmlerschöpfung müssen nicht befürchten, daß der *Häftlingskreatör* ihren Gebärmaschinen bei den Anproben an die Wäsche geht.



Weihnachten 1938.

Drei Wochen schon schmort Arnys Affidavit im Registration Office des US-Konsulats von Wien; kurz danach auch das Visum bei der Britischen Botschaft eingetroffen. Doppelt also abgesichert der Bedauernswerte und doch geschieht nichts. Edi hat den Heinz in Trab gebracht und der das Vorliegen der Einreisevermerke über seine Parteikanäle nach Dachau gemeldet, Stellungnahme aber bis dato nicht erhalten.

Die übrige Österreichabteilung der Familie feiert so gut wie möglich. Mit Kerzen und Geschenken. Wie's tausende deutsche Juden tun.

»Eine mächtige Realität für mich war Weihnachten!« – so wird später ein, wahrlich nicht sentimental rückschauender, Zeitgenosse bekennen. »Der Baum, die Lichter, die Bescherung, Schnee mit Tannennadelgeruch.« Ludwig Marcuse.

Gertie und Peter fahren »einkassieren«: zuerst tauchen sie in Döbling auf bei Onkel Richard (trotz wirklich wohlgemeinter Warnungen haust der – altersstarr – weiter allein in der Villenwohnung), schleppen ihre Packerln von da nach Hietzing zu Großtante Rosalie und Onkel Edi – »Stille Nacht, Heilige Nacht« singt man im Chor mit der braven Poldi und Parteigenossen Kramer, jetzt geht's mit der Stadtbahn zur Alserbachstraße, wo Mamma Else und der (wieder einmal zu Besuch gekommene) Vater schon warten. Wo der zuhause seit der Scheidung, weiß keiner – Hauptsache zu sein scheint, er bringt Geld.

»Oh Tannenbaum« diesmal – Peterle kriegt seine ersten langen Hosen (Knickerbocker ade) und eine Krawatte, die Gertie (wie sinnig) einen Band »Durch die weite Welt«. Daß sie die Welt bald da kennenlernen soll, wo sie nicht weit, ahnt noch keiner.

In der Klosterneuburgerstraße gibt's nichts mehr zu holen für die Beiden. Die Landauwohnung ist nun in arischem Besitz – stramm-braune Familie mit 3 Knaben, der vierte unterwegs: Führer befiehlt, wir kochen dir Kanonenfutter...

Was in der Annagasse los ist (Gertie hat da im letzten Jahr ein todschickes Jungmädchencomplet eingeheimst und der Peter einen V-Pulli), hat noch nicht einmal Onkel Kramer herausgekriegt. Die Boutique wird kommissarisch von Herrn Gerold geführt, die Wohnungstür war bis eine Woche nach jenem Zehnten von der Staatspolizei versiegelt. Jetzt sind die Aufkleber wieder fort, wie Peter ausgekundschaftet, der vor ein paar Tagen im Kärntnerkino um die Ecke war (das herrliche »Top Hat« läuft dort – kein Mensch scheint ausforschen zu wollen, daß Fred Astaire Jude). Da aber keiner im Kreise direkt verwandt mit Onkel Arnold, konnte man auch nicht bei der Hausverwaltung vorstellig werden – da hat Bob es übernommen, an den Vater Kerns, den Oberst zu schreiben und über die Verhaftung seines Sohnes, die Einlieferung ins KZ zu berichten.

Sylvester in Stettin.

Der Brief aus Wien ist eingetroffen in der Alten Pasewalckerstraße. Zuerst wollte Frau Ingeborg ihn gar nicht weitergeben dem Gatten, dann aber sind ihr doch Skrupel gekommen: daß auf die Freilassung des Mannes damals, nach dem Verhör der Geheimen, an seiner statt nun eben der Sohn ins Lager geschafft wurde.

... ist Ihr Arnold – wie wir erfahren haben von Nachbarn in seinem Haus – am Morgen des 10. November verhaftet und zur Gestapo verbracht worden. Dort hat man ihn, wie vom Mitarbeiter des Kahllaboratoriums ausgeforscht, arg geschlagen und endlich auf den Transport nach Dachau geschickt. Und wir Alle beben vor Angst, was ihm da – nicht nur seines Judentums, auch hinsichtlich seiner ›Neigung‹ – geschehen ist... Denn bis heute sind wir ohne jede Nachricht aus dem Lager.

Dies Christgeschenk zwang den Manfred Kern recte Manek Cohen zur Überdenkung seines Lebens. Nach außenhin ließ der Greis sich nichts anmerken – zu sehr steckte noch der preußische Offizier in dem Manne, im Inneren jedoch zerbrach des Juden Seele. Eine Woche – sechs Tage wie die der Schöpfung – dauerte das Menschwerden des Cohenpatriarchen, am siebenten, dem letzten des furchtbaren Jahres nun, erlöst ihn der HERR, zu dem er als Israelit wie auch als christlicher Sterblicher gebetet.



»Keine territorialen Forderungen mehr!« hat Herr Hitler geschworen anno München, die Welt hat ihm geglaubt.

*Idibus Martiis*²⁰ – da einst auch die Kreuzler in der Pfalz einfielen – marschiert die Deutsche Wehrmacht in die Tschechoslowakei ein. Blutig (der Widerstand dieses Volks äußert sich ein wenig anders als des ostmärkischen) wird von den Nazis ein Terrorregime eingerichtet, das sich »**Protektorat Böhmen und Mähren**« benennt. Protektor soll bald jener Heydrich werden, einer seiner Handlanger in der wirtschaftlichen Ausraubung des Landes ein gewisser Hanns-Martin Schleyer.

Eine Woche drauf besetzen die Deutschen das Memelgebiet, wieder zwei Monate später schließen sie mit dem faschistischen Italien unter Benito Mussolini den »**Stahlpakt**« (die Rüstungsindustriellen beider Staaten produzieren sich von Millionären zu Milliarden), und am 23. August dann erlebt die »*friedliche*« Eskalation Europas ihren Höhepunkt: Abschluß eines deutsch-sowjetischen »**Nichtangriffspakt**«.

Exakt wie die (toten) Helden Gavra und Jossip den russischen Teufel geseh'n, reißt er sich nun selber die Maske vor aller Welt vom Gesicht: ein Kommunist, der oberste Kommunist der Zeit arrangiert sich mit dem schlimmsten Bekämpfer dieser Religion. Stalin und Hitler, die beiden Psychopathen lügen sich und dieser Welt Frieden vor.

Mit der Eroberung der Tschechei nimmt ein alter, (*Vater-»mörder*«) Traum jenes Chefs des Reichssicherheitshauptamts Gestalt an: die Errichtung einer jüdischen Ghettostadt. Terézin. Sehr bald als »**Theresienstadt**« in Europas Historie eingegangen.

Und zwei Jahre drauf wird Innenminister Göring dessen Henkerschar beauftragen mit der »**Völligen Evakuierung der Juden**« seines Machtbereichs.

Diese Monate des Neununddreißigerjahrs bedeuten der deutschen Judenheit die Galgenfrist, die – trotz Verfolgung seit 33, trotz Tötung Tausender in den KL's, trotz der Nacht des November – als solche kaum erkannt.

Häftling Kern – Nummer 84425 – hofft von Tag zu Tag, von Woche zu Woche auf seine Entlassung aus dem Anhaltelager bei München. Die einzige Nachricht, die ihn aus der Freiheit erreicht, kommt von dem Zuhause, das er längst aufgegeben: der alte Vater ist tot. Trauer? Arny weiß nicht, ob er trauern soll um den Mann, der ihn gezeugt, ob er ihn nicht besser erlöst sieht aus einer Welt, die ihn zu dem gemacht, der er war: ein Produkt des großen Sichunter-, Überordnens, der Heuchelei, des Hasses.

Und doch kommt Trauer hoch im, in Stunden des Frierens am nächtlichen Lager (wie aber müssen tausend Andere leiden, die nicht einen zweiten Kotzen ergattern konnten wie er, der Schneidermeister) sich (wohl in Selbsttrauer) in den Schlaf Weinenden; wie einst, als er vom Fräulein mit Vaters Autorisation geschlagen worden: Trauer um die Mutter. Die er so bald verloren, die im Herzen gut gewesen, die ihn liebte, doch vom Manne, von der Welt verführt, mitzuleben mit den »*Oberen*«.

Eine Kaste, die sich kaum nur bei den Deutschen findet.

Mehr als 2 Monate ist Arny jetzt schon in Dachau, eine harte Zeit – und doch muß er sich immer wieder sagen, wie gut er es relativ getroffen wo And're blutig geprügelt, wie es ihm im Keller der Wiener Gestapo geschah, wo And're in den »*Zaun*« gehetzt.²¹ Eine Art Zeitvertreib der ~~W~~-Bewacher (nicht selten vorinszeniert) – wenn ihnen ein Typ irgendwie in die Quere kommt, einer »*auffällt*«: Jude, Zigeuner, Zeuge Jehovas, Priester, Politischer oder ...

Schuldig fast fühlt Häftling 84425, der »*politische*« Jude sich, wenn er vernimmt, daß wiedereinander ein »*Homo*« zum »*Zigarettenholen*« geschickt worden ist: eine Zaunwache schmeißt lachend eine Packung (eine leere dazu) in den »*Graben*« und befiehlt einem Gefangenen, den er am Kieker hat, ihm die Schachtel zu bringen. Dann dürfe er sich auch eine anstecken ...

So ist Arny durch eine Kette von Wundern, das Glück, das ihn in gewissem Sinn nicht verlassen hat seit Berlin, gar von der Schwerarbeit seiner Freunde, der Kommunisten (nie hätte der überzeugte Kapitalist Kern sich träumen lassen, einst von solchen Hilfe anzunehmen!), als Torfstecher verschont geblieben; ein Feldzug, von dem sie sogar singen.

*»Wir sind die Moorsoldaten
und ziehen mit dem Spaten
hinaus...«*

Allein wenn in so einem deutschen Konzentrationsgefängnis ein Mensch vierzehn Stunden am Tag hockt und näht, quälen ihn die Gedanken nicht minder schwer denn jene Genossen, die unter körperlicher Fron stöhnen.

Was ist's, fragt Arny sich hundertmal, daß seine sofortige Nachricht an den Gerold in der dritten Novemberwoche nichts bewirkt, kein Lebenszeichen von dem hervorgerufen – und warum läßt der Edi nichts von sich hören: hat man ihn am Ende gar auch weggeschleppt, wissen Jean-Luc und vor allem Moss von seinem, des Veters Schicksal??

Wenn Gustl – neben dem, was am Firmenkonto liegt – Geld hätte aufgenommen auf's Geschäft wie damals der Heiner in Berlin, müßte doch Goldy die Einreise nach Amerika bewerkstelligen können – auch das Potterpaar würde sicherlich helfen, und falls die einhunderttausend Mark, die der Vater ihm vererbt hatte, als er die Lederfirma auf Halbschwester Karolin überschrieb, auf die Beine gebracht würden – – oder nur ein Teil davon...

Alle Bemühungen Koppels und Kierners aber, Licht in die Sache zu bringen, schlagen fehl – bis eines Tags der ersten Februarwoche (ein frostigklarer Morgen) ein gewisser Max Haßberg eingeliefert wird.

Maxl – der ewig heitere, optimistische – ist (war) Wirkwarenvertreter in Wien, eigentlich aus Laa a. d. Thaya, wo sein Großvater, der der Sippe den Namen gab (aus der Schweinfurter Gegend gekommen, da er noch Dorfjud gewesen von Ebern an der Bau-nauch am Fuße jenes Haßgebirges²²) als Hausierer sein Leben und das der Mischpóche fristete. Handel mit allem was transportabel, was die Ortler benötigten, überall gern geseh'n seines Humors wegen, mit dem er die (oft darbenden) Landsleute aufheiterte, die sich beim Feilscher gar ein wenig über die Löffel balbieren ließen, wenn sie nur was zu lachen bekamen in den Kriegskrisen, die der olle Bismarck in den Sechzigern heraufbeschwor. Eh' aber die deutsche Sozialdemokratie, deren linken Kreisen Vater Haßberg angehörte (als Industriearbeiter noch in Bamberg), anno 90 wieder

ans Tageslicht durfte und der Eiserne seinen Helm nehmen mußte, war die Familie schon ins Österreichische gewandert, da – am Fließchen, das sich ins Mährische hinschlängelt – hängen geblieben, wo eben der junge Maxi (die händlerische Energie des Vatersvater geerbt) zum pfiffigen Allroundvertreter wurde, später in die Hauptstadt machte, dort den (ebenfalls überkommenen) revolutionären Ideen zu huldigen.

Und jetzt ist aus dem »*Mischling*« (christliche Mutter, die Papa Haßberg in Laa genommen) ein handfester Kommunist geworden, der sich schon im Vierunddreißigerjahr, in den Kämpfen gegen Dollfuß um den Karl Marx-Hof zu Wien seine ersten Sporen verdiente. So dem Koppel (via den Weintraub, der ins Ausland flüchten konnte)²³ nicht unbekannt.

Zwei Mann müssen Kern auf der Pritsche festhalten, daß er nicht hinausrennt in die Nacht – Selbstmord, das Todesurteil für einen Lagergefangenen. Jene Posten auf den Wachtürmen feuern umbarmherzig auf jeden Häftling, der sich zwischen 22 und 5 Uhr morgens außerhalb der Baracken zeigt.

Es ist der 9. Februar 1939 – Arnys 40. Geburtstag.

Und doch hat Kierner den Zeitpunkt für richtig gehalten der Roßkur, die Haßberg dem Kern aufzwingt.

»... und bald hat's die halbe Branche – die arisierte – gewußt, daß der Gerold schon Ende März, kaum zwei Wochen nach dem Anschluß, sich in die H einschreiben hat lass'n. Nur der Mann, dem er den Freund vorg'spielt hat, hat nichts geahnt. Wie in einer dramatischen Ehebruchsg'schicht ... denn um sowas is' es ja auch 'gangen: wer kennt nicht en Oberscharführer Jensen, den Schleswiger, der bei der Wiener Gauleitung den Kontaktmann macht zur Fetzenhändlerei – und daß der Knaben den deutschen Maiden vorzieht, weiß auch a jeder.«

Arny bäumt sich auf, halbohnmächtig schier vor Scham, vor Wut über die Infamie seines Lebensgefährten. Doch die Fäuste der Moorkrieger halten ihn nieder, daß er auch noch das Ende erfahre der schäbigen Geschichte.

»So war das Ganze geplante Kommandosache, könnt' ma' sagen. Hinter den Kulissen war dieses Nazischwein, der Gerold Gustl bereits Inhaber der Boutique in der Annagass'n – wir Alle ham gedacht, daß der wahre Besitzer das längst hätt' überringt²⁴ und seine Konsequenzen gezogen, aber nein! Der hat – trotz der Gefahr, der er vorher in Berlin im letzten Moment entronnen – weiter auf Liebhaber gemimt, weiter dem Neffen dieser Furie vertraut, die dann im November mit dabei war beim Ausbrüten des Pogroms der Frauenschaft Fünf. Und da hat der Plan Gestalt angenommen: Gerold selbst hat – sicherlich beraten von der Tant' und seinem neuen Protektor – die Anzeige gemacht »wegen Nachstellungen seines Chefs«, des Buseranten.«²⁵

»Laßt mich raus – ich will sterben!« brüllt Arny, Koppel hält ihm den Mund zu – eine Streife könnt' ihn hören, wie einem Epileptiker tritt ihm Schaum vors Maul, er tobt im Griff der Mithäftlinge. Da schlägt Kierner zu. Ihm mitten ins Gesicht.

Und der Schock wirkt: Arnold Kern ist wieder Mensch, sinkt zusammen auf seiner Pritsche, weint, ein Kind – und Karl hält dessen Hand wie die Stine es getan, als es zu vergehen meinte vor Erniedrigung.

Am nächsten Morgen läßt Kierner den Blockgenossen ins Revier legen – da kriegt der von Dr. Weißmann eine Spritze verpaßt (Sonderbewilligung der Lagerleitung, der man was geflüstert von Malariaanfall – der Damenschneider wird gebraucht); und Pastor Rainer, der mutige Antifaschist aus Nürnberg spricht dem evangelischen Juden Mut zu.

Aus Aaron Cohen wird ein Mann. Und doch nicht der, zu dem sein Vater ihn wollt' machen.



Sechs Wochen vor Besetzung der Tschechei hat Hitler – zum Jahrestag seines Regierungsantritts – die »*Vernichtung der jüdischen Rasse*« prophezeit für den Fall eines Krieges; noch aber ist der Anteil nichtarischer Häftlinge in den deutschen Anhaltelagern (Totalstand 300 000, seit der Machtübernahme eine runde Million) ein relativ geringer.

Immer noch würden es vice versa die Judenwitwe und deren Mischlingstochter – Ingeborg und Karoline, die Kahns, die Wollaks, der Maurer und die Liebmanns in Wien, die Christin Marhold in Berlin, Millionen Andere als krankhafte Phantasterei erachten, daß die europäischen Israeliten zu Tausenden, Zehntausenden, Hunderttausenden deportiert, am Ende zu Millionen ausgerottet werden könnten wie Ratten. Die Zeichen aber der Zeit (was würde Leib Landau, der Seher doch alles sehen!) sind eigentlich gar nicht zu übersehen: jenes Referat, das Eichmannamt in Österreich hat begonnen, die Häuser im ganzen Reich, in denen Juden zuhauf leben, zu erfassen – die ersten »*Zusammenziehungen*« nichtarischer Familien in gewisse Stadtviertel gehen da wie dort über die Bühne.

Die Liebmannwohnung bleibt verschont. Bob wurde von der Zentralstelle zum »*Zahnbehandler für Jüdische Zahnkranke*« ernannt, hat (neben dem Ariertum von Gattin Beatrix) so Anspruch auf 2 Wohnräume plus Praxiszimmer – doch die Kahn-Villa und die Richards in Döbling sind bedroht. Vorrangig, da die Häuser samt Grundstücken erhebliche Werte darstellen.

Halbschwester Else weiß gar nicht, wie es Richard beibringen, daß da auch der arische Betriebsleiter nichts retten kann; zwar sind Hans und Peter Inhaber von Anteilen am Musikverlag Maurer, die Villa aber steht allein in Richards Eigentum.

Dazu kommt, daß die Nazis seinen alten Freund Fritz, den Bedalöhner in Buchenwald erschlagen haben – das war dem Dr. Maurer nicht zu verheimlichen. Depression. Da könnte am Ende nur die Auswanderung ein wenig helfen.

Johann der Ehrgeizige nimmt die Wege auf sich (schießt Herr Wollak gar auf alleinige Inhaberschaft von »Maurer Musik«?), Richard aber zögert die Angelegenheit immer wieder hinaus. Das eine Mal überlegt er sich die Abtretung seiner Hauptgesellschafteranteile wochenlang in berechtigtem (doch nicht ausgesprochenem) Mißtrauen Elses geschiedenem Gatten gegenüber, ist dann erst nach ernstern Ermahnungen zu bewegen, sich zum Notar zu begeben und die Veräußerung von Grund und Boden in der Nußwaldgasse zu erklären. Käufer würden sich genug finden, die Gegend im Grüntviertel Wiens reizt manch Neureichnazi – da nimmt die Gauleitung dem Israel Maurer die Qual der Wahl ab: sie avisiert die Requirierung des Hauses »innert 6 Wochen« durch das Reichspropagandaministerium – als Wohnsitz seines ostmärkischen Leiters Robert Ernst. So haben unsere Leute in Wien gleich zwei Grundstücksangelegenheiten am Hals; denn auch die Hietzinger Villa ist nicht zu halten. Dies – und nicht die bedrohlich politische Lage, nicht das, was Andern widerfahren – scheint (Macciavellisch) ausschlaggebend für die Emigrationsvorbereitungen von Mutter und Sohn Kahn, von Onkel Richard.

Ähnlich geht's bei -zigtausend deutschen, österreichischen Nichtariern. Alle Nachrichten aber, die Ljuba aus dem Reich erhält, deuten darauf hin, daß die Masse der noch 400 000 Juden plus Halb-, Viertel-, Geltungsjuden, Angeheiratete usw. auch heute noch nicht bereit ist die Konsequenzen zu ziehen aus der Verfolgung seit 1933 bzw. 1938. Cecil weiß zwar zu berichten, daß Britisch-Mosaische Organisationen die Ziffer der zur Zeit Auswanderungswilligen mit 150 000 ansetzen – werden die es aber auch wirklich schaffen, in Länder Europas oder nach Übersee aufgenommen zu werden, und was wird geschehen mit jener Viertelmillion, die ihre Heimat nicht zu verlassen gedenkt?

Im April (Richard hat – im letzten Moment – eingewilligt in den Zwangsverkauf seines Anwesens, die Summe, die ihm das Goebelsministerium auf ein Sperrkonto gutschreiben läßt, über das er bei Ausreise verfügen kann, ist relativ gering, würde aber doch hundert armen Flüchtlingen eine neue Existenz in der Emigration ermöglichen) wird der Maurerbetrieb zurückverlegt in die Dorotheergasse. Dieses Haus ist zum Teil bereits in arischem Besitz – mit dem Anteil, den Richard (nach Mutter Jeanette) noch hält, kauft er

den Verlag praktisch wieder ein in die ehemaligen Firmenräume. Schwager Johann, der Betriebsleiter kann das Unternehmen nun wirklich »judenrein« führen: der Verleger hat sich entschlossen, seine Anteile »pro forma« auf ihn überschreiben zu lassen.

Hochherzig haben dazu Rosalie und Edi Dr. Maurer Obdach gewährt bis zu ihrer Ausreise – zur selben Zeit jedoch geht auch ihre eig'ne quasi-Enteignung über die Bühne. Aufgrund des Professors Testament sind Witwe und Sohn zu gleichen Teilen Eigner der Liegenschaft in der Schönbrunner Straße, die Aktien jedoch der »Radkersburger Eisenbahn-Werke AG« liegen ja allein in Händen des M I Rosalie Kahn. An diesen werden die Nazis sich gewiß nicht vergreifen, meint Nazi Kramer (glaubt immer noch an eine »Rechte achtende Ehrlichkeit« seines Parteisystems) – bei Grundbesitzen aber, Gebäuden etc. sind selbst jüdische Anteile (Eduard ist Volljude, wie er's auch dreht und wendet) »unstatthaft«. Eine offizielle Enteignung gibt es (noch) nicht, dies würde zu heftigen Widerstand des Auslands hervorrufen (wenn's um den Beutel geht, sind nicht Wenige dieser Welt engagierter als bei Verfrachtung von ein paar tausend Menschen in Lager...) – aber – so führt Heinz kopfschüttelnd aus – die Stellen würden schon einen Weg finden, auch der Mutter den Besitz abzupressen.

Da verfällt man (Rosalie traut dem arischen Schwager, dem Wollak auch nicht so sehr – weniger allerdings aus Erwägung eventueller Unanständigkeit, denn seiner »niederen Herkunft wegen«) auf eine ausgefallene Idee: Bei Überschreibung des Keller-Laboratoriums auf den Heinz (damit geriert der sich beim Ortsgruppenleiter als der »harte«, als der er sich am 9. November auswies hinsichtlich Arisierung) bieten die Eigner des Grundstücks Hietzing, Schönbrunnerstraße 74 dem »Herrn Parteigenossen Kramer« das Anwesen offiziell zum Kauf an, das Land verlassen zu können. Edis Schulfreund und langjähriger Mitarbeiter wie Retter in der Kristallnacht (leicht hätt's geschehen können, daß Kahn dort gelandet wäre, wo Kern sich befindet) ist »ehrlich wie Gold«, wie Mama Rosalie sagt (in diesem Falle übersieht die Exedle die Kiste des Vertrauensmannes), und sie veräußert unter der Hand und mit Hilfe Dr. Weiners (der alte Herr darf zwar nicht mehr notariell amtieren, doch er ist als »Konsulent für Jüdische Rechtssachen« zugelassen von der Zentralstelle) ihre Aktien.

Mit dem Erlös »bezahlt« Hauskäufer Kramer die Vertragssumme, man erlegt die Kontribution und die Fluchtssteuer – ist damit in der »glücklichen« Lage, aus der Heimat emigrieren zu dürfen, in die man bald zurückzukehren gedenkt.

»Wenn das Opa selig hätt' geahnt...« seufzt die geborene von Salten – was war das doch für eine andere Welt, in der sie in Graz aufgewachsen, da sie sich verliebt in den Hochschullehrer aus Wien, dem Aller Verehrung zuflog, und als sie dann »den Juden« (sein Kind unter dem Herzen) geheiratet, was war dann wohl auch Papa Erich glücklich; in der Seele wieder der Arc, als der er in diese Welt aufgenommen.

Edi läßt sich die Enttäuschung nicht anmerken, insgeheim jedoch grübelt er nicht wenig: wofür hat er im Schützengraben den Kopf hingehalten, wofür saß er drei Jahre in französischer Kriegsgefangenschaft, wie hat er doch herabgeseh'n auf Sozialdemokraten und Kommunisten im Lager von Vernon – und nun ist er mit denen geächtet, verfolgt, vertrieben gar aus dem Land, das er geliebt, das er immer noch liebt. Freund Heinz hilft ihm, die schweren Wochen bis zur Abreise durchzustehn, Cecil und Rhonda haben (so rasch wie in Sachen Arny) die britischen Visa auf die Beine gebracht, die US-Affidavits sind zu erwarten.

Richard will nach Schanghai.

Nach dem Verlust seines Hauses und – in gewissem Sinne – auch seines Verlags ist es schwierig geworden.

All das spielt sich am Sommerbeginn von 1939 ab.

Arny ist bereits mehr als ein halbes Jahr im KZ, Blutsbruder Mozes verzweifelt, nicht helfen zu können.

Else und Sohn Peter sind in der alten Wollakwohnung am Alsergrund versorgt vom fortgezog'nen Vater, Hans geht (wie bisher) in Agram müßig.

Die Liebmanns leben mit Gertie dahin, Kitty ist nach wie vor in der Volksoper beschäftigt.

In Stettin sind Mutter und Tochter Kern im alten Hause der Pasewalcker Straße nach Vaters Tod nicht schlecht gestellt, den kommissarischen Leiter aber der Leder-GmbH kann Inge (noch) nicht loswerden.

Die Manasses in Warschau rühren eifrig die Trommel pro Verwandtschaft im Nazireich – man korrespondiert dieserhalben mit Paris, Comrie und New York.

Aus Palästina hat Ljuba Post von Eli mit einem schönen »*Schalom*« von Trude und Fritz.

Aller Kontakt mit Wien geht über Dr. Liebmann. Der – als Schachmeister und Zahnarzt – kriegt so viel Briefe von da und dort, Fachschriften und Berichte über Tourneiere, daß ein Kouvert mehr nicht auffällt. Dazu schreiben die diversen Korrespondenzpartner der Familie selbstverständlich verschlüsselt – Bob versteht schon und gibt die Nachrichten weiter.

Im Juli dann sitzen die 75jährige Rosalie und ihr Sohn, der 55jährige Eduard Israel Kahn im Zug in die Freiheit.

Am Perron hat sich eine erkleckliche Zahl Verabschiedeter eingefunden. Immerhin sind sie die ersten Emigranten der Sippe aus Hitlers Herrschaftsbereich. Nur Herr Kramer ist zuhause geblieben. Man weiß ja nicht, ob man am Westbahnhof gar zusammen geseh'n würde, und ein herzliches »*Gute Reise*« könnt' leicht falsch ausgelegt werden dem »*Ariseur*«.

Sonst aber ist der ganze Verein aufmarschiert mit der treuen Poldi – Tränen, Wehmut. Zwei Menschen (nicht mehr so junge dazu) gehen fort aus einer Welt, in der sie so lange Jahre geborgen gewesen.

Der traurigste, einsamste unter den Zurückbleibenden ist Onkel Maurer. Zwar hätte er ohneweiteres – zumindest bis nach England – mitkommen können (die Kahn wollen sich nicht in Marseille oder Le Havre einschiffen nach dem Paristrip zum französischen Cousin, Rosalies Protegé im Weltkrieg – ein Abstecher nach Schottland aufs Schloß ist denn doch zu reizvoll, wenn man schon auf Weltreise geht), doch der Senilitätsstarrsinn hat ihn davon abgehalten.

»Nur nicht abhängig sein!« lautet Richards Devise – und wenn er sich ausmalt, daß er, der Siebziger fremden Leuten zur Last fallen soll (selbst wenn sich's um Millionäre handelt wie die Potter), kriegt er richtig Zustände. So ist der China-Plan gereift. Vor ein paar Wochen war er zur Sonntagsjause bei Else, da ist der Levisohn, der Greisler vom Gaußplatz aufgetaucht mit einem Brief der Sterbeversicherung von Oma Toni, der bei ihm im Laden gelandet: die »Zürcher« lehnt es rundweg ab auszuzahlen – die Suizidklausel fehlt in der Polizze: hätte die alte Dame ein paar Schillinge per Monat mehr aufgebracht, hätt' sie sich auf Kosten der Schweizer umbringen können so schön wie sie wollte.

Und bei einem Schnaps hat dann Herr Levisohn erzählt, daß man durch Erlag einer Summe von 10000 Reichsmark (zusätzlich zur Schiffspassage) sich eine Art Heimplatz könne kaufen in einem Boarding House für ältere Leute am Gestade des Gelben Meeres. Da ist Richard dann hingegangen zur betreffenden Organisation, wo sie ihm eröffnet haben, daß er seine Position drüben noch verbessern könne, wenn er einen bedürftigen Begleiter mitnähme und für den (aus seinem Sperrkonto) bezahle. Damit nahm die Idee Gestalt an.²⁶ Maurer und Levisohn hocken sich zusammen (so unterschiedlich sie auch sein mögen von der Bildung her, Herkunft, Stand – Juden, alten Juden allemal), Pläne zu schmieden. Zuerst findet man einen »jüdischen Dreh«, wie Einer den Andern mitnimmt, ohne einen dritten Mitesser zu engagieren: Heini gibt Richard die 10000 aus seinem Ersparten, und der bezahlt 20000 für sich und seinen »bedürftigen Reisegegnossen«, und zweitens gilt's, im Fernen Osten erfolgreich zu sein. Ist es anfänglich ein kleiner Laden für Grammophonschallplatten (»Maurer Musik« hat vor ein paar Jahren ein paar Schlager nach Schanghai verhökert und die sind dort – auf Tschingtschang orchestriert – richtig gut gelaufen), ändern sich die Konferenzen auf eine Wiener Weinstube (kochen können die beiden Junggesellen), um am Ende in den Kolonialwarenhandel einzumünden: Heini als Fachmann in Delikatessen, Richard als Managing Director.

Nun bringt Peter dem Onkel aus der Stadt die, von dem so geliebten Asta-Zigaretten mit dem roten Mundstück (die meisten Wiener Trafiken verkaufen nicht mehr an Juden – so überlistet der blonde Mischling diese), man spielt Schach, und mit dieser Abendbeschäftigung wird auch der Kontakt enger zu den Liebmanns.

Herr Kramer hat angeboten, Herrn Dr. Maurer so lange wie möglich in der Villa zu beherbergen, aber nachdem doch die Kahns fort sind, will der keine Unannehmlichkeiten verursachen.

»*Mach' keine Faxen, Richard – komm zu uns!*« sagt Schwester Else – und nach drei Tagen Überlegen zieht er mit Sack und Pack in den 9. Bezirk. Da hat er's nah zum Levisohn in die Brigittenau, er wird versorgt ohne sich bedanken zu müssen und höflich zu tun – den zinslosen Vorschuß, den Maurer damals dem Johann auf die Anteile Elses hat gewährt, könnt' er in zehn Jahren nicht abessen. Dazu hat der gute Herr Wollak bis heute keinen Pfennig offengelegt: »*Es steckt eben alles im Kohleng'schäft...*«

Tochter Kitty kommt jede Woche zu Besuch – sie wohnt am Gürtel in Theaternähe, und der alte Herr gewinnt (neben Heini, seinem Kommerzpartner in spe) einen Freund: Peter.

»*Der Bub ist wie Pappa selig* –« strahlt der Onkel zu Else »– *der hat auch schon mit fünfzehn hineingerochen in den Verlag!*«. Denn Peterle ist seit Rückübersiedlung des Geschäfts in die Stadt dort eine Art Mädchen für Alles – besorgt Wege und Notenlieferungen, lernt (Klavierspieler doch, nicht unbegabt) die beliebten Gitarrenausgaben zu lektorieren wie die Schreib- und Stecharbeiten zu verteilen.

Vater Johann, der Herr Betriebsleiter ist auf der einen Seite stolz auf seinen Sprößling, auf der anderen aber sieht er nicht gern Fachleute um sich – er selber im Brennstoffhandel wie im Musikgeschäft Dilettant.

Nun bringt Peter dem Onkel aus der Stadt die, von dem so geliebten Asta-Zigaretten mit dem roten Mundstück (die meisten Wiener Trafiken verkaufen nicht mehr an Juden – so überlistet der blonde Mischling diese), man spielt Schach, und mit dieser Abendbeschäftigung wird auch der Kontakt enger zu den Liebmanns.

Jetzt gehen richtige Touriere über das Tischchen in Bobs Technik.

... kannst du dir gar nicht vorstellen wie das ist, wenn einen frühere Schulfreunde nicht mehr grüßen, wenn sie jemand beim Friseur schon an der Tür zurufen ›Nur für Arier!‹, wenn du siehst wie sie alte Leute auf offener Straße belästigen und verhöhnen und du kannst nicht helfen.

Das schreibt Gertie, die Liebmanntochter dem jungen Colder nach Amerika. Gertie ist siebzehn geworden, kein Kind mehr nach dem, was sie gesehen von den Menschen – und aus Sams Briefen hat das hübsche Mädels mit den Grübchen in den Wangen beim Lachen (und das Lachen ist Gerties größtes Vergnügen – das hat sie von ihrer Mutter, sagt Pappa: die war von Morgen bis Abend die Fröhlichkeit in personam, bis sie dann so früh dahingegangen) gelesen, daß sie schon seit dem Wien-Besuch der Cohen einen Verehrer hat. Da schwärmt sie eben auch ein bisserl für den Korrespondenzpartner in New York.

Aber noch ist der Sommer im – immer noch strahlend-schönen – Wien voll Leben und Liebe: was meinst du was ich denke, wenn ich unten an der Lände²⁷ die Pärchen sitzen seh, Hand in Hand und sicher anderes im Sinn als die HJ-Burschen und die BDM-Schicksen mit ihrem forschen »Sieg heil!«-Geplärr und den weißen Halbstrümpfen um die strammen Waden.

Sam, US-Stammhalter unserer Familie, ist mit seinen Neunzehn auch kein Knabe mehr – wie sein verstorbener Vater, dem er so ähnelt, in diesem Alter ein starker, ein »richtiger Mann« mit Flirts und Unternehmungslust.

Highschool in Connecticut hinter sich gebracht, hat Mom Goldy ihn in die »University for Aviation and Aircraft«²⁸ in Plainfield bei Newark einschreiben lassen (seit 2 Jahren interessiert Mr. Colder jr. sich für Fliegen und Flugzeugtechnik – von der Baseballkarriere zeugt nur mehr Opas Schläger und die Mütze). Im September beginnt das Studium, dann ist es aus mit dem *on tours*-sein in der *City* – wie *Daddy*, damals der schöne Vittorio.



»Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen!«²⁹

Also triumphiert ins Mikrophon des »Reichssender Berlin« der Regierungschef des Staates, der noch vor genau einer Woche einen Vertrag geschlossen mit der Sowjet-Union, welcher der Welt den Frieden vorgaukelte. In Wahrheit: das Bündnis zweier Tyrannen, die das Land des benachbarten »unbotmäßigen Feindes« unter sich aufzuteilen gedenken.

Es ist der 1. September des Jahres 1939.

Der Überfall auf einen, wahrhaft friedliebenden, Anrainer (die Polen hegten kaum Aggressionspläne – die »unerträgliche Unterdrückung der deutschen Minderheit«, das über-die-Grenze Ballern, die Erstürmung einer kleinen, deutschen Radiostation wurde von Nazis aus dem Reich in polnischer Uniform inszeniert) löst unter den Juden des Hitlerstaats die unterschiedlichsten Gedanken aus. Während die Einen (ganz zu Recht) zu Tode erschrocken sind über das, was da kommen wird, kommen muß – setzen die Andern ihre Selbstbetäubungspolitik seit 33 fort: jetzt wird das faschistische System Deutschlands sich das Genick brechen!

Bereits aber in der ersten Blitzkriegswoche erweist sich's furios, daß die Pessimisten fataler Weise nur allzu recht behielten: Einsatzabteilungen der feldgrauen ~~SS~~, Himmlers Hunnen brandschatzen und morden in mosaischen Gemeinden, die ihnen auf dem Vormarsch in den Weg kommen; aber auch »normale« Einheiten der Wehrmacht, die stolz den frommen Spruch GOTT MIT UNS am Koppelschloß tragen, beteiligen sich (ihren, den christlichen HERRN als Schutzengel erwählt) an den grausigen Greuelthaten.

Jenes Blutverbrechen, da Teuts Schlagetots, die längst zu Mördern geworden, die gesamte Bewohnerschaft einer kleinen ostschlesischen Kehilla – mit allen Frauen, Greisen und Kindern – in der Synagoge des Orts einschließen, diese in Brand stecken (ein schmaler Junge entkommt als einziger dem Feuertod durch ein Abflußrohr – ein Augenzeuge, sein Horrorbericht wird prompt ins Reich der »Feindpropaganda« verwiesen, selbst gewisse Judenkreise wollen dem Kind nicht glauben³⁰), ist aber nur Beginn einer Serie des (bislang nur von prophetisch in die Zukunft blickenden Männern dieser Menschheit wie Dante Alighieris erdacht) Infernos.

Jan und Ljuba sind in derselben Lage wie ihre Mitbürger, stehen aber doch zwischen den Fronten der »Polen« und der »Juden«. Gehört Jan ja zu den vollends Assimilierten, wo zuvor jene Paschüthen bedroht sind: zwei Millionen Mosaische, die auf dem Lande in kleineren, rascher erfaßbaren Siedlungen zusammenleben. Die sich eben schon durch Ihr Äußeres den Mordbrennern als »Ungeziefer« erkennbar zeigen.

»Aber wie hilft man dem Leibowitz? Der ist doch in größter Gefahr als Justizbeamter...« – an sich selbst, die sie den Gatten schon irgendwie zu schützen meint, denkt die Christenfrau zuletzt.

Ljubas Bruder ist sofort in den Mittagsstunden jenes Ersten untergetaucht – als wütender Antisemit und Verehrer des »Führers, der es dem Zyd gibt«, muß er wohl befürchten, von den Warschauern an den nächsten Laternenpfahl geknüpft zu werden.

Bis in die dritte Septemberwoche hört man von Pogroms im westlichen, von den Nazitruppen durchschrittenen Landesteil – dann, am siebzehnten – marschiert der andere Massenmörder, Stalin, mit seiner Roten Armee ein im Osten der Manasseschen Heimat.

Ljuba schreibt nieder:

»Mit dem verbrecherischen Einfall in das Land, das der Cohenfamilie Zuflucht gewährte im 17. Centennium vor den Wirren, den Schrecken des langen Ringens zwischen den christlichen Konfessionen, hat sich die Todesgefahr ihres Volkes von Deutschland nach dem Osten verlagert. Denn in Polen werden die Mörder der Hebräer wüten wie in Germanien nie zuvor.«

Diese Vision soll in einer Weise Wirklichkeit werden, die weder Ljuba noch die Millionen der Betroffenen selbst sich in ihren angstvollsten Träumen auszumalen imstande. Schon zwei Wochen nach dem Nazisieg im Herbst beginnen die Deportationen von Juden. Wo sonst als in der Hochburg des Antisemitismus, im schönen Wien.

»Ab ins Ostland!«

Am 3. September haben Frankreich und England – ihren Beistandspakten gerechtwerdend – dem deutschen Aggressor den Krieg erklärt, nachdem eine ordnungsgemäße, eine »faire« Kriegserklärung Deutschlands an Polen verabsäumt worden war. Damit beginnt der wahnwitzige Wotan der wahnwitzigen Kriegsverbrecherasen, der Österreicher Adolf Hitler mit der Einlösung des »Eids zu Walhall« – gegeben durch Reichstagsrede am 20. Januar.

Wie stellt Adolfs Fußvolk sich zu den Geschehnissen – nach nicht reagieren (zu allergrößtem Teil) auf die Diffamierung, Persekution, Exekution jüdischer Mitbürger durch eine Riege Combatanten seit Ergreifung jener Macht?

Es verschließt die Ohren, so zu Hause den Vormarsch seiner Wehrmacht, seine Marinesoldaten, seiner Fliederhelden (zu Land, zu Wasser, in der Luft) am Volksempfänger³¹ bejubelnd, es verschließt die Augen, so an der Front, in den besetzten Ländern die Verfolgung des semitischen Volks vor diesen, es entschuldigt die Abtransporte aus der Heimat, die es an der Straßenecke beobachten kann, um die die Lastwagen mit den Menschen drauf kurven, mit »Aussiedlung von Artfremden«. Just wie's die Herren Himmler, Heydrich, Streicher³² ihnen eingetrichtert.

Am 12. Oktober des Jahres erhalten die ersten Tausend Juden im deutschen Machtbereich: Österreicher und Böhmen, die amtliche Aufforderung, sich mit 40 kg Reisegepäck dann und dann am Bahnhof X einzufinden – »Zwecks Rückführung in die Heimat«.

Dieser zynischkriminellen Aktion, der ersten einer langen Reihe, liegt ein Faktum zugrunde, auf dem Sturmbannführer Eichmann und seine Referentenhorde in der Prinz Eugen-Straße im vierten Wiener Gemeindebezirk in dieser Phase der Deportationen aufbauen: die »Erfassten« sind samt und sonders noch als k.k. österreichische Staatsangehörige in jenen Kronländern der Monarchie – Galizien, Bukowina, den Karpathen – geboren. Damit wissen die Nazis sich sicher der Zustimmung der breiten Bevölkerung: die Ostjuden gehen dahin zurück, woher sie gekommen. Alte Leute zumeist also, die in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts (bis 1918) von ihren ehemaligen Wohnorten nach dem Westen gezogen, die Meisten von ihnen in der Kaiserstadt sich einzuhausen.

Es trifft den Heini Levisohn. Als kleiner Henoch mit seiner Mutter (als der Vater starb) zu Onkel Daniel nach Wien gewandert, wo seine Mamme dem dann die Wirtschaft führte und er zu dessen Nachfolger im Lebensmittelladen heranwuchs, ist er (wie viele Andere aus dem Osten) Wiener mit Leib und Seele, spricht nicht mehr polnisch und kaum jiddisch – warum also er??

Zwei Tage nur sind's bis zum Abfahrtstermin. Zuerst plant Levisohn ein aus-dem-Leben-Scheiden in Gedanken an die tapfere Großmutter Landau, die er im Tod gefunden – dann bringt er den Mut nicht auf zu solcher Tat (die Hoffnung dazu, daß der Krieg bald zu Ende sein würde, daß man dann zurückkehren könnte, nimmt überhand). Er ruft den Richard an bei den Wollaks, kann im Geschäft weiter nichts tun, als zu seinem zweiten Anzug soviel gute Eßwaren als möglich einpacken in den alten Reisekorb, der noch vom Onkel in der Rumpelkammer steht und mit dem der einmal in die (nach Jahrzehnten Arbeit wohlverdiente) Sommerfrische in die Bucklige Welt³³ fuhr, als er – der Heini – alt genug war, für die zwei Wochen den Lebensmittelladen selbständig zu führen.

Doktor Maurer (nun ist die gemeinsame Fernostzukunft dahin) bringt den Freund in einer Droschke (verboten zwar für Juden, aber manch treuer Taxler ist da Befehlsverweigerer) zum Ostbahnhof, sieht von Ferne den alten Mann sich einreihen in die Schlange der Mitleidenden, weint, winkt ein letztes Mal mit matter Hand, fährt zurück nach Hause.

Sein neues Zuhause. Doch wie lange noch?



Die Nachricht von der ersten Judenverschleppung erreicht Amsterdam sehr bald. Umgehend schiffte Henk sich nach Schottland ein zur Unterhandlung mit den Verwandten – Moss, der trotz des deutschen Einmarsches in Polen, trotz der Kristallnacht (der Fall Arny ist für ihn, wie für Millionen Menschen in aller Welt, ein Einzelereignis) an eine systematische Verschleppung deutscher Nichtarier nicht glauben will, bleibt zurück mit der verwirrten Mama Marjan. Und die hält's für ausgeschlossen, daß die Deutschnazis nach Verkündung des Kriegszustands mit Frankreich in Holland könnten einfallen: man wird neutral bleiben wie im letzten Krieg ... Der de Vries denkt da ganz anders.

Wiederseh'n mit Mutter und Sohn Kahn. Die beiden Glücklichen (obschon Heimatverlust erlöst sich sehend von der gefährlichen Pression der Umwelt) wähen sich – am Wege ins gelobte Land USA – auf Comrie Castle wie im Nirwana.

»Also du kannst gar nicht ermessen, Henk « sagt Edi, »– daß ich jetzt erst überhaupt erfass', was los war um uns, was mein Vater und Onkel Leib mir immer wieder zu erklären versuchten und ich ihnen nicht zuhorchte, weil Mama (Gott wird ihr vergeben) von ihrer Erziehung und vom Vaterhaus her die Welt eben nur von einer Seite betrachtete. Und das hab' ich – bona fide – als Credo übernommen.«

Edeldame Rosalie läßt sich von Cecil (mit seinen Siebzigern ihr näher als die Jugend) endlich aufklären über die wahren Werte des Lebens, die politischen, die menschlichen – und nun sitzt man mit dem Friesen am Kamin des Rittersaals, die Situation kühl, wenn auch nicht ohne Leidenschaft zu erörtern. Jetzt haben sich die Standpunkte der verschiedenen Temperamente schon eher einander genährt denn beim Treffen von 1937 – neben dem Liberalismus, den die Potter'schen Gastgeber den Kahns vermitteln, ist eigentlich Henk noch der Radikalste.

»Wer heut' noch meint te geloven, dat hij kenn halten de Stang voor deeze was setten in die kapitalgedoopte wereld, heft geveeld. Ik leve als eine demokratische Kapitalist, und so seh ik die Mensen in meine buurt, in die Umgebung in die straats loopen wie die soepkippen, die Suppenhühner, die mit ihre Gegacker ook nit voor mogelijk halten, daß sie in de pot kunten komen...«³⁴

Zwei Probleme stehen im Vordergrund bei der schottischen Konferenz: den Dr. Maurer nun mit Nachdruck zu seinem Glück zu nötigen und ihn (allein wird er ja wohl nicht nach China reisen – weil die Abtransporte in Wien begonnen haben, drängt die Zeit, da auch die Anderen, die nicht Ostgeborenen drankommen) über den Kanal via Holland zu lotsen; der zweite Tagespunkt betrifft die Sorgen der niederländischen Cohenlinie selbst.

Wenn's nach ihm, dem de Vries ginge, würde seine Marjan samt Sohn Moss sofort nach England ziehen – die Galerie und die Häuser (beste Amsterdamer Citylage doch) wären leicht zu verpachten, Cecil bietet an, die importantesten Gemälde im Schloß aufzuhängen bzw. zu lagern.

Als Henk dann, am nächsten Morgen, mit Edi und dem alten Potter (rüstig wie ein Fünziger) hinausfährt zum Golfturnier, das an diesem milden Oktobertag in den Hügeln um Comrie abgehalten, strahlt Albions Sonne als wolle sie verkünden: »*Far Is The War, Blessed Scotland!*«³⁵

Und der Friese genießt ein paar unwiederbringliche Stunden dieser Friedensstimmung, während zu Hause, am Schloß Rhonda mit Tante Rosalie, Maggie und der guten Köchin ein Festmahl zaubert, zu welchem – zu Ehren der *continental relations* –³⁶ die Damen und Herren Rasensportler, die Honoratioren des Orts gebeten.

Wie fern ist da wahrhaftig das Schlachtfeld Europa, wie fern die Hetze auf die Lieben in Nazideutschland, wie fern die Sorgen dieser Welt!



Nun ist Polen doch verloren. Auf Zeit. Auf lange Zeit. Und so blutig wie nie zuvor in den Wogen wehrhafter Auseinandersetzung vergang'ner Jahrhunderte mit dem deutschen, österreichischen, russischen Anrainer.

Am Monatsende – September 39 – setzt (ehe noch Jans und Ljubas Heimat aufgeteilt in einen hitlerischen und einen stalinistischen Verwaltungsteil) der organisierte Terror ein.

Als einer der ersten »Anbiederer« rennt Bruder Ignac (aus seinem Schlupfwinkel gekrochen) zu den Besatzerbehörden, sich denen als Kollaborant anzudienen.

Der Offizier bei der Standortkommandatur Warschau staunt: »Daß die Polack'n so schnell zu Verrätern werden können...« – das Eisen aber ist ihm zu heiß, da überstellt er den Karolić zuerst einmal.

»Die Totenköpfler³⁷ werden schon herausfinden, ob das gar ein Spion ist!«

»Also 'n Itzighasser is' der Ignatz³⁸ ... Det is aba schnelle jegang?!«

Dies der Kommentar des Sturmführers der Schwarzen – und da verordnet er (mißtrauisch wie die Deutschen nun mal sind) dem »Verräter«erstmal eine ordentliche Tracht Prügel, die den manischen Antisemiten (immerhin starker Vierziger) aber nicht heilen. Er ist bereit, die Schmerzen wieder denen anzukreiden, die er so haßt.³⁹

Denn die Juden haben ja wohl die Welt derart betrogen, daß diese Bedrohung erst »von allen Seiten überwunden« sein muß, ehe an einen gemeinsamen »friedlichen Aufbau Europas« gedacht werden kann.

Und dann, als die Feuertaufe überstanden, liefert der Karolić Ignâcy der Gestapo (als Einstand seiner Mitarbeit) den ersten Beweis der Loyalität: er denunziert seinen Schwager.

Sonntag Früh.

Dr. Leibowitz hat sich in die Kanzlei geschlichen, da wichtige Unterlagen der anwaltlichen Zusammenarbeit mit dem Polnischen Justizministerium (dem Unterstaatssekretär als verfänglich hinstellbar) im Kamin zu verbrennen – Jan hilft ihm, auch Rechtssachen, die sich gegen Streitgegner aus der deutschen Kolonie Warschaus gerichtet haben, zu vernichten. Diese Oktobertage sind kalte, da wird Rauch aus dem Schornstein schon nicht auffallen.

Hartes Pochen an der Wohnungstür der Manasses in der alten Kontusziowkastraße.

»*Manasse Jan!*«

»*Mein Mann ist nicht zuhause . . .*«, da wird Ljuba von den beiden Männern, von denen der eine polnisch spricht, beiseite gedrängt.

»*Sie sind doch die Schwester von dem Karolić!*« stellt der fest, erntet dafür einen rügenden Blick vom deutschen Partner – doch da ist die Haussuchung auch schon beendet: der als Partisan angezeigte ist tatsächlich nicht anwesend.

So leicht aber kommt die Frau nicht davon. Ein ~~44~~-Posten wird in die Wohnung abkommandiert, daß sie nicht gar auf den Gedanken käme, das Telefon abzuheben und den Gatten (wo immer der auch sei) zu warnen vor der drohenden Verhaftung.

Auf der einen Seite fiebernd, keine Möglichkeit zu haben, Jan in den Anwaltsräumen anzurufen, betend doch, daß die Schweine auf diesen sonntäglichen Aufenthalt des Gesuchten nicht verfallen mögen, bleibt Ljuba in ihrer Wut eiskalt. Allein sie hat nicht mit dem Wissen des Verräters gerechnet. Bruder Ignac, der unten im Gestapomercedes hockt, kennt der Familie Schlupfwinkel.

»*Januszplatz! Zur Kanzlei!*«

Jans und Tadeusz' Unheil nimmt seinen Lauf.

Das Anwaltsbüro ist in der dritten Etage gelegen. Unten öffnet der Hausmeister, das Greifkommando fährt nobel im Lift nach oben, Wachen besetzen das Treppenhaus.

»Aufmachen! Geheime Staatspolizei!«

Leibowitz und Manasse werfen noch so viele Papiere als möglich ins Feuer. Einen Hinterausgang besitzen die Räume nicht, also öffnet Tadeusz.

»Die Herren wünschen?«

Ein Schlag ins Gesicht des Advocaten die erschöpfende Antwort. So scheint's Sitte bei den Herren.

»Sie sind der Manasse?«

Leibowitz zuckt mit den Schultern. Er würde Jan nicht verraten, der aber tritt heran.

»Jan Manasse mein Name.«

»Abführen!«

Der Anwalt, der Hausherr will protestieren, muß vor den Eindringlingen zurückweichen in den Kanzleiraum – die Geheimen ihm nach, drängen ihn Richtung Fenster, das zur Straße, Tadeusz hebt schützend die Hände vor den Kopf, weiterer Hiebe zu wehren; plötzlich stößt ihn der polnische Hilfspolizist vor die Brust: *»Das ist doch der Justizyd!!«* – will damit dem Gestapokollegen zeigen, was für ein Kerl er ist.

Der alte Jude wankt auf den Stoß, torkelt rückwärts gegen die Scheiben, bricht mit dem massigen Körper durch das Glas und stürzt (der Deutschnazi hilft nach) hinunter auf's Pflaster.

Das Bein weggeknickt, das Genick gebrochen. So sieht Jan den Tadeusz liegen, als er aus dem Haus geschafft. Da schwört der Sohn des Rechtswahrers Dov, das Recht zu brechen. Tödliche Rache für den gemordeten Freund.



Als Henk nach Amsterdam zurückkehrte, war Cecil schon tot.

Es ging, so schreibt Rhonda, wie damals bei Vetter Titus, wie aus heit'rem Himmel: rasch, ohne langes Leiden. Potter setzte sich nach dem Abendessen in seinen Sessel am Sekretär, um – aufgrund der Eindrücke, die de Vries ihm vom Kontinent vermittelte – noch zu arbeiten an seinen Aufzeichnungen, und als Tochter Margret mit dem obligatorischen Nachtrunk, einem Glas alten Sherrys ins Studio trat, hing Vaters Arm starr über die Stuhllehne herab.

Das Dahinscheiden des Schotten ist nicht nur für die Hinterbliebenen am Castle ein schwerer Schlag – auch die Holländer sind direkt betroffen. Müssen nun eine Pause einlegen in den Überlegungen, ob und wann über den Kanal zur Verwandtschaft ausweichen. Auf keinen Fall will man der Witwe jetzt zur Last fallen, obschon die betont, daß des Gatten Ableben die Pläne der Familie nicht sollte stören. Dies wär' nicht in seinem Sinne gewesen.

Des Denkers Tod macht brieflich die Runde, erreicht zum Jahresende Warschau. Irgendwie bestimmt der schmerzliche Verlust des langjährigen Helfers in den politischen Betrachtungen ihres Chronikteils den Entschluß, den sie seit Jans Verhaftung immer wieder durchdacht: Ljuba die siebenundfünfzigjährige geht in den Untergrund. Schließt sich einer der ersten Widerstandsgruppen an, die in Polen als Reaktion auf den Naziüberfall wie die Untaten deutscher Soldaten im Lande entstanden.

Bald nach Jans Abtransport (die Manasse benötigt nicht viel Zeit herauszubekommen, daß die Warschauer Gestapo den »*Partisan*« in ein deutsches KZ verbracht hat) nahm sie Fühlung auf zu einer radikal-sozialistischen Zelle in Radom, deren früherer Vorsitzende vor dem Weltkrieg von Papa Dov in einem Hochverratsprozeß verteidigt worden war (der – übel nationalistische – Staatsanwalt hatte 5 Jahre Kerker gefordert, der Genosse kam mit 2 davon), und – nach offenbaren Recherchen, welche die Leute anstellten, die Frau zu überprüfen (Vorsicht ist geboten bei den Versuchen der Deutschen Abwehr, Konterspione einzuschleusen in der Phalanx der Partisanen) – hat ein Hausierer an ihre Tür geklopft und ihr (ungefragt) eine Rolle Einziehgummi verkauft, um einen kleinen Karton gewickelt, auf den (wie eine Firma ihre Ware merkt) eine Kontaktadresse gestempelt.

Die Männer dort haben sofort Verbindung aufgenommen zur illegalen KPD, die ihrerseits Drähte unterhält zu den Zehntausenden Verhafteten in den Lagern.

Ljuba hat dann – zwei Wochen drauf – den Bauchladenmenschen wiedergesehen, diesmal am Wochenmarkt, wo er sie abpaßte (zwei gleiche Hausbesuche vermeidet das ZK), und jetzt war im Hosenband die Adresse Sachsenhausen angegeben: das Konzentrationslager nordwestlich Berlins, an der Oranienburg.

Die Entscheidung, getroffen von der Frau mit den harten Schultern vom Schwimmen in der Jugend, mit der unerschrockenen Seele der ersten Judenchristen, das Blondhaar angegraut seit jenem Tag, da man ihr den Mann fortgeschleppt, sich denen anzuschließen, denen zugehörig ihr Jan denunziert worden war (daß es ihr eigener Bruder gewesen, eruieren ihre neuen Freunde bald), ist vom Trotz erfüllt, den die Umwelt in ihrer debilen Dummheit der Ljuba Manasse abfordert.

Die Monate seit Kriegsbeginn (mit dem Angriff im Westen läßt Herr Hitler sich noch Zeit – sein Volk darf erstmal schwelgen im Rausch der Überraumplung Polens, dazu ist seine Streitmacht kaum so gut aufgerüstet wie man annehmen sollte, keine 3 Wochen hätte der Blitzkrieg länger dauern dürfen!) haben den Juden – nicht nur des okkupierten Staats – die rapide Veränderung gebracht, die den Nichtblinden seit Jahren vor Augen stand. Zumindest seit dem Anschluß Österreichs.

Natürlich beginnt's im Osten, wo die Sieger sich betragen wie mittelalterliche Eroberer. Schon am 28. Oktober – fünf Wochen also nur nach der Kapitulation – wird im Städtchen Wloclawek (hundert Kilometer nördlich der alten Cohenheimat Chludowo – jetzt abermals Klodawa) eine Verordnung erlassen, daß alle Juden (hier gibt's keine Nuancierung in Mischlinge und so: Jud ist Jud) eine Armbinde tragen müssen mit einem blauen⁴⁰ Zionstern drauf.

Ein Monat später wird die Anordnung ausgedehnt auf das ganze Generalgouvernement.⁴¹

Dort – im »*polnischen Teil Polens*« – war die Regierungsgewalt (und von Gewalt ist wörtlich zu reden) auf den wütenden Antisemiten Hans Frank übertragen worden – angeblich Abkömmling jener Frankisten (Hebräer aus dem Frankenlande), die im 18. Jahrhundert in Polen die Taufe auf sich nahmen und westwärts zogen Richtung deutsche Vorheimat (Frank selbst, der semitische Scharlatan, wurde später – bezeichnenderweise – Maria Theresias Protegé).

Vom Levisohn ist tatsächlich Nachricht bei Richard eingetroffen aus Lublin, da die Eichmann-Dienststelle ein Auffangghetto errichtete, in das vorerst eben (neben der städtischen Judenschaft) die Altösterreicher geschafft wurden. Die Wiener Kultusgemeinde hat über einen Vertrauensmann (ein Arzt, der den ersten Transport begleitete und zurückkehren durfte – List des RSHA, die Judenschaft da und dort über die endlichen Absichten zu täuschen) eine Aufstellung erhalten, in welcher die Namen der Menschen enthalten, die dahin verbracht worden waren. Von Jedem – auch von Heini – handschriftlich unterzeichnet.⁴² So weiß man wenigstens, wo der Arme gelandet, und Maurer schickt ihm gleich (auch dies ist noch erlaubt) Pakete mit Lebensmitteln, zumindest den Verlust der 10000 gutzumachen, den die Schanghaiorganisation natürlich nicht wieder herausgeben wollte. Seinen Erlag aber hat Richard denen dann aus der Nase geleiert.

In dieser Zeit gibt's auch noch Entlassungen aus den Konzentrationslagern – jüdische Häftlinge, die jetzt erst einen Einreisevermerk in ein neutrales Land durch Komitees und Freunde aufreiben konnten und gebührend bezahlen. Arny jedoch schmachtet weiter in Dachau. Trotz des Affidavits (das britische Permit fällt flach infolge Kriegserklärung). Den Einkaräter gut im Versteck, das Koppel aufgerissen – wo verbirgt man einen Baum?: der Schlaue hat den Stein in eine Materialschachtel getan eines Gablonzer Genossen, der aus den Similidiamanten schicke Halsketten fertigt für die ~~W~~-Damen (dem Manne darf vertraut werden), wagt Kern – unterstützt von Blockältestem Kierner – einen Vorstoß.

»*Na – dann woll' ma amol nachschau'n, was da los is'!*« sagt der bullige Bayer freundlich (Arny hat seiner Braut ein 1a-Abenddirndl genäht zum Tanzvergnügen in München beim »Donisl« anlässlich der Siegesfeier Ende September) und blättert im Aktendeckel.

»Aha ... aba ... na der is' aus'kocht!«

»Was ist denn --?« zittert Kern und der Scharführer schließt die Akte wieder.

»Alsdann der Herr Schneidermeister scheint uns erhalten zu bleiben...«

Mehr war dem Mann nicht zu entlocken. Also hakt Kierner nach. Besticht mit ein Paar Schuhsohlen, die der Kommunistenschuster laut Befehl nur für die Wachmannschaft nageln darf, den Schreibstubenkapo (altgedienter SPD-Mann – hier im Lager funktioniert das Verhältnis links-links besser als zu Zeiten der Weimarer Republik, da die Demokratie damit hätte gerettet werden können), und der Genosse berichtet dann bei einer Maß Bock (aus dem Bierkeller der Schwarzen organisiert) fast Wort für Wort das, was er im betreffenden Dossier gelesen.

Mit »a so a Sau is' ma selbst unter die Nazis no' net vorkommen...« beginnt er: daß Rottenführer Gerold bei seiner Anzeige gegen den ihm »nachstellenden Chef« eidlich versichert hatte, daß er »dem Juden, der sich in pekuniären Schwierigkeiten befunden« hätte nach seiner Flucht aus Berlin, »unter der Hand ein privates Darlehen verschafft« habe, das der dann später nicht abbezahlen wollte – er selber müsse nun für den Betrag gutstehen, der höher sei als der ganze Laden wert; und daß er von einer Strafanzeige wegen Homosexualität nur absehen werde, wenn »dieser Unhold in einem für solche Zwecke eingerichteten Lager gut verwahrt« würde, um nicht weiter auf »unschuldige arische Burschen« losgehen zu können.

Diese infame Lügengeschichte erschüttert Arny zwar, nachdem aber der Schock über Gustls Verrat überwunden, ist 84425 gefaßt. Mit Kierner, Koppel und Hassberg wälzt er nun Pläne: mit dem Einkaräter einen Labilen unter den ~~W~~-Wächtern bestechen, selbst die Flucht wagen, alles, nur nicht den Fall aufrühren durch Eingaben, sonst könnt' die Akte am Ende bei der Staatsanwaltschaft landen, vielleicht in Berlin dem Heiner und der Stine Gefahr bereiten. Und was eine Anklage wegen Homosexualität – begangen an einem Arier (noch dazu von einem Juden!) – einzubringen imstande, den Verlust des Kopfes nämlich: »Rübe ab!« lautet die Forderung der Volksgenossen für solche »Verbrecher«, darüber wird Kern vom Kontaktmann aus der Schwulenbaracke gründlich aufgeklärt.



Nach zuerst schwelgenden, dann tristen schottischen Frühherbstwochen (folgend auf Cecils Tod) nahmen die beiden Kahn Abschied von Rhonda, der kleinen Margret, dem Schloß und den idyllischen Comriehügeln.

Die amerikanischen Immigrationsvisa, die Goldy für die Wiener Blutsverwandtschaft (dieselbe Cohenlinie – zurückführend auf Ahn Ephrajms zweite Ehe – Vorrangquote also) erhielt, sind am US-Consulat von Edinburgh eingetroffen. Lang haben Mutter und Sohn sich's überlegt – dann aber, nach dem Begräbnis – dachten sie über Gebühr zur Last zu fallen (eingeladen waren sie selbstverständlich, die Kriegserklärung jedoch ist geeignet, deutschen Staatsbürgern, selbst wenn diese Juden, Internierung zu verschaffen)⁴³. Da schiffen die Wiener sich in Islay ein, von wo aus eine kleine, aber komfortable Überseelinie direkt nach New York verkehrt.

Und während die Tage so schwer für den deutschen und den polnischen Cohen, vollzieht sich das glückliche Schicksal des galizianischen Asts der alten Familie: auf hoher See findet Eduard eine Frau. Die Frau für's Leben.

Der – immerhin schon schläfenergraute – Mittfünfziger erhält in der Messe, wo er im Smoking beste Figur macht neben seiner eleganten Mama im Abendkleid, als Tischnachbar eine fröhliche Fünfundzwanzigerin zugeteilt, deutschplappernd, auch jüdisch, auch zuerst zu Verwandten im Schottischen emigriert, Waise (Eltern früh verstorben), durch die Quaker aus dem Hitlerreich herausgebracht, nun der neuen Heimat, der Neuen Welt entgegenfiebernd wie unsere Leute. Barbara heißt das schöne Kind, eine Weinberg aus Mannheim. Blitzblaue Augen zu schwarzen Locken. Ein erfreulicher Anblick.

Herr Kahn kokettiert mit austriacian'schem Charme, Fräulein Weinberg kontert badisch babbelnd.

Aus dem Flirt wird Zuneigung (Eduard sieht – nach der Erholung am Castle – in seiner weißen Bordjacke aber auch wirklich aus wie der Schwarm junger Damen!), Barbara strahlt fröhliche Frische in den blauen Himmel, nächtlicher Kuß an der Reling zu den Saxophonklängen der »*Sentimental Journey*« aus dem Ballsaal (wie im Kino). Liebe.



1939. Jahresende.

Die »Prinz Eugen-Straße« bereitet (noch streng geheim, das neutrale Ausland und vor allem die betroffene Judenschaft nicht aufzuscheuchen) die »Allgemeine Deportation« aus dem Reich vor.

Die »Rückführung« jener Ostgeborenen war nur ein Vorspiel, Versuchsballon quasi. Das Gerücht, daß bereits nach 1935, nach Inkrafttreten der Rassegesetze etliche Juden aus Berlin über die Ostgrenze Deutschlands abgeschoben worden seien, bleibt ein Gerücht; wenn die Betroffenen vordem die deutsche Staatsbürgerschaft erworben hatten, nicht staatenlos oder polnische Staatsbürger, die ohne Aufenthaltsbewilligung im Reich sich aufhielten, war damals solch Aktion ausgeschlossen⁴⁴.

Parallel arbeitet das Wohnungsamt der Zentralstelle auf Hochtouren: zuerst in Österreich eben, dann im ganzen Reich laufen die Einweisungen jüdischer Familien (per Einzelverfügungen ihrer Mietwohnungen, Häuser verlustig gegangen) in Sammelquartiere (in Wien zumeist im 2. und 20. Bezirk, jenem ehemaligen freiwilligen Ghetto der Kaiserstadt).

Unter die Zwangseinzuweisenden fallen auch getrennte privilegierte Haushalte mit »Mischlingskindern«.

Else Wollak erhielt die Aufforderung, sich im Eichmann-Amt »zwecks Verlegung in eine Gemeinschaftswohnung« einzufinden, in der dritten Dezemberwoche, knapp vor Weihnachten. Nun beginnen die Sünden des Johann Wollak sich zu rächen, wiewohl der sie weiterhin als Wohltaten hinzustellen bestrebt. Anstatt (nach ausgesprochener Scheidung von der nichtarischen Ehefrau) lediglich eine eigene Wohnung zu nehmen (was er angeblich auch getan) und den Mietvertrag in der Alserbachstraße weiter auf ihn und Sohn Peter laufen zu lassen, hat der, mit fast preußischer Gründlichkeit zu Werke gehende, Österreicher (der wahre Grund für Wollaks Verhalten wird sich erst Jahre später decouvrieren) alles – Wohnung, Inventar etc. – auf Gattin Else überschreiben lassen; mit diesem Schritt wohl Großmut zu demonstrieren.

Die Hausverwaltung (vom Wohnungsamt Aufklärung erhalten – die Fragebogen kurz nach der Kristallnacht in Umlauf gebracht) hat die »Wohnräume, 4. Stockwerk rechts« per 31. 12. 1939 aufgekündigt. Mischlinge genießen zwar rechtlichen Mieterschutz, ist aber der Haushaltungsvorstand (wie in diesem Falle) Jude, nützt das nichts.

»Der Pappa hat's doch nur gut g'meint...« weint die Mutter, als Peter den Punkt zur Sprache bringt (mit seinen 15 weiß er ganz gut, was er redet), und Onkel Richard wird's heiß und kalt, was Verlagsleiter Wollak auch im Betrieb alles anrichten könnte. Der Verlust jedoch der Unterkunft (nach dem seines Geburtshauses) ist für Maurer das Signal: er kauft sich eine Zugfahrkarte nach Amsterdam (das holländische Visum hat Moss längst besorgt – eine Einladung der Galerie van Kaan genügt, dazu eine Unterhaltsgarantie); vielleicht wird er dann von den Niederlanden weiterreisen nach Paris zu Jean-Luc, der ihn doch ebenfalls invitiert.

Schwester Else, seine Tochter Kitty und Peterle begleiten Richard zum Bahnhof, wo der Neffe noch rasch einen Schnappschuß macht am Perron mit seiner neuen Box. Mit Selbstausslöser natürlich.

»Paßt's mir auf auf Maurer-Musik, Kinder ... und auf den Herrn Direktor!«

»Iß' was auf der Fahrt, Pappa -- kannst ja in' Speisewagen geh'n!«

»Freust' dich schon auf Holland, Onkel?!«

Wieder Einer, der das Heimatland muß flieh'n.



Jahreswende, Schicksalswende.

Zehntausenden jüdischen, nichtjüdischen Gegnern des Hitlerregimes wird das Vierzigerjahr einen auf unnatürliche Art eintretenden Tod bringen. Und doch soll dies erst das Jahr sein der Introdution eines Deutschen Oratoriums Luziferscher Liturgie.

Was ist es, fragt Jan der Sachsenhausenhäftling, der Pole sich, daß gerade die Germanen die ursprüngliche Barbarei im Laufe der Centennien nicht nur nicht überwunden haben, sondern daß sie das heidnische Denken (ungeachtet des christlichen, das sie doch übernommen) nun zu einem Blutbad sondergleichen apotheosieren?

Der Manasse, der Gottseidank gesunde Sechziger (anfänglich geschlagen und geschunden, wie es usus bei der ⚡: Abschreckungsmittel gegen Aufmüpfigkeit) galt bald als Schweiger, hätte auch gar nichts aussagen können über seine »*Partisanentätigkeit*«, wäre selbst wenn er durch Folterung schwachgeworden. Ein gewaltiger Seelenhalt. So rasch in gute Gesellschaft geraten. Durch den Grund seiner Einlieferung (wo bei Arny rein zufällig) dem Block P zugewiesen, Kader der »*Grellroten*«: einzige Gruppe, die in den deutschen Konzentrationslagern (nicht denen im Osten) nicht nur effektiven Widerstand leistet sondern gar zu besten Konnexen verfügt nach draußen – bis hin zu Kurzwellensendern (und Empfängern natürlich auch), die die Isolation zu brechen imstande. Man steht in Sachsenhausen in Verbindung zu einem polnischen Exoffizier, der von Warschau aus (dort einer der Mitbegründer der TAP, der Untergrundarmee) den Kampf organisiert gegen die Besatzungsmacht. Ein unauffällig aussehender Mensch, der sich Serafinski nennt, in Wahrheit jedoch Witold Pilecki heißt.⁴⁵

Und da Jan einer der ersten aus Polen, die in diesem Lager landeten und er direkt aus der Hauptstadt kam, wird er bald in den »*Klub*« aufgenommen, wie die Widerstandszelle Sachsenhausens (auch von den Bewachern) genannt. Welche jene – zu größtem Teil vergeblich – zu enttarnen sucht.

Die weiteren Gruppierungen in den KZs: die Päderasten (so die Homosexuellen und Sodomiten gerufen), die Juden, Zigeuner, Sektierer wie andere Christen sind kaum organisiert. Besonders schwer tun sich da die Nichtprotestanten, voran die Priester seit dem Polenfeldzug.

In dieser entscheidungsvollen Stunde – (so hieß es in einem gemeinsamen Hirtenbrief der deutschen Bischöfe der ersten Septemberwoche) – ermuntern und ermahnen wir unsere katholischen Soldaten, in Gehorsam gegen den Führer, opferwillig unter Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeiten ihre Pflicht zu tun.

Das gläubige Volk rufen wir auf zu heißem Gebet, daß Gottes Vorsehung den ausgebrochenen Krieg zu einem für Vaterland und Volk segensreichen Erfolg und Frieden führen möge!

Jan Manasse, polnischer Jude, Mann einer römischen Christin schäumt vor Wut über deren Glaubensbrüder, die Höchsten derer im Lande, da er »die Ehre« hat, in politischer Haft zu sein.

»Gehorsam gegen einen Schwerverbrecher??« brüllt er den Kaplan Arntz an, der in der Diskussion seine Kirchenväter in Schutz nehmen will.

»Pflicht tun?? Die Pflicht, ein überfallenes Volk zu dezimieren, die Pflicht, jüdische Frauen, Greise, Kinder zu ermorden, die Pflicht, den Geist auch im Lande nebenan zu töten?? – Vorsehung Gottes??? Die Vorsehung, die ein Irrer für sich in Anspruch nimmt, dessen ach so segensreicher Erfolg im Osten Millionen Deutsche zu Mitwissern, Mitschuldigen macht!«

Jan aber lernt die Spielregeln beachten, die im Lande (auch in den Lagern) gelten. Dazu wird er gewarnt vor den größten Gefahren Sachsenhausens – und zu denen zählt der stellvertretende Kommandant. Ein selten selber schlagender, doch als gläubiger Antisemit und Führerhöriger (die Verblendeten sind die schlimmsten: sie betrachten ihre Mordtätigkeit als Gottbefohlen!) zu den infamsten, unmenschlichsten Anordnungen bereit.

Rudolf Ferdinand Höss.⁴⁶



Die politische Lage in diesen Monaten bis hin zum 9. April 1940, da deutsche Soldaten Dänen und Norweger überfallen (das Oberkommando der Naziarmeen hat den Einmarsch in die beiden nord-europäischen Länder vor den in Frankreich, Belgien, Luxemburg und Holland gesetzt, die rechte Flanke freizuhaben – die linke, die schweizerische Schmiede verdient so gut an den diversen Waffengängen, daß eine parteiliche Einmischung für sie kommerziell gar nicht vertretbar, und im Südosten und -westen wacht die Fascio-kumpanei von Mussolini und Franco), weist im Reich emphatische Hochstimmung auf. Fatalerweise auch bei vordem nicht-Hitlerfreunden: der »*Ritt nach Ostland*« vereint teutsche Herzen.

Im neutralen Ausland macht sich (bisweilen sogar bejahend) Hinnehmen breit.

Auch in Palästina befließigt sich die Obrigkeit (die britische, trotz Kriegsansage dem deutschen Feind) vorerst einer – ihrer Judenschaft gegenüber skandalösen – Zurückhaltung, gepaart mit Umwerbung der muslimischen Majorität, repräsentiert durch den Großmufti von Jerusalem, dem Hitlerfreund.

In aller Stille jedoch beginnt die Mandatsmacht mit der Aufstellung jüdischer Bataillone. Die Engländer sind froh, durch solch Schachzüge einen Teil der illegalen zionistischen Kampforganisationen auf ihre Front zu ziehen – die Rekrutierten sind stolz, nach Jahrhunderten der Defensive einmal zur Offensive schreiten zu können. Als einer der Ersten meldet Eli ben Uri sich.

Der Geist Israels, des Gottesstreiters⁴⁷ offenbart sich.

Der Sohn der Altzionisten Gerber und Grünzweig (Beide gesund in Nahalal, hochbejahrt) schreitet auch schon seinen Vierzig zu. Hat sich jedoch noch nicht gebunden – zu sehr ist er verheiratet mit der Idee, der Idee Israel, dem Staate, den wiederzuerrichten es gilt.

Durch Anstieg der Fluchteinwanderung seit 1933 bedingt leben jetzt über 400 000 Juden in Palästina neben der Million Araber – Höhepunkt der *Alijòt* stellte das Jahr 35 dar mit 61 854 Immigranten.

Ein Teil der, immer noch zu 50% landwirtschaftlich tätigen, muslimischen Kräfte des Landes arbeitet als Saisonobstpflücker in – mit jüdischem Geld (allein der Kapitalzufluß zwischen 33 und 36 betrug doch 30 Millionen Pfund Sterling) finanzierten (wie dirigierten) – Citrusplantagen. Der Geldnotenumlauf verdoppelte sich in dieser Frist – die Kredite (in der Zeit weltweiter Deflation) expandierten maßlos: eine blühende Wirtschaft also. Da müßten die »echten« Palästinenser, jene ja Araber doch zufrieden sein... Seit Ende 35 aber hat die Situation sich latent gekehrt. Das Drohen eines bewaffneten Konflikts (hervorgerufen durch den Krieg in Äthiopien) ließ den Boom (voran vom Commonwealth gestützt) inflatorisch zerbröckeln; Britanniens Prestige leidet nicht nur hier. Der palästinensische Außenhandel krankt mehr und mehr an der Höhe schnellenden Versicherungstarifen (desgleichen der des gesamten Vorderen Orients), der Kapitalzufluß stoppte unvermittelt. In dieser vertrackten Ökonomiepression wurde das anfängliche Eindringen Allahs Arbeiter in den, doch von Moses' Rückkehrern kreierten, modernen Sektor der Wirtschaft unterbunden – eine große Zahl von ihnen mußte zurückziehen in ihre Dörfer.

Nach Scheitern der – kontrapunktisch folgenden – arabischen Revolte (1936–39) ist nun eine mehr oder minder pazifistische Coexistenz zu verzeichnen der beiden semitischen Völkern – der Prozeß jedoch, der (langsam aber stetig) zur Negation jeglichen nationalen Seins des mohammedanischen Bevölkerungsteils (jetzt noch in der Mehrheit) führen soll, hat jüdischerseits längst eingesetzt. Und dazu ist das hebräische Lager im Land der Väter gespalten in zwei Hauptgruppen, zwischen deren Fronten die Islamiten sich zerrieben fühlen: die eine (das bourgeoise Element) plädiert in kolonialistischer Manier für den massiven Einsatz des (billig zu entlohnenden) arabischen Werknehmerpotentials – die andere (die jüdische Arbeiterschaft: Dachverband HISTADRUT⁴⁸) agitiert pro jenes (bald so genannte) »Jüdische Produkt«.

Später – als das Ziel erreicht – wird die Israelische Tageszeitung HA AREZ⁴⁹ die Situation so umreißen:

... wenn die Ereignisse von 1936 nicht genau so und zu diesem Zeitpunkt stattgefunden hätten, hätten die Juden acht Jahre danach nicht den Unabhängigkeitskrieg bestehen können.

Mittlerweile sind die Kahn bei den Cahn in Amerika eingetroffen. Und Edi hat nicht viel Federlesens gemacht und seine Barbara mitgebracht.

»*Wo verlobt man sich am besten in New York?*« startete der Wiener Cousin sein US-Debut mit einem bühnenreifen Gag. Damit fand die Musical Comedy (die Ouverture ging ja zu den Klängen der Bordkapelle über die mondscheinumflutete Bühne des 1. Klasse-Decks) ihren Aktbeginn bei einem betörenden Blues in jenem Nobellokal in Manhattan, wo Mrs. Colder dem Mr. Stone nähergekommen: »*René's*«. Der Patron des Restaurants, Monsieur René persönlich arrangierte das Festmahl, die »*echt Pariser*« 3 Mann-Band (die Gitarre italienisch, das Akkordeon aus dem Rheinland, der Baß russisch-mosaich) intonierte alle Weisen der Jeckes, die sie drauf hatte – bis dann, als Apotheose des Abends, der Donauwalzer ertönte und das Verlobungspaar eine Ehrenrunde drehte.

Dann hat Aurelia die zukünftige Mrs. Ed Kahn bei sich aufgenommen (die Budenkollegin war grad daheim in Pittsburg), Mutter und Sohn bezogen für zwei (teure) Wochen Quartier im »Waldorf Astoria«. Traum schon stets der Edlen v. Salten.

»*Nobel geht die Welt zugrunde...*« scherzte der glückliche groom⁵⁰ – und nach jener vierzehntägigen Bedenkzeit wurde Hochzeit gemacht.

Nicht nur die Braut hat darauf bestanden – auch Goldy hat zugeredet: Eduard trat mit Barbara vor den Rabbiner⁵¹ (wie freuen Vater Nahum und Großmutter Reisel an der Seite ihres Mosche sich oben im Himmel!), und Rosalie war so glücklich, daß sie – die Christin – im Tempel strahlte wie eine echte jiddische Mamma.

Und da das Paar ein Paar, erfüllte der frischgebackene Ehemann der Ehefrau den Herzenswunsch: California. Man zählte sein Vermögen, rechnete zu dem die Möglichkeit Geld aufzunehmen auf die Kramer-Villa in Wien, und reiste in den goldenen Westen, wo die drei Kahns dann (in Los Angeles) einen Bungalow mieteten, in welchem die Fortführung der galizianischen Linie unserer Familie geplant.



1940.

Am letzten Tag des alten Jahrs sind Mutter Else und Peter übersiedelt. Vater Johann ließ sich zwar nicht blicken in der Alserbachstraße, hat jedoch einen Möbelwagen geschickt samt Packern (und im Voraus bezahlt), die dann die ganze 4-Zimmer-Einrichtung in die Leopoldstadt transportierten. Gespenstischer Weise liegen die Räume, in die das ~~H~~-Wohnungsamt »Jüdin und Halbjuden Wollak« eingewiesen, im Haus der ehemaligen Schneiderwerkstatt Grünzweig, des zweiten Ehemanns jener Resi Kohn, als geborene Landautochter Großtante der Wollakbuben.

»*Wanen'S net Gnäfrau* – –« sagte der Chef des Speditionstrupps (standhafter Altsozi) zu seiner Kundin als seine Männer nicht dabei waren, »– *kane fünf Jahr' und der Tapezierer*⁵² *bricht sich die Hax'n und dann können'S wieder ham in die alte Wohnung!*«

Daß diese Prophetie – temporär zumindest – Realität würde, daran wagt heut' noch keiner zu glauben.

So wurde die Sylvesterfeier nicht die allerfröhlichste für Mutter und Sohn. Nachdem die beiden Zimmer, die man nun in der Tandelmarktgasse behausen darf, vollgeräumt waren mit dem Mobiliar, ist man – am Abend – zu den Liebmanns gefahren, wo dann mit dem Bob, der Trixi, der Gertie und der guten Frau Oberndorfer das Neue Jahr erwartet werden konnte.

Nach Mitternacht ist auch Kitty aufgetaucht von der Spätvorstellung in der Volksoper – Alles prostete sich mit (deutschem) Sekt zu, man beweinte im Chor das Schicksal Arnys und Jans, den Fortzug der Kahns und des Dr. Maurer. Und Bob Liebmann hat ein Ferngespräch angemeldet nach Amsterdam, das wegen Überlastung der Auslandskabel (dazu kam man nicht so recht nach mit dem Abhören – die Gestapodamen wollten doch auch Sylvester feiern) erst um 2 Uhr Früh ankam.

»Hallo -- hallo -- bist du's, Richard?!« rief Trixi in den Apparat, die Gesellschaft um sie versammelt.

»Bist g'sund, Pappa?!« fragte Kitty und Maurer übergab bejahend an Moss.

»*Geluckwunsch an alle Wense vrienden!*«⁵³

Tante Marjan erteilte ihren fernmündlichen Segen für das Jahr, Henk versprach, auf den Wiener Einwanderer zu achten.

Nachdem Alle noch ihr »*Prosit*« nach Holland gesprochen und man vereinbart hatte, rundum die Potter, Colder, Kahn, den Cohèn und die arme Ljuba anzuschreiben wie weitere Kontaktversuche mit Army in die Wege zu leiten, hing man wieder ein.

Von Hans aus Agram haben die Wollaks zu Weihnachten Post erhalten: der Gute zittert, daß die Deutschen auch in Jugoslawien auftauchen könnten – und doch bleibt er (aus Unentschlossenheit) wo er ist. Hat nicht viel zu berichten sonst, wohnt weiter bei Vaters Kohlenkollegenfamilie, mit Schule is' nix, schreibt er: »...*alles in kroatisch, und das lern' ich erst mühsam!*«

Brüderchen Peter hat im Verlag einen Komponisten kennengelernt, der da alte Druckausgaben von Cabareтчansons suchte: Franz Eugen Klein. Mann in den Dreißig hungaro-rumänischer Kreise (wie so Viele der Branche) und musikalischer Leiter eines seltsamen Kleinkunstunternehmens: die Zentralstelle hat im Gilde-meesterhaus in der Wollzeile das Auftreten nichtarischer Künstler gestattet (wie man später – zu spät dann – erkennen wird, teils Ablenkungsmanöver, teils parallel zur Deportation).

Und da hat sich eine Schar (noch am Leben sich befindlicher – neben Beda-Löhner haben die Nazis nicht wenige Kabareттisten und Bühnenmenschen fortgebracht, zum Teil ermordet) jüdischer Damen und Herren zusammengefunden, ihren Glaubens- und Leidensgenossen ein allsonntägliches Brettprogramm zu bieten, das sich sehen und hören lassen kann.

An arischdeutscher Front ist Dr. Maurers Frage nach Tötung der deutschsprachigen Operette, des Films und der Satire (sein Weggang hat eine unausfüllbare Lücke gerissen ins Wiener Verlagswesen) per Ausschaltung jüdischer Könner beantwortet: es gibt keinen Emmerich Kalmán mehr im Lande, keinen Paul Abraham – die Gesänge der »Gräfin Mariza« sind verweht, die »Blume von Hawaii« verblüht, »Leise ganz leise« tönt noch da und dort (heimlich) Oscar Straus' Melodie, Lehárs Mentor Victor Léon ist untergetaucht, der Verfolgung durch die Nazis zu entkommen (er wird in seinem Versteck grausig verrecken), Grünbaum ist ermordet, kein Richard Tauber schmettert mehr »Schön ist die Welt!«, Max Reinhardt, Schöpfer der weltbekannten Salzburger Festspiele, inszeniert in den USA, Kurt Weill komponiert dort, auf deutschen Leinwänden sucht man vergebens Publikumsliebliche wie Adolf Wohlbrück, Dolly Haas, Szöke Szakall⁵⁴; die Arierin Marlene Dietrich hat die Heimat freiwillig verlassen – sie will sich die Hände nicht schmutzigmachen für Goebbels und seine Judenmordende Clique.

Mit diesem Verlust (nur von einer verschwindenden deutschen Minderheit als solcher geseh'n) ist der Weg frei für Jene, die vordem »nicht rangelassen« worden: Fred Raymond, Nico Dostal dürfen nun seichte Melodiechen unters Volk bringen, ein PG Kurt Feltz⁵⁵ mag texten, Regieimitatoren vom Schlage eines Georg Jacoby⁵⁶ nehmen den Platz ein des Erik Charell, eine Handvoll »neutraler« Ausländer macht (mangels Konkurrenz) Bühnen- und Filmkarriere im Reich der Konzentrationslager und Menschenschlächter: Johannes Heesters, Marika Röck, Rosita Serrano, Kirsten Heiberg, Kristina Söderbaum, Zarah Leander.

Der Holländer wird auch im Land der Eroberer verbleiben, als diese seine Heimerde erobern und da Blut, nicht wenig Blut fließen soll, die Ungarin weiß ganz gut, was die Judenhasser jetzt schon bei ihr zuhause anrichten, die Chilenin ist eine gute Rechte⁵⁷, verehrt Franco, sonnt sich im Glanze Goebbels'scher Galas, erstgenannte Schwedin heiratet einen deutschen Tonsetzer, der nun zu Ehren kommt (Franz Grothe), der zweite Nordstar nimmt einen wütenden Antisemiten zum Mann, der mit ihr »Jud Süß« auf die Leinwand bringt (Veit Harlan); und die dritte Dame aus nordischen

Gefilden soll den Nazifilm fortan veredeln mit Durchhaltestreifen und ähnlich hehrem Zelluloidkitsch. Dazu grollt der Kontraalt der Frau Leander) mit jublierenden Ariosen wie »Ich weiß, es wird einmal ein Wunder gescheh'n« durch Hirne und Gehörorgane des Volkes, dem sich parallel das Wunder der Unterjochung und Ausraubung halb Europas darbietet.

Aber es gibt auch einen Fremdländer, der sich nicht vor den braunen Kulturkarren spannen läßt: Maestro Arturo Toscanini, der italienische Stardirigent, der die Berliner, die Wiener jahrelang an erster Pultstelle zu Ovationen hinriß.

Der Ungar Lehár hingegen – durch und mit jüdischen Kollegen seine Weltkarriere gestartet und ausgebaut – läßt seine mosaische Gattin arisieren, der einzigartige Komiker Hans Moser läßt seine Jüdin nach Budapest evakuieren, wo er sie (der als Knauser Bekannte arbeitet unverdrossen für die Vernichter der Rasse, welcher diese angehört) vom »Rosenhügel« in Wien⁵⁸ aus vierzehntäglich besuchen darf.

Und so geht's her in den Zirkeln zwischen Spree und Donau, die meinen, Kultur und Politik seien zwei grundverschiedene Geistesrichtungen.



Durch jenen Klein eingeladen zu einem Besuch des Gildemeester-Kabarets, macht Peter, der bald Sechzehnjährige die Bekanntschaft einer ungarischen Familie namens Schnitzer mit zwei hübschen Töchtern: Gretl (17) und Edith (14). Margarethe ist die Verlobte des Tenor Leon Jesuelovich, der sich mit Künstlernamen ›Leo Elwar‹ nennt und mitsingt beim jüdischen Brettel, Edith wird Peterles erste Liebe. Lustige Augen, glattes dunkles Haar – nicht groß doch fast erwachsen wirkend, mit ihrer Schwester zur Aufführung gekommen.

»Das ist der Peter, der uns bei Maurer die alten Nelsonnummern⁵⁹ vom ›Metropol‹ herausgesucht hat!« stellt Leo den jungen Mann vor, und mit einem koketten »Sehr erfreut, Herr Verleger!« von Edith ist's um den Jüngsten der Landauer gescheh'n.

Neben Sohn Wollak Mama Else – beim Programm in Gedanken wieder bei ihrem so früh verstorbenen Vater und ihren Döblinger Jugendjahren, in der ersten Reihe des kleinen Saals (lachend, applaudierend) zwei (recht deutsch wirkende) Herren in grauem Flanell. Leo hat dann in der Artistengarderobe deren Identität gelüftet: Nowak und Dannecker, ~~W~~-Funktionäre der Prinz Eugen-Straße, die sich unter's jüdische Volk gemischt mit einem (wie sich später herausstellen soll) teuflischen Plan.

Man sucht für jenes Großgefängnis im Protektorat, welches infam als »Der Führer schenkt den Juden eine Stadt« propagiert werden soll, eine Unterhaltungstruppe⁶⁰, die mit ihrem Auftreten dort der Außenwelt Menschlichkeit und Frieden im Festungsghetto wird suggerieren müssen: Theresienstadt.

Und daß der Auftraggeber jenes Engagementakts Oberantisemit Heydrich, wird dann auch offenbar.



10. Februar 1940

... sollen heute die ersten Polenjuden heimgeführt worden sein. Nachmittag im Kino gewesen bei »Reise nach Tilsit«⁶¹ mit der Söderbaum, dann im Heim.⁶²

Die Töle, die Fähnleinführerin, die Heide hat schon wiedereinander hämisch geforscht, ob mein verstorbener Vater denn wirklich ein ganz-arischer Frontkämpfer gewesen ist (irgendwas von der kommissarischen Leitung der Firma hat sich rumgesprochen) – jetzt will ich aber bald weg in eine andere Organisation, wo sie nicht dauernd blöde Fragen stellen.

Das schreibt Karoline Kern in ihr Tagebuch – zur Stunde, da die Deportationen von Menschen, von denen sie väterlicherseits her stammt, in den Distrikt Lublin anrollen. Aus Stettin und den Bezirken Stralsund wie Schneidemühl.

Über das Schicksal von Halbbruder Arnold hat Karoline nur am Rande, von ihrer Mutter gehört – mit dem Kommentar: »*Diese Männer liebt der Führer eben nicht so sehr...*«, und von diesen Männern hat die Fünfzehnjährige schon vernommen aus Schauergeschichten, die in ihrem BDM – Fähnlein über den Bruder von der Kossatz getuschelt werden. Der soll vorigen Sommer von »*so einem*« in die Dünen gelockt und »*unsittlich angefaßt*« worden sein; dieses »*Schwein*« hätten sie dann gejagt und geschnappt und ins KL verfrachtet. Wohin solche Schweine denn auch gehörten.

Ob diese »*Bestie*« jetzt vielleicht neben ihrem eigenen Bruder auf der Pritsche liegt, daran denkt die, zum Aburteilen erzogene, junge Dame nicht.

Karolines fast gleichaltrige Base Margret – jetzt in »*Feindesland*« – sieht die Welt mit andern Augen.

Für das feine, kaum aber dekadente Mädchen sind die Menschen Menschen – egal ob schwarz, ob weiß, christlich oder mosaisch, »*normal*« oder »*anders*« eingestellt wie Onkel Arnold, der auf Maggie im Sommer 37 mit dem, was er zu erzählen wußte vom Berlin der Zwanzigerjahre, gewaltigen Eindruck gemacht.

Genau so denken natürlich auch Samuel und Aurelia – wer aber könnte einem jungen Menschen wie der deutschen Cousine einen Vorwurf machen seiner Haltung wegen gegenüber den Werten der Gesellschaft – von der Umwelt, der eig'nen Mutter gar deformiert, suggeriert, mehr noch: oktroyiert. Verführt wahrlich eine Generation in Deutschland: das größte Verbrechen fast der Heilrufer, wie sich posthum soll zeigen. Nur ein verschwindend minoritärer Part der zwischen 33 und 45 Aufgewachsenen wird sich stark genug erweisen, umzudenken – die große, erst schweigende, dann immer lautstarker sich artikulierende Mehrheit wird sich geistig (oder besser *ungeistig*) durchsetzen.

All dies aber ist zur Stunde noch Theorie. Und das Volk Teuts ist ein Volk von Praktikern geworden im Laufe der Centennien – aus den Dichtern und Denkern wurden Leitartikler des VÖLKISCHEN BEOBACHTER, Männer der »Reichsschriftkammer« – Gedanken, Gehirn zur Ausfindung diabolischer Methoden nutzend, das »gehobene« Denken auszumerzen.

Dito weit über die – dann sogenannte – »*Stunde Null*« hinaus.

Als Adolfs Awaren in Dänemark und Norwegen einfielen, war Friesenhenk nicht mehr zu halten. Ließ – in Absprache natürlich mit Marjan und Moss – einen Lift⁶³, beladen mit den besten Stücken der »Galerie van Kaan« (den Rembrandt will Mozes nicht aus seinem Gesichtskreis missen, immerhin ist der »*Rabbi*« seit mehr als 250 Jahren im Familienbesitz), nach Schottland speditieren, begleitete die Auslagerung, half auf Potter Castle der Rhonda, die Gemälde aufzuhängen oder in einem der unbenutzten Säle des Schlosses unterzustellen, und er kehrte heim nach Amsterdam, zu disponieren, was mit seiner jüdischen Lebensgefährtin, Mossy und Onkel Richard solle geschehen. Die diesbezüglichen Gespräche aber und Überlegungen zogen sich in den Mai hinein, und da war's zu spät.

Am Zehnten des Wonnemonds startete die Wehrmacht ihren Angriff auf das »*friedensfeindliche*« französische Reich und überrollte dabei die Grenzen der neutralen Nachbarn: Belgier, Luxemburger, Holländer.

Das zweite Opfer in der Geschichte des Luftkriegs heißt Rotterdam; die erste Stadt, die von deutschen Luftwaffenhelden in Grund und Boden bombardiert, war das baskische Guernica gewesen.

In den nur fünf Tagen, mutigen (doch ineffektiven), Widerstands der Niederländischen Streitkräfte flohen Tausende Zivilisten über's Wasser (neben dem Britischen Expeditionscorps beim Dünkirchener Dilemma) – in der Rathausstraße aber zu Amsterdam war man nicht schnell genug. Am fünfzehnten mußte die Oranjearmee kapitulieren – Belgien hielt sich noch 2 Wochen. Anders als ihr Kopenhagener, als ihr Brüsseler Kollege zog Königin Wilhelmina (samt Familie und Kabinett) es vor, die Heimat im Stich zu lassen. Man schiffte sich ebenfalls nach Britannien, zu den Vettern ein.

Zu wenig weiß zu ihrem Unglück die niederländisch-belgische Judenheit von den Greuel an ihren Brüdern in Deutschland, der Tschechoslowakei und voran in Polen – so kommt vorerst Panik nicht auf in den okkupierten Ländern.

»Die Gestapo wird bei uns keine Helfer finden gegen die eig'nen Landsleute!« irrt Mutter Marjan, Moss stimmt ihr (in gespielter Unerschrockenheit) bei. Doch der Nichtjude Henk weiß es besser. Zur Schande seiner Compatrioten.

In Zusammenarbeit mit dem RSHA errichten die (und es sind nicht so wenig Sympathisanten wie allgemein angenommen) die Konzentrationslager Vught, Amersfoort, Westerbork, bereiten die Jagd vor auf ihre Semiten. Richtet sich's anfänglich gegen die, schon vom Ansehn als orthodox erkennbaren Sefarden und manche Ostjuden (wie die Millionen in den alten Heimaten), beginnt die Sache bald System anzunehmen: wo ist der größte Reibach zu machen? Für Deutsche und Holländer (und Belgier und Flamen und...).

Ganze Handels- und Erzeugerbranchen sind (voran in Amsterdam, Antwerpen, Brüssel) in jüdischer Hand (ähnlich wie in Paris die Konfektion, in Wien und Berlin die Warenhäuser): Rohwaren, Kürschnerei und vor allem der Edelsteinmarkt. Das ist die Bereicherungsmöglichkeit für Besatzer und Kollaboranten⁶⁴. Dazu natürlich der traditionelle Gemäldehandel.

Die »Galerie van Kaan« ist ein jüdisches Unternehmen; wennauch eilig Gesellschafteranteile (rückwirkend) auf den de Vries übertragen werden.

Aber auch »*arische*« Kunstkreise in den deutschbesetzten Ländern werden nicht geschont: der – als Bildernarr bekannte – Reichsmarschall Hermann Göring organisiert höchstpersönlich (assistiert von Führer-Hoffotografen Heinrich Hoffman, der sich jetzt auch in Wien eingenistet und eine Gemäldehandlung am Opernring eröffnet hat) ein Expertenunternehmen, dem die Aufgabe zufällt, die besten und wertvollsten Kunstgegenstände da und dort aufzuspüren und (»Zwecks Sicherstellung«) zu requirieren.

Diese Diebsaktion anzukurbeln dauert naturgemäß einige Zeit. In diesen Wochen schaffen Henk und Moss ein gutes Stück nach dem anderen (aus den Rahmen genommen, daß es nicht auffällt) aus dem Haus (neben der Verlagerung nach Schottland sind's noch Dutzende valuabler Verkaufsobjekte) und in einen Lagerraum eines Speditionskantors in Amsterdam Noord. Da sind so viele Kisten und Collis wie Transportware deponiert, daß ein paar Mappen und Rollen (gut versichert, versteht sich) in dem Wust von Gütern untergehen.

Nur mit einem 2 mal 3 Meter großen Dix⁶⁵ gab's Schwierigkeiten. Da ist Mozes auf einen exceptionellen Trick verfallen, das Gemälde fortzubringen: er »*verkauft*« den riesigen Perserteppich aus der Hall, in den eingerollt das Bild ins Lagerhaus gelangt.

Zurück bleibt eine Reihe weniger guter Ware – einerseits um den Anschein zu erwecken, das Geschäft würde weitergeführt wie bisher, andererseits will man so Agenten und unsichere Kantonisten unter der Klientel täuschen; den – nun schon uralten – Rabbiner bringt Moss ins Versteck in der dritten Etage. Nun lächelt seine Mama nicht mehr über die »*Kinderei*« ihres Henk.

Und doch – so klug das Unternehmen auch geplant – muß man von Tag zu Tag rechnen auf den Besuch nazideutscher Kunden.



In Berlin herrscht zur Zeit bei den Cohenfreunden Sontag und Marhold hektische Unruhe. Neben der neuen Sorge, der um die Holländer wie Jean-Luc, ist die um Arny natürlich vorherrschend.

Via Dr. Liebmann in Wien aber hat man Gottseidank die Gewißheit, daß Christinens »Junge« noch gesund ist in seinem KZ – dazu ihren Ring, jenen Einkaräter hat ins Lager schmuggeln können. Bekam Bob eines Tags den telefonischen Anruf eines Unbekannten, der sich mit »Zahnärztliches Zubehör München« meldete und Industriediamanten für das technische Labor anbot: »Alle Sorten und Größen vorrätig – bis 1 Karat. Wir haben soeben eine solche Lieferung bestätigt erhalten von der Firma Arnhelm Kern, die uns Ihre Praxis empfahl.«

Seit der Kristallnacht und der Nachricht von Arnys Einlieferung saßen Kristine und Heiner immer wieder zusammen, Pläne zu schmieden, zu rätseln wie dem Armen helfen. Und nun – nach Ausbruch des Krieges – und weil auch die Situation in Polen, die Abtransporte von Juden allerorten nur mehr den Deutschen ein Geheimnis, die davon nichts sehen und hören wollen (die Lkw's, drauf die Aussiedler zu den Frachtbahnhöfen gekarrt, sind kaum zu übersehen), faßt Stine den Entschluß, nach Dachau zu reisen. Da will sie eine Besuchserlaubnis beantragen, obwohl jeder weiß, daß die Möglichkeit einen Lagerinsassen zu sprechen, praktisch ausgeschlossen. Ausgenommen prominente Fälle, und dies auch nur mit besonderer Genehmigung des Reichssicherheitshauptamts.

Und so marschiert eines Morgens Frau Kristine Marhold (die Nacht durchgefahren nach München und da umgestiegen in den Kurzzug) den Weg entlang, der von der Stadt zum KL führt. Mit ängstlichem Blick hat der Stationsvorstand ihr die Richtung gewiesen, und als sie auf der berüchtigten Straße ein paar Kinder traf auf dem Schulweg, sind die wie aufgeschreckte Hühner davongestoben, als sie fragte, ob's da ins Anhaltelager ginge.

»Hier kummt keiner net rein, derwo nix zum suchen hat da, guate Frau!« weist der ~~44~~-Posten am Außenstellenhäuschen sie ab, doch so leicht gibt die gute Frau sich nicht geschlagen.

»Guter Mann – ich trag Ihnen schon kein' Ihrer Schützlinge hinausnicht!« kontert sie auf echt pommersch – und der Maschinenpistolenbewaffnete feixt.

»San Se gar aus Ostpreiß'n, Muatter! Da hab I an olte Tant, die red' a so komisch daher!«

»Nich' weit von...« stellt Stine fest, »– und nu meld'n Se mir ebeneinfach an von Ihr'n Telefonapparat hierda, daß die mich passier'n lassen zu Ihre Lagerleitung!«

Da greift der Mann wirklich zum Hörer.

»Ja da wär a ältere Dame, die wo halt ganz unbedingt zum Herrn Kommandanten möcht' – ja – ja, an Moment glei' – – dann zu Stine gewendet »– wos wuilln'S denn da drin, Frau?«

»Dat werd' ick dem Herrn Leiter schon mitteilen!« und so drückt der 44-ler ihr doch wahrhaftig einen Laufzettel in die Hand, da schreibt sie ihren Namen drauf, und den soll sie abgeben an der Sperre und ihren Ausweis vorzeigen.

Infam verkündet die Inschrift auf dem wuchtigen Eisentor Himmlers Motto ARBEIT MACHT FREI, und noch drohender gibt sich der Innenposten, bis er sie dann mit einer Charge auf den Weg schickt zur Eingangsdienststelle.

»Schön' jut'n Tach allerseits! tritt die Frau an die Barriere, die den Sterblichen trennt vom Übermenschen.

»Also Se san der B'such wo so Sehnsucht verspürt zu uns!« scherzt der Biedere; Stine kriegt sogar ein kleines Lachen zustande.

»Na – wann'S scho amol herinnen sind, sagn's halt, was Eana Begehr!« – und sie sagt ganz einfach: »Ich möcht' gern den Herrn Kern sehen.«

Soviel Naivität, soviel echten Muts ist dem Scharführer noch nicht vorgekommen.

»Jaso –« kratzt der sich (ganz menschlich) hinterm Ohr, »– den Schutzhäftling Vierundachtzigvierfünfundzwanzig wolln'S reden...« (immerhin schuldet er dem ja noch einen gewissen Dank für das Dirndl seiner Holden).

»Na guat dann. Aber net länger als zehn Minut'n!«

Damit führt Sebastian Stinglhuber die alte Dame zum Haus des stellvertretenden Kommandanten. Da näht der Créateur grad am Hochzeitskleid dessen älterer Tochter, die wo nächste Woche den Stufü⁶⁶ vom Nobelblock (wo der österreichische Bundeskanzler und andere hohe Viecher einsitzen), den Ostler heiratet.

»Passen'S auf, Frau – I führ Ihnen da ein als Nähmateriallieferantin, da spar' ma uns a Massa Schreibkram!«

»An guaten Heilhitla wünsch I, Frau Sturmbannführer⁶⁷ – die Dame da bringt Eana Schneider Rüaschen und so fürs Festkleid von der Tochter. Wo hockt er denn der Kern??«

Und dann bringt die Frau Sturmbannführer die Kristine Marhold ins Hinterzimmer, das für die Tage umfunktioniert ist zum Cou-
turesalon.

»Herr Kern –« sagt sie höflich (für sie ist der Mann ein Künstler, der ihrer Vroni eine Robe hat entworfen wie einer Bayerischen Prinzessin) »da bringt Ihnen a Frau Zubehör.« Läßt Stine eintreten, schließt die Tür hinter ihr.

Arnold Kerns Füße kurbeln automatisch weiter das Pedal der Nähmaschine als er die Hände hochreißt. Einem Zusammenbruch nah sieht er an der Tür ein Gesicht, leuchtend wie ein Madonnenantlitz, auf das ein Strahl fällt der Sonne aus der Freiheit.

»Junge!«

Keine Silbe bringt Arny über die Lippen. Immer noch arbeiten seine Beine als wollten sie melden: »Jawoll gehorsamst – Häftling 84425 im Einsatz!«

Stine streckt ihre Arme aus nach ihm, ihrem Kleinen – und der flüchtet sich in diese wie als Kind nach erhalt'nen Schlägen. Dann verlassen den Mann die Kräfte. Wie ein hölzerner Hampelmann klappt er zusammen, gleitet am Körper der Frau zu Boden.

»Junge!!!«

Des Cohen Ohnmacht jedoch währt nur Sekunden.

»Nicht schlappmachen!« hämmert's in seinem Unterbewußtsein – zu eindringlich haben ihm die Moorsoldaten geschildert, wie der Wegner starb: durch Überanstrengung (gesundgeschrieben trotz einer schweren Bronchitis, Dr. Weissmann wurde dazu gezwungen) das Bewußtsein verloren bei der Außenarbeit, zuerst ein Tritt mit dem Stiefel von Rofü⁶⁸ Röllner, des gefürchteten Quälers, der draußen beim Torfstechen Bewachungsdienst tut und seine Rheumatismusschmerzen an den Häftlingen ausläßt, dann dessen Kugel.

»Stine!!« Jetzt erst nimmt Arny richtig wahr, was um ihn vorgeht. Läßt sich von ihr hochheben.

»Wie als Kind so leicht...« geht's der durch den Kopf (dreißig Pfund hat er abgenommen, obwohl er doch unter Dach werkt – dann sitzen die Beiden am Sofa, über dem (weißgestickt) zu lesen:

GRÜSS GOTT, TRITT EIN, BRING GLÜCK HEREIN!

Der Deutschen Kristine Marhold treibt der Spruch Tränen in die Augen – anders als das ›Arbeit macht frei‹.

»Du bist doch gesund, Junge?!«

Arny nickt. Will das Wunder nicht durch Worte verscheuchen. Das kann nicht sein, Tante Stine zu Besuch!! – Plötzlich durchfährt's ihn heiß: »Wie kommst du denn hier rein, ist dir was geschehen?!?!«

Stine holt aus ihrer Handtasche (hat der Biedere vorsorglich durchsucht, ein Auge zugeedrückt) eine Tafel Schokolade und zwei Orangen. Und einen pommerschen Spätkerststollen. Dies Gebäck hat dem Sohn ihrer Herrschaft in Stettin stets mehr Freude bereitet als die »jute Jabe Jottes«, die gebratene Gans aus ihrer Heimat. Arny kann Stine zuflüstern, daß ihr Edelstein sicher im Lager verwahrt ist »bis er einmal gebraucht wird«, und aus den zehn Minuten wird eine Viertelstunde, in welcher ihre ~~W~~-Eskorte nebenan von der Hausfrau gelabt mit echtem polnischen Slibowitz – vom Schwager aus Krakau geschickt, der da bei der Eroberung mitgewirkt. Dann reißt der Herr Scharführer sich zusammen, brüllt: »Kern! Besuchszeit um!« – klopft hernach aber brav wie er's gelernt daheim (ordentliche Metzgerfamilie die Stinglhubers in München-Moosach) an die Tür vom Hinterzimmer, und es tut ihm fast leid, dem Schneidermeister die Tante wieder fortholen zu müssen.



Sehr rasch hört Ljuba von der Errichtung eines Großghettos in ihrer Heimat: Lodz. Von den deutschen Organisatoren »Litzmannstadt«⁶⁹ getauft.

Über Auftrag des ZK der PPS, der polnischen Partei der Sozialisten, ist die Manasse von ihrer V-Gruppe als Kontaktmann eingesetzt worden zum polnisch-jüdischen Bevölkerungsteil – und dieser Aufgabe wird sie am besten gerecht durch eine Art Doppelleben: in der Kontuszowkastraße ist sie die arme Frau, der der Mann als Politischer verhaftet, der Kanzleileiter aus dem Fenster geworfen worden war – bei ihrer Tätigkeit für die Radomer verwandelt sie sich in eine bedürftige Witwe, die mal brave Markthilfe, mal als Exlehrerin Nachhilfeunterricht erteilt, mal als »mosaisch-Versippte« (Geschichten, Fakten weiß sie von Schwiegerpapa Dov selig genug) Einlaß findet in die unterschiedlichsten Gesellschaftskreise von Juden.

Als trauernde Gattin des Lagergefangenen trägt sie ihren richtigen Familiennamen, lebt zurückgezogen in der alten Wohnung von der Vermietung der Büroräume am Januszplatz, im Untergrund heißt sie *Oberska* und *Konec – Ljena* oder *Ljossa*. Gewohnt an das »Lj« ihres wahren Taufnamens verspricht sie sich so auch im Schlaf nicht – die (von Fachmännern gefälschten) Ausweise auf die diversen Decknamen im Täschchen.

Und als Schwester des Hilfspolizisten Karolić kennt die Ljuba sowieso kaum einer – hat sie doch lange Jahre (seit der Eltern Tod) den Ignâcy, der jetzt hauptberuflich für den deutschen Sicherheitsdienst arbeitet, nicht mehr zu Gesicht gekriegt. Auch nicht nach seiner Denunziation ihres Mannes.

Lodz liegt (kaum 100 km südöstlich des alten Cohenstädtchens Chludowo) viel näher am Reich als Lublin, hat ein gewachsenes Judenviertel, ist wegen seiner zentral-polnischen Lage bestens geeignet, in zahllosen Schtejtln und Ortschaften erfaßte »Individuen mosaischer Rasse« zusammenzuziehen.

»Das flache Land wurde von einzeln dort wohnenden jüdischen Familien gesäubert. Es war ein eisiger Winterabend... die in der Kolonne mitfahrenden Bauernwagen führten neben den Alten, Kindern und Kranken das armselige Gepäck der Umgesiedelten mit. Stumm zog das Volk durch die bitterkalte Nacht. Ein Bild des Leidens und Duldens.«

So wird's später ein Pfarrer dieser Stadt – Schedler – erzählen.

Die »Front zur Erneuerung Polens« kommt in Besitz der Kopie eines amtlichen Rundschreibens (entgegen Verrätern in den eig'nen Reihen wie dem Karolić gibt es sogar auf Seiten der deutschen Okkupanten Soldaten, Offiziere, die helfen!), »gez. Übelhör, Regierungsdirektor von Kalisch«.

In der Großstadt Lodz leben heute ca. 320 000 Juden. Ihre sofortige Evakuierung ist nicht möglich. Eingehende Untersuchungen aller in Frage kommenden Dienststellen haben ergeben, daß eine Zusammenfassung sämtlicher Juden in einem geschlossenen Ghetto möglich ist . . .

Nach Erledigung dieser Vorarbeiten und nach Bereitstellung der genügenden Bewachungskräfte soll an einem von mir zu bestimmenden Tag schlagartig die Errichtung eines Ghettos erfolgen, das heißt, zu einer bestimmten Stunde wird die festgelegte Umgrenzungslinie des Ghettos durch hierfür vorgesehene Bewachungsmannschaft besetzt und die Straßen durch spanische Reiter und sonstige Absperrungsvorrichtungen geschlossen. Gleichzeitig wird mit der Zumauerung bzw. anderweitigen Sperrung der Häuserfronten durch jüdische Arbeitskräfte, die aus dem Ghetto zu nehmen sind, begonnen.

Der Tag X ist geeignet für ein Geschenk: Führers Geburtstag des Jahres Vierzig. Der 30. April. Das teuflischste aber an der Tatsache, daß die Juden sich selber einmauern müssen, ist (so eruieren Ljubas Partisanenfreunde) der Andrang jüdischer Arbeitskräfte, die sich (gegen Gewährung von Zigaretten und Brotzulage) zum Baurupp-Übelhör melden. Parallel Rekrutierung einer jüdischen Hilfsordnerriege, die bald (Uniformkappe, Trenchcoat mit Koppelriemen, Stiefel, Armbinde) der ~~W~~ die Drecksarbeit abnimmt wie Zusammentreiben und Fortprügeln ihrer Glaubensgenossen.

Wenn Jan mit den Anderen auf dem großen Sachsenhausener Appellplatz antritt, schreien schräg hinter ihm die schönen deutschen Worte

Wahrhaftigkeit - Opferinn - Liebe

in gotischen Lettern von den Barackenwänden, **⚡**-Siegrunen darüber – hinter den Gebäuden die Mauer, der Zaun, die Welt.

363213 trägt die obligate, längsgestreifte Häftlingskluft mit jener Nummer drauf, eine runde Mütze sowie gute, winterfest-klobige Schuhe (vom Klub organisiert) – seine Zivilkleidung, in der er in Warschau verhaftet worden war, im Depot.

Nach den frostigen Schneewochen und der Gewöhnung an das kanonenförmige Rohr des MG oben zu Jans Linken, läßt er das Zeremoniell der täglichen Parade an sich vorübergehen wie die Kameraden auch. So man nicht selber betroffen, so man nicht herausgeholt wird aus seiner Reihe zu irgendeinem unsinnigen, nicht selten aber letal endenden Strafempfang, wenn man seine Gruppe hinter sich weiß und wenn die zusammenhält, überdauert man die Stunden des Strammstehens (vor zwei Wochen, nach dem Ausbruch von drei Zigeunern während der Außenarbeit, hat's von vier Uhr Früh bis nachmittags gedauert), die Tage, die Nächte im Lager.

Wenn's einer gesundheitlich schafft. Allein der Manasse, Sohn einer Cohenmutter (Sechziger schon, stark doch wie ein Vierziger), schöpft Kraft aus zwei Faktoren, die Zehntausende andere KZler missen müssen: jemand draußen zu haben, auf den man sich bis zum letzten Atemzug verlassen kann, Freunde drinnen, die einen nicht fallen lassen.

Obendrein funktioniert der Kontakt zur »Heimat« (alles draußen ist Heimat den Gefangenen) bei den Politischen wie der Wehrmachtsbericht, der aus den Volksempfängern der Wachen plärrt. Mit dem Vorteil, daß die Nachrichten wahr.

So ist Jan gefaßt, auch wenn er via Kanäle⁷⁰ des Hans Bock von schier unvorstellbaren Grausamkeiten erfährt – von Deutschen an Polen begangen, und auch seine Blockgenossen sind ruhiger als Andere, die nicht wissen, was um das Lager herum vorgeht, wie's mit ihren Lieben steht – gar ob die überhaupt noch am Leben.

In diesen Tagen beruft der Klub sich ein: es ist Nachricht eingetroffen von den Lodzern über die Errichtung des Ghettos, aus Radom – von Ljubas Kader – liegt eine (gut verschlüsselte) Meldung vor, daß die Manasse nun in Warschau die Verbindungen aufbaut zur jüdischen Bevölkerung.

»Genosse –« wendet Seitz sich an Manasse (für ihn gehört der dazu, wenn auch seine Verhaftung als Partisan lediglich auf den Rachegeleuten seines Schwagers basierte) »– was würdest du dazu sagen, wenn du in dieses Litzmannstadt abkommandiert werden könntest?!« – »Ich versteh' nicht –«

Da erklärt der Altsozialist dem Liberalen den Plan. Es werden Vertrauensleute gesucht, die – in das erste Ghetto Polens (mit Sicherheit werden weitere von der ~~W~~ errichtet) eingeschleust – dem Judenrat (von den Besatzern ernannt, anzunehmen daher, daß dem »loyale« Männer angehören, deutsch-manipulierbare) zur Seite stehen, ihm quasi auf die Finger sehen sollen.

»Aber wie solltet Ihr mich dahin...«, also wird ihm auch noch expliziert, wie so ein Manöver vor sich geht.

Drei Wochen danach wird der Warschauer zur Lagerleitung beordert, erschrickt zu Tode, daß zu Hause vielleicht etwas passiert sein könnte, doch der Keller, neben dem er beim Straßenbaukommando arbeitet, zwinkert ihm ermunternd zu. Also geht Jan zum Rapport, wo er den Pfarrer Arntz antrifft im Kreise der Schwarzen.

»Schutzhäftling Sechsenddreißigzwounddreißigdreizehn meldet sich!« röhrert der Befohlene forschdeutsch – damit macht man sich beliebt bei den »Herren«.

»Rühren!« kommandiert ein jovialer Höss – sonst doch nur von seiner schlechtesten Seite bekannt.

»Ihr Blockältester – (der Sturmbannführer redet Jan mit »Sie« an, was freundlicher klingt als das übliche »du Juden-« oder »Kommunistensau«) – hat Sie dem Pfarrer hier für eine Aktion vorgeschlagen, die mir durch den Kopf ging.«

Natürlich hat man dem Unterkommandanten das Ganze so vorgetragen, daß er die Idee als sein geistiges Eigentum vorzustellen vermag, alsdann gibt der dem Manasse seine Entscheidung bekannt: Verlegung ins Wohngebiet von Litzmannstadt, dem zuständigen Ältestenrat als ordentlich deutschsprechend (*»Die mauscheln dort ja Alle!«*) und als ordentlich amtsbekannt beizugeben.

»Sie werden mir doch da keine Schande machen, Mann?! – Denken Sie an Ihre Frau zuhause – der würde das Sorgen bereiten...« schiebt der Ehrgeizige süffisant nach.

Der Art kommt der letzte Pole unsere Familie ins Ghetto.

Der Tag nach Errichtung des Lodzer Wohngebiets, der 1. Mai war wiederum ein deutscher Geburtstag: der von Menschen Hand geschaffenen Einrichtung, die alle Schrecken, alle Greuel, alle Tötung von Menschen durch Menschen seit Menschengedenken in den Schatten des Schnitters Tod soll stellen.

Auschwitz.

Hundert Meilen westlich von Tarnow, Heimatstadt der Wiener Landaus, Wahlheimat des Cohen Moses, des Begründers der Kahn-Linie. Am Städtchen Oświęcim⁷¹, auf der Straße von Kattowitz zur Grenze des Protektorats.

Zum Befehlshaber, Richter, Henker dieser Mordfabrik wird der Adjutant des Konzentrationslagers Sachsenhausen-Oranienburg gemacht, jener Mann, der dem Jan Manasse die Freiheit geschenkt, die Freiheit in den Ghettomauern von Litzmannstadt: Rudolf Höss. Bis zum Jahr der Einlieferung Kerns in Dachau Dienst getan, als überzeugter Antisemit und Nationalsozialist rasch aufgestiegen in der Hierarchie der schwarzen Schergen des dritten deutschen Reiches, Mitglied der NSDAP seit 1934, ~~W~~-Mann – von Kriegsbeginn an auch Soldat der Waffen-~~W~~.

Der Tragödie letzter Akt hebt an.



V.

Zum Sommerbeginn kapitulieren die Franzosen. Am folgenden Tag, dem 22. Juni wird der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet – der alte, gallische Militär Marschall Philipp Pétain, der doch im letzten Krieg gegen die *Bòches* die Revoluzzer und radikalen Waffengegner in den eig'nen Reihen blutig hat niedermachen lassen, wird erster Mann im Schattenkabinett des besiegten Landes, südlicher Teil: die sogenannte »*Vichy-Regierung*«.

Jean-Luc, der Kriegsinvalide – in seinen Fünzigern bereits – konnte diesmal die Heimat nicht mitverteidigen; jetzt aber, als die Knobelbecher deutscher Krieger wie anno 1870 auf den Champs-Elysees dröhnen, als Wehrmacht und Gestapo ihr schauriges System auch in Frankreich aufrichten, beschließt der Cohèn, doch in den Kampf einzutreten. Via die (noch neutralen) Amerikaner der Familie hat er Nachricht über Jans Verhaftung, Ljubas neue Kreise, und nun streckt auch er, Jean-Luc seine Fühler aus, sich demselben Widerstand anzuschließen, dem gegen den Naziimperialismus. Um Überraschungen, Denunziationen seitens der politischen Gegnerschaft im Lande (die Rechte der alten La France blüht auf) zuvorzukommen, verzieht Monsieur offiziell nach Bordeaux zu seiner Mutter (seit langen Jahren kein gegenseitiger Besuch mehr), inoffiziell schläft er bei Freunden in der rue du Temple – Metteursmenschen, bei denen Großvater Barnawe nach seiner Ankunft aus Berlin zu arbeiten begann (er übernahm ja später den, der Druckerei angeschlossenen Verlag); wo er als Linksjournalist sich sicherer weiß.



Der heiße Sommer, der mit dem Dreimächtepakt abschließt: Deutschland – Japan – Italien (durch Achsenverlängerung rückenge-stärkt, fällt Mussolini über Griechenland her), leitet die hohe Zeit ein jenes Hitlerismus.

Zwei Jahre wird nun in (eben auch nicht so braunen) Kreisen der Triumph im Osten und Westen voll ausgekostet: die großen germa-nischen Träume, die »*polnische Wirtschaft*« durch eine deutsche zu ersetzen, den »*Frantzmann zu hau'n*« sind wieder Wirklichkeit. Und als Tüpfelchen quasi auf dem »i« haben die (noch) lachenden Landser auch das Sagen in Skandinavien, in Belgien und Holland. Schweden bleibt verschont wie die Schweiz. Adolfs Herren brau-chen neutrale Basen in Europa, diplomatische, wirtschaftliche Aktionen durchzuführen mit der Restwelt.

Die Chronik berichtet in dieser Frist:

Jan trifft in Lodz ein und wird Mitglied des dortigen Judenrats (die Chronistin erhält die Nachricht anderntags durch ihre Rado-mer); Arny schneidert weiter in Dachau; in Stettin sind seine Halbschwester Karoline und Stiefmutter Ingeborg in Hochstim-mung wie Millionen Volksgenossen; die Wiener – Else und Sohn – leben sich in der Gemeinschaftswohnung ein, Peter geht mit Edith Schnitzer; Hans faulenzte wie gehabt in Jugoslawien; die van Kaan in Amsterdam stöhnen unter der deutschen Herrschaft; die Potter in Schottland zittern vor einer Naziinvasion; in New York sorgt man sich um die Angehörigen in Europa; in Los Angeles haben die Kahn fußgefaßt, Eduard und Barbra sind ein glückliches Paar.



»Aber was soll mit den Juden geschehen? Glauben Sie, man wird sie im Ostland in Siedlungshöfen unterbringen? – Man hat uns in Berlin gesagt: ›Weshalb macht man die Schererein?‹ Wir können im Ostland auch nichts mit ihnen anfangen, liquidiert sie selbst...«

Also läßt Generalgouverneur Frank sich vernehmen, als er aus Himmlerkreisen angeschissen wegen »Laxheit« in Sachen »Umsiedlung«. Für ihn aber ist es zum Zeitpunkt der Debatten ausgeschlossen, ein, zwei – gar mehr Millionen Juden aus dem Westen »aufzufangen«, zu den Millionen in Polen selbst. Und es scheint auch wahrhaftig ein Tagtraum Heydrichs und des Eichmann in der Wiener Zentralstelle. Allein die Kosten der Transporte, die tausende notwendigen Wachmannschaften für die »Zusammenziehungsstätten«, die Verpflegung und ärztliche Betreuung (weniger der Kranken als zur Eindämmung der Seuchengefahr) muten an wie eine Utopie. In der Realisation von Utopien aber sind die Deutschen groß.

Und da ergeht als Schritt drei (der erste war die Aufnahme von Deportationen aus dem Österreichischen nach Lublin, der zweite Litzmannstadt) am 16. Oktober der Befehl des RSHA zur »Einrichtung des Ghetto Warschau«.

Zu der Zeit ist Jan schon vier Monate in Lodz – die Meldung erreicht ihn (via Ljubas Gruppe) sofort, und so fürchterlich der Anlaß auch sein mag, er sieht damit die Hoffnung nahen, zurück in die Vaterstadt zu kommen, der Seinen nicht mehr so fern. In Sachsenhausen doch einiges gelernt von Organisation, Menschenführung – imposante Erscheinung, ruhig, sicher auftretend ist der Manasse (wieder in seiner Zivilkleidung) im Ghetto Litzmannstadt auch bei der ⚡ positiv aufgefallen (die Abkommandierung durch Höss persönlich aktenkundig); und er mimt auch listig auf streng, kann so seinen Leidensbrüdern besser helfen als mit denen herumzubrüllen, wie And're im Ältestenrat es tun und damit deren Vertrauen verspielen.

Die Rache jedoch, die der Anwaltssohn den Mördern geschworen, als sein Freund Leibowitz aus dem Fenster gestoßen, will – nicht ruchbar werdend doch stetig – geschürt sein.

Die Schnitzerwohnung liegt schrägt gegenüber auf Nummer 8.

Der alte Tandelmarkt hat längst von der schmalen Gasse auf den großen Platz gedrängt, an dessen Ecke das Haus, da die Wollaks jetzt im ersten Stock leben. Die 3 Zimmer-Kabinett-Wohnung mit Küche und Klo müssen sie sich mit den Pechts teilen: geschieden auch die Judenfrau, Sohn Alfred M I wie Peter, »schützt« ebenfalls seine Mutter.¹

Unten am Hollandmarkt (mündet in die Hollandstraße, die zur Salzthorbrücke hinaufführt über den Donaukanal) ein Treiben wie im Frieden: neben den Kleinmöbeln und Talmiantiquitäten (der Tandhandel selbst ist übergesiedelt auf den Franz Josefs-Kai, gleich neben der »Lies'l«) billige Kleider und Schuhe, Taschen, Gürtel (kunststoffgefertigt – so Bezugscheinfrei), und an der anderen Ecke, Richtung Schiffgasse weiter Obst-, Gemüse-, Grünwarenstände, bei denen einst Trude Grünzweig sich berühmtgemacht als Kind.

Der Laden, in dem damals ihres Vaters Werkstatt eingerichtet, ist zur Chemischen Reinigung geworden – »Putzerei« im Volksmund, wo »Frau Gisa« auch Ausbesserungsarbeiten annimmt und sie in Heimarbeit weitervergift, so sie nicht (wenn es ruhig im Geschäft) persönlich Nadel und Faden führt. Wo Meister Josef zuschnitt und nähte, breitet sich eine Stellage aus für die Annahmestücke, hinten (im Wohnraum, da Reisel mit ihrem zweiten Gatten glücklich gewesen) hängen die von der Fabrik zurückgelieferten, gereinigten Waren, wo der kleine Schneidermeister noch mühsam mit dem Kohleneisen bügelte, wird heute dampfgepreßt: die Herrenhosen in zwei-drei Arbeitsgängen, die Sakkos gedämpft. Und da ringsum (noch) tausende Juden hausen (alteingesessene wie zugewiesene), geniert Frau Gisa sich nicht, diese zu ihren besten Kunden zu zählen (und dabei gut zu verdienen – ihr Onkel war seinerzeit der Pächter der Grünzweig'schen Schneiderei, so ist sie bekannt in der Gegend).

Die »Putzereitante« ist überhaupt nicht antisemitisch eingestellt (welch rühmliche Ausnahme in »gut«-Wiener Kreisen!), gesteht dem Peter bald, daß sie als junges Mädchen einen jüdischen Freund hatte – Fußballer von der HAKOAH, der sogar einmal mit dem berühmten Sindelar im »Wunderteam« gespielt.²

Vater und Mutter Schnitzer betrachten den blonden »Halbarier« Wollak fast als einen jungen Schwiegersohn (was weiß man, wie die Zukunft der armen Edith aussehen mag...): Hand in Hand marschieren die Beiden durch die Straßen, küssen sich im Augarten (da vor einem Halbjahrhundert Herr Dr. Adler Großtante Luise angehimmelt), schmusen im dunklen Tageskino (FÜR JUDEN VERBOTEN, Peter aber schmuggelt Edith ein) – ein sexuelles Verhältnis jedoch kommt nicht auf. Nicht nun etwa, daß Peterle allzu schüchtern wäre (die Sprechhemmung hat sich weitgehend gelegt – nur wenn er wütend wird, stottert er noch ein wenig), irgendwie aber hält die jungen Menschen, Kinder fast noch, der Druck hinsichtlich der drohenden Verschleppung der Schnitzers vom letzten zurück. Wo man auch die Aushebungen aus nächster Nähe beobachten kann: in der alten Schule Ecke Malzgasse hat die Zentralstelle ein Durchgangslager eingerichtet – Matratzen in die leeren Klassenzimmer schaffen lassen, und da bleiben die Familien, die man aus ihren Wohnungen geholt, 2 bis 3 Tage, während die Transporte zusammengestellt werden und dann vom Ostbahnhof abgehen.

Letzte Woche hat in der Malzgasse eine spektakuläre Flucht stattgefunden: ein Pärchen warf nachts vom 1. Stockwerk Strohsäcke aus dem Fenster und ist hinterhergesprungen. Und nicht erwischt worden. Seitdem patrouilliert ⚡ um das Gebäude. Ein kleines KZ mitten in der Wienerstadt.

In jenem, nun noch schizophreneren Österreich gibt's in dieser Jubelzeit auch Menschen, nichtjüdische Menschen, die aus den Ereignissen, aus der Unmenschlichkeit, die sie umgibt, der sie nicht selten mit den Weg bereiteten, gelernt haben. Der Heinz Kramer, die Leopoldine Wally unter ihnen. Unterschiedlich die Motive jener, die zu denken gewillt, menschlich nachzudenken über das Verbrecherische des NS-Systems.

Die Poldi:

mit 17 von ihren Eltern mit ihrem armseligen Ackergrund als Stubenmädchen in Dienst gegeben zum Professor Kahn nach Wien (Haupttreffer der Wallys – jeden Monat konnte die Tochter Geld nachhause schicken, bekam dazu nach und nach von ihrer Herrin, der Edlen von Salten eine komplette Aussteuer geschenkt), gut

katholisch und doch judenfreundlich, weil im Heimatdorf zur Schule gegangen mit der kleinen, kraushaarigen Essi³ vom Orts- greisler Samuel Daniel – trotz gewisser Verachtung der anderen Kinder ihre Freundin gewesen, einiges erfahren über die wahren, wertvollen Gebräuche der Israeliten, im frühen Dienststand doch ein Pantscherl gehabt mit einem Judensohn, dem Hausherrnfilius.

Der Heinz:

Sohn des einfachen Kleingewerbetreibenden Gottlieb Kramer (früh verstorben), als Junge bereits gelernt, was »*anständiger Antisemitismus*« – die Luegerversion der Wiener, das Sich-zur-Wehr-Setzen gegen die jüdische Konkurrenz, deren »*Geschachere*«, nach dem Kriege (den doch als Fußkranker im Hinterland überdauert) in »*völkisch-deutsche*« Kreise geraten, die post-Schönererschen, als Endvierziger endlich eingetreten in die illegale NSDAP – trotz Freundschaft zum »*Dreivierteljuden*« Edi, trotz selber eigentlich-nicht-Antisemit-Sein. Und dann die Stunde der Erfüllung, der 12. März 38. Danach die Ernüchterung.

»*Sei froh, daß d'a jüdische Mutter hast!*« sagt Kramer zu Peter. »*Sonst wärst' auch a Nazi g'worden...*«. Und der wird erst viele Jahre später verstehen, welch Weisheit dieser Spruch birgt: der großdeutschen Verführung ist eigentlich nur zu widerstehn, wenn Einer das Glück hat, antifaschistisch, »*unddeutsch*« erzogen worden zu sein; oder jüdisch selbst.

Die Kahn-Villa, da Heinz und Poldi jetzt in »wilder« Ehe zusammenleben (es hat sich so ergeben – und der Mann ist auch nicht bedrückt, daß die Seine sich einmal in nichtarischer Hand befand), wird vom neuen Besitzer geschickt genutzt: die Laborräume im Souterrain sind intakt gehalten, Herr und Frau Hausbesitzer leben bescheiden in der kleinen Gärtnerwohnung, der wie üblich hintenhinaus geleg'nen, und die erste und zweite Etage mit dem Wintergarten und der Bibliothek im Mezzanin⁴ hat Kramer schlau vermietet an einen spanischen Kaufmann, den Enrique Sanchez aus Valencia.

»Geschäftstüchtig com'un judío!«,⁵ hat Señor Südfrüchteimporteur sich gewundert, als der Vermieter in den gf. Vertrag den Passus aufnehmen ließ, daß die Hälfte des ausbedungenen Monatszinses von des Mieters Handelsgesellschaft direkt auf ein Bankkonto in Madrid fließe. Damit will Heinz dem Edi ein Depot einrichten in einem Land, das hoffentlich nicht in kriegerische Auseinandersetzungen mit den USA zu treten beabsichtige.

Und was dieser Enrique zu erzählen weiß über seine Heimat, deutet drauf hin, daß Franco zwar ideologisch auf Hitlers Seite steht (doch auch in dieser Beziehung macht der Caudillo eine Ausnahme: der Antisemitismus – in Spanien wird keinem Juden auch nur ein Haar gekrümmt, vielmehr helfen die Botschaften in Europa nicht wenigen nichtarischen Verfolgten zu fliehen) – wirtschaftlich aber liebäugelt die Falange mehr mit den, noch neutralen, Vereinigten Staaten und den lateinamerikanischen Ländern im Süden des Neuen Kontinents.

In diesen Herbstmonaten des Jahres 1940, da er sechzehn wird, gibt Peter Wollak – nach einem heftigen Streit mit seinem Vater, da der ihn ohrfeigt – seine Tätigkeit als »Schammes« im Musikhandel auf. Er mußte aber auch wirklich alles und jedes tun in den Räumen der Firma, nachdem sein Herr Papa am Ende noch den alten Expedienten entlassen: die Gänge zum Postamt in der Wallnerstraße, einpacken, versenden und sogar die Verlagsräume fegen – »auskehren« wie man sagt in Wien.

Der Jüngling besitzt zwar noch nicht den Durchblick zu erkennen, daß der Vater den Betrieb durch Kleinkrämerei ruiniert – instinktiv aber fühlt er, daß hier das Lebenswerk von Generationen Maurer verebbt. Dazu sieht Peterle mit zunehmend kritischem Auge, mit welchem Gebaren Wollak senior der verlassenen Gattin begegnet: sich als quasi noch-verheiratet gerierend, spielt er den Noblen, liefert fleißig Brennmaterial an, daß der Dauerbrandofen nicht ausginge – er kommt aber nicht bloß für den Lebensunterhalt von Frau und Sohn auf (plus den monatlichen Überweisungen an den Stammhalter), Johann Wollak hält seine Familie weiterhin

davon ab, sich eine eig'ne Zukunft aufzubauen (wenn's sowas überhaupt gibt für Nichtarier im Reich). Mit seiner Alimentation (*»Was ist das für eine Farce?!«* erschreckt Sohn Peter Frau Wollak: *»Was von den Kahns, der seligen Oma und Onkel Richard im Kohlengeschäft versackt ist, wär' mehr als genug für uns, sich selbständig zu machen und auszuwandern!«*) meint der Herr Großkaufmann (seine überhebliche Selbsteinschätzung von einst hinsichtlich *»anständiger Nichtjuden«* aufrechterhaltend), seiner Pflicht genüge zu tun. Was wunder, wenn sein Mischlingssohn sich stärker zur semitischen Front hingezogen fühlt – und doch wird sein Verhalten dieserseits gerügt.

»Ist er nicht fürsorglich, bringt er nicht genug, daß wir leben können?!« will seine Frau Mama ihre zweite Ehe von ihrer Warte aus sehen – verdrängt verbohrt die Tatsache, daß der Gatte sie nach neunzehnjähriger Verbindung im Stich gelassen, will nicht wissen, wo – mit wem gar – er jetzt lebt. Und da kommt's so weit, daß Peter einfach aus dem Haus geht, wenn sein Vater turnusmäßig zu Besuch kommt.

Die Gertie ist da glücklicher: ihre Mamma ist nicht davongelaufen, sie ist gestorben. Und ihr Vater liebt die neue Frau, die wirklich alles tut, der Stieftochter den Verlust der leiblichen Mutter vergessen zu machen, dem mosaischen Mann eine gute Gefährtin zu sein. Darüber hinaus fühlen die Liebmanns sich relativ sicher, die Praxis floriert – und immer noch nicht denkt man daran, daß Gertrude doch Geltungsjüdin.

Mischling Nr. 3: Kitty Nagy lebt ihr gewohntes Leben, Nr. 4: Hans Wollak das seine in Agram, und Nummer 5 im Cohencirkel, die Karoline zimmert an jenen Tagen (von der forschen Mutter unterstützt) ihre NS-Karriere, meldet sich freiwillig zum Reichsarbeitsdienst. So wird sie fortgehn können aus Stettin, den Nachstellungen entrinnen wegen des nichtarischen Herrn Papa. Ergo fiebert sie ihrem 15ten Geburtstag entgegen, denn mit Beginn des sechzehnten Lebensjahres kann ein verdientes Mitglied des BDM, des Bundes Deutscher Mädchen eintreten in die braune Maidenkolonne des PG von Tschammer und Osten.⁶

In Amerika, wo es so einen Unsinn wie ›Halbjuden‹ nicht gibt (das faschistoide in den Staaten beschränkt sich eben vorerst auf die Neger, die schwarzen Mischlinge) sehen die Kinder des verstorbenen Katholiken Coltrone, Aurelia und Sam sich (wie Peter und Gertie) fast automatisch im Widerstreit gegen den Rassenwahn der Deutschen. Desgleichen die anglikanische Christin Margret in Schottland.

Seltsamerweise sind die Cohen – und Landaunachkommen jüngster Generation durch die Bank Kinder aus mosaisch-christlichen Verbindungen – bis sich dann der zweiten, der neuen US-Linie: Edi-Barbra (das Mittel»a« doch dem landesüblichen Englisch gewichen) ein echter, kleiner Jude ankündigt.

Als Jean-Luc gefragt wird, unter welchem Decknamen er für den Maquis arbeiten will, sagt er ohne langes Überlegen: »*Marc*«.

Ein eintatziger Tiger.

Wie viele Stunden ist er vor dem Gemälde gesessen, als es noch in der Galerie Guggenberg hing – jetzt hat man das Raubtier nach Übersee in Sicherheit gebracht vor den Raubtieren, die auch Frankreich seiner Schätze berauben. Marc kann noch die Pranken der edlen Bestie vor sich sehen, wenn er die seine ballt wider Jene, die ihre, seine Heimat verraten.

Und wie in Holland sind dies nicht nur ein paar Mann Verirrte: von der ersten Stunde an, der Stunde der deutschen Naziherrschaft, hat sich eine Heerschar Volksverräter, Kollaborateure der glorreichen La France rekrutiert. Der Same, den die welschen Kreuzler verspreut, der Keim, den die Dreyfusjäger begossen zur Jahrhundertwende – die Halme, die in den Zwanzigern und beginnenden Dreißigern contra die Volksfront, contra 1789, 1830, 1848 wogten, tragen exkrementöse Ähren.

Wenn Schreiberin Manasse sich in einsamen Abendstunden ans Cohenbuch setzt, blättert, sieht sie die Geschichte der Juden Europas (plus ein wenig Amerika) in historischer Klarheit: nach der Vertreibung aus dem Heiligen Land, nach heldenhaftem Widerstand gegen asiatische, europäische Eroberer und Besatzer der aufkommende Haß ihrer geistigen Erben, der Anhänger jenes Jèschu bar Jussef, des Israeliten, den jene posthum und ohne seine Zustimmung (der Mann starb auch als Jude, als König der Juden gar, wie die Kreuzesinschrift besagt: INRI) zum Stifter einer neuen Glaubenslehre gemacht, die doch nichts verbreitet als manipuliert jüdisches Denken, begann der lange Prozeß der Diàspora, parallel die unselige Macht Roms über so viele Lande, die von jenem Ungeist geschürten Züge deutscher, angelsächsischer, welscher Ritter gen Jerusalem, die am Wege dezimierten, gebrandschatzten Judengemeinden, die Flucht nach dem Osten, die Rückkehr in die Heimat, die deutsche, der Dreißigjährige Krieg, wieder Polen – später gewaltsam geteilt in eine russische, eine deutsche und eine österreichische Zone, die Feldzüge gegen die bösen Nachbarn (mosaische Kämpfen auf beiden Seiten), die Pogrome unter der Zarenknute. Die erste, weite Wanderung über den großen Teich.

Endlich das Aufkommen der neuzeitlichen Hebräerhatz, des Antisemitismus; Bismarck, Wilhelm, Lueger, Hindenburg – weiter das Deutschtum allzuvieler Juden, Hitler, Himmler, Heydrich.

MORD.



Die »Aktion Bürckel«⁸ und die, nahezu hermetische, Abriegelung des Warschauer Wohnbezirk für Juden runden das Jubeljahr ab.

Kein Jubel unter den Zehntausenden, die mit erstgenanntem Verbrechen aus Baden, dem Saargebiet wie jenem Gau, in welchem vor nahezu 1000 Jahren die Cohenmischpachà aus Spanien Heimat fand – der Pfalz, nach Südfrankreich abgeschoben werden (Durchgangstation nur den Meisten Richtung Tod), keine Hochstimmung unter denen, die mit Aufrichtung der letzten Absperrschranke zwischen dem Ghetto und dem »freien« Teil der polnischen Hauptstadt am – mit Brettern vernagelten – Geschäftslokal des Tarnowers Janusz, des Tarnowski, von der Außenwelt zum Untergang verurteilt.⁹

Am Tag, da eine deutsche Baufirma (sich die Konzession zur Errichtung der Ghettomauer unter den Nagel gerissen – der rasch einberufene Judenrat mußte selber das Geld aufbringen für die Arbeiten: zwei Ziegel breit, Mörtelputz mit Glasscherben versetzt, das Erklettern zu erschweren) in der Swietokrzyska Ulica den letzten Stein setzt, fährt Frau Aljossa Konec zu ihrer Zelle. Anders als jüdische Polen, denen mit Verordnung vom Januar das Benützen der Eisenbahn verboten, kann Ljuba, die Christin sich eine Fahrkarte kaufen nach Rutawy, da eine angebliche Nichte zu besuchen. Dort (Umsteigestation zum Zielort) betritt sie das Gebäude, das ihr beschrieben, wird im Hausflur bereits von einer jungen Frau erwartet, und man verläßt gemeinsam den Treff durch einen – nach hintenhinaus gelegenen – Laden eines alten Kupferschmieds, jetzt Blechpfannenflicker und Kontaktstelle der Partisanen.

Umsichtig vergewissert sich die Genossin, daß ihnen keiner gefolgt, dann besteigt man einen unauffälligen Lieferwagen in der Querstraße, Richtung Radom.

Die polnischen Sozialisten sind nicht seit gestern erst, seit Besetzung des Landes durch die Deutschen Gejagte. Vor nahezu 50 Jahren bereits – 1893 – wurde die PPS (illegal, versteht sich) gegründet: der Kongreß bestand aus einem Dutzend Figuren, die sich in den Wilnaer Wäldern ihr Ziel setzten: Errichtung eines »Unabhängigen Sozialistischen Polen«.

Dünkte dies Vorhaben bis 1914 schierer Schein hinsichtlich der nahezu uneingeschränkten Zarenmacht (vertreten durch die – jedermann observierende – Ochrana), schloß sich ihm doch jener Mann an, der später als Retter des Vaterlands gefeiert werden sollte: Josef Pilsudski. Dann aber hatte die Kommune im (rechtsorientierten) Staat kaum mehr Ursache zu jubeln: der, zum Marschall avancierte, Amateuroffizier war längst abgesprungen, auf eine (opportunistische) Linie eingeschwenkt mit Gesinnungsgenossen – von den linientreuen »*Internationalisten*« verächtlich (und treffend) als »*Sozialpatrioten*« apostrophiert.

Die spirituelle Führung und entschiedene Gegnerschaft zu jenem Pilsudski wurde von der Jüdin Rosa Luxemburg verkörpert, die dann nach Deutschland ging, besser: floh, nach Zürich emigrierte, wo sie's zum Zusammenstoß kommen ließ mit der Mehrheit der Genossen am »*Internationalen Sozialistenkongreß*« von 1893, der sie – die junge Kämpferin – ganz einfach ausschloß. Leib Landaus Diskussionspartner Victor Adler schimpfte die Warschauerin prompt eine »*doktrinäre Gans*«, kreierte ihren späteren Spitznamen »*der hysterische Materialismus*«, und er empfahl in einem Brief an Rosas väterlichen Freund Karl Kautsky¹⁰ (Jude auch übrigens), daß »*alle diese Emigranten der Teufel holen*« solle. Die »*rote Rosa*« aber ließ sich weder von heimatlich-rechtsabgedrifteten Renegaten vom Schlage der Pilsudskis noch von österreichischen und deutschen Parteifreunden ins Bockshorn jagen: drei Jahre später – in London – setzte sie ihre erneute »*Zulassung*« durch, schuf damit eine zweite polnische Delegation; worauf der Anführer der (im kaiser- und königlichen Landesteil erlaubten) Sozialdemokratischen Partei, Ignac Daszinski aufstand und wie wild aufschrie: »*Wir können nicht dulden, daß unsere Bewegung unter solchen Lumpen (!) leidet wie Fräulein Luxemburg! Wir müssen unsere Armee befreien von einer Bande publizistischer Räuber, die unsere Freiheitsbewegung vernichten will!!*«

Von Berlin aus, wo die Attackierte dann Heimat nahm, focht sie weiter für den polnischen, den »*wahren*« Sozialismus – landete zu Beginn des letzten Kriegsjahres wieder einmal im Gefängnis, notierte da voll der bösen Ahnungen:

Das Heilmittel, das Lenin und Trotzki gefunden zu haben glauben – nämlich die Beseitigung der Demokratie überhaupt, ist noch schlimmer als das Übel, das es steuern soll . . .

Die rechtschaff'ne Rosa wurde in Jahresfrist von Unmenschen ermordet, Vorboden eines »nationalen Sozialismus«, welchem ähnlich in Polen ihr politischer Gegner Pilsudski huldigt. Die »*Revolutionäre des Kriegsvorbereiters*«, als den die Luxemburg jenen bezeichnete, der im galizischen Exil seinen »*Schützenverband*« aufgestellt, hat sie mit »*Lumpenproletariat*« abgekanzelt, das ja dann Schulter an Schulter mit dem deutschen und österreichischen Aggressor »*gegen den russischen Bruder*« marschierte.

Die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen sahen die polnischen Sozialisten zuerst an Seiten ihrer sowjetischen Kameraden, deren Parteiführung allerdings im Sinne hatte, nebenan ein Satellitenregime einzurichten. Kopf der PPS, die infamer Weise dem zustimmte, war Feliks Dziernski – eine Gestalt aus den Angstträumen der toten Rosa: Gründer und Chef der »*Tscheka*«, nun Stalins Geheimer Polizei.

Und doch mißlang diesmal die russische Besetzung des »*sozialistischen Bruderlands*« – als »*Befreiung*« propagiert.

Die Kampfhandlungen zwischen dem Leninschen »*Liberator*« und den Pilsudskitruppen endeten am 12. Oktober 1920 mit einem Waffenstillstandsvertrag. Kein Sieg also jener »*proletarischen Sache*«.

Kaum verwunderlich nach dem allen, wenn heute die polnischen Linken (selbst im Widerstand gegen die Deutschen) wenig Sympathie zuhause genießen. Zur Zeit (zwei Jahrzehnte nach den Ereignissen post-Weltkrieg I) arbeitet die SP-Polen wie gehabt im Untergrund. Auf der einen Seite ist sie ernüchtert durch das (kaum amicale) Auftreten der Sowjets im Landesosten – auf der anderen gilt's, die Heimateerde vom deutschen Satan zu befreien.

»... hab ich von einer alten Tante des Tarnowski, der redseligen Swerdlowsker Sali erfahren, daß es früher einmal im Keller des Ladens in der Swietokrzyska einen verborgenen Einstieg gegeben haben soll in das Kanalsystem der Stadt. Na, was sagt Ihr nun?!«

Und die Radomer sagen: »*Das wär' zu schön ...*«, und sie loben die Judenbeauftragte der Metropole, daß sie selbst sofort gekommen mit der Nachricht.



Am 9. November von 1939 – zwei Monate nach dem verbrecherischen Einfall der Deutschen Wehrmacht in Polen, Beginn von Weltkrieg Nr. 2 mithin des 20. Jahrhunderts – hat in München ein einfacher, deutscher Handwerksbursche (keineswegs militanter Kommunist der Johann Georg Eisner) ein Attentat verübt auf den Mann, der es durch die diabolische Dummheit, den Dünkel, das derbnationalistische Deutschtum eines großen Teils seiner Landsleute vom (kaum erfolgreichen) bildenden Künstler und Amateurpolitiker zum Reichskanzler gebracht, zum Führer eines historisch exorbitant-bedeutenden, wirtschaftlich über die Maßen wichtigen, kulturell hervorragenden Staates im Herzen Europas – nicht einer operettistischen Bananenrepublik Mittelamerikas.

Der Mißerfolg des Anschlags, mit welchem – so er geglückt (neben Hitler war anlässlich der Wiederkehr des Tags von 1923, dem Marsch auf den Odeonsplatz, die gesamte Bonzerei der Braunen im »Bürgerbräu« versammelt) – die Drahtzieher des Regimes mit einem Schlag beseitigt worden wären, löst in Deutschland, in Österreich konträre Reaktionen aus: die Einen preisen die »*Vorsehung Gottes*« (wohl mehr der Germanen Götter, dem jüdisch-christlichen möchte man solch Fehlentscheidung nicht in die Schuhe schieben), auf die sich der, vom Tode verschonte, Schwerverbrecher seither doch beruft, sein Volk zu hysterischem Heilgebrüll zu stimulieren (zuzurechnen die katholischen wie ein Teil der protestantischen Kirchenverwalter); die Anderen beweinen (im Herzen, ein öffentliches Aussprechen käm' einer Selbst-Lynchjustiz gleich) wiederum den Verlauf der Geschichte.

Zuerst hat Peter Wollak (zum Zeitpunkt des Geschehens doch 15 erst) die Bedeutung des Vorgangs nicht so recht erfaßt – seine weltanschaulich-politische Aufklärung gleich Null; mühsam wahrlich für einen jungen Menschen, sich selber zu erziehen auf diesem Gebiet, dazu konträr zur Überzeugung von Millionen Volksgenossen.

Zwar ist der Eisner Arier – attacca aber wird er zum Weißjuden gestempelt, was Peter nachdenklich macht.

»Die Juden sind unser Unglück!« liest der Jüngling die Schlagzeile eines alten VÖLKISCHEN BEOBACHTER, in den der Schuster in der Taborstraße ein Paar Schuhe der Mutter eingeschlagen, die da zum Besohlen waren – und der Urenkel jenes Jochanaan, des Ostjuden fragt: »Liegt da nicht Sinn im Unsinn?« Wenn er sich das bißchen Geschichte, (neben dem Wust an Jahreszahlen, Geburtsdaten »großer« Männer – Krieger zumeist, Despoten), das er in der Mittelschule aufgeschnappt, vor Augen führt, sieht er das Thema betreffend klar.

Bis zum Schaffen des Josefsohns Jèschu, den sie latinisiert Jesus nennen (an Sprachen interessiert im Gymnasium – wiewohl sie ihn in der Lateinstunde seines Stotterns wegen »Bablinus«¹¹ riefen – wie vor tausend Jahren ein Mönch genannt, dem bei Profandiskussionen die Sprache zusammenbrach – im Spirituellen artikulierte er sich fließend), meinten die Deutschen – die Neuteutonen sich wohl; später, als sie nach und nach christianisiert wurden – wenig Sachkenntnis jedoch, daß sie ab nun nicht anders glaubten als mosaisch reformiert, deformiert in facto – kamen sie (im 4. Jh. etwa) in Kontakt mit echten Hebräern, die aus dem – jetzt doppelt heiligen – Jordanland in kleinen Gruppen an die großen, deutschen Ströme zogen, die wichtigen Verkehrsstraßen, diese Kulturgrenzen übersprangen: Rhein, Main, Donau.

Zuerst herrschte Friede unter den Alteingesessenen und den orientalen Gästen – diese brachten Schätze ins Land wie Gewürze, Edelsteine, Gewebe, Gold, profitierten an dem Import wie die Käufer auch, desgleichen war man glücklich über die Hilfe jüdischer Ärzte wie Männer anderer Wissenschaften – voran jene Gelehrten aus Spanien, welche die arabischen Lehrbücher übersetzten, bis dann der Christfanatismus aufkam der Befreiung des Heiligen Grabs aus den Händen der Muslim (die diesem nichts antaten – ihr Isa ben Miriam¹² doch auch des Islam Prophet), die Herren Ritter bei ihrem Durchzug durch die Lande bei den »Heilandsmördern« raubten, was zu rauben stand, schlachteten was ihnen unter's Schwert kam – hin zur Krönung christlicher Verbrechen, der »Heiligen« Inquisition. Parallel kam das Geschrei auf den Markt vom »Unglück«: als »Christtöter« die Unglücksbringer verdammt.

Und da – denkt Peter – setzte auch schon das geistige Unheil ein der Deutschen und Franzosen, der Portugiesen, Spanier, der Russen, Italiener, Österreicher. Unfähig – unwillig zu erkennen, daß es zur Christreligion doch nur gekommen durch Juden, die – fast durch die Bank – judenfeindlichen Päpste (Nachfolger jenes Petrus, der eigentlich Simon¹³ hieß, des Tiberianischen Fischers); Mund und Ohr ihres Gottes, und des Sohnes, und des Heiligen Geists, in deren drei Namen sie dreist predigten, den Haß predigten. Unheil ihrer Herde letztlich, denn die geriet in aller Welt mehr und mehr in Gewissensnot (auch die des Doktor Luther, des Calvin, des Zwingli, Hus wie anderer Erneuerer). War sie noch christlich, liebte sie noch ihren Nächsten, den Allernächsten, ihren spirituellen Ahn – vernichtete sie ihn nicht unter Bruch des 6. Gebots?

»Die Juden sind unser Unglück!« Vielleicht haben sie allein durch den Akt der Stellung des Messias die heidnische Welt gestört in ihrer Ruhe, der Ruhe des Faustrechts, der Leibeignerei, der Vogelfreiheit, der Selbstjustiz . . . Kommt diese ›Ruhe‹ wieder?

Wollak aber findet keinen Gesprächspartner für die Gedanken, die er wälzt. Die Mutter nervös (sie wohl zu Recht, ansonsten eine Modekrankheit), mit dem Vater, der auf dem Gebiet stets nur Blabla von sich gibt, wechselt er kaum noch Worte, Wohnungsgenosse Freddy *»praktisch«* eingestellt – kein Sinn für Probleme, und Ediths Eltern verdrängen (wie so viele Juden immer noch) die Realität. Die Aushebungen rundum hofft Pappa Schnitzer auf den zukünftigen Schwiegersohn, den Leo – denn der hat (wie sich bereits bei Gilde-meester gezeigt) ja gewisse Drähte zur Zentralstelle, weiß auch wirklich immer einen Tag zuvor, welche Straßen, Häuserzüge dran. Und die Edith selbst gibt sich wie die anderen jüdischen, jungen Mädchen: noch ein wenig Vergnügen, Freude ehe es . . . Sie wagt nicht dran zu denken, an die Deportation nach Polen.

Da bleibt der Freund allein mit seinen Sorgen. Bis er eines Tages mit Doktor Liebmann ins Gespräch kommt.

»Alles hundertprozentig – was mich aber wundert: daß ein Bursch wie du sowas überdenkt, wo noch nicht einmal die Alten, die's gelernt haben sollten, sich den Kopf drüber zerbrechen . . .«

Und dann schweigen der Alte und der Junge bei einer Partie Turmvorgabe.

In jenen Januartagen bringt Fred Mertens eine erregende Nachricht nach Haus: er hat im Rothschild-Palais¹⁴ (in die Prinz Eugen-Straße gegangen wegen einer ausländischen Tante, die sie abholen wollten¹⁵) den Leon Jesuelovich mit ~~W~~-Dannecker zusammengesöh'n. Und deren Gespräch – bei einer Flasche Wein in des Offiziers Amtszimmer – schien sehr vertraut.

»Ja -- da hat der Leo zu tun gehabt!« ist Grete Schnitzers Kommentar. Überspielt (nicht sehr geschickt) eine gewisse Betroffenheit, Peter aber fühlt, daß da was faul. Und weil die Edith nichts wissen will von einer Querverbindung ihres zukünftigen Schwagers zum SD – über die Kabarettkonnexe hinaus, wendet ihr Freund sich an Onkel Kramer.

»Kannst du den Mund halten?« fragt der ihn ein paar Tage drauf »– also hör zu, und du versprichst, zu niemand was zu sagen!«

Und dann berichtet Heinz Kramer, was er herausbekommen: Herr Elwar-Jesuelovich hat – als perfekt französisch Sprechender (Gesang studiert in Bukarest, wo die gehobenen Schichten sich ja in der Sprache auszudrücken belieben) – von Sturmführer Dannecker eine »Einladung« erhalten, mit seiner Margarethe nach Paris zu verziehen, dort Verbindung aufzunehmen zur Jüdischen Gemeinde. Für das Referat IV B 4¹⁶ natürlich, das den ~~W~~-Leutnant dahin beordnete. »Zwecks Registrierung der französischen Judenheit«.

»Wird er da die Edith und ihre Eltern mitnehmen?« ist natürlich Peterles erste Frage – aber so weit ist PG Kramer nicht eingedrungen in die Geheimkonferenzen der Zentralstelle.

Nach wenigen Wochen, als die ersten Transporte ins Warschauer Ghetto zusammengestellt sind¹⁷, wohin zuerst diejenigen verschleppt werden, die aus dem Gebiet des jetzigen Generalgouvernements stammen (die Ostgeborenen hat man ja bereits nach Lublin deportiert) steht es fest: Leo arbeitet für die Schwarzen.

Dies jedoch scheint – außer Peter – keinen zu stören. Im Gegenteil. Neben Pappa und Mamma Schnitzer (die Beiden wissen gewiß nicht seit gestern erst von Leos Aktivitäten) fühlt sich auch dessen

weitere Umgebung richtig protegiert: der Jesuelovich wird schon helfen. Daß der Gute natürlich weder helfen noch eingreifen kann (und will) in den Ablauf der Ereignisse, daran weigert Alles sich zu denken.

Dem jungen Wollak ist klar: wenn der Mensch sich von Eichmann dieses oder jenes hat versprechen lassen – zumindest seine und Gretls Verschonung, stattdessen Zug von Donau an Seine, ist er bereits gekauft. Ist er bereits ein Verräter. Wie's bei den Menschen, die alles gern von sich schieben, was ihnen nicht ins Konzept paßt, aber geht, erntet der junge Mann Rügen und Vorwürfe für sein Denken.

»Immer das schlechteste mußt du annehmen von den Leuten...« hört er von seiner Mutter – *»Der Peter kommt mir bittaschén nicht mehr ins Haus, wann er von so Sachen redt!«* schimpft Herr Schnitzer auf ungarisch. Damit Krach auch mit der Edith.

Wiedereinmal Schachabend. Und bei Bob findet der Gescholtene jenes Verständnis, das einer braucht, will er nicht zum kleinmütigen Anpasser, zum Maul-haltenden im-Chor-Nicker werden. Judenfeinde, Juden selbst.

»Abgemacht!« sagt Dr. Liebmann, der seine Trixi zur Debatte zugezogen – und die entscheidet umsichtig:

»Die Gertie wird dem Samy nach New York schreiben – sie steht sowieso in Korrespondenz mit ihm seit der Generalversammlung vom Sommer 37, und der soll – auch verschlüsselt natürlich! – Jean-Luc unterrichten. Der wird dann schon wissen wie sich verhalten.«

Auf diese Art erhält zwei Monate drauf der Maquis den – immens wichtigen – Hinweis auf die, in Wien ganz offensichtlich vorbereitete, in Frankreich bevorstehende Judenaktion und erfährt den Namen der Person, die sich diesbezüglich dem Teufel verschrieben.



Amsterdam, Februar 1941

NSB und ~~NSD~~ haben – in schöner Eintracht des Semitenhasses – ein Pogrom inszeniert.

Die Horden – niederländische Radaufaschisten, die sich aus dem Süden, von den flämischen Nazis unter Léon Degrelle eine Hundertschaft Unterstützung geholt – ziehen zackig hin zum Waterloo-Plein, die *joodse wijk*¹⁸ rundum.

Rasch dringt die skandalöse Kunde ins Centrum.

Henk ist unter den ersten, die vom Verbrechen ihrer (ach so friedlich-demokratischen) Landsleute erfahren. Zögert (immerhin in den Sechzig schon) zum Entsetzen seiner nichtarischen Gefährtin keine Minute: stürmt in einer Schar Gleichgesinnter über die Voorburgwal, den Paleisplatz und die Oude Schans¹⁹ den Bedrängten zu Hilfe. Vrouw Marjan hat aufgeschrien, da der Ihre sein Versprechen vom Sommer 19 wahrmacht (als Arny aus Deutschland zu Besuch): »*Kampf gegen die Kriegesstifter...*« – und Mozes sagt: »*Als ik so moedig was...*«²⁰

Auch er wird seinen Mut bald beweisen.

Die *relletjes*²¹ beginnen mit kleineren Provokationen in jüdischen Geschäften und Lokalen, bald greift die »*Volkswut*« über auf die Straße – Passanten werden geschlagen, der Mob beginnt Häuser zu stürmen, Fensterscheiben einzuschmeißen.

Wie in jener Nacht im Reich soll's aussehen: der »*brave*« niederländische, sprich: niederdeutsche Mann erhebt sich gegen den »*joodse bloedzuiger*«²².

Als Henks Trupp die Sint Antonie-Sluis²³ erreicht, ist das Pogrom bereits in vollem Gange.

Eine alte Frau keucht kreischend, die Handtasche zum Schutz vor Hieben über dem Kopf in Richtung des Moolensteg²⁴ – zwei *jonge kerels* hinter ihr. Da löst sich aus Henks Gruppe ein festrückiger

Vierziger (an seinem Schurz als *slager*²⁵ ausmachbar), greift sich die johrenden Jäger, schlägt sie mit ihren Schädeln gegeneinander, daß man die Knochen splintern hören meint. Doch solch Hirne sind hart. Die *rakkers* rafften sich (unter dem Hohn der Zuschauer) auf vom Pflaster und stürzen Racheschwüre zischend davon.

Als das – nunmehr auf über fünfzig Mann angeschwoll'ne – Entsatzheer an der Mozes-en Aaronkerk am Waterlooplatz eintrifft, die ersten demolierten Häuser sieht, wankt ihm – blutüberströmt – der junge Rabbiner der Synagoge vom Jonas Daniel Meyer-Platz entgegen, sinkt – als er Freunde erkennt – in die Knie, ruft weinend: »*De Kattenburgers komen!!*«²⁶

Die Kattenburg ist das Viertel zwischen Oosterdok und Nieuwe Vaart²⁷, östlich gelegen dem Schauplatz des Geschehens, berühmt (und berüchtigt) seiner harten Hafendarbeiter wegen: durch die Bank Rote. Und die machen keine langen Sprüche. Mischen die Untäter auf als wären das Kegelmännchen. Rührung, Tränen der Hochachtung unter den Juden, manches »*Sch'ma Isruél*« und »*Mazl en Bróche*«, auf der Gegenseite aber ein Toter: ein Amsterdamer *Politi-siemens*, der (im Sinne seiner verhetzten Geistesfreunde) für *Ruhe* und »*Ordnung*« wollte sorgen.

Draufhin (am 22sten) verhaftet Gestapo und Niederländische Polizei (von Himmler befohlen, von Feitsma durchgeführt) 400 männliche Geiseln (das – propagandistisch ausgeschlachtete – Begräbnis des Kollaborantenpolizisten führt zu neuen Unruhen, diesmal von der judenfreundlichen Bevölkerung ausgehend). Ausnahmslos junge Männer (von 20 an) werden aus den Häusern gezerrt, aus ihren Wohnungen geholt (nicht wenig Denunziationen bei versteckten Sozialisten mit im Spiel), mit Kolbenschlägen zusammengetrieben auf dem Platz vor jenem Tempel. Zuerst ins KZ am Buchenwald bei Weimar geschafft, dann im österreichischen Mauthausen bestialisch zu Tode gebracht.

Ein illegales holländisches Flugblatt (Henk bringt eines nachhause, Marjan zittert vor den Folgen) ruft zum öffentlichen Auf-ruhr, zur Arbeitsniederlegung im ganzen Lande.

Protestiert gegen die abscheuliche Judenverfolgung!!!
Organisiert die Selbstverteidigung in den Betrieben
und Stadtteilen!!!
Seid solidarisch mit dem schwer getroffenen
jüdischen Teil des arbeitenden Volkes!!!
Entzieht die jüdischen Kinder der Nazigewalt,
nehmt sie in Eure Familien auf!!!
Streikt!!! Streikt!!! Streikt!!!
Seid solidarisch! Seid mutig!
Streitet stolz für die Befreiung unseres Landes!!!

Ein linkes Pamphlet, wie zu erkennen. Die Kirchen im Lande, die kleinmütig zaudern, zeigen sich (später) beschämt.

Der Oberbefehlshaber der Wehrmacht in den Niederlanden verhängt das Kriegsrecht über die Hauptstadt Ausnahmezustand.

Verhaftung aller bekannten Arbeiterführer, 18 Widerstandskämpfer füsiliert, hundertmal soviel eingekerkert. Vier Polizeibataillone (holländische) werden eingesetzt, den Ausstand der Arbeiter, Angestellten, Beamten Amsterdams zu brechen – dasselbe Schauspiel in Zaandam, Hilversum, Utrecht, Rotterdam.

Die Besatzer allein wären machtlos.

Nach diesen Ereignissen geht's mit Richard zu Ende. Auf seine alten Tage (er ist 72) alles zu verlieren, was man sich (in seinem Fall den Musikverlag, die Textarbeiten) aufgebaut, dazu das Heim, die Heimat, alle Hoffnung ist zu viel.

»Wie lebt der Levisohn – lebt er überhaupt noch, und wenn: unter welchen Umständen??« quält es ihn, wenn er nachts in seiner kamer an der Keizersgracht im holländischen Exil, das ihm gewissermaßen Gefängnis geworden, Schlaf sucht, an seinen letzten Freund denkt, nachdem sie ihm den alten, Fritz Beda-Löhner totgeschlagen.

Und in jenen Stunden des Wachliegens, des Grübelns kommen Maurer (ähnlich Arny auf seiner Pritsche) auch Schuldgefühle: *Andere aus Wien sind abtransportiert worden wie der Heini, Andere wie der Kern ins KZ gekommen, Andere verhungern in den Ghettos von Lodz und Warschau – und er lebt bei den van Kaans im Überfluß* (zum Vermögen aus dem Villenverkauf hat Jean-Luc ihm tatsächlich auch noch bei einer Pariser Edition aufgelaufene Tantiemen verschafft für alte Schlagerlieder), *er ißt drei mal am Tag, wo der ehemalige Shanghaigefährte sicherlich mit einer Schnitte trocken Brots und ein paar Gramm Fett dahinvegetiert.*

Seelische Qualen sind, wie Richard erkennen muß, weit grausamer als körperliche. Kurz aufgeblüht nach der herzlichen Aufnahme in Amsterdam, ist er im Mai des vergangenen Jahres, beim Einmarsch der Deutschen wieder in sich zusammengesackt, und das Pogrom jetzt hat ihm den Rest gegeben. War auch Moss (oder er selbst gar) nicht unter den Opfern des Terrors des Herrn Dr. Seiß-Inquart, seines Landsmannes²⁸, der in seinem neuen Machtbereich ein System von Verfolgung und Mord installiert.

Hohn den Holländern, die damals – vor 20 Jahren – bedürftige deutsche Kinder in den Ferien in ihre Familien aufnahmen, sie aufpäppelten. So manche von ihnen vielleicht jetzt als Besatzungssoldaten im Lande, gar bei ~~SS~~ und Gestapo – ihren ehemaligen Wohltätern das Leben zur Hölle zu machen.

Da verfällt Greis Maurer – Selbstvorwürfe auch seines »verpfuschten« Lebens wegen: hätt' er doch einst, als er in der rauschenden Sylvesternacht zum neuen Jahrhundert die schöne Beatrix v. Nagy dem Zweig weggeschnappt, das Gspusi mit ihr legalisiert, seine Tochter Kitty mitaufgezogen!

Richard stirbt still in den Armen der lieben, auch-alten Marjan van Kaan, die mit ihm leidet, ihn bis zum Ende betreut.



Die Erstellung des Ghettos ist selbstverständlich nur eine Übergangsmaßnahme. Zu welchem Zeitpunkt und mit welchen Mitteln das Ghetto und damit die Stadt Lodsch von Juden gesäubert wird, behalte ich mir vor. Endziel muß sein, daß wir diese Pestbeule restlos ausbrennen.

Diese Willenserklärung zeichnet jener Parteigenosse Übelhör, der doch den Befehl erteilt hat zur Errichtung des »Wohngebiet für Juden – Litzmannstadt«. Herr Übelhör aber pflegt die Belange in seinem Ghetto nicht persönlich zu regeln. Hierfür bedient er sich eines Amtsleiters namens Biebow²⁹. Und mit dem hat Jan zu tun.

Biebow ist ein deutsch wie polnisch sprechender Beamter, der sowohl die »Interessen des deutschen Volkes« vertritt als auch die jüdischen Modalitäten.

»Mir stand bis zum Jahresende Verpflegung für rund 200000 Menschen in Gefängnisstärke zur Verfügung. Das wissen Sie, Manasse! Doch seit einigen Wochen liegt mir das RSHA in den Ohren, daß Ihre Leute angeblich besser ernährt werden als vertretbar. Daß diese Behauptung abwegig und irrig ist, dürfen wir unter vier Augen mit Fug und Recht behaupten. Aber wenn jetzt aufgrund dieser Fehlinformation minderwertige, selbst verdorbene Lebensmittel zu uns abgestoßen werden – in voller Höhe auf die Kontingente angerechnet, müssen Sie mir helfen, Epidemien, Hungerkrankheiten zu vermeiden!«

Erstens rechnet der Herr Amtsleiter nicht die sogenannten Delikatessen (Marmelade, Butter, Zucker) von den Kontingenten ab, die – mit seinem Wissen und bisweilen auch für Verschiebungen – von den »Vertrauensleuten« ihren jüdischen Mitmenschen unterschlagen, und zweitens wissen weder Biebow noch Manasse, wie solch Rettungsaktion überhaupt vonstatten gehen könnte. Aber Jan kann ganz gut mit dem bürokratischen Bremer Kaffeekaufmann, dem spitzgesichtigen, hochgeschorenen – ein Mann, der im Frieden gewiß funktionieren würde als Organisator von Massenveranstaltungen mit den da auftretenden Versorgungsengpässen und der notwendigen Nachschub-Verteilung.

Und der hält sich eben an den Warschauer – von Höss selbst doch eingeteilt zum Judenrat vom Litzmannstadt.

Während der Follmann und der Kijanski der *W*, dem Oberbürgermeister Ventzki gefallen wollen mit ihrem scheidigen, »deutsch« auftretenden Ordnungsdienst wie so manch anderen jüdischen »Elitengruppen« – den Materialverwaltern z. B. mit dem korrupten Denken gewisser Herren, die (trotz stetig sinkender Anlieferung des Lebensnotwendigsten) dies oder das für diese (und für sich) abzweigen, sieht Jan Manasse in seinem Posten eine verantwortungsvolle Aufgabe: das Elend so weit zu lindern als menschenmöglich. Schon die Tatsache, daß er im Ältestenratshaus einen ganzen Wohnraum für sich hat mit einem kleinen Kohlenofen, der in den kalten Monaten wohligh bullert, bedrückt den Cohensohn. Und wenn er wieder einmal auf der Straße einen Verhungerten, Erfrorenen liegen sieht – ein Kind gar in seiner wahrhaftigen Innozenz, möcht' er am liebsten hinrennen und ein freies Bett melden (tatsächlich befindet sich ein »unbewohntes« Sofa in seiner Behausung); so einem Leidensgenossen das Leben zu retten. Oder zumindest zu verlängern.

Und doch ist das Leben im Ghetto noch voll Hoffnung wie einst im Schtejtl. Man hört zwar von jenem riesigen Lager, das bei Oświęcim eingerichtet, laufend vergrößert, »perfektioniert« wird (daß dort eine neuzeitliche Hölle entsteht, verschweigen Follmann und seine »Regierung« der Masse – nur kein Aufruhr, nur kein Widerstand!) – und Jan hört noch mehr: Pläne des Eichmannamts zu Wien für Massentötungen von Menschen im Herrschaftsbereich seines, Manasses »Protektor«, dem Höss. Der einfache Wohnbezirkler aber ahnt noch nichts von derartiger Endbedrohung.

Und Jan weiß eben noch mehr. Und zwar direkt aus dem KL Auschwitz, wie die *W* den Namen des Städtchens verdeutschte. Von jenem Witolt Pilecki.

In Jans Vaterstadt war im September vergang'nen Jahrs der vermeintliche Tomasz Serafinski von einer deutschen Militärstreife, den sogenannten »Kettenhunden« (halbmondförmiges, blechernes Feldpolizeiemblem, das sie mit einer Kette um den Hals tragen) festgenommen worden. Der Mensch gab an, »gestand« beim SD unter Folterandrohung, polnischer Offizier gewesen zu sein, sich aber nicht den Besatzerbehörden – entgegen dem ausdrücklichen Befehl – gestellt zu haben. Wie's Pilecki geplant, wurde er – unter diesem Falschnamen – ins nächstliegende Konzentrationslager verbracht, nach Auschwitz; und er macht sich dort an den Aufbau einer Widerstandszelle.

So ein Unternehmen braucht Mittel, Geld: die »*Sammlungen*« im Lande für das »*Polnische Rote Kreuz*« reichen hint' und vorn nicht – da verfällt man aufgrund gewisser, recht seltsamer, Kontakte auf eine einzigartige Idee: Juwelen. Ein Deutscher – Freund von Sturm-scharen-Funktionären namens Oskar Schindler betreibt in Krakau eine kriegswichtige Maschinenfabrik, für die er sich nicht nur aus dem Konzentrationslager Plaszow an die tausend Häftlinge als Arbeiter freigekauft (tatsächlich den Schwarzen Geld hingelegt, daß die jene Juden seiner Obhut überlassen) – er schwarzhandelt auch mit Hochkarätigem.

Begonnen hat das ganze eben bei Jan im Ghetto. Da plakatierte die Obrigkeit sofort nach »*Abschließung*« gem. Übelhör einen Erlaß, daß die »im Wohngebiet ansässigen Juden« alle Goldbestände, Ringe, Edelsteine abzuliefern hätten, gez. Biebow, Amtsleiter. Der Reichtum jedoch in den Mauern des Hungers steht dem keinesfalls zur Verfügung etwa zum Erwerb bitternotwendiger Grundlebensmittel wie Mehl, Mais, Butterschmalz, Bohnen – er wird (angeblich) zur »*Reichsbank Berlin*« verbracht, fließt (angeblich) dem deutschen Volke zu.

Die Wahrheit sieht ein wenig anders aus: der SD, die ~~SS~~, die Gestapo – aber auch die Wehrmacht – belohnt mit den Beutestücken die Herren und Damen Besatzer, sofern dieser oder jener nicht schon in eigener Initiative auf »*Requirierung*« ausgeht. Die Ausfüllung eines Formulars genügt zum »*billigen Erwerb von Häftlingsschmuck*« – der Antragsteller kann sogar Sonderwünsche eintragen, hat lediglich zu erklären, die erworbenen Wertstücke nicht weiterzuveräußern.

Der Deutsche schachert nicht. Er raubt.

Bald nach Anlauf des »*Klunkerplans*« zeitigt das, lebensgefährliche doch lohnende, Geschäft einen beträchtlichen Umsatz: 737,5 Karat an Diamanten, Saphiren, Rubinen samt dazugehörigen goldenen Fingerringen, Ohrgehängen, Halsketten werden aus Polen über die Ostsee (gegen Devisen) nach Schweden geschmuggelt. Wie geht das vor sich?

Weder die Litzmannstädter Oberbürgermeisterei noch das Biebowamt besitzt eine korrekte Liste der (zur Zeit auf 260 000–400 000 geschätzten) Gesamtbevölkerung im Ghetto. Tausende Tote, Verhungerte, ohne Medikamente, ohne ärztliche Versorgung Viehisch Verreckte werden weiter »mitgeschleppt«, die Zahl der zu Unterhaltenden künstlich hochzuschrauben. Da ist's den Deutschen und ihren polnischen Handlangern auch kaum möglich, die abzuliefernden Wertgegenstände richtig zu erfassen. So gehen kleine Trupps Widerständler (die Todfeinde der jüdischen Ordnungsdienstler und der nichtjüdischen Hilfspolizei) von Tür zu Tür mit ihrer Kollekte – je ein Päckchen mit Lebensmittel, Seife etc. ›zuteilend‹; immerhin verlockender für die Darbenden, als die äquivalentlose Abgabe des Schmucks bei den Deutschen. Die »Hausierer« die Pistole in der zerfetzten Jacke, sich bei einer Razzia oder Verrat notfalls herausschießen zu können.

Aus dem Erlös der Aktion wird dann auch der erste Kurzwellensender finanziert – in Einzelteile zerlegt von den Pileckihelden ins Lager Auschwitz geschmuggelt und da vom Anführer selbst in der Typhusbaracke installiert. Dahinein getraut sich kein ⚡-Mann, keine Streife.

Zu dieser Zeit, der ersten Hälfte des Jahres 41, arbeitet Jan bereits an seiner abermaligen Verlegung: ins Wohngebiet von Warschau. Was er in seiner bescheidenen, doch aber effektiven Macht als Judenratsmann in Lodz-Litzmannstadt und als Höss' »Protektionskind« tun kann (es wagt sich de facto keiner seiner Mitjuden ran an ihn – fürchtend, er stünde im Sold des allgewaltigen Sturmscharenoffiziers), kann er auch in der Hauptstadt tun – praktisch zu Hause, in Nähe seiner treuen Frau.



In denselben Monaten wird noch eine Wohnortsverlegung die Familie betreffend akut. Auch von amtswegen: die des Cohencousins Hans Wollak.

Besser gesagt: der Herr »Student« reagiert auf seine Weise auf den Einzug der Deutschen Wehrmacht in sein Exil. Er wirft seinen deutschen Reisepaß fort, einer eventuellen Verfolgung wegen Entzugs vom Wehrdienst zu entgehen. Deklariert sich (leicht wirre im Kopf – müßte doch wissen um die Lage in den nazibesetzten Ländern) als Jude, was ihm nicht schwer ist. Lebt er doch bei den mosaïschen Brods in Zagreb. Derart fällt Hans unter die Kaste der Schlachtopfer der neuen Landesverwaltung. Denn am 14ten des Monats des Hitler-Einmarschs ist einer der »Königsmörder« (die vor sieben Jahren ihren Monarchen zur Strecke gebracht) heimgekehrt aus dem italienischen Ausweichquartier (zeitweilig auch in Österreich bei Nazis versteckt): Dr. Ante Pavelić, Rechtsanwalt, Rechtsbrecher, Rechtsaußen.

Der (akademisch graduierte) Serben-, Mohammedaner- und vor allem Judenbekämpfer ruft den Kroatischen Staat aus (Hitler äußert sich natürlich positiv, läßt aber doch das Land – wie ein erobertes eben – von SD und Gestapo regieren), baut die ultra-nationalistische Terrororganisation der Ustaschi³⁰ aus, benennt sie »Ustascha« und erteilt ihr den – für ihn wichtigsten – Befehl der Verhaftung, Konzentration, Ausrottung der von ihm so gehaßten Bevölkerungsgruppen im Lande. Erzbischof Stepanic von Agram erteilt all dem seinen Segen – will erst später, zu spät erkannt haben, daß es um Massen-, Völkermord geht.

Hans Wollak also, der Landauenkel wird mit den Brods und hunderten anderen Agramer Juden aus der Hauptstadt des neuen Staates evakuiert – nach Varazdin, 60 km nördlich in's liebele Städtchen, »wo immer noch die Rosen blühn« wie ein Operettenlied tönt, hat die Landessprache nun schon so gut erlernt, daß er sich verständigen kann, dazu einen Schnauzbart sich stehen lassen, seiner slawischen Umwelt ähnlich zu sein – auch richtig Altersfett angesetzt der Wiener Flüchtling durch inaktives Dahinleben, daß er ohneweiteres für einen israelitisch-kroatischen jungen Mann deutscher Herkunft genommen wird.

Kann – in diesem Falle freiwillig – deren Leiden auf sich nehmen.

Noch lebt der westlichste Part unserer Cohanim ohne Krieg und Sorgen – wenn man von denen um die europäische Verwandtschaft absieht.

In New York feiert die dreiundzwanzigjährige Aurelia Colder ihr Debut: Refrainsängerin ist sie nun, wie man die strahlenden, jungen Damen nennt, die sich die kleineren und größeren Jazzbands im Land halten, den Chorus – eben den Refrain der neuen und alten Hits dem Publikum zu »verkaufen«. Und so ist bei der großen Blondin denn aus Colder ein »Cole« geworden und aus Relly »Ly«: Ly Cole. Ein klingender Künstlernamen wie der von Onkel Izzi aus der Bronx, jenem bereits weltberühmten Mr. Berlin. Dessen Freunde im Showbusiness (und deren hat der ehemalige Israel Baline aus Temun in Sibirien nicht wenige – gibt's doch kaum eine Musikstätte zwischen Ost- und Westküste, da nicht einer seiner Schlager ertönt) waren es auch, die der begabten Cohentochter eine Chance gaben.

Bruder Samuel studiert fleißig in Plainfield Flugzeugtechnik, ist schon ein perfekter (und wagemutiger) Pilot. Mom Goldy bibbert's in den Beinen, wenn sie hört, daß ihr Sohn wieder einmal »in die Luft gegangen« ist – und der gute Izzi, »Mister Ira«, Chef bei »A.C.'s« kommandiert unverdrossen die Blue Vans, auch fürderhin (trällernd) assistiert von Joe Vance, dem Señor Vazquez aus dem sonnigen Süden.

Sohn Mat, der gewaltige (was ein Gegensatz doch zu seinem verstorbenen Großvater, dem Minjemann!), sportlert wie gehabt, seine Mama, die neugeborene Mrs. Snyder drüben am anderen Flußufer glänzt neben ihrem Zig, der mit der Psychoanalyse eine Masse Geld macht bei dem Tick der Amerikaner für Frust und seelische Grausamkeit.

So richtig aber scheint die Sonne allein in Kalifornien, wo der US-Storch im Mai zu den Kahns fliegt: Ronald, jüngsten Juden der Sippe im Schnabel. Die Sonne des übergelücklichen Vater Ed, der Mutter Barbra und der *Granny* – unserer alten Rosalie aus dem Geschlechte derer v. Salten recte Salzmann.

Und doch ahnen die Kahn und die Colder, die Snyder und Stone, daß Krieg und Sorgen näherkommen. Jetzt konsumieren sie schon mehr als Schlagzeilen und Sportkolumnen, man hat Nachricht aus Schottland, Holland, Frankreich, Wien und Warschau über das, was seit Beginn der Kampfhandlungen in der Alten Welt geschieht. Anlässlich der Erweiterung der Achse (Triangel Tokio) ist auch von japanisch-faschistischer Front einiges zu erwarten.

Nach Verschleppung der ersten Zehntausend ins Ghetto der polnischen Metropole, nach Lublin und Lodz, der Geiselnamen in Amsterdam, ist mit 7. März der Einsatz deutscher Juden zur Zwangsarbeit (bei Mischehen und Mischlingen: Dienstverpflichtung) angeordnet worden, am 24sten begann der Angriff deutscher Verbände in Afrika, die Sache mit Jugoslawien 2 Wochen später, dito Griechenland; und von Jean-Luc weiß man von der Verhaftung 3600 mosaischer Pariser Bürger in jenen Wochen.

Schließlich die Aufstellung von **SS**-Einsatzkommandos: eine gewerbsmäßige, »legale« Killertruppe.

Ljubas Radomer Zelle bekommt durch einen Sympathisanten in den IG-Farbenwerken, Ludwigsburg die Abschrift eines Briefs zugespielt, welchen das Vorstandsmitglied Dr. Otto Ambros am 14. April 1941 an seine Direktion richtete.

... haben wir anlässlich eines Abendessen, das uns die Leitung des Konzentrationslagers gab, weiterhin alle Maßnahmen festgelegt, welche die Einschaltung des wirklich hervorragenden Betriebes des KZ-Lagers zugunsten der Bunawerke betreffen.

Damit begann diese Industriegesellschaft – in wirklich reibungsloser Kumpanei mit der Leitung des »hervorragenden Betriebes« – mit der Errichtung einer Produktionsstätte genannt »Monowitz«. Der Betrieb, um den es sich handelt, ist die Mordfabrik Auschwitz, deren Leitung ja in Händen jenes Höss liegt. Ort: das Areal beim KL in Oświęcimnähe.

Wie später der Aufsichtsratsvorsitzende³¹ der IG-Farben (eben nun auch von Monowitz) einräumen wird, haben die Herren Ambros und Bütefisch³² den Kostenvoranschlag für das Vorhaben dem Technischen Ausschuß eingereicht, der diesen wohlwollend prüfte und seinem Vorstand weiterleitete. Keine Einrede der Herren Industriellen gegen den »Betrieb« in einem Anhaltelager schlechthin – und schon gar nicht gegen die (nahezu unentgeltliche) Nutzung von Arbeitnehmern aus einem solchen.

Zu Jahresende soll die Tätigkeit in Monowitz aufgenommen werden: die perfekte Auswertung neuzeitlicher Leibeignerei.

Häftling Serafinski findet rasch heraus, daß Höss rund 10000 Arbeitskräfte »zur Zuteilung zugesichert« hat. Fieberhaft wird nun seitens des Lagerwiderstands die Sabotage in der zukünftigen Fertigungsstätte wie eine Art Hilfsorganisation vorbereitet, die sich um die Sklaven kümmern soll.

Die Geschichte der alten Sippe, deren schaurigstes Kapitel die Christin Manasse niederzulegen auf sich genommen, hat den Sommerbeginn des einundvierzigsten Jahrs im zwanzigsten Centennium nach Geburt ihres Heilands erreicht.

Der folgende Tag soll den Start bedeuten des Unternehmens, das auf der einen Seite mehr als 20 Millionen Menschen das Leben wird kosten, das aber auf der anderen Seite dem »normal«-kranksinnigen Führer Großdeutschlands, seinen höchsten und hohen Kriegs- wie Friedensmitverbrechern und letztlich dem gesamten, weitgehend mitschuldigen, deutschen Volk das Ende ihres (alles menschliche Fassungsvermögen übersteigenden) »Feldzugs« zu erbringen bestimmt.

Der Angriff auf die Sowjet-Union.

Als Signora Mussolini ihren Ducegatten (der hat doch vor kurzem den West-Alliierten den Frieden aufgekündigt) in dieser Nacht weckt, daß der den einschlägigen Telefonanruf entgegennähme, antwortet jener Benito auf die Frage der Seinen, was dies bedeute, kurz: »... daß wir den Krieg verloren haben.«

In der Front der Angriffsmächte wird dieser allerhöchste Kommentar, den die Frau prompt einer Cousine weitertratscht, ignoriert. Die Kriegsgegner aber haben jetzt eine Expertise zur Hand, an der sie sich emporranken können. Natürlich dringt das Zitat auch zu jüdischen Ohren im – nun von Spitzbergen zum Peloponnes, von Brest bis an die Weichsel wuchernden – Machtbereich des Braunauers, abgetan als Anekdote zuletzt. Scheint der (noch lebenden) Masse denn doch zu optimistisch, wiewohl man eben seit Jahren die Apokalypse voraussagt.

Und das Einrollen der Nazipanzer in Rußland, die Stukkaangriffe auf, weiter gen Osten strömende, Flüchtlingstrecks – jüdische, christliche, der vorerst rasche Vorstoß von Wehrmacht und ~~W~~ auf das Territorium Stalins, mit dem doch vor kaum 2 Jahren erst der Nichtangriffspakt geschlossen worden war, ist wenig geeignet für zukunftsfrohe Prophetien.

Dazu vollführen ~~W~~-Einsatzgruppen (verstärkt durch Wehrmachtstrupps) bereits 6 Tage nach Überschreitung der sowjetischen Grenze Massaker in Litauen, dem – voran in der Hauptstadt Kowno, jetzt: Kaunas – an die 4000 Juden zum Opfer fallen. In derselben Woche das große Pogrom von Lwow (Lemberg) mit 7000 Ermordeten, 5 Tage drauf wird das Tragen des Davidstern auch in den baltischen Staaten zur Pflicht.

Am 11. Juli werden Hebräer Bialystoks erschlagen oder fortgeschleppt, am 31sten beauftragt Innenminister Hermann Goering jenen Reinhard Heydrich mit der – seit langem geplanten – »Evakuierung« der Juden Europas.

Die »Endlösung«.



VI.

In der Heimat (so titulieren die Landser an allen Fronten die alten, die legitimen Grenzen ihres Reichs) hat die Tochter des verstorbenen Manek, Enkeltochter der jüdisch-orthodoxen Marie aus der Frankfurtermischpöche, ihren Absetzplan wahrgemacht.

Ende Mai (beim großen Melden zum NS-Erntedienst in HJ und BDM) hat Karolinchen die Aufnahme in den Reichsarbeitsdienst geschafft, und Mitte Juni – noch vor Beginn jenes, schon nicht mehr großdeutschen, Zugs deutscher Soldaten an die Wolga – brachte Mama Ingeborg sie dann zum Sonderzug, mit dem die Stettiner Maiden westwärts dampften.

»*Halt dich aufrecht!*« lautete Frau Kerns weihevoller Wunsch, die Tochter avancieren zu sehen an ihrem neuen Wirkungskreis, und die (zu ihrem Verdruß äußerlich mehr und mehr nichtarisch mit dem dunkler werdenden Haar, der nicht allzuhohen Gestalt und den so gar nicht blauen Augen der Mutter) brüllte (das Hakenkreuz an der jungen, braununiformierten Brust) als die Lok anruckte ein noch forscheres »*Heil Hitler!*«, dem sie – verschämt fast – das »*Bleib gesund, Mutti!*« hinterherschob.

Karolin ist in den Raum Hannover eingeteilt, wo sie nun Dienst macht als Stallmagd bei einem strammdeutschen Bauern, dessen Sohn sie vom Feld weg zur Rußlandarmee geholt haben. Sie schläft mit der Fränze von den Ringholzen (Blockwartsfamilie am Adolf Hitler-Platz in Prenzlau) in der Kammer über den Ställen, in denen die Arbeit pünktlich um 4 Uhr 30 morgens beginnt. Diese Morgenstund aber hat nicht Gold im Mund, mehr den ewigen Kuhmistgeruch von unten – da dauert's keine paar Wochen bis die anfängliche Begeisterung der kleinen Cohen (in Gehabe, in Diktion perfekt arisiert, dazu die markante Mundart des Vaters, des preußischen Offiziers auf der Zunge) sich legt für die Sache.

Just zur selben Frist, da das Stettiner Cohenkind seine nationalsozialistische Zukunft auszubauen beginnt, kommt der (aus der Linie Ephraim direkte) Onkel, der Jan Manasse auf den Transport vom Ghetto Lodz in das von Warschau. Follmann & Kijanski haben triste Miene gemacht zum guten Spiel: »*Was soll'n wir tun ohne dich – – und deine Kontakte zum Biebow...*« (die Mauschler sind heilfroh, den loszuwerden, der ihnen permanent ins Handwerk pfuschte, ihr moddriges Werk gegen die Interessen der durch sie vertretenen Heerschar der Hungrigen, Sterbenden); doch Jan hat in Litzmannstadt getan, was möglich gewesen, und das will er auch am Heimatort so halten. Und dazu nicht den Schwur vergessen, den er geleistet beim Anblick des auseinandergebrochenen Tadeusz.

Neben dem Manasse sind zwei Viehwaggons voll weiterer Männer auf den Schub gebracht, man hockt in den Mastviehboxen auf der Erde, er hat die Schachtel Zigaretten und die 2 Brotlaibe verteilt, die man ihm für die Fahrt zugestanden (seine Reisegefährten wurden nüchtern, ohne Proviant eingeladen). Und nachdem die kaum Gemästeten sich ein wenig gesättigt und die Glimmstengel reihum haben geh'n lassen, klettert der junge Rosentower zur vergitterten Luke hinauf und flucht: »*Bože moj!* – wir fahr'n nach Süden!«

Warschau liegt nordöstlich von Lodz.

Allein Jan weiß sofort, wo's hingehet: Auschwitz. Heiß und kalt wird's ihm, wenn er dran denkt, wie sie ihn verladen haben – den Andern jedoch sagt er nichts, das könnt' am Ende eine Panik auslösen, die würde keinem was nützen. Höchstens ein paar Verletzte einbringen. Und dazu richtet ihn eins auf: vielleicht würd's ihm in Oświęcim gelingen, mit dem Pilecki zusammenzutreffen, und eine gewisse Hoffnung setzt er (paradoxe Weise) auch in den dortigen Lagerkommandanten. Hat Höss ihn damals doch aus dem KZ Sachsenhausen »befreit«.

In dieser letzten Juniwoche von 1941 erwischt es den Heiner Sontag. Die Deutsche Arbeitsfront, der beizutreten er sich weigerte, gab den Fall weiter an die Handelskammer, Abt. Modewarenkleinhandel – und da hat man das so undeutsch-unmännliche Mitglied vor die Wahl gestellt: »*Schwierigkeiten*« seiner damaligen »*Beziehungen*« wegen zum Vorbesitzer der Boutique (und damit zusammenhängender Übernahme des Betriebs) oder »*Pflicht tun*« – Dienst

am Volke, grauer Rock. Keine Anverwandten weit und breit, kann Heiner (in seinen Vierzig immerhin schon) aufgrund dieser Pression weiter nichts tun als Stine eine Vollmacht aushändigen das Geschäft betreffend (Arny ist da theoretisch doch immer noch Eigentümer), gemeinsam setzt man eine, in der Pension Marhold logierende, halbtaliesische Dame als Betriebsleiter ein. Bozenerin die Laura Lorenz, nach Berlin verschlagen; auf die kann man sich verlassen sagt Frau Marhold, keine Nazi, und hat obendrein noch südländischen Chic aufzuweisen.

Der dritte ehemalige Lebensgefährte des armen Kern (Rudi Geisler längst aus seinem Gesichtskreis verschwunden), der Gustav Gerold läßt sich durch die Beziehungen seines neuen »Beschützers« (jenes Oscha² Jensen) »heimatunabkömmlich« schreiben. Durch einen Zufall erfährt Peter dies, als er wegen eines seinerzeit in Döbling vergessenen Bündels Maurertexte (die Haushälterin des neuen Villenbesitzers hat den Karton im Keller gefunden) hinausfährt in die Nußwaldgasse. Und da erweist die Frau Wirtschafterin (tschechischen Geblüts – exzellente Köchin, deshalb wohl auch von PG Ernst, dem stadtbekanntem Schlemmer engagiert) sich als aufschlußreich tratschsüchtig.

»No was soll ich Ihnen sag'n –« beginnt die vitale Frau Navratil das Gespräch mit dem *»feschen, jungen Herrn Wollak«* – *man hert und siecht ja viell wann ma in Dienst is' bei so hohe Leit' – aber mei' Mund is' vaschloss'n. Weill aba auf der andern Seite Sie doch quisiquasi der Neffe sind von den Herrn Kern, waswelcher soll an Mitarbeiter g'habt ham wo jetzt bei uns in Haus vakehrt...«*

Peter tut schlau, als interessiere ihn das Ganze nicht so sehr – damit die Mitteilbarkeit der Frau weiter herausfordernd, holt mit ihr, die immer weiter auf ihn einredet, den Karton aus dem Keller, und am Ende weiß er, was er wissen will: daß Boutiquebesitzer Gerold beim Film gelandet ist draußen am Rosenhügel, wo er Kostümentwerfer geworden, daß er mit dem *»Herrn Oberscharesse«*, dem Jensen beim *»Herrn Propagandaleita«* sogar schon einmal zum Nachtmahl war (das ganze Menu sagt die stolze Köchin ihm auf) – und daß *»der scheene Herr Gustl«* wegen seiner neuen Tätigkeit auch vom Militärdienst befreit sei, obwohl doch *»im allerfrehlichsten Alter, dem Herrn Fiehra zu dienen!«*

Überhaupt haben die Wiener (unter ihnen ganze Reviere von »Randböhmern« wie die Navratil – längst gute Österreicher, keine Beziehung mehr zu den, arg bedrängten, Menschen im Protektorat, wenn man nicht noch Familie dort hat) ihren Humor nicht verloren. Warum auch? Die ärgerliche Bevorratungswirtschaft mit den Lebensmittel-, Spinnstoff-, Seifenkarten nervt zwar, doch der Schleichhandel blüht. Für die Einen Lebensnotwendigkeit, für die Andern eine Art (Reibach erbringender) Sport. Wennauch ein gefährlicher. Wegen eines Viertelkilo Butter macht die Obrigkeit keinen »Bahöh«³, hortet sie doch selbst, ab 1 Zentner Kaffee jedoch droht »Stein«, wie das Zuchthaus in der gleichnamigen Donaustadt kurz und bündig genannt. Oder gar KZ.

An solche Auspizien aber mag keiner denken – weiß man doch genug Schmähs, da durchzuschlüpfen und hat auch nicht wenig Drehs von den Juden gelernt..., und nach deren Ausschaltung hat der Einzelne wahrhaft größere Chancen im Beruf (allein die Rechtsanwälte und Ärzte machen jetzt Blitzkarriere); und er nimmt diese wahr, auch wenn er nicht Nazi oder Antisemit. Wohnungen sind auf diese Weise leichter zu kriegen (rund 20000 werden frei allein in der Ostmark aufgrund der Verschickungen), mit der Arisierung von Geschäften und Betrieben (auf mehr als 100000 reichsweit geschätzt) hat sich so mancher (eben auch »neutrale«) Volksgenosse (wie Herr Wollak) gesundgestoßen – für's erste. Ob das Geschick reicht, die Firmen fortzuführen und auszubauen, wird die Zukunft weisen. Die großen Warenhäuser (z. B. Wertheim in Berlin, Gerngroß & Herzmansky in Wien) saugen nun den Kleingewerbetreibenden nicht mehr aus – sie machen ihm völkisch-gesunde Konkurrenz.

Und die deutschen Künste blühen in einem Kulturbraun, das sich wenige Jahre später nur leicht verfärben soll. In der Staatsoper pinselt kein Bruno Walter mehr und den »Tamino« singt nicht der Tauber sondern der Marcel Wittrisch, im Burgtheater mimt sich der (nun wirklich hochbegabte) Werner Krauss in die Herzen der Stehgalerie, bis er sich dann von Goebbels verführen wird lassen, gleich ein Halbdutzend Juden simultan darzustellen im Jud Süß-Film, und ein junger, hochaufgeschossener Akteur spielt die jungen, hochaufgeschossenen Amanten: Curd Jürgens.

Am Rosenhügel, wo Gustav Gerold für die unzähligen Moser-Lingen Streifen (beide doch mit nichtarischen Gattinnen gesegnet, Theo hat die Geschiedene Bert Brechts genommen) und die musikstrotzenden Willy Forst-Produktionen (der – leicht feminine – Schauspieler-Chansonneur-Regisseur hat angeblich auch einmal »Frost« geheißen) fleißig Kostümbildnert (die vielen Durchhalte-schinken werden zumeist im Altreich gedreht), sehen sich die Mitglieder der (judenreinen) Reichsfilm- und Theaterkammer vollbeschäftigt; wenige wie Paul Hörbiger raunzen gegen die braune Zelluloidwirtschaft – gar Attila, sein jüngerer Bruder und dessen Gattin Paula Wessely sind linientreue Nazimimen. Und wo einst Prof. Kahn gelehrt, scheint man nun (nach Führers markigem Spruch) wirklich, wahrhaftig »*einmal hundert Jahre ohne Physik und Chemie*« auszukommen. Die Naturwissenschaften werden jetzt dort betrieben, wo der Ex-Wiener Eduard, des einstigen Institutsleiters Sohn einschlägige Arbeit gefunden: in den USA.

Alles aber ist relativ, wie der weise Einstein (seit 1938 schon in Ed's neuem Wirkungskreis forschend) klar erkannt. Die schöne Ostmark (immerhin Adolfs Heimat) ist auch weiterhin das Dorado der Gesamtdeutschen – und in der Tat: das »*Wein, Weib und Gesang*« hat sich nicht unterkriegen lassen, Topfenstrudel und Tafelspitz werden in den Nobellokalen um den Stefansplatz von den Besuchspreußen (aus Reisemarken⁴) genossen wie die Tournedos in den Pariser Restaurants, man beliebt (in Zivil vornehmlich – das degoutante von ~~44~~-Uniformen wird beinahe akzeptiert) sich beim Heurigen in Gesellschaft williger, ewig lächelnder, ewig plappernder »*Weana Maderln*« zu besaufen, und selbst Kulturkannibale Hinkebein taucht bisweilen auf an der Donau, sich zu erholen vom ungeliebten Berlin (der Rheinländer bleibt ein Rheinländer) und sich aus der Schar der hinschmelzenden, charmanten Schauspielerinnen der weinseligen Wienerstadt eine neue Favoritin zu erwählen.⁵



»Raus die Itzigbande! Zackzack!«

Ein schwarzer Posten öffnet die riesigen Vorhängeschlösser der Viehwaggons, der Rottenführer brüllt.

»Hier wird nicht gefaulenzt wie im Ghetto!!«

Läßt die Männer herunterstolpern wie eine Rinderherde, treibt das Vieh mit dem Karabinerkolben in Reih und Glied.

»In Dreierreihen angetreten!«

Eine höhere Charge nähert sich, schwingt lässig die Reitgerte an den Stiefelschaft.

»Manasse!«

»Hier!«

Jan steht stramm, wie er's in den letzten beiden Jahren gelernt.

»Mitkommen!«

Und während sie die Übrigen vergattern, marschiert der Warschauer hinter dem Unteroffizier her – seltsamerweise außen am Zaun entlang des Anhaltelager Auschwitz. Vorbei am alten Krematorium zu einem Backsteingebäude.

»Sonderbehandlung...« schießt's Jan durch den Kopf. Diesen Terminus hat er nicht nur ein mal gehört: wenn einer ausgebrochen wie die Zigeuner damals in Sachsenhausen und wiedereingefangen wurde, wenn zum einfachen Verbrechen des Kommunismus, der Homosexualität, des Judentums sich ein »richtiges«, ein Vergehen zugesellte, wenn...

»Warten!« schnauzt einsilbig der Schwarze.

Der Cohensohn steht drin im Flur des Hauses. Starrt auf die Tür, hinter der seine Eskorte verschwunden. Links eine Dielenbank, doch ein Niedersitzen käm' einer Blasphemie gleich nahe den trutzigen Todesengeln.

Hat Follmann oder Kijanski ihn denunziert, weil er denen auf die Füße getreten, ist die Sache mit dem Juwelenschmuggel aufgefliegen und sie haben den Pilecki geschnappt – hat gar Biebow auf ihn, den Einfallsreichen getippt ... vielleicht – – –

»Eintreten.«

Wie in einer guten Stube sieht's aus. Deutsche Behaglichkeit: gedrechselte Stuhlbeine, schwerer Eichentisch, kunstvollgeschwung'ne Hängelampe. An der Stirnseite des Raums ein (echter) Egger-Lienz (Bauernszene am Feld, wie der Führer sie liebt), über dem Plüschkanapee der unvermeidliche Dürer'sche Hase (Billigdruck). Und in der Sitzecke: er. Hemdsärm'lig, Gläschen und Steinhägerkrug vor sich.

»Na – Sechsunddreißigzwounddreißigdreizehn, freudiges Wiedersehen?!« scherzt Höss, und »Jawoll, Herr Sturmbannführer!« schlägt Jan die Hacken zusammen; und er meint es fast ernst. »Denn – (damit weist der Kommandant den Scharführer aus dem Zimmer, zeigt als der die Tür hinter sich geschlossen auf's Sofa) – setz'n Sie sich mal hin.« Jan kommt aus dem Staunen nicht heraus – das ist noch nicht gescheh'n: ein *H*-Offizier lädt einen Juden, ein polnischen obendrein, zum Platznehmen ein. »Gehorsamsten Dank!« sucht Manasse die preußischsten Brocken zusammen, die er im KZ bei Berlin gelernt, hockt sich (ein wenig unsicher) unter das Karnickel.

»Sie wissen, warum ich Sie herbringen lassen hab!?!« – Jan schüttelt den Kopf, er weiß es wirklich nicht. Beobachtet aus dem Augenwinkel den Höss, doch der reagiert ganz »normal«: »Könn'se auch nicht...«, und schiebt – stolz wie ein Kriminaler, der den Verhörten geblufft hat – »Na denn lauschen Sie mal!« nach.

Und dann expliziert der Allmächtige dem Befehlsempfänger das Fortsetzungskapitel seines Plans, den er seinerzeit in Sachsenhausen (pfiffiger als der Pfaffe, der Arntz, der auftrags einiger Blockältester doch nur einen Kontaktmann in Litzmannstadt herauschinden wollte) ersonnen: er gedenkt, den Manasse, den nichtarischen Polen mit der arischen Frau zu seinem Werkzeug zu machen.

»Im Lodzer Ghetto ja gut funktioniert!« lobt listig der Allwissende, und: »Offenbar erfolgreicher im Umgang mit Seinesgleichen als die ander'n Judenrätler...« beginnt der Sturmscharenobrist den Juden einzuwickeln. Plump vertraulich zwar, doch nicht minder gefährlich. Und Jan ist so schlau, hat so viel gelernt seit seiner Verhaftung über die teuflischen (und doch so sehr »menschlichen«) Verhaltensschemata der Herren, daß er sich (ohne zu übertreiben, zögernd scheinbar, dann doch – gemimt – klein beizugeben, als der Grausige Ljuba ins Spiel bringt) einwickeln läßt.

»Sie entsinnen sehr wohl, was ich damals sagte die Gattin betreffend: daß es der nämlich nicht so gut bekommen würde, wenn ...« – und Jan heuchelt weiter: *»Um alles in der Welt, Herr Sturmbannführer – –«,* läßt sich vom Feldherrn dessen Feldzug erläutern. Höss braucht für das Monowitz-Projekt, die synthetische Kautschuk-Erzeugung arbeitsfähige, starke (jüngere, männliche) Sklaven. (*»Sonst fallen die mir um wie die Fliegen – das wär' kein Ruhmesblatt vor der Betriebsleitung ...«*); da hat er sich aus Litzmannstadt erstmal hundert kommenlassen (mit denen wurde Jan verschubt), die werden eingesetzt bei der Montage der Fabrikshallen, und aus Warschau will er ab Jahreswende, wenn die Fabrikation zum Anlauf kommt, monatlich 200 Mann *»abnehmen«*. Aber nicht wahllos zusammengeholte sondern *»'ne richtige Auslese!«*

Die Todesangst (so mutig Manasse auch ist, hat er doch mit abgeschnürter Kehle gezittert vor dem, was hätte ausgesprochen werden können: das Todesurteil nämlich aus dem Mund des uneingeschränkten Herrschers über Leben und Ableben der Menschen der Konzentrationsstätte bei Oświęcim) weicht einer (nicht minder beklemmenden) Erregung.

Wenn er mitmacht, wenn er wirklich zweiundeinhalbttausend Mann pro Jahr an den Höss vermittelt, macht er sich nicht nur mitschuldig, er hilft dem Verbrecher auch, seine verruchte Tätigkeit reibungslos auszuführen – – auf der anderen Seite aber kann er mit den ›Serafinskis‹ zusammenarbeiten, das ›Material‹ schicken, welches die benötigen in ihrem Lagerwiderstand, und – –

»Grübelt wohl, wie mich auf's Kreuz legen!!« zischt's aus der Sitzecke.

Höss (gelernt beim SD und der Gestapo) hat mit verkniff'nen Augen im quadratischwichtigen Schädel sein Gegenüber gemustert, kann des Judengefangenen Gedanken lesen.

»Zu Befehl, nein – – muß mich nur dran gewöhnen, bald in der Vaterstadt, in der Nähe meiner Frau sein zu dürfen.«

Jan bringt diese Erklärung (zu seinem Glück!) so glaubwürdig, kaltblütig vor, daß der Kommandant drauf einsteigt.

»Na gut denn, Manasse: morgen geht's heimwärts.«



Die Kroaten lassen sich mit ihren inneren Feinden nicht viel Zeit: Verschleppung in die, rasch errichteten, Arbeits- und Konzentrationslager des Landes – das schlimmste Jasenovac im Süden, das erträglichere Stara Gradiška an der Save, nahe der Stadt Brod, wo die Brods, Hansens Freunde doch herkommen. Und weil dieses Lager näher an Varazdin gelegen (die Ustascha transportiert ihre Gefangenen nicht erst lang durch die Gegend wie die *H*, um sie umzubringen), geht der ganze Schub per Viehwaggon (das hat man den Deutschen abgeguckt) über Agram zurück in diese kleine Mordmanufaktur. Die Männer unter den so Deportierten werden – nach Schlägen zum Empfang, Trennung von Frau und Kind, totaler Ausraubung (sogar den Ehering müssen sie abgeben, grad wie die Nichtarier bei Adolf am Ende) – zum Holzfällen in den umliegenden Wäldern, zum Straßenbau, zur persönlichen Bedienung (als Hauszeloten sozusagen) der Bewacher höherer Ränge eingeteilt. Hans Wollak (sogar der Name klingt doch balkanesisch: Wallach, der aus der Wallachei) wurde vom »Vize«, dem Adjutanten des Lagerkommandanten, dem Kolgonić »entdeckt«.

»Tanz' Jud!« haben ihn (die Neueingelieferten schlimm schikanierende) Chargen am ersten Abend ans Feuer gezerrt und auf ihn eingepregelt, bis er tatsächlich herumhopste wie der Petz auf der Kirmes – dann aber tauchte plötzlich jener Vize auf und gröhlte beim Anblick der Jahrmarktsattraktion:

»Vielleicht kann der Bär auch brüllen...!«.

Zog Wollak mit dem Feuerhaken freundlich eins über, und der erhob – zum Staunen seines Publikums in and'rer Manier – die Stimme.

»Wien, Wien – nur du allein!« tönte es voll Angst aus seinem Mund, gar nicht recht wissend was er da so tat. Und damit hatte Hans gewonnen.

»Bwèna...«,⁶ schwärmte Kolgonić – denn da hat er als junger Kerl einmal in einer Tischlerwerkstatt am Thurygrund gearbeitet und sich in die Milli, die mollerte Meisterstochter verschaut.

»Lang, lang ist's her...« mußte der Häftling dann noch schmettern und ist seither der musikalische Star des ominösen Orts. Unter dem »Schutz« seines »Herrn«.

Zum Ende dieses Sommers (am 15. September – 6 Jahre genau nach Inkrafttreten der Nürnberger Rassegesetze) wird das Tragen des Davidsterns auch im Altreich und der Ostmark für Juden ab dem 6. Lebensjahr zur Pflicht. Ausgenommen jüdische Teile privilegierter Mischehen.

So bleibt Hans' Mutter (geschützt durch Peter) verschont vom Stigma (von ihren arischen Ehepartnern getrennte Nichtarier sind nicht befreit davon, wenn sie mit Mischlingskindern zusammenleben dann doch wieder) – und mit ihr etwa 120000 mit Ariern verheiratete Juden.

Aber es gibt auch Grenzfälle in christlich-jüdischen Haushalten, in denen Einzelne doch den Stern aufnähen müssen: Gertrude Liebmann.

»Es ist meine Schuld – ich hätt' das Mäd'l gleich nach 38 ins Ausland schicken sollen!« klagt Bob, die Trixi aber widerspricht ihm.

»Da hätten wir Alle weggeh'n müssen – – und wir haben doch nicht geahnt...« (Stiefmutter zwar nur einer Geltungsjüdin, es gibt aber eben auch Arier, die sich anders verhalten als Johann Wollak).

»Das is' es ja! Ich hab' immer die Andern kritisiert, die blind waren für das alles und jetzt war ich's selber...« Allein es muß ein Ausweg gefunden werden aus dem Dilemma.

»Vielleicht hört auch mich einmal einer!« mischt Gertie sich ein.
»Hier kann ich nicht bleiben – damit gefährd' ich Alle!«

Hin und her wird überlegt, denn die Gefahr, daß die Zentralstelle keine Ausnahme macht und Liebmanns Tochter aus erster Ehe deportiert, ist nicht zu übersehen. Die Entscheidung fällt die brave Wirtschafterin.

»Das Kind kommt zu mir. Bei mir im Haus' kennt sie keiner – und ich sag', sie ist eine Studentin, der ich mein Kabinett vermietet hab'.«

Frau Trixi aber warnt: *»Erstens ist das viel zu riskant für Sie, Frau Oberndorfer – und dann, wenn sie auf die Gasse geht und man erwischt sie ohne Stern...«*

Gertie aber will das Wagnis auf sich nehmen. Und die Haushälterin ist nicht umzustimmen; auch wo sie selber verhaftet werden könnte, einer Jüdin Unterschluß zu gewähren. Und wenn »das Kind« (so bringt sie vor) nicht zu Hause dabei erwischt wird – nämlich ohne »die gelbe Pletschn« die Straße zu betreten, sind die Eltern (besonders der jüdische Vater) außer Obligo. Und sie sagt eben, sie hätte gedacht, das Mädchen sei ein »echter Emm-Eins«, denn die Mutter war ja Arierin... Eine aufrechte »Stinetype« die Frau.

Nach einem Schwesternkurs, den Bobs Tochter absolvierte (Vater hat das in die Wege geleitet, sie dazu in der Praxis offiziell als Ordinationshilfe angemeldet, sie vor einem Arbeitseinsatz zu bewahren), hat Gertie aber auch das Tanzen nicht aufgegeben, hilft jetzt drei mal die Woche in der Schule ihrer Lehrerin, der Ducca in der Anfängerklasse als Ballettmeisterassistentin. Dort hält sie wirklich jeder für einen »normalen« Mischling – und von denen sind (reichsweit) so viele tätig, daß man ganze Branchen, kriegswichtige Betriebe würde lahmlegen, wenn auch die ausgeschaltet.⁷

Zu alledem hat Gertie den Peter in die Privatakademie mitgenommen, da macht er jetzt (nach seinem temperamentvollen Ausscheiden aus dem Musikverlag) den Korrepetitor. Bald ist der Blonde Liebling der zukünftigen Ballerinen – und als die auch-Blonde sieht, welche Chancen er hat bei den Damen, schnappt sie sich ihn ganz einfach selber: nach einer abendlichen Probe der »Sylphiden« mit Peterle am Piano (es ist bereits dunkel draußen) läßt sie sich von ihm nach Hause begleiten zur Oberndorferwohnung. Die Hausfrau macht (auf diesem Wissen baut die lockige Verführerin ihren Plan auf) an jedem Mittwoch wie nun bei ihrem Pappa Spätdienst, räumt da die Ordination und die Technik auf, wenn der letzte Patient gegangen ist – da kann's leicht Mitternacht werden.

»Kommst du noch auf einen Sprung 'rauf?« lockt Gertie – und oben auf ihrem Zimmer muß sie ihn nicht groß beciren (so kleine Erfahrungen hat er immerhin schon): Peter kann (richtige Liebe ist's wohl kaum, Zuneigung eher) nachholen, was er bei Edith versäumt.

Die politischen Ereignisse die Judensache betreffend überschlagen sich in jenen Monaten: in der Woche nach Einführung des gelben Abzeichens im Reich liquidieren Einsatzgruppen der ~~SS~~ – Seite an Seite mit Wehrmachtseinheiten – das Judenviertel von Schitomir⁸, ermorden da 18000 Menschen, am 23. September befiehlt Höss die erste Versuchsvergasung in seinem Machtbereich, kurz drauf avanciert Reinhard Heydrich, der dann »*oberste Endlöser*«, zum Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, am folgenden und übernächsten Tag fordert ein deutsches Menschenschlachten in Kiew 34000 (!) Opfer, denen zwei Wochen danach 11000 in Dnjepropetrowsk⁹ in den Tod sollen folgen.

Am 14. Oktober ergeht der Befehl zur »*Allgemeinen Deportation aus dem Reich*« (inklusive Ostmark) nach Litzmannstadt, zu Monatsende Massaker in Riga, Wilna, Kaunas, Dwinsk (15000 jüdische Getötete allein da) – und der, mit menschlichen Sinnen gar nicht mehr faßbare, zählbare Massen-, Völkermord gipfelt vorerst in der – am 25. 11. 1941 von der Deutschen Reichsregierung verkündeten – »*Verordnung über Einziehung jüdischen Vermögens bei Umsiedlung*«.

Daß mit diesem Gesetzesakt der, vielleicht importanteste, Grund der neuzeitlichen Judenverfolgung, des Antisemitismus: die ausjätende Ausraubung der verfolgten »*Rasse*« sich bestätigt, wird von der Weltöffentlichkeit (selbst von der jüdischen) kaum registriert.



Trotz Jans Schicksal, trotz ihrer Untergrundtätigkeit vergißt Ljuba Manasse nicht auf ihre, vor 30 Jahren von der Schwiegermutter übernommene Aufgabe: die Fortführung der Cohenannalen. Das Buch der Familie – Bücher eigentlich, mannigfaltige Dokumente, politische Essays, Stapel von Briefen aus aller Welt – ist zur Geschichtsschreibung geworden. Längst nicht allein Historie der Mischpachà Historik.

Ljuba schlägt die Seiten auf des, im letzten Quartal des 11. Jh. begonnenen Werks. Josua Cohen, Sohn des Patriarchen Ezra, des Witwers (der mit Tochter Ester von Spanien war nach Deutschland gezogen, sich da in zweiter Ehe mit einer aschkenasischen Sippe zu verbinden – er noch ganz Sefarde, orientalischer Semit) tat die erste Niederschrift. Im Deutsch seiner pfälzischen Heimat – hebräisch notiert.¹⁰

Dann – bei der überstürzten Flucht dessen Erben des David nach seiner, des Vaters Hinmetzelung durch die Kreuzeskrieger – war das Buch zurückgelassen, später (250 Jahre danach) wiederaufgefunden von deren Nachfahren, die vom nördlichen Ostmeer zurückgezogen ins Deutsche, Weiterführung der chronistischen Aufzeichnung durch eine Frau, die Ruth – tüchtiger Kaufherrin, Eheweib des Nachman Cohen, der in den (nicht selten auch judenfeindlichen) Auseinandersetzungen christlicher Menschen im, dreißig lange Jahre währenden, Kriege an der Seite seines greisen Erzeugers, des Avsalom von den Böhmen totgeschlagen. Nach neuerlicher Flucht gen Osten im schönen, weiten Polen Heimat gefunden, da ein zweiter weiblicher Schriftführer: Delila, Gattin von Nachmansproß Ezra, des zweiten dieses Namens uns'rer Leute. Der folgende Historicus wieder männlichen Geschlechts – Delilas Jüngerer, Jacov der Wißbegierige, des guten Gerbermeisters Zweiter, der fortging aus der östlichen Kleinstadt in westliche Lande, nach Amsterdam, wo er des mächtigen Malheroen Rembrandt Agent (und Freund) wurde. Da konnte nun schon aus der Diaspora Ost- und Westeuropas rapportiert werden.

Der überantwortete die (nun bereits über 6 Centennien berichtende) Judengeschichte abermals einer weiblichen Erzählerin, der Hendrickje: erste Christenfrau in der tausendjährigen Noahsippe.

Da liest Ljuba von der vorwärtsstrebenden Entwicklung des Weltenlaufs nach Überwindung des Mittelalterdenkens, liest aber auch vom – ärger und ärger keimenden, von den christlichen Kirchen geschürten, den Ständen und Oberen opportunen, dem niederen Volke nach und nach oktroyierten – Hebräerhaß da und dort mit Pauls (Hendrickjes und Haman-Harmens studiertem Sohne) ins 19. Jahrhundert gebrachter Niederschrift; achtzehn Centennien seit dem Wirken jenes Juden, den die Christen, die Deutschen als ihren Erlöser sehen. Die Wehen der drei französischen Revolutionen, deren Triumph zuerst zeichnete Bernard Cohèn – aus dem deutsch-polnischen Stettin nach Paris gezogen, jetzt bleibt die Chronik in Frankreich, bis ein Denker der – ebenso alten – Landauer Sippe, der Kantor Leib sie mit nach Wien nimmt, wohin doch ein Trupp der polnischen Cohanìm mit seiner Verwandtschaft (angeheiratet) gewandert. Endlich findet die neue Verfasserin sich im Zwanzigsten Jahrhundert, da das Buch übergeht auf den vierten nichtmännlichen Betreuer: Rahel – Cohenmutter ihres Jan, und sie selber dann (fünfte Dame unter den Schreibern) die Feder zur Hand genommen.



Als Ljubas Jan in Warschau eintrifft und von den Mitgliedern des Judenrats mit der Situation im Ghetto bekanntgemacht wird, erwartet ihn bereits (von jenen Kreisen zugespielt, mit denen er bereits in Sachsenhausen in Kontakt gestanden) ein Bericht, den der Kommissar des »Jüdischen Wohnbezirk« der Hauptstadt – ein gewisser Heinz Auerswald – in »HÖCHSTER GEHEIMHALTUNG« erstellt.

Lagen die Todesfälle ghattoweit zu Jahresbeginn noch um die 1000, stiegen sie im Frühling an auf das doppelte, erreichten und überschritten zu Sommeranfang die 5000, die Fleckfiebererkrankungen schwanken seit dem Juli zwischen monatlich 300 und 450 gemeldeten Fällen. Wie viele verheimlicht werden ist unbekannt.

Die Menschen wissen, daß die Bekanntgabe eines Seuchenbefalls zur Quarantäneerfassung des Opfers und damit zum sicheren Tod zu führen geeignet.

Frühmorgens ist der Manasse mit dem Sondertransport aus Auschwitz eingetroffen (die recht außergewöhnliche Tatsache verbreitet Furcht unter seiner neuen Umgebung: von Höss in Marsch gesetzt, kann der Mann nur ein Konfident sein), nachmittags bereits betritt eine unauffällige Frau – laut Kennkarte Oberska mit Namen – ein, mit seiner hinteren Seitenfront an jenes Haus in der Swietokrzyskastraße grenzendes, außerhalb des Ghettos gelegenes Gebäude (im vom SD unter Nr.104 bezifferten Block an der Absperrgrenze – das ehemalige Haustor Nr.28 zugemauert), steigt hinunter in den Abwässerkeller, öffnet eine einfache Holztür eines (scheinbar toten) Geräteraums (geschickt in eine schwere, tragende Mauer eingehängt), drückt die hundshohe Steinwand auf, kriecht hinüber in den jüdischen Wohnbezirk. Dann wendet sie das Innere ihres alten Mantels nach außen: der Stern aufgenäht, wie er drin zu tragen Pflicht.

Instruiert durch einen »Außenarbeiter«, einem halbjüdischen Boten, der laufend zwischen dem Wohnbezirk und den ~~44~~-Stellen pendelt (der Mensch gilt bei den Schwarzen als zuverlässig – in Wahrheit eine der wichtigsten Kontaktpersonen des Widerstands nach »drinnen«) hat Ljuba die Ankunft ihres Mannes sofort nach Einrollen des Zugs erfahren.

Dieser Herbst bringt der europäischen Abteilung der Familie Erkenntnisse, die vordem in Klarheit nicht gesehen. Die Schlacht um England, die in der Luft sieht die britische Zweiglinie im Kriege wie 14–18, in Holland sind die van Kaanleute gefangen wie Jean-Luc nebenan im Französischen (seine redaktionelle Arbeit weitet sich aus zur kämpferischen in vorderster Front), in Jugoslawien tut Hans Wollak das Gegenteil, spielt weiter den trottelig-singenden Clown – trotz Hungers und Angst vor der Zukunft wagt er nichteinmal zu denken an Widerstand, an Ausbruch gar wie der mutige Schwartz und der Milković, die von einem Floß, das Baumstämme die Save flußabwärts beförderte, ins Wasser sprangen und sich den Partisanen anschlossen, die unter dem Befehl jenes ex-österreichischen, kaiser-königlichen Unteroffiziers Broz es auf ihre Fahnen geschrieben – mit Blut geschrieben haben, die Heimat dem deutschen Dämon zu entreißen. Tito. Gewarnt nur vor den Tschetniks unter dem Mihailovic, die (wenn zu Ihrem Vorteil) auch gern mit den Deutschnazis gemeinsame Sache machen.

In Hans' Vaterstadt Wien wartet Mutter Else jeden Tag auf ihre Dienstverpflichtung (nach den arischversippten jüdischen Männern bis 65 kommen jetzt auch die Frauen bis 60 dran), Bruder Peter wird nächstes Jahr, wenn er 18 ist, die Einberufung zum Militär erhalten – seit Beginn des Rußlandfeldzugs aber werden Mischlinge nicht mehr eingezogen: die kommen zur »Ersatzreserve II – n.z.V.«, was »*nur zivile Verwendung*« bedeutet: ohneweiteres also auch das Himmelfahrtskommando »Organisation Todt«. ¹¹

Arnold Kern sinnt in Dachau mit seinen Freunden Koppel, Hassberg und Kierner weiter auf Ausbruch aus dem Lager, seine Stiefmutter, die Cohenwitwe zu Stettin macht sich (einhundertachtzig Grad in die andere Richtung) daran, den Nazi Brauss, den arroganten kommissarischen Leiter ihrer Firma aus dem Sattel zu heben: Inge, die erstklassige Buchhalterin, hat jüngst (was ihr als Gesellschafter keiner verwehren kann) die Journale der »Leder Kern GmbH« eingesehn und auf den ersten Blick schon Unregelmäßigkeiten entdeckt; und denen geht sie nun nach.

All dies wird Autorin Ljuba ins Manuskript nachtragen, wenn – das Grauen vorüber – sie von den Ereignissen bei den diversen Stammbaumästen der Sippe näheres soll erfahren.

Leon und Margarethe Jesuelovich sind bereits geraume Zeit in Frankreich. Rasche Hochzeit in Wien vor ihrer Abreise, am neuen Wirkungskreis (nun erweist sich's als Tatsache, daß schon in Österreich mit dem SD kollaborierte) – anfänglich noch nicht involviert in die Verhaftungen (zu der Zeit erst eingearbeitet von Dannecker), da funktionierte auch noch der Kontakt zur Familie der jungen Ehefrau; jetzt will Eichmann seine ferngesteuerten Konfidenten aber fester in der Hand haben: Gretls Eltern und die Edith werden, von einem Kommando unter Anführung von Ostufü¹² Nowak selbst, ausgehoben. Spürt das Jesuelovichpaar nicht, geht die ›Verlegung‹ der Schnitzers (vorerst nach Theresienstadt geschafft) weiter. Südostwärts. Was das bedeutet, darüber klärt die Grete der Herr Obersturmbannführer Lischka, Chef der SIPO – Paris¹³, stellvertretender Befehlshaber dieser Polizeiabteilung wie des SD-Frankreich (obendrein Pariser Gestapoerster), höchstpersönlich auf: Auschwitz. Das Ende.

Peter (zu Zeiten Leos und Gretls Übersiedlung und bis zur Umsiedlung Ediths und deren Eltern kaum mehr Verbindung gehabt zu denen – zu Recht eingeschnappt, weil auch seine Freundin ihn einen Unruhestifter und Anschwärzer geheißen) sieht das Mädchen dann ein letztes Mal, als der Lastwagen mit dem Schub (herausbekommen wann die Fahrt von der Malzgassenschule zum Ostbahnhof eingeteilt) über die Salztorbrücke rollt und da, Richtung Ring einbiegend, die Geschwindigkeit herabsetzt. Da kann er seine erste Liebe neben den anderen Unglücklichen ausmachen, winkt, ruft – Edith aber hat ihn nicht bemerkt. Nun steht der arme Bursche, schluckt, hält die Tränen zurück – am Heimweg dann packt ihn ein Weinkrampf, den er sein Lebtag nicht vergessen wird.

Nach zwei Stunden erst getraut Peter sich nach Hause, fürchtet daß es beim ersten Wort, bei der ersten Frage der Mutter wieder losgehn könnte.



Die anfänglichen judenbekämpfenden Richtlinien im Land des Alfred Dreyfus (auf den Emotionen der »guten« Franzosen, die damals freigeworden, bauen die Nationalsozialisten auf), von der Deutschen Botschaft zu Paris initiiert, waren noch relativ harmlose: Rückkehrverbot Geflüchteter, Kennzeichnung jüdischer Geschäfte. Ein Kollaborantenzüchter der Monsieur Otto Abetz, Hitlers Ambassadeur an der Seine.

»Alle gegen die Juden ergriffenen Maßnahmen sollten in einer Form durchgeführt werden, die das, in der letzten Zeit gewachsene, antisemitische Gefühl ständig weiter erhöht. Es wird deshalb psychologisch in den Massen des französischen Volkes wirksam sein, wenn die Evakuierungsmaßnahmen zunächst einmal fremdländische Juden erfassen.«

Nicht neu eben die Ideen dieses, die breite Masse der Franzosen leider richtig einschätzenden, deutschen Diplomaten. Aus der Heimat das Geschmiere JÜDISCHES GESCHÄFT noch vor Augen, der gute Rat längst in der Ostmark in die Tat umgesetzt: Ostjuden nach dem Ostland!

Wie Jean-Luc eruiert (auch mit der Ausforschung der schwarzen Hierarchie im Lande befaßt), sind alle mit der ›Umsiedlung‹ französischer Nichtarier Betrauten »alte Kämpfer« in Sachen Rasse. Neben dem »Chef«, dem Obersten des SD-Frankreich, dem Literaturwissenschaftler Dr. Helmut Knochen, amtierte Kurt Lischka bereits 1938 als Leiter des Judendezernats der Gestapo-Berlin, Herbert Martin Hagen hatte den Posten schon ein Jahr zuvor inne (zur Zeit Befehlshaber des Sicherheitsdienstes und der SIPO-Bordeaux, rechte Hand des ~~SS~~-Führers für Frankreich, General Carl-Albert Oberg); dazu jener Dannecker aus der Dienststelle Eichmanns in Wien sowie ein junger Kerl, ganze 21 der Unterscharführer Ernst Heinrichsohn aus Süddeutschland, im Jahr 40 bei Lischka in Paris in Dienst getreten.

Auch den Namen des ~~SS~~-Oberleutnants der Sturmscharen Hans Sommer findet der Cohèn bald heraus – des Mannes, der die Sprengung der Pariser Synagogen organisiert.

In diesem Zusammenhang checkt Marc etwas aus, das Leuten wie den Jesuelovichen und (von »oben« unschwer manipulierbaren) ehrgeizigen ~~H~~-Jünglingen wie dem Heinrichsohn als fast ihrer Kapital*mitschuld* mildernd angerechnet werden könnte.

Der Madagaskarplan.

Wie seinerzeit – in jenen Tagen des Doktor Herzl – das Projekt Mombassa (am Victoriasee in Ostafrika) auf den Tisch kam: in Absprache mit den diversen Verantwortlichen europäischer Staaten, der Kolonialmächte, ein paar Millionen Juden elegant loszuwerden, spukt's seit geraumer Zeit in den Hirnen Eichmanns und seiner Truppe, die verbliebenen Nichtarier (da wird in Bausch und Bogen gedacht: ergo auch Mischlinge und mosaische Ehepartner) aus dem Altreich, der Ostmark, Frankreich, Belgien, Luxemburg, aus Ungarn, Holland, Dänemark, Norwegen und dem Balkan umzusiedeln – und zwar auf jenes Eiland östlich des ehemaligen Traumterritoriums der kleinen und großen Antisemiten wie nicht weniger assimilierter, sprich: zu Wohlstand gelangter Juden selbst.

Tatsächlich sind zum jetzigen Zeitpunkt nicht nur Herren wie Generalgouverneur Frank geneigt anzunehmen, daß man – wie auch immer – kaum ein paar Millionen Menschen nach Polen verfrachten und da versorgen könne; auch eben Adolf Eichmann (dem als erstklassigen Kalkulator dazu Abermillionen an Devisen vor Augen stehen, die man dem Weltjudentum abknöpfen möchte für die Ausreise ihrer Rassegenossen aus dem besetzten Europa. Hat doch allein das Lösegeld für den Wiener Baron Rothschild einiges erbracht und ging dieser Anschauungsunterricht in des ominösen Oberbuchhalters näherer Umgebung über die Bühne!), scheint solch Lösung opportun.

Mit Sicherheit verhält der Herr Sturmbannführer sich auch so, um beweisen zu können, der Welt beweisen zu können, das »*man*« eben schlauer als jene, stets als »*oberschlau*« verschrieenen Hebräer (so handeln Millionen von Volksgenossen – noch weit über »*die Zeit*« hinaus!), daß man gerade die Domäne der Juden: das »*Reibachmachen*, das *den Partner-Übervorteilen*« beherrsche.

Und doch hat Höss Versuche gestartet »*in Sachen Gas*«¹⁴ – das wird sich schon herumsprechen, meinte Himmler, der allerhöchste staatlich-deutsche Mörder, der das Experiment befohlen, und diesen Druck könnte man in jenem Afrikaplan bestens gebrauchen.

Ob und wie weit jedoch die ›Endlösung‹ bereits überhand genommen in den Gedankengängen der obersten Endlöser, vermag auch Jean-Luc kaum zu erahnen.

Um diesen Jahreswechsel (1941/42) werden unsere Cohen – und mit ihnen die »Welt«, die Betroffenen (Arier wie Nichtarier) das letzte Kapitel der Aera als begonnen begreifen: am 7. Dezember Pearl Harbor – Japans feuerwerkartiger Eintritt in den Krieg, was Hitlerdeutschland veranlaßt, den USA den Frieden aufzukündigen; 2 Tage vor dem Abend der Weihnacht das Blutbad von Wilna (32000 Opfer), folgend auf das in Riga mit 27000 Toten, am 30. Dezember 10000 Ermordete in Simferopol auf der Krim; parallel Errichtung eines Vernichtungslagers, Chmelno an der Warthe, dem Rayon, da einst drei Mischpachàmitglieder nach ihrer Flucht von 1632 sesshaft geworden.

Und am 20. Januar denn des neuen Jahres findet (kontrapunktisch) am Berliner Wannsee eine Konferenz statt – einberufen von jenem Reinhold Tristan Eugen Heyrich, der seinen jüdischen Vater geistig tötete, auf welcher amtlich die »Säuberung Europas von den Juden« beschlossen wird.



Bald nach Besetzung Hollands durch die Deutschen lernten Henk und Moss einen Landsmann kennen, seriös wirkender Herr an den Vierzig, der sich ihnen branchenkundig vorstellte und vorgab, gewisse Beziehungen geknüpft zu haben zu Besatzerkreisen – so vielleicht nützlich, dieses oder jenes gute Stück bei denen an den Mann zu bringen. Der Besucher überreichte seine Karte: *Pieter Nicolaas Menten*, ließ sich noch einige Male blicken in der Galerie, anlässlich dieser Visiten auch stets nachgefragt, wo denn der »schöne Dix geblieben« (den Moss im Perser hatte sichergestellt). Tätigkeit jeweils kleinerer Käufe (nicht für sich, wie er betonte, lediglich als Agent hochgestellter Persönlichkeiten), ab Sommer 41 (Beginn des Rußlandfeldzugs) nicht mehr gesichtet im Amsterdamer einschlägigen Cirkeln.

Moss hat sich wenig um diesen Menschen bekümmert, auch nicht als der – herumredend – sich nach dem Portrait des alten Rabbiners aus Rembrandt'schem Pinsel erkundigte, Henk aber, der mißtrauische ist der Sache nachgegangen, hat folgendes vertraubar eruiert: Menten ist – seit langem schon – Mitglied jenes Nationalsozialistischen Bunds der Niederlande, und (was das brisante an der Sache) jetzt der ~~44~~ beigetreten, abkommandiert ins Generalgouvernement.

Wes Art die Geschäfte des *meneer* Menten im Ostland soll sich erst viele Jahre später herausstellen – dem Friesen reicht's, was er jetzt erfährt: der Mann steht in Verbindung zu jenen Bildersammlern, die die deutschbesetzten Länder heimsuchen.

Mittag. Ein Frachtauto fährt vor in der Raadhuisstraat an der Keizersgrachtecke – ein Wagen wie Spediteure ihn einsetzen. Zuerst denkt Henk, es handle sich um ein Fahrzeug des Lagerhauses, wo doch seit Monaten schon die diversen Gemälde verborgen, dann hält hinter dem Laster eine Limousine, der drei Herren entsteigen. Wie sich bald herausstellt Offiziere der Sturmscharen in Zivil. Das Trio betritt die »Galerie van Kaan«, de Vries empfängt die vermeintlichen Kunden.

»*Sie sind der Inhaber?*« fragt der Eine auf deutsch – »*Alstublieft mynheer!*«¹⁵ die Antwort, und Henk betätigt dabei unauffällig die Alarmklingel (Vorkehrmaßregeln in diesem Handelsgenre) hinauf in die Etagen, Marjan und Moss auf alle Fälle erstmal zu warnen.

»*Interessante Stücke auf Lager?*« folgt's höflich, der Friese aber wittert den Braten. Duftet der erstens nach deutscher Pfanne und hat er dazu genug gehört von den »*Besuchern*« der SD-Spezialabteilung, die für Göring unterwegs. Drückt also nochmals den Klingelknopf (im russischen Samowar einmontiert, dem Uneingeweihten unausmachbar), wobei er die abermalige Handbewegung hin zum Heißwasserboiler vertuscht, indem er, mit der Zuvorkommenheit eines versierten Galeristen, den Herren ein Täßchen Tee offeriert.

»*Bedankt-*« wird sein Angebot auf holländisch angenommen (man spielt den Mann von Welt), was jedoch die Ausführung des Auftrags nicht beeinträchtigt.

Die Gemälde vorn im *winkel* wie hinter dem Wintergarten ins Auge fassend schlürfen die SDler die Ceylonmischung, der dritte von ihnen (Nummer eins und zwei scheinen Sachverständige, er das übergeordnete Organ) zieht eine Liste aus der Aktentasche, trägt ein, hakt ab, vervollständigt aufgrund der Expertisen seiner Kollegen.

»*Herr -*«

»*de Vries!*« verbeugt der soignierte Henk sich und:

»*Wir haben hier* – (damit reicht der Hauptmann der Räuber ihm einen Wisch mit dem Rundstempel des Sicherheitsdienstes) – *eine Ausfolgeanordnung der Standortkommandantur für Amsterdam – die von uns gewählten Stücke werden in Beschlag genommen, Sie erhalten eine Inempfangnahmequittung und wollen in den nächsten Tagen an der angegebenen Amtsadresse vorsprechen, damit die Modalitäten des Eigentumsübergangs geregelt werden können.*«

Alles geht in derart merkantiler Gemessenheit und Ruhe vor sich, daß man meinen möchte, hier verhandelten honorable Herren. Henk tut ein wenig erregt, seine Zufriedenheit zu kaschieren, daß seine Kontrahenten nur mittlere Ware zur »Übernahme« ausgesucht (die wertvollen Bilder sind ja ausgelagert), dann erscheint ein Trupp Transporteure (brave Amsterdamer Möbelpacker, wohl wenig Ahnung, was da eigentlich vor sich geht), und als alles hinausgetragen und auf den Lkw geladen, verabschiedet das Terzett sich, höflich wie eingetreten.

»Es war ein ausgesprochenes Vergnügen, mit Ihnen zusammenzuarbeiten, mynheer – Sie haben ja wohl gemerkt, daß wir auch vom Fache sind, und es macht eben mehr Spaß, jemand den Gegebenheiten der Stunde angemessen Rechnung tragen zu sehen, als herumzujeiern um einen Vorgang, der doch nicht zu ändern.«

Der Anführer führt auch das große Wort, das die guten Deutschen stets so gern ertönen lassen – eine Sucht wohl, Untaten verbal zu verbrämen, dem Opfer als unabwendbar zu erläutern. Bis zur Grabrede eines Nazimörders, wenn er seinem Gefangenen die Pistole ans Genick setzt.

»Goed dag!«¹⁶ hat Henk die Drei an die Türe geleitet – da wendet der »Chef« sich (wie in einer Filmszene mit Hans Albers) noch einmal um.

»Uns ist nicht ganz unbekannt, daß Sie einen kleinen Rembrandt im Hause haben. Wenn Ihnen, Herr de Vries – einfällt, wo der hängt, kommen wir wieder zur Abnahme.«

Mit diesem perfekt unterspielten Statement (immer noch Kino, doch realschauriges) winkt er einem zweiten Pkw, der hinter der Limousine parkiert, zwei ~~W~~-Chargen in Uniform springen heraus, treten heran.

»Vorder- und Hinterausgang besetzen! Wir sind abends wieder hier, wenn wir uns're Runde gedreht haben.«

Damit ist Teil eins des Spezialunternehmens abgeschlossen.

Mutter und Sohn van Kaan haben (hinter einer Portièere der ersten Etage verborgen) die Aktion miterlebt – und als sie sehen, daß einer der Schwarzen Posten bezieht an der Ladentür und der Zweite nach hinten stapft Richtung Hauseingang Keizersgracht, warten sie auf die Gelegenheit, mit Henk Verbindung aufnehmen zu können ohne von denen gesichtet zu werden. Die Frau verständlicherweise außer Atem durch den Abtransport der Ware – noch mehr wohl angesichts der hausarrestgleichen Situation (die holländische Cohenwitwe ist immerhin schon im Siebenundsechzigsten), Mozes tapferer, doch er täuscht sich eben auch nicht drüber hinweg, daß »*de zaak beneden*«¹⁷ kein Theatersketch.

Es vergeht eine Stunde, ehe Henk durch gespielte Ruhe dem Soldaten, der mit seiner Maschinenpistole schweigend auf einem Stuhl beim Portal hockt, die Meinung zu suggerieren vermag, daß sonst Keiner im Haus (hat der Mann auch keine Weisung erhalten einer etwaigen Durchsuchung der Räume – als Befehlsempfänger gedrillt, lediglich das auszuführen, was ihm gesagt). Jetzt sieht der Friese den Moment gekommen, dem Menschen eine Erfrischung und einen Happen zur Stärkung anzubieten. Der kantige Krieger stutzt, als ihn der, doch so teutonisch-hochgewachs'ne Niederländer in gutem Deutsch anredet, druckst herum, meint endlich, man käme ja gar nicht mehr zum Essenfassen bei diesem anstrengenden Dienst (Weigerung etwas dergleichen anzunehmen ist nicht angeordnet) – und so kann Henk nach hinten gehen ins *kombuisje*¹⁸, das man parterre eingerichtet zur Bereitung von Snacks und Drinks für die Galeriegäste. Da kann er per Haustelefon (unhörbar dem zu Bedienenden, der doch auch seinen Platz nicht verlassen darf) Kontakt aufnehmen mit den Seinen oben.

Die Stunden, bis der Konfiskationstrupp wiederkommen will, verrinnen. Marjan beratschlagt fieberhaft mit dem Sohn, was geschehen soll: das Haus verlassen ist nicht möglich, den »*weisen Rabbi*« opfern will Moss auf keinen Fall (dazu hat Henk ihn gewarnt, daß in dem Falle sie Alle noch keineswegs frei ausgehen müßten) – zuletzt beschließt man, mit List zu Werke gehen: Mevrouw van Kaan wird sich ins Bett legen, so tun als wär' sie den ganzen Tag nicht aufgewesen, Mozes soll – wenn das Kommando abermals auftaucht – im Versteck verschwinden. Solang Gefahr droht.

Teatime wieder.

Also macht Henk sich erneut am Samowar zu schaffen, fragt seinen Bewacher, ob er jetzt nicht auch dessen Mitarbeiter was servieren solle – richtig, meint der, der Kamerad da hinten muß ja bald seine eiserne Ration anknabbern (*»Hahaba-«* – Scherz, denn sowas gibt's doch nur im Felde), da begibt de Vries sich abermals in die Pantry und spricht zum zweiten Mal mit Marjan und Moss. Die berichten im Telegrammstil, was sie ausgeklügelt, Henk erklärt sein o.k. zu dem Plan, weiß nun, daß er – im Falle des Falles – seine Lebensgefährtin unverfänglich ins Spiel bringen kann. Wegen Moss wird er sich schon was einfallen lassen.

Lunchpause unten.

Der erste Posten sichert Henks Gang durch die Gewächsgalerie zum zweiten, Alles labt sich, als ging's um ein Warten auf den lieben Onkel, der sich zu Besuch angemeldet – und als der dann (gegen 18 Uhr) anfährt, ändert die Situation sich frontgerecht: die beiden Wachen stehen stramm, der de Vries öffnet – nun ganz Geschäftsführer und Mitinhaber – die Ladentür, das Triumvirat übernimmt wieder die Macht.

»Diesmal ohne Tee!« sagt der Chef, als Henk zum Kessel greift – Moss oben aber hat verstanden. Betätigt den geheimen Mechanismus in der dritten *verdieping*, geräuschlos bewegt die Landschaft sich nach links, er entert den Raum. Ist bei seinem Rabbiner.

Mama Marjan thront attraktiv in ihrer Kemenate, im alten *hemelbed*¹⁹, hat sich die Antworten, die sie wird geben müssen, immer wieder vorgesagt: *»Ja, meneer – – ich bin mit Herrn de Vries alleine im Haus . . . ein wenig geruht – eine kleine Unpäßlichkeit . . .«*, doch zuerst einmal ist unten im Laden ihr Henk dran.

»Also mach'n wir's kurz: Sie geben uns den Rembrandt – und wir kümmern uns nicht um Ihre joodse Sippschaft!«

Das war deutlich. Die Herren sind nicht mehr so leutselig wie zuvor. Das nachmittägliche Beschlagnehmen hat geschlaucht.

»Sie müssen bitte falsch informiert sein – wollte dies bereits vorbringen, als Sie s'midags²⁰ hier waren. Ein derartiges Stück ist nicht im Hause!«

»Wie Sie wollen. Durchsuchen!«

Die beiden Schwarzen stapfen mit *»Zu Befehl, Herr Hauptsturmführer!«* zur Treppe, denn ebenerdig ist der Bestand ja doch schon registriert.

»Und damit's zügiger verläuft, begleiten wir den Stoßtrupp...!« witzelt einer der Offiziere. Spaß muß sein auch auf höh'rer Ebene.

Henk steigt also vor den SDlern – den Uniformierten hinterdrein in die erste Etage hinauf. Nur die *keuken*²¹ hier und der Speiseraum; wo der *»Weise«* über'm Kamin hing ein uninteressantes Stilleben. Dann geht's ein Stockwerk höher.

»Was sind dies für Räume?« – *»Die slaapkamers!«* sagt de Vries, klopft links an.

»Is' da wer zuhause?« – *»Die Witwe des ehemaligen Galeriebesitzers, Mevrouw van Kaan, eine alte Dame, die –«*

»Sie sind Frau Kaan?« – *»Die bin ich!«* antwortet Marjan ruhig. *»Sonst noch wer anwesend? Der Herr Sohn vielleicht?«*

Da mischt Henk sich ein.

»Herr van Kaan, mein Compagnon ist Wochenende nach Bruxelles – wegen eines Verkaufs.«

Diesesmal aber klappt der Trick nicht, mit dem damals Heiner Sontag in Berlin die Gestapomänner losgeworden.

»Soso. Na ich hab' and're Informationen... Sie kennen doch sicherlich den Koster Wim, und der hat den Mozes van Kaan noch vorgestern – Montag also – hier im Hause gesichtet.«

Siedendheiß durchfährt's den Friesen. An den hat er ganz vergessen: ein kleiner Makler – da ein paar Gulden Provision, dort eine Radierung in Kommission. Und richtig! Der kennt doch auch den Menten, wie er einmal (redselig geworden bei einem Gläschen Genever) erzählte.

»Das muß ein Irrtum sein. Mein Sohn ist – –«

»Sie halten sich vorerst mal raus, Frau Kaan! Herr de Vries, wird schon plaudern.«

Damit macht der Sturmsharenhauptmann ernst. Blutig.

»Ab nach unten!« befiehlt er seinen Soldaten, die jetzt auch noch die dritte Etage inspiziert haben – und während sie den Henk von der Marjan fortzerren, erfährt der Unternehmensleiter, daß oben lediglich ein Lagerraum sich befände mit alten Rahmen und dergleichen Zeug, und an der Wand »een Riesending in Öl.«

Die Fachmänner kucken in die Mansarde in der dritten Etage, allwo dereinst Hendrick seine Malerwerkstatt hat eingerichtet: jetzt stehen sie vor Wald und Wiese. Das Monstergemälde scheint wie aus dem Pinsel des Urgroßvaters gekleckst – nicht der geringste Wert, wie sie feststellen, noch nicht einmal der Rahmen zu gebrauchen. Also läßt man das Ölwerk wo es ist, entfernt sich wieder von der Geheimtür, hinter der Mozes bangt.

Unten hat die Szene sich verlegt ins Keizersgrachthaus. Die Ladentür in der Rathausstraße haben die Besucher abgeschlossen – hinten, sagt der Chef, ist's gemütlicher.

»Losdann-«

Der Kerl, den Henk täuschte indem er in die Kombüse ging, hinauf telefonierte, schlägt zu. Blut quillt dem Friesen aus der Nase, stärker doch schmerzt die Wut über die deutschen Verbrecher. Der Geschlagene aber bleibt stark, das reizt seine Peiniger um so mehr.

»Will wohl den Helden spielen der Herr Liebhaber jüdischer Damen!« kommentiert der zweite des drohenden Dreiecks, der »Chef« winkt dem andern Knecht, der reißt Henk hoch vom Chippendalesessel, zum Befragungsstuhl umfunktioniert, dreht ihm die Arme auf den Rücken, bindet seine Daumen mit einem Strick (für derartige Vernehmungen in der Uniformtasche parat) zusammen.

Dann läßt er den Sechzigjährigen bäuchlings sich auf den Estrich legen, zieht die Schnur fest, wirft sie um einen Tram, der den Raum zielt. Wie ein inquisitorischer Henkersknecht das Rad gedreht, welches den Mann, die Frau, das kleine Kind gar auf dem Prokrustesbett gedehnt, die »Wahrheit« zu erfahren über Zauberer-, Hexen-, Nymphenumtriebe des also Behandelten, holt der schwarze Scherge – langsam aber stetig – das Tau ein. Zentimeter für Zentimeter. Plangemäß steigert dies die Pein des Malträtierten, der Vries ist tapfer, endlich aber kann er nicht mehr an sich halten: »Haaaaaaaaaaaaa!«

Bis nach oben in den zweiten Stock zu Mevrouw van Kaan ist der gellende Schrei zu hören, drauf hatte der Herr Hauptsturmführer es angelegt. Läßt sein Opfer eine Weile hängen und brüllen, dann gebt er sich trepphoch, reißt die Schlafzimmertür auf.

»Wir könn' dem meneer Kompagnon die Prozedur ein wenig abkürzen, vielleicht beenden, wenn Sie runterkommen und seinem Gedächtnis nachhelfen bei dem, was wir gerne wissen wollen.«

Schweißnaß vor Aufregung ist Marjan in den Morgenmantel geschlüpft, steigt mit dem *moffen*²² treppab.

Die zarte, alte Dame bricht zusammen vor dem gefolterten Gefährten.

»Ein Glas Wasser!«, befiehlt der Kommandant, eine Vernehmungskraft spritzt zur Kombüse.

Als Marjan das Bewußtsein wiedererlangt, sagt sie tränenüberströmt: *»Was soll ich denn tun??? Er kann doch nicht mehr sagen als er weiß...«* – doch sie weiß sehr wohl, daß es um den »Rabbi« geht, zumindest den Sohn will sie retten.

»Frau Kaan – ich geb' Ihn' zehn Minuten Bedenkzeit, eh' wir wieder beginn'... Leg'n Se sich oben hin, ich komm' dann rauf, damit Sie mir sag'n was Ziel is' uns'rer Recherche.«

Mit bebenden Knien oben angelangt, blickt die Frau auf die Pendeluhr. Die zeigt ein Viertel vor Sieben. Draußen ist's Abend, dunkel geworden, Dunstschwaden umhüllen die Amstelstadt. Sie schaut nocheinmal vor die Tür, ob ihr auch keiner gefolgt, dann hebt sie das Haustelefon ab. Eine Minute dauert das Gespräch zwischen Mutter und Sohn – nun ist alles klar.

Mozes schneidet den kleinen Rembrandt aus dem Rahmen, bindet sich die Leinwand unter'm Hemd um den Leib, öffnet die Dachluke, greift sich das Seil, das da vom Kranhaken am First herunterhängt und läßt sich (das andere Ende des Tampen festgemacht) an der Hausmauer in die Tiefe sacken; vom milchigen Duster verschluckt das Pflaster der Keizersgracht, verschwindet im Grachtengewirr.

Seine Mutter wartet erst gar nicht ab, daß der ~~H~~ler abermals bei ihr erscheint, sie geht nach unten, sagt leise, gefaßt: »*Wenn Sie Herrn de Vries loslassen, hören Sie von mir, wo das Bild hängt.*«

Der Offizier ignoriert bewußt den unbotmäßigen Ton der Nichtarierin, die Kollegen nicken, die Schergen stellen sich in Positur.

»*Henk, liebe Henk!*« kniet Marjan neben dem grausig Geschundenen, sagt zu den Deutschen nur: »*Kommen Sie mit!*«, erhebt sich, führt die Herren hinauf unter's Dach, greift hinter die Landschaft – die bewegt sich wie von Geisterhand gezogen von der Türöffnung weg.

Der Raum ist leer. Kein Ölgemälde, das Fenster des Krähennest weit offen.

Blöde starren die Sturmschärler hinaus in den Nebel. Jude und Rembrandt sind ihnen durch die Lappen gegangen.



Blutsbruder Arnold kauert auf der Pritsche, als wär' er in Trance gefallen.

»*Wie a Fakir!*« hat Haßberg gelacht. Kommunist Koppel kann nicht mehr lachen. Den haben sie erschlagen beim Verhör, weil er »*das Ding von Katyn*«, wo Stalinkommissare tausende von polnischen Offizieren ermordet und in einem Massengrab verscharrt haben, als das Werk der ~~44~~ bezeichnet hat (und denunziert worden ist).

Aber der weise Kierner hat gesagt, das stimmt: daß nämlich Einer die Gedanken, die Leiden eines ihm Nahestehenden fühlen kann über Stacheldraht und Grenzen hinweg in besond'ren Situationen. Und da ist Arny die Geschichte eingefallen, die ihm als Kind Oma Gentscher hat erzählt von Großonkel Aaron, wie der damals in Stettin sich nicht mehr halten konnte, nach Wien fuhr und Zwilling Moses im Fieber fand. So geht's ihm jetzt, wenn er an den Moss denkt. Sieht im Geist den Blutstropfen vor sich, mit dem er dessen Freund geworden für's Leben, ist wieder der Halbwüchsige im Haus der guten Witwe Rochow – wie oft einsamer als heute am Dachauer Abend, da er wenigstens seine Radikalinskis um sich hat in der Baracke.

Seit Hitlers Angriff auf Sowjetrußland ist's im Lager nicht mehr so »*ruhig*« wie früher, das schwarze Regime hat sich noch verschärft; wo doch zu meinen wäre, die Herrenrasse hätt' so viel zu feiern anlässlich ihres siegreichen Vormarsches im Osten, daß sie die Freude auch mit ihren Lagerhäftlingen teilte. Allein es ist Befehl ergangen, den Betrieb straffer zu führen. Als wären die zu Tode sich Gearbeiteten, zu Tode Gebrachten seit dem März 33, da in der Nähe der »*Stadt der Bewegung*« das erste Anhalte-KL der Nationalsozialisten eingeweiht worden war, nicht straff genug organisiert gewesen.

Dazu die agonische Angst der Juden seit 14 Tagen, seit der Wannseekonferenz (die ist im Lande weniger bekannt als in den

KZs): die Angst abtransportiert zu werden nach Polen – zur »weiteren Behandlung«, wie's im Eichmann-Jargon heißt. Tatsächlich haben sie beim Appell die »besterhaltenen Exemplare« von Kerns Semitenbrüder vortreten lassen und auf den Transport gebracht, der jedoch – wie Kierner mit seinen Kontakten eruierte – nur 400 Kaemm nordöstlich, in der Tschechei endete. Terézin. Was Reichsprotector Heydrich dort mit den Männern will, weiß man noch nicht.

Längst lebt auch Arny nicht mehr so ruhig in Dachau wie früher. Mehr als 3 Jahre schon seiner Freiheit beraubt, sind die Tage dahin, die er als »Kreatör« zugebracht mit einzigartiger Sonderstellung – jene Siegesfeier nach der Eroberung Warschaus ist Geschichte (da hat er ja dem Biedermann Stinglhuber seiner Braut das Trachtenkostüm angemessen), die Vroni vom Stufü Meixner hat schon strammen ~~W~~-Nachwuchs und keine neue Garderobe gebraucht für die Heilige Taufe des Knaben (so nordisch diese bajuwarische Familie auch fühlt, sie hält doch fest am katholischen Glauben): 84425 ist zu ordinärer Näharbeit verdammt. Hat zwei Gehilfen gekriegt aus der »Heiligenbaracke«, zwei junge Zeugen Jehovas, die – ihrer Lehre treu – den Wehrdienst verweigerten, Front machen gegen den Nationalsozialismus. Fleißige Kräfte die halbverhungerten Brüder Kämpfer (paradox der Name, doch voll Sinn vielleicht: vom Kämpfer zum Streiter geworden wider den Kampf), mit denen eine richtige, kleine Fabrik aufgebaut hinter'm Zaun, dem mit Hochspannung geladenen.

So hat Kern einen, leidlich beheizten, Raum zugeteilt erhalten als Produktionsstätte, die alte Garage des Wirtschaftstrakts, angekauft wurden zwei weitere Singer-Nähmaschinen – der Beschaffungsscharführer hat die Marke gelobt, auch seine Alte hätt' so eine im Haus, die schon die Großmutter getreten: daß »SINGER« eine jüdische Firma, stört ihn nicht. Da erzeugt nun das Nadelbataillon braungraue Decken für die deutsche Soldateska in West und Ost – ein richtiger Wehrmachtsbetrieb denn im, 1938 vergrößerten, modernisierten Lager. Blitzblank die Buden, die Betten müssen auf den Millimeter gebaut sein: ein Vorzeigekazett.²³ Und es gibt ein Kontingent pro Tag und Arbeitswoche, das will geschafft sein, um Bestrafungen zu entgehen – daneben fertigt denn der Meister auch noch ab und an ein Kleid auftrags einer Bewachersgattin, den Totenkopfvögeln zu Gefallen, ein paar Glimmstengel, einen Laib Brot zusätzlich aufzureißen.

Arnys Gedanken sind also bei Moss. Dem Vetter stets wie ein echter Bruder gegenübergestanden – anders als bei Freunden wie Geisler, Sontag und der unseligen Geschichte mit dem Gerold. Kurios, sagt Kern sich – damals als er zum ersten Male, im Ersten Weltkrieg in Verbindung getreten zu den van Kaan, war er doch genau in der Verfassung gewesen, die ihn später zusammenziehen ließ mit Rudi. Wieso hat er diese Gefühle nie für Mozes gehabt? Und jetzt (der Einkaräter immer noch bei den Gablonzern, die Fluchtmöglichkeit so fern wie nie) ist auch der, der platonische Freund als Rettungsanker versunken in den Wellen, die über Europa wogen, es in faschistischen Fluten zu begraben; gar selbst bedroht der van Kaan, was er – Arny – so heftig fühlt in der Abgeschlossenheit des Camps.

Zu dieser Stunde ist Henk bereits verhaftet. Als die Sicherheitsdienstler den Verlust des Gemäldes und dazu die Flucht des Juden van Kaan-Cohen sahen, wurde der Galeriedirektor, der ihnen hinsichtlich des Rembrandt wie seines Compagnons Aufenthalt was vorgelogen, mitgenommen. Das geschah um etwa 19 Uhr – Frau van Kaan hat die strikte Aufforderung erhalten, Haus oder gar Stadt nicht zu verlassen, wenn sie den Lebensgefährten nach dem Verhör gesund wiedersehen wolle; alles aber wird sich anders entwickeln.

Direkt von der Keizersgracht, Ufer der geglückten Flucht, ist Moss zu Menschen gelaufen, die Henk beim Februarpogrom vor einem Jahr kennengelernt, als er mit dem Familienvater ins jüdische Viertel marschierte. Brave sozialdemokratische Leute die Lamberts in der *Oosterparkbuurt*²⁴, der Mann altgedienter Briefbote des Postkantor beim Paleis, die Tochter junge Studentin, die eine kämpferische Freundin hat (von der radikalpolitisch motiviert) – ein Mädchen mit auffallend rotem Haar, Haarlemmerin wie Moss' Urugroßmutter Hendrickje: Johanna Schaft, genannt Hannie. Und die hilft Mozes weiter. Und Mutter Marjan dazu. Zuerst telefoniert Hannie herum und eruiert durch einen holländischen Schließer des Gefängnistrakts an der Weteringsschans, wo die Gestapo ihre männlichen Häftlinge verwahrt, daß der Friese beim Verhör wiederum gemartert wurde, man aber nichts aus ihm herausgeholt hat und aus diesem einfachen Grunde avisierte, am nächsten Morgen auch seine Lebensgefährtin abholen zu lassen.

Dann wolle man weitersehn.

Sofort also – mitten in der Nacht schellt eine alte Base der Lambertschen in der Raadhuisstraat, Marjan schreckt im Bett hoch, will erst gar nicht öffnen. Dann aber erblickt sie vom Fenster aus die Frau, die kaum nach ~~44~~ aussieht. Die Beiden packen in Eile das Notwendigste zusammen (Schmuck, Scheckbücher, Geschäftspapiere), und man verläßt das Haus (den gelben Stern mit dem »Jood« drauf hastig abgetrennt von Frau van Kaans Mantel) durch den Hinterausgang. Da gibt's nichts mehr zu bewachen für den SD, wo der Vogel doch ausgeflogen.

Kriegsrat am Beukenplein. Weinend ist die Mutter dem, glücklich geretteten, Sohn um den Hals gefallen – jetzt ist ihre größte Sorge natürlich Henk. Was werden sie tun mit ihm? Vater Lambert bietet mutig an, zur Staatspolizei zu gehen und nach dem Verbleib des de Vries zu forschen – doch als er dies am Nachmittag nach seinem Dienst tun will, ist's zu spät. Hannie hat Nachricht erhalten, daß Henk bereits frühmorgens mit anderen, in diesen Tagen Verhafteten nach Amersfoort geschafft wurde – Durchgangslager Richtung reichsdeutsche KZs, ein Freiluftgefängnis, wo vordem Sozialisten, Kommunisten durch die niederländische Polizei konzentriert worden waren. Marjan erlebt das alles wie im Fieber. Der Mann ihr genommen, der Sohn in Lebensgefahr, Haus und Geschäft dahin. Allein es ist keine Zeit zu vertun, sagt die Schaft: die Gestapo ist schnell und auf holländischer Front Denunzianten leider zur Stelle.²⁵

Mit dem Ausweis von Lamberts Cousine, lautend auf Trudy Steenken (das Photo durch versierte Genossen dokumentenecht ausgewechselt), besteigt *moeder* van Kaan (am zweiten Morgen nach der Aktion des Sicherheitsdienstes) am Bahnhof einen Überlandbus, der ältere Damen und Herren in ein Seniorenheim am Stadtrand von Zwolle bringt – den Behörden als unverdächtige Stätte der Ruhe greiser Bürger bekannt.

Moss erhält von denselben Leuten den *personbewijs*²⁶ eines gewissen Joop Verheulen²⁷, Beruf: graphischer Arbeiter, geb. 1901 (zwei Jahr' jünger als der neue Inhaber des Dokuments), läßt am Beukenplatz (bei wildfremden Leuten eigentlich) einen Koffer zurück mit dem Rembrandt, seinem größten Schatz. Lamberts erhalten die Schlüssel der beiden Häuser, ein gleichgesinnter Notarius fertigt eine (vordatierte), von Mozes van Kaan unterzeichnete Vollmacht (auch für die Lagerware in A'dam-Noord).

So fährt am Nachmittag ein Verheulen mit der Bahn nach den Helder, wo die Fähren ablegen nach Ameland. Adresse (auch vom Informanten vorsichtshalber) und Telefonnummer der Kontaktperson dort auswendig gelernt (eine Notiz könnte im Falle der Gefahr tödlich wirken dem Mann), entsteigt Moss alias Joop dem Zug, reiht sich ein in den Strom der Reisenden (Arbeiter, die pendeln oder Amelander, die am Tag an der Amstel zu tun haben) zur Mole.

Ausweiskontrolle. Holländische Polizei verstärkt durch einen deutschen Posten.

»*Joop Verheulen?*« fragt der Landsmann. Moss nickt.

»*Beroep?*« – »*Graphisch werknemer.*«

Der Holländer kuckt. Holt eine Liste aus der Uniformtasche, geht die alphabetisch durch. Sein Finger hält an bei einem Namen. *Wird gar der Mann gesucht, auf dessen Identität er – Mozes – jetzt reist??*

Da aber hat sich auch schon der schwarze Kollege eingeschaltet.

»*Wat nich' klar?*«

»*Ik weet niet ...*« weist der Politiemens auf das Fahndungsblatt. Und der ~~4~~ler wird amtlich.

»*Vermeulen??*«

»*Nee – Verheulen!*«

»*Wat woll'n Se denn auf Ameland, Mann?*«

Da stockt der Perlustrierte. Auf diese Frage war Moss nicht gefaßt. Wenn er den Namen nennt, der ihm gesagt, fliegen die vielleicht Alle auf in Nes, und wenn er – –

»*Na, wat is'? Jedächtnis verlor'n?*«

»*Nee, maar – –*«

»*Abführen!*«

Der Traum ist aus. Der zweite Holländer läßt sich die Kennkarte aushändigen des Verheulen obwohl sie doch einen Vermeulen suchen, und er bringt den van Kaan zur Revierwache.



Rosalie ganz plötzlich gestorben.

Krank war sie nie, das Alter natürlich (ihre Achtzig erreicht) – und dazu die Reaktion auf das seit vier Jahren Erlebte, seit ihre guten Österreicher, die wunderbaren Wiener zu Opportunnazis wurden und begannen, den Juden alles wegzunehmen. Hab und Gut, die Heimat. Vielen auch das Leben. Und doch hat die noble Salzmann-tochter sich tapfer gehalten, die traurige Auswanderung durchgestanden – so sehr in Sorge um das einzige Kind, ihren Edi, Volljude eben nach nazideutschen Gesetzen.

Dann – wie in einer anderen Welt – die traumschönen schottischen Tage, die Überfahrt nach New York, auf der mit dem Sohn junggeworden in der Liebe zu Barbara, die neue Welt, Kalifornien, der Enkel. Noch nicht einmal küssen konnt' sie den zum Abschied – ihr christlich-jüdischer Herrgott hat sie zu sich genommen in ihrem Schlaf, im Erträumen einer glücklichen Zukunft der Familie.

Mrs. Ed Kahn trauert mit dem Gatten im schönen, kleinen Häuschen in Malibu, der himmlischen Stille am Meer – weit genug entfernt von L.A.²⁸, der geräuschvollen Großstadt, nah doch mit dem Chrysler, den Eduard sich angeschafft: 350 Dollar hat das Riesending nur gekostet, *second hand* 38er-Modell, in die City zu rollen zum shopping.

Da arbeitet Mister Kahn jetzt auch, hat einen Job gefunden bei einer Company, die Zusatzgeräte konstruiert für physikalisch-technische Apparate, und wo der Sohn des seinerzeit bekannten Wiener Professors mit offenen Armen aufgenommen. Denn die einschlägige Branche in den Vereinigten Staaten ist durchsetzt, angeführt gar von deutschen, von österreichischen, ostjüdischen Wissenschaftlern, ohne die zu arbeiten Herr Adolf ein Centennium veranschlagte.

Was u. a. den berühmten Mathematiker David Hilbert (Arier) zum Statement hatte veranlaßt, sein Institut (an der Uni Göttingen) hätte aufgehört zu existieren seit Vertreibung der als nichtarisch erkannten Kollegen.

War doch – nach dem Tod Emmy Noethers im Jahre 35 – Paul Bernays einer Berufung nach Zürich gefolgt, der (im Weißrussischen geborene) Benjamin Amira fand eine neue Wirkungsstätte an der Hochschule von Jerusalem, Otto Blumenthal²⁹ ist zwar in Deutschland geblieben aber mit Berufsverbot belegt, Edmund Landau (dito einer aus der Pfalz) wie Amira nach Palästina ausgewandert (ab 1900 Ordinarius gewesen in Göttingen), sein Nachfolger am Stuhle, der Einsteinfreund Hermann Weyl (Elmshorner) emigrierte 1933 (wie Albert) nach Amerika – jetzt in Princeton, und Richard Courant (auch russisch wie Blumenthal) baute nach der Machtübernahme fern der Heimat die bedeutendste mathematische Universitätsabteilung auf in New York. Seine »Funktionentheorie« war noch vor dem Ersten Weltkrieg in Deutschland entstanden – in Cooperation mit dem großen Adolf Hurwitz, dem (jüdischen) Lehrmeister Hilberts.

Die Noether Tochter des Göttinger (später Erlanger) Rechenmeister Max, Bruder Fritz Lehrer gewesen an der Breslauer TH, die Geschwister im Freundeskreis anderer, namhafter Wissenschaftler wie Alfred Pringsheim, Ordinarius für Mathematik in München (Schwiegervater übrigens von Thomas Mann), und Felix Hausdorff, dem Bonner Gelehrten – auch als Philosoph in die Geschichte eingegangen: Wegbereiter, Gefährte Nietzsches unter dem Pseudonym »Paul Mongré«.

Eduard Kahn aus dem Stamme Cohen könnte die Liste der, aus ihrer Heimat verjagten, Koryphäen des Fachs seines verstorbenen Vaters noch weiterführen. Allein der Verlust aber dieses Dutzend Denker für die Deutschen, für die Österreicher ist eben – wie der des Jahrtausendgenies Einstein – ein nicht (nie) wieder gutzumachender.



In den Tagen der Arrestierung des Moss van Kaan in Holland, da dessen Herzensvetter in Dachau so leidet um ihn, ist Hans Wollak schon monatelang Lagerhäftling der Ustascha im jugoslawischen Stara Gradiška. Trotz Gesänge halbverhungert wie seine Leidensbrüder: Juden, fromme Mohammedaner, Antifaschisten. Nur Priester sind da nicht vertreten. Die kroatische Pfaffengilde hält's vornehmlich mit der politischen Rechten gegen die kommunistischen »*Titoverbrecher*«.

Hans' jüngerer Bruder, der Peter in Wien und Mutter Else warten auf ihre Dienstverpflichtungen in einen kriegswichtigen ostmärkischen Betrieb; Onkel Jan spielt im Warschauer Wohngebiet ein Doppelspiel: Höss-treuer Mann des Judenrats und einer der Köpfe des Widerstands in den Ghettomauern – seine Ljuba ist nun erster Verbindungsmann zu den eingemauerten »*Untermenschen*«; in Sülze im Hannoveranischen macht Nichte Karoline (mißmutig aber treudeutsch) Stall- und Erntedienst bei ihrem Bauern – die ersten sowjetischen Kriegsgefangenen tauchen auf in der Gegend, in Gruppen mit Sonderbewachern die Arbeit auf den Feldern zu verrichten, die die Landwirte nicht mehr schaffen, seit sie ihre Söhne und Knechte Krieg machen lassen. Und in Stettin werkt Mütterchen Ingeborg (blond wie eh und je – jetzt mit ein wenig Wasserstoff nachgenordet) an der Rückeroberung ihrer Firma: die erste Buchprüfung von »Leder Kern GmbH« (Lieferant der deutschen Streitkräfte wie 1864, 66, 70 und von 14–18) hat stattgefunden durch die Handelskammer, Brauss ist gehalten, binnen 6 Monatsfrist die diversen Unebenheiten klarzulegen.

So in etwa sieht zu Ende des Winters 1941/42 die Lage aus der Mitglieder unserer Familie im Herrschaftsbereich der Nationalsozialisten.

Jean-Luc nicht zu übergehen, den französischen Untergrundsoldaten – und die Potter spüren ja nun ebenfalls die Macht Mr. Hitlers seit Beginn jenes »*Battle of Britain*«.

Am 31. Januar hat ein Geheimbericht der Einsatzgruppe A der feldgrauen und schwarzen Sturmsharen Heinrich Himmlers genau 229052 liquidierte Juden in den baltischen Staaten aufgeföhrt. In selber Woche die ersten Deportationen aus dem Reich, dem Protektorat und der Ostmark in Heydrichs Judenparadies Theresienstadt am Böhmischem Mittelgebirge, südlich von Leitmeritz in Elbnähe. Nun erfahren die Dachauer Politgefangenen auch, weshalb jene gesundaussiehenden Jot-Häftlinge dahin verbracht worden waren: zuerst eingesetzt zu Bauarbeiten (Absperrung der Lagerstadt von der Außenwelt, Räumung und Installation von Gebäuden für Massenunterkünfte), haben sie jetzt den Verschleppten die – vom Herrn Reichsprotector persönlich und großzügig – aus dem Konzentrationslager zur Entlassung Amnestierten vorzuspielen. Unter Androhung der Weiterbeförderung nach Plaszow bzw. Auschwitz hat man die Männer auch dazu veranlaßt, die Hilfsmiliz zu stellen, die nun der ~~W~~ unter die Arme greift, präzise: mit Gewalt die Ruhe und Ordnung unter den israelitischen Mitbrüdern und -schwestern aufrecht erhält im Ghetto. Und mit den ersten Transporten aus Wien – zusammen mit den Schnitzers – traf auch die Kabarettistentruppe von Gildemeester ein, damals von Nowak und Dannecker »engagiert«, in der Judenstadt für Unterhaltung zu sorgen. Man organisiert (vorerst noch privilegiert durch die schwarze Lagerleitung) Aufführungen von Theaterstücken, Konzerten, Kleinkunstprogrammen – dazu werden eingelieferte bildende Künstler abgestellt für Dekorativarbeiten.

Zum Frühlingserwachen hört man in Terézin von der Errichtung eines neuen Vernichtungslagers weit im Osten, nordwestlich von Lemberg: Belzec, von der ›Umsiedlung‹ dahin, nach Sobibor und in andere KZs – eine Woche drauf trifft der erste Transport slowakischer Juden in Auschwitz-Birkenau ein, von denen der Großteil das Leben wird lassen an dieser deutschen Mordstätte.

Ein Monat zuvor – am 22. Februar – ist diesen Weg, den Weg vom Leben zum Tod, weit im fernen Westen, in der Emigration in Petropolis, dem idyllischen Vorort von Rio de Janeiro ein Deutscher aus freien Stücken gegangen. Ein großer Deutscher, den seine deutsche, österreichische Heimat hat vertrieben: Stefan Zweig. Jener ungeduldige, begnadete Schreiber, der vor vierzig Jahren im Hause des Wiener Asts uns'rer Sippe mit das 20. Jahrhundert erwartete und feierte, das ihm und den Menschen seiner Rasse das Verderben gebracht.

Den Moss haben *agenten der Hollandse Politie*³⁰ von den Helder verhört, zwar an seinem (gefälschten) Ausweis nichts beanstandet, die Gestapo jedoch (eine Dienststelle im selben Amtsgebäude) untersagte den Festgenommenen wieder auf freien Fuß zu setzen. Der Verheulen scheint den Deutschen weiterhin verdächtig, wie ihnen jedermann verdächtig erscheint, der nicht der Herrenrasse angehört. Daß die Niederländer, die Dänen und Norweger Germanen sind wie sie, fällt nicht ins Gewicht. Geschlagen haben sie den van Kaan nicht, immer aber wieder suchten die Kerle von ihm rauszukriegen, was er denn auf Ameland vorhatte – bis er schließlich (einer plötzlichen Eingebung folgend) stotterte, dort nach einem Mädchen suchen zu wollen, das ihm davongelaufen. Schallendes, schadenfrohes Gegröle der Geheimen, gab Moss einen x-beliebigen Namen zu Protokoll, dann jedoch (wieder amtsernst) wollten sie wissen von ihm, warum er das nicht gleich bei der Kontrolle am Fährschiff hätte gesagt. Das wär' ihm peinlich gewesen, die Antwort – die Guten aber glaubten ganz einfach nicht, daß einer, von ihnen angehalten, nicht sofort die Wahrheit spricht, sich so einer Verhaftung zu entziehen. Denn erstmal ins Lager.

»*Besser ene Unschuld'je trifft de Paukenslejel als zehn Volksfeind' jehn uns flöt'n . . .*« der Kommentar des Stars der Stapohengste – typischer Rheinländer, im Karneval wohl ein Scheel, brabbelnder Büttenredner.

Dann ging alles schnell. Per Gefängniswaggon retour Richtung Amstel, weiter über Hilversum nach Amersfoort. Mit Moss wurden etliche weitere Verhaftete verschubt – ein Fünfstundentransport – für die Menschen Beginn nur einer Reise tausend Meilen ostwärts.

Die Tage waren erfüllt für den Cohen von Gedanken an seine Mutter, an Henk – er mußte sich aber auch entscheiden, ob er der festgenommene Joop Verheulen bleiben sollte oder sich doch als van Kaan, als Jude decouvrieren. Einem Mitgefangenen sich anvertrauen, wagte Moss nicht (wach die Warnungen seines väterlichen Freunds, daß da längst nicht Alle Geistesbrüder), und in Amersfoort eingeliefert, wußte er: wenn er zugab der zu sein, der er war, der Mann der dem SD ein Schnippchen geschlagen mit dem Rembrandt unter'm Hemd, würde dies seine Lage nur noch verschlimmern, die Lamberts, die Mutter gar in Gefahr bringen.

Dazu sah Mozes, wie die mosaischen Lagerinsassen noch ärger zu leiden hatten als die »*arischen*« Holländer, also blieb der Verheulen der Verheulen, der irrtümlich arretierte graphische Arbeiter.

Zu all dem kam natürlich noch die Forschung nach Henk's Schicksal. Diskret so weit möglich in einem KZ, nach Tagen dann auf einen, zur selben Zeit in Amsterdam kassierten Mann gestoßen, der sich erinnern konnte an den de Vries. Einem unter hunderten, die da kommen und gehen. Henk jedoch bereits weiterverschleppt Richtung Deutschland.

Wochen später erst soll Moss (da selber schon auf der Reise ins Reich) vom tragischen Tod erfahren seines Vaterstellvertreters.

»Auf der Flucht erschossen.«

Ein Verfahren, das die Deutschen gern anwenden, wenn ihnen einer lästig fällt, wenn einer (Jude, Christ, Antifaschist, Kriegsgefangener) das Pech hat, an einen Transportbewacher zu geraten, der eine schlechte Nacht hatte, Krach mit der Braut, Anschuß eines Vorgesetzten.

Blutsbruder Arnold hat das alles schon gelernt. Das Verhalten nämlich der Peiniger, den Umgang mit denen. Selber auch verschont geblieben von Schlägen (seit dem Vormittag bei der Wiener Gestapo) hat der »*Prominente*« (selbst als »Deckenschuster« gehört 84425 noch zu den Bevorzugten hinter Stacheldraht) in seinen 40 Monaten Dachau so ziemlich alles mitgekriegt, was Menschen in Deutschland, im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Abteilung Konzentrationslager angetan.

Vor der Geschichte, die Kern bereits bei seiner Einlieferung hörte über den Tod des sozialistischen Dichters Erich Mühsam, den sie zwangen, sich selber auf der Latrine zu erhängen, über jenes Zigarettenholen, das am Bock zu-Tode-gedroschen-werden, das Ableben infolge akuten Hungers oder radikalen Essensentzugs im »*Bau*« (jenem Kotter, dahin der ~~W~~-Mann am Transport aus Wien damals diejenigen zu schicken drohte, die solch eines Verbrechens sich schuldig machten wie aus dem Zugfenster schauen), bis zur Ermordung von Männern aus den unterschiedlichsten Gründen und Motiven, mit den unterschiedlichsten Methoden.

Der dritte der Vettern im Gewahrsam der Nazis, der Warschauer Ghettojude Manasse hat diese Erfahrung ebenfalls hinter sich – in Sachsenhausen erfahren, was Kern in Bayern erfahren, was jetzt auch der holländische Cousin erfährt, und der vierte und letzte Häftling im Cohenbunde, der Hans Wollak in Stara Gradiška erfährt dasselbe mit balkanesischen Nuancen. Da ist man nicht zimperlich, da heckt man nicht groß differenzierte Tötungspraktiken aus: die Ustaschi erschlagen – oder lassen ihre Schützlinge ganz einfach mit dem Beil oder einem Holzprügel erschlagen, wie es ihre deutschen Lehrmeister in der litauischen Hauptstadt Kowno handhabten, da sie hunderte Juden durch freigelassene Zuchthäusler mit Eisenrohren zu Tode bringen ließen³¹.

Unter Gottes freiem Himmel.



Dieser Frühling, der des Jahres 1942 – die Monate nach Erlaß des umfassendsten Mordbefehls aller Zeiten (auf der Wannseekonferenz) weisen drei, selbst in jenen Tagen schauriger Superlative außergewöhnliche Ereignisse auf im deutsch-okkupierten Mitteleuropa: im April wird die Umsiedlung von Juden ausgedehnt auf ganz Polen, neue Transporte aus dem Reich gehen in die östlichen Vernichtungslager, am 26sten des Monats tagt der Deutsche Reichstag (längst zur Applauskulisse degradiert den Führerreden) zum letzten Mal und überträgt jenem (unter Aufhebung der sogenannten »Rechtsordnung«) praktisch die offizielle Alleinherrschaft. Und am 27. Mai vollführen tschechische Widerstandskämpfer in Prag ein Attentat auf den obersten Schreibtischmörder der Nazifaschisten, den Reichsprotector für Böhmen und Mähren Reinhard Heydrich.

Als Vergeltung für das Ableben dieses Schwerstverbrechers, Initiators der Berliner Gespräche, inszenieren Gestapo, ~~W~~, SD und Wehrmacht im böhmischen Städtchen Lidice (aus dem angeblich die Partisanen der Tat stammen) ein Blutbad, bei dem kein männlicher Einwohner am Leben bleibt; Frauen und Kinder werden ins KZ geschleppt, der Ort von der Landkarte getilgt.

Im deutschen Hinterland vernehmen die Volksgenossen von diesen, wahrlich weltbewegenden Begebnissen nur das, was ihnen durch diverse Reichssender in die gute Stube gesprochen, was als »Die Deutsche Wochenschau« im Lichtspieltheater serviert, was ihnen per VÖLKISCHER BEOBACHTER wie gleichgeschalteter Presse fettgedruckt am Kiosk dargeboten, eingetrichtert. Wenn nicht ein (Wehrkraftzersetzter) Soldat auf Fronturlaub aus der Schule plaudert, wenn nicht der oder jener dem BBC lauscht, welche Radiostation ihre deutschsprachigen Nachrichten mit Beethovens »ra-ta-ta-tam«-Rhythmus ankündigt.

Worauf allerdings die Todesstrafe steht: auf das Abhören der »Hetzsender des jüdischen Weltimperialismus« in Adolfs alldeutlichem Alpdruck.

Zwei von denen, die Kopf und Kragen riskieren, die Wahrheit zu erfahren dessen, was an den Fronten, in den besetzten, von den Deutschen durchschrittenen Gebieten (vorzüglich im Osten) de facto geschieht, hocken im Kellerlabor der Hietzinger Villa, wenn das »*Hier spricht England!*« aus dem Detektor ertönt, den man per Kopfhörer anzapft – stets ein Ohr frei, eventuellen Überraschungen zuzukommen (so tun's -zigtausende im Hakenkreuzland: wer will, bleibt nicht desinformiert!), um dann eiligst den Programmwahlknopf weiterzudrehen, das Gerät auszuschalten, wenn Gefahr droht. Parteigenosse Kramer, Mischling Wollak.

Die Poldi will die Katastrophen, die aus dem Kasten kommen, nicht hören (ihr genügt, was Heinz ihr dann berichtet) – sie hält oben Wache, während unten die Männer ihr Kapitalverbrechen begehen. Auch ist man in der Schönbrunnerstraße von Mieter Sanchez unterrichtet über die Zustände im Westen: *Señor* Südfrüchtehändler erhält regelmäßig Nachricht aus Spanien, was die Missetaten deutscher Besatzer im Nachbarland angeht. Die Ruhmesmeldungen dringen über die Pyrenäen.

Gleich nach jener ersten Verhaftungswelle in Frankreich, da eintausend Juden vergangenen Jahrs als Geiseln genommen wurden, hat Peter dem Onkel Heinz gestanden, sein Versprechen nicht gehalten, die Geschichte mit dem Jesuelovich und der Zentralstelle weitergegeben zu haben – und Kramer hat ihn noch gelobt, daß er wortbrüchig geworden.

»*Wenn's nur Einem das Leben rettet . . .*«

Von dort – wo die Deutschen ebenso (doch anders) wüten als in Polen und Rußland, aus Paris ist ein Situationsbericht eingetroffen von Jean-Luc, wieder per Adresse Liebmann, wieder verschlüsselt. Gertie hat den Brief dem Peter in die Duccaschule mitgebracht, wo sie sich regelmäßig treffen. Bob und ihre Stiefmutter sehen im blonden Wollakjungen eine Art Hausfreund, und wenn die Zwei . . ., Mutter Wollak aber schimpft: »*So viel älter . . . und das mit dem Stern, wenn sie ihr da draufkommen und sie ist Gottbehüte noch in deiner Gesellschaft!!*«

»*Du red'st schon wie der Pappa damals in der Kristallnacht, als er dir verboten hat, den Onkel Richard im Spital zu besuchen!*«

»Aber – «

»Was aber? Soll die Gertie sich abholen lassen mit ihrem Scheißstern als Geltungsjüdin und verschleppt werden??«

In der Tandelmarktgasse aber hat man zur Zeit auch besondere Sorgen (neben dem Bangen um Hans, von dem ja seit Monaten keine Nachricht mehr da ist): die Dienstverpflichtung für die Mutter ist bei der Post gewesen – ab 1. Juni muß die Fünfundfünfzigjährige täglich eine 6-Stundenschicht in der Großwäscherei am Plachettaplatz³² im 15. Bezirk arbeiten. Und da dies zufällig der Betrieb ist, wohin Frau Gisa von der Putzerei unten die angenommene chemisch-Reinigungsware schickt, wird diese hilfreich aktiv: sie besticht mit einer Flasche Kognak den Vorarbeiter dort (alter Nichtnazi, seit 25 Jahren schon in der Firma), und der fordert dann genau an dem Tag, da Else Wollak ihren Dienst antritt, eine Kraft an zum falten und stapeln von Offizierswäsche (das Wiener Wehrkreiskommando ist Großkunde da), darf sich eine von den Neuerwerbungen als Anlerndame aussuchen – und da fällt seine Wahl so ganz zufällig auf die ihm empfohlene, »privilegierte« Judenfrau.

So hat Mamma Else bei ihrer Arbeit nicht an dampfenden Kochkesseln zu stehen oder schwere Körbe mit Waschgut zu schleppen – ist so glücklich sitzend werken zu dürfen, leichte Handgriffe dazu. Da hat sie Muße von Früh um 8 bis 14 Uhr oder (wechselweise) von 14 bis abends 20 Uhr nachzudenken über ihre Ehe mit dem Arier Johann, über die selbstgemordete Mutter, über des Sohnes Hans' ungewisses Los und über ihren Zweiten. Denn der entwickelt sich mehr und mehr zu einem Widerstand Leistenden – Widerstand gegen den Nazismus, Widerstand gegen die Gesellschaft, die diesen ermöglichte, ersehnte.

Vater Wollak sitzt derweilen mit seinem Brennstoff-Großverteilbetrieb in einer Position, um die Mancher ihn beneidet: allein beim Kohlen-, Koks- und Holzbezugschein-Kleben bestünde für ihn leicht die Möglichkeit, hunderte Zentner unter den Tisch fallen zu lassen, sie schwarz zu verscheuern (in den Bezugscheinstellen

gibt's kaum mehr Arbeitskräfte, die Kontinentbögen nachzuprüfen); zu solch Unkorrektheiten aber kann der korrekte Chef sich nicht durchringen – die Unkorrektheit des ehemaligen Buchhalters beschränkt sich weiter auf den ›anderen‹ Sektor seines Lebens. Der Musikverlag verkümmert unter seinen fachunkundigen Händen, trotz Scheidung hält er weiter die Exgattin und den jüngeren Sohn von sich abhängig.

Herr Johann aber bringt eben Geld ins Haus und erhält seinen Stammhalter (d. h. erhielt: die letzte nach Varazdin gegangene Überweisung kam mit dem Bankvermerk »Adressat unbekannt verzogen« zurück) – Peter jedoch weist beharrlich Vaters Zuwendungen von sich. Er verdient beim Korrepetieren so viel, daß er sich selbst versorgen kann.



Zum selben, schönen Sommerbeginn finden in Birkenau die ersten Selektionen statt an der Rampe, wo die Viehwaggons aus dem Westen anrollen: die (vorderhand lebenserhaltende) Auslese der Arbeitsfähigen oder für die ~~44~~ sonst Verwendbaren (für ärztliche Tests z. B. am menschlichen Versuchskaninchen), die Selektion eben der, durch lässige Handbewegung, den Wink eines »Menschen« zum Tode Verurteilten (oft größeren Part der Eingelieferten). Die Lastwagenfahrten zu den »Duschen« in den von außen verriegelbaren Flachbauten, wo aus den Düsen doch nicht (wie den Unglücklichen bis zum letzten Moment versprochen nach dem Auskleiden – auch von den eskortierenden jüdischen »Helfern« versprochen) Wasser strömt sondern Zyklon B. Vom privaten Chemischen Betrieb »Kaliwerke AG« (deutsche Firma, die sich in Kolin in der Tschechei niedergelassen) in 200-Gramm Dosen in die Vernichtungslager (im vollsten Wissen um die Verwendung!) angeliefertes, kristallisiertes Gas.

Ein Gas (verdunstend nach Einfüllen in die, auf den Dächern der Kammern angebrachten Stutzen), nach dessen Einatmen der Mensch qualvoll erstickt. Manche nicht sogleich, nach Minuten erst – und wie der Herr Lagerkommandant, der (wahrhaftig in Galauniform) schon mal zur Völkermordinspektion gekommen, jener Höss sich höchstpersönlich überzeugen konnte (durch die Panzerglasbullaugen seine Nerven ein wenig gereizt), es bisweilen eine Viertelstunde dauert, eh' der letzte der zu Ermordenden unter unmenschlichen Verrenkungen der Gliedmaßen, die Augen aus ihren Höhlen getreten tot auf den Haufen eher Erlöster hinsinkt.

Von solch Bosch'schem Inferno aber ahnt des Bosch Landsmann van Kaan, den sie just von Amersfoort ins KZ Vught verlegten nahe der deutschen Grenze, nichts. Und Kusunchen Karolin schon gar nicht. Die bekümmert sich erstens nicht um derartige »*Greuelpropaganda*« (auch wenn die Nachricht gar zu ihr in die ferne Heide dringt) – selbst wenn's um das Schicksal einer »Rasse« geht, der sie väterlicherseits entstammt. Und zweitens hat Arbeitsdienstmaid Kern zur Stunde wichtigere Gedanken, Gefühle, die sie ihrem junge-Damen-Tagebuch anvertraut.

. . . heut' Nacht endlich geschehen! Alt genug – mit Siebzehn ist man in dieser großen Zeit nicht mehr Kind sondern Frau, und der Dietmar, der blonde HJ-Führer mit dem bunten Musikschulterzeug ist ja auch ganz nett. Richtig eingeflötet hat der sich mit seiner Schalmei bei Mutterns Einziger . . .

Also ist die Defloration der deutschen Cohentochter erfolgreich verlaufen – und auch ihre Mutter (mit ihren Vierzigern immer noch ansehnlich die Lederwarengesellschaftsaktionärin) hat nicht zu klagen über Mangel an fleischlicher Verehrung. Manch Sonntagsbraten, dem sie dem u.k.-gestellten Herrn Schierbeck vorsetzt, stärkt diesen zu treuvölkischer Annäherung, was die lustige Witwe betrifft – allein das »*lustig*« ist differenziert zu nehmen: Inge hat sich den, durch ruhige-Heimatkugel-schieben fettansetzenden, Steueroberamtman nicht eben aus Lust und Liebe angelacht. Sie tut's, den Fall Brauss zu gutem Abschluß zu bringen. Und als aus dem Abschluß ein Abschluß wird, erweist sich's, daß Beköstigung wie nächtliche Hingabe sich gelohnt.

Vorige Woche hat SA-Mann Brauss vor seinen Richtern gestanden, den Parteirichtern wohlgermerkt, die für derartige Unterschlagungsfälle kaum Gefängnisstrafen aussprechen – Schierbeck aber ist obendrein noch von amtswegen mit einer Anklage wegen Steuerhinterziehung (der veruntreuten Gelder) eingekommen gegen den kommissarischen Leiter der Leder GmbH. Also mußten die braunen und schwarzen Laienjuristen harscher handeln, als sie es sonst bei ähnlichen Eigentumsdelikten zu tun pflegen. Sie verurteilten ihren Parteigenossen (die Ehre der NSDAP zu schützen) zwar nicht zu (befürchtigtem) Fronteinsatz – sie sprachen (opportuner bei dem Bedarf an Wachmannschaften in den diversen Lagern) KL-Dienst aus. Abkommandierung nach dem Osten.

Damit wird Kerndenunziant Brauss nach Polen in Marsch gesetzt, dort darf er dann sein Mütchen kühlen an denen, die wiedereinmal schuld an allem.



Seit der *Maquis* (sofort nach Eintreffen der Nachricht, daß die Zentralstelle aus Wien einen jüdischen Helfershelfer losgeschickt – als Mitarbeiter angeworben der Deportation französischer Juden in die polnisch-galizianischen Tötungslager) Marc (als Nichtjude mit jüdischem Vater) die Sache anvertraute (dazu ist doch eben die Meldung Peters via New York an seine Deckadresse gelangt), studiert er – Jean-Luc – im Detail die Tätigkeit der beiden Jesuelovichen wie der des RSHA IV B 4, Außenstelle Paris.

Nach etlichen Vorrecherchen hat der Clevere sich durch ein Blitzmädchen³³ des SD (verschwiegen unehelich-jüdischer Großvater) in Besitz gebracht der Kopie eines FS, welches – mit dem ominösen Amtsvermerk **GEHEIM** natürlich – am 26. Februar vom stellvertretenden Befehlshaber des Sicherheitsdienstes der Sturm-scharen in Frankreich, in Ärger um die »Sorgewahrung« jener, im Verlauf von »Sühneaktionen« gegriffener tausend Mann mosaischen Glaubens, an die Adresse Berlin gerichtet.

IM INTERESSE DER STAERKUNG DER DEUTSCHEN AUTORITAET IM BESETZTEN GEBIET IST EIN MOEGLICHER ABSCHUB DER IM ZUGE DER AKTION VOM 12. 12. 41 VERHAFTETEN JUDEN DRINGEND ERFORDERLICH + ABGESEHEN DAVON DASS DIE HIESIGE DIENSTSTELLE UND DER KOMMANDANT VON GROSS-PARIS DURCH ANZAEHLIGE EINGABEN FUER DIE BEFREIUNG DIESER JUDEN BELAESTIGT WERDEN IST FESTZUSTELLEN DASS FRANZOESISCHERSEITS DER BISHER NOCH NICHT ERFOLGTE ABSCHUB ALS DEUTSCHE SCHWAECHER AUSGELEGT WIRD +³⁴

Wer dieser gallische Kritiker deutscher Schwäche, weiß Marc bald: der Mann heißt Joseph Darnard, ist Chef der französischen Miliz, Vollstrecker deutscher Befehle, die ihm zu lasch ergehen betreffend die »*salles juifs*«³⁵, die er haßt gleich seinen fanatischen Vorvätern, den welschen Kreuzrittern.

Und weil es um die erste Massenverhaftung geht französischer Juden, scheint dem Maquis das Vorgehen der Deutschen (wie das ihrer einheimischen Kollaborateure) in diesem Fall äußerst wichtig – richtungweisend für weiter zu erwartende Aktionen der Art.

Bald nach jenem Telex des Herrn Lischka, wonach die Verhafteten nach Auschwitz verbracht wurden, hat Marc ausgeforscht, daß die Inszenatoren der Deportation gleich eine zweite in Angriff nahmen – jetzt schon 5000 Menschen. Zu deren Abtransport sollen (laut Anordnung aus Berlin) »zunächst männliche arbeitsfähige Juden – nicht über 50 Jahre alt« ausgewählt werden – »dazu höchstens 5 Prozent Frauen«. Die Vorarbeiten für diese Aushebungen sind bereits vom Jesuelovich mitgetragen. Hand in Hand mit Gattin Grete, die als Frau eben mit den betroffenen Frauen besser umgeht. Durch listige Ausforschung der Wohnstätten³⁶ oder der »derzeitigen Aufenthaltsorte« der Opfer, wie auch in Verhandlungen mit Judenältesten und gar Rabbinern, denen Leon die »friedliche Umsiedlung der Menschen« zusichert, die Schuld, die Mitschuld an der späteren Ermordung des Großteils der Verschickten auf sich ladend.

Leo hat nicht Angehörige in Theresienstadt wie Margarete und doch ist sie's, die arge Skrupel entwickelt im Wissen drum, daß jene »Wohnsitzverlegung zwecks Arbeitseinsatz« in Gaskammernähe der Konzentrationslager Auschwitz, Majdanek, Treblinka, Sobibor erfolgt.

»Leo – – ich kann nicht mehr, ich schrei's hinaus – – ich – –«

»Von Terezín nach Oświęcim ist's eine Tagesreise mit der Bahn. Wenn du Pappa und Mamma und der Edith diesen Ausflug vermitteln willst...«

Da weint die Grete. Weil ihr Leo so sarkastisch geworden im Umgang mit seinen schwarzen Spießgesellen, aus Angst um die Ihren. Doch die Zukunft der Beiden soll noch düsterer aussehen. Bereits im Mai wird seitens jener Freunde das wichtigste Problem der Verschleppung aus Frankreich, das der reibungslosen Verbringung der zu Deportierenden an die Zielorte in einer Konferenz des Hauptsturmführer Dannecker mit dem zuständigen Leiter der Heerestransportabteilung-Paris, Generalleutnant Kohl in die rechten Gleise gebracht.

»In der dreieinviertel Stunden dauernden Unterredung habe ich dem General einen Überblick verschafft über Judenfragen und Judenpolitik in Frankreich. Dabei konnte ich feststellen, daß er ein kompromißloser Judengegner ist und einer Endlösung mit dem Ziel restloser Vernichtung des Gegners hundertprozentig zustimmt.«

Man lernt: ein guter, deutscher Soldat muß nicht unbedingt der ~~SS~~ angehören, ein verbrecherischer Antisemit zu sein.

Theodor Dannecker, Unterrichter des Herrn General in Sachen Endlösung-Frankreich, befindet am 15ten des Monats in einem Fernschreiben an das RSHA betreffend anstehende Aktionen:

DA WEITERE JUDENRAZZIEN ERFORDERLICH SIND
JEDOCH NUR EINE BESCHRAENKTE ANZAHL VON LAGERN
ZUR VERFUEGUNG STEHT³⁷ WAERE ICH ZUNAECHST FUER
EINE ABNAHME VON 5000 JUDEN DANKBAR +

Und die Herren Spediteure zu Berlin sagen die Abnahme der »Ware« zu, Herr Eichmann in Wien verfügt deren »weitere Behandlung«.

Bereits im Juni werden 4 Güterzüge mit je 1000 jüdischen Menschen das Durchgangslager Drancy Richtung Auschwitz verlassen – und als zur Monatsmitte auf einer Sitzung des Reichssicherheitshauptamts (wie der Maquis auskundschaftet) der Beschluß ergeht, aus Frankreich (einschließlich unbesetztes Gebiet) insgesamt »100 000 Juden ins Generalgouvernement zu evakuieren«, wird der Cohen in Marschbereitschaft versetzt.

Findet heraus, daß ab sofort Menschen »beiderlei Geschlechts« zur Aushebung kommen (»10 Prozent nicht arbeitsfähiger Juden können mitgeschickt werden«), daß Hagen – aus Bordeaux herbeizitiert als persönlicher Referent des, ebenfalls in der Avenue Foch amtierenden, Höheren ~~SS~~- und Polizeiführers Karl Oberg – das Dokument (versehen mit Lischkas Paraphe) per handschriftlichem Vermerk zeichnete: »HSSPF³⁸ Oberg hat Kenntnis!«, daß am ersten Julitag der aus Wien angereiste »Kordinator« Eichmann mit Dannecker übereinkam, »daß das bisher vorgesehene Tempo: 3 Transporte zu je 1000 Juden wöchentlich, in Zeitkürze bedeutend gesteigert werden muß, mit dem Ziel der ehebaldigsten Freimachung Frankreichs von Juden«.

In der Woche drauf berät ein Aktionsausschuß des SD die Details einer »in Kürze durchzuführenden Großrazzia« anhand der Registrierung und der Basis der Vorarbeiten des Jesuelovichpaars in und um Paris. Im Morgengrauen des 16. Juli werden 12444 Menschen aus ihren Betten heraus verhaftet, in das »Velodrom à d'Hiver« geschleppt, das Winterstadion am Boulevard de Grenelle – gemäß Richtlinien Juden zwischen 16 und 50 Jahren. Arbeitsfähig oder nicht spielt jetzt keine Rolle mehr.

»Zurückbleibende Kinder werden gleichfalls an einem gemeinsamen Platz gesammelt und anschließend von der Union der Juden in Frankreich übernommen und in Kinderheime überführt.«

Ein Tag später schon ist dieser Kinder-Plan wieder überholt.

»Die Judenkinder (so Dannecker) werden zunächst nicht von ihren Eltern getrennt, sondern zusammen mit diesen in die Lager Pithivier und Beaune-la-Rolande transportiert.«

Jene Maßnahme, um eine drohende Massenhysterie der Mütter (wie damit verbundenen Aufruhr) zu vermeiden.

»In Kürze können auch Kindertransporte rollen!« avisiert Adolf Eichmann aus Wien. Vater von 3 Kindern.



Ljuba schreibt ins Cohenbuch.

... ist seit Beginn dieses Mörderkriegs – seit den nazideutschen Überfällen auf die osteuropäische Heimat der Sippe, nach den Angriffen im Westen, Norden, Süden des Kontinents, nach Eintritt Amerikas in die Reihen der Teufelsaustreiber, nach den ersten Deportationen aus dem Lande Hitlers, den von seiner Soldateska heimgesuchten Ländern hierher, scheint's dieser Sommer Wende einer Zeit, mit Worten kaum noch beschreibbar.

Wende ganz offensichtlich (mit Gottes Hilfe) in den, nun bereits weltweiten Anstrengungen, den Vormarsch, den Höhenflug der Teutonen einzudämmen, bittere Wende aber des Schicksals des jüdischen Volkes im weiten Teil des Alten Kontinents hin zum totalen Untergang.

Die christliche Cohenfrau, die Frau des letzten polnischen Mannes einer Mischpachà, die im Dreißigjährigen Krieg – vor mehr als dreihundert Jahren nun – in den Osten floh, an Ner und Warthe neu sich anzusiedeln, sieht klar, sieht ohne Selbsttäuschung, ohne Verdrängung der Tatsachen in die Zukunft.

Seit Jans Ankunft aus Lodz (nach seinem, wahrlich einzigartigen, Umweg über das Vernichtungslager bei Oświęcim) immer wieder durch's geheime Kellerloch ins Jüdische Wohngebiet geschlüpft, den Mann zu sehn (in einem, seinen Ratskollegen unbekanntem, Treff in der Lesznostraße), kann die Manasse nun auch den Genossen in Radom, der Außenwelt Bericht geben, was sie mit eig'nen Augen, den schreckerfüllten, fast ungläubigen erblickt.

Das drückende, drangsalerfüllte Drängen in den überfüllten Ghettogassen, die täglichen Tragödien der vom Tod Gezeichneten, Lärm, erregtes Schreien um Vorfälle, die im normalen Leben noch nicht einmal ein Achselzucken hätten hervorgerufen, alte, wissende Kinderstimmen, die das Furore übertönen mit Offerten: »Zigaretten! Beigel! Bonbons!«³⁹ (keiner der blutjungen Schwarzhändler – hungerkrank oft – würde die eig'ne Ware anknabbern), Abfallhaufen, Menschenkot auf den verdreckten Bürgersteigen, Leichen

daneben mit Zeitungspapier bedeckt, am Weg nach irgendwo zusammengebrochene Alte, Kranke – an die Hausmauer geschoben, bis Bestattungskommandos sie auf ihre Handkarren werfen (Typhustote dabei, von Nachbarn, Verwandten gar aus den Wohnungen geschafft, daß die Seuchenschnüffler nicht kämen und die Anderen abholten – von denen doch keiner wiederkehrt . . .), die Horden der Sechsjährigen (manch bis auf seine Knochen abgemagerter Barmizweifer unter ihnen, der sich jünger macht, den Stern nicht tragen zu müssen)⁴⁰, die durch Löcher, durch die kein Hund kröche, sich nach draußen winden oder die Absperrungsmauern erklettern – hinter dem Rücken der Wachtposten, die sofort und ohne Anruf feuern auf die kleinen, dünnen Delinquenten, die später – von mitleidigen Menschen, die selber nichts zu beißen haben, mit Lebensmittel versorgt – zurückkehren von ihren lebensgefährlichen Ausflügen in die Freiheit, die Päckchen aus der, auf der arischen Seite der Straße vorüberfahrenden, Tram über den Zaun werfen und hinterherspringen; tagtäglich werden angeschossene Knaben und Mädchen in die Ghettokrkrankenhäuser eingeliefert.

Immer wenn Ljuba in die Swietokrzyskastraße geht, hat sie Munition oder ein paar Eierhandgranaten bei sich (aus Wehrmachtbeständen gestohlen, von der »Heimatarmee« herangeschafft), den Widerstand drin im Ghetto mitaufzubauen. Doch auch von da gelangen Kostbarkeiten hinaus, in die Welt, wie die Originalkopie einer Anordnung der Geheimen Staatspolizei-Münster vom März des Jahres. Von einem von dort Verschleppten nach Auschwitz geschmuggelt, da von den Pileckimännern (unter den Augen der ~~W~~ praktisch) in der Lagerdruckerei hektographiert und auch ins Warschauer Wohngebiet geschleust.

Aus diesem Dokument können die polnischen Partisanen herauslesen, mit welcher Akribie (kaum nur in Razzien, Wellen der Verhaftung) das Eichmannamt die Umsiedlung organisiert.

Wie eine Landesverwaltung etwa die Räumung eines Seuchengebiets vornimmt – mit dem Unterschied, daß hier die »Seuche« evakuiert wird.

Man liest unter der Tagebuchnummer II B 3-944/42 – adressiert an den »Herrn Landrat – Oberbürgermeister in...«

Btr. Evakuierung von Juden: 1 namentliches Verzeichnis, Quittungsvordrucke, Durchschriften der Verfügung:

Am 31. 3. 42 werden aus dem Bezirk der Staatspolizei Hannover 1000 Juden nach dem Osten evakuiert. Aus dem ehemaligen Bezirk der Staatspolizei Bielefeld (Reg. Bez. Minden und die Länder Lippe und Schaumburg-Lippe) sind für den Transport 325 Juden zu stellen. Die zu stellenden Juden aus den einzelnen Kreispolizei-Leitbezirken sind in dem beigefügten Verzeichnis angeführt.

Dann folgen 6 detaillierte Absätze – btr. Zeitpunkt der »zur Abschiebung Bestimmten«, dem »Überführungsort« (Großer Saal, Kyffhäuser am Kesselbrink), wie »Einziehung von vorhandenem Bargeld, Wertgegenständen (Schmuckstücke, Gold- und Silbersachen, auch goldenen Uhren – ausgenommen Eheringe)«, und (Absatz 3) die Beachtung der Verdunklungsvorschriften für den Fall nächtlichen Fliegeralarms, auch »daß Gas und Wasser abgestellt«. Bis zur »Versiegelung der Judenwohnungen«, Einziehung der Schlüssel, der Anweisung der Mitnahme von 25 kg Gepäck und der Kennkarte (»andere Dokumente sind zurückzulassen«), der Durchsuchung der Menschen auf »Schußwaffen, Sprengstoffe, Messer, Scheren, Gifte, Medikamente« (selbst vor den Ärmsten der Armen haben die mutigen NS-Behörden noch Angst).

Nachsatz:

Auf die genaueste Durchführung der vorstehenden Anordnungen, die auf den Richtlinien des Reichssicherheitshauptamtes aufgestellt sind, wird besonders hingewiesen.



Weder Jan noch Ljuba haben genauen Überblick, welche Menschenmassen auf welcher Fläche im Ghetto ihrer Stadt zusammengepfercht, wieviel Juden sich tatsächlich noch im Wohnbezirk befinden. Dezimiert immer wieder durch stetig zunehmende Sterbefälle, Cholera-, Typhusopfer – ansteigend doch auch wieder durch Eingänge aus kleineren aufgelösten Schtejtln. So verschafft man sich die Niederschrift eines amtlichen Reports des – für die Hauptstadt zuständigen – Umsiedlungsamtsleiters beim Distriktsgouverneur Dr. Fischer, einem gewissen PG Schön.

Der jüdische Wohnbezirk ist etwa 403 ha groß. Auf diesem Gebiet wohnen nach Angabe des Judenrats, der eine Volkszählung vorgenommen haben will, etwa 410 000 Juden – nach unseren Beobachtungen und Schätzungen, die von verschiedenen Seiten vorgenommen wurden, etwa 470 000–490 000.

Der Herr Amtsleiter errechnete noch mit (so gepries'ner) deutscher Gründlichkeit, daß »bei Inabzugbringung der Grundflächen und Friedhöfe« auf einem Hektar 1108 Menschen leben – »also 110800 Menschen auf dem Quadratkilometer«.

Auf rund 22000 Wohnungen mit durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ Räumen kommen ergo 15 Bewohner, d. s. 6–7 pro Zimmer.

Der Ghetto-Ältestenrat hat – noch vor Jans Ankunft – tatsächlich die Zählung zu niedrig beziffert, sodaß zwar auf der einen Seite die Zuteilung von Lebensmittel (ohnedies schon ein Mindestmaß an Fetten, Brot, Mais) viel zu gering ausfällt, zum andern aber eben tausende Menschen damit nicht registriert sind, denen die Flucht gelingt, die von tapferen Polen versteckt werden, denen dafür sofortige Erschießung droht, die sich zu den Partisanen durchschlagen in die Wälder.

Manasse ist auch hier sondergestellt wie in Litzmannstadt. Er behaust einen Raum für sich allein, in einer winzigen Kammer nebenan nur 2 Personen – junge Männer vom Leichentrupp, die ihm laufend Bericht erstatten, wie's aussieht an der Sterbefront.

Als in Wien durchsickert (zugetragen durch jugoslawische Fremdarbeiter, zwangsverpflichtet in Rüstungsbetriebe im Donaugau), daß nun auch aus Kroatien Judentransporte abgehen sollen Richtung Polen, wird Vater Wollak aktiv. Weiß man doch immer noch nicht, wo Hans geblieben seit seinem Verzug aus Varazdin – hat man ihn gar zusammen mit den Brods, mit denen er sich doch aus Agram hat fortbringen lassen, in ein Lager eingeliefert?

»Der Bub ist doch so unbeholfen ... das hat er von dir!« kränkt Johann die Exgattin, die er selbst unbeholfen gemacht (sich selber erstmal als Unschuldigen hinzustellen); auch aber in großer Sorge um den Erstgeborenen.

»So tu' doch was!« bettelt Else und Johann tut. Er geht zur Polizei und zeigt an, daß »der Deutsche Hans Wollak – zum Studium vorübergehend in Agram« dort plötzlich verschwunden sei; weist sich als Arier aus (die im Abgängigendezernat können nicht ahnen, daß es sich um den Sohn einer Jüdin handelt), wird – als die Beamten bei Angabe des Geburtsdatums der Vermißtenperson kurz anfragen: »Militär?« – unsicher. »Noch keine Einberufung – nach Studienende!«, man glaubt dem Herrn Brennstoff-Großhändler, verweist ihn an den Dezernenten, der Auslandsfälle bearbeitet. Und mit dem hat der Herr Vater Glück: Jugoslawenhasser, weil deren einer sich vergriffen an den barocken Formen seiner Tochter – mit Sicherheit nicht ohne Zustimmung der Zutraulichen und ohne rechtliche Verfolgungsmöglichkeit. Es handelt sich weder um Rassenschande noch Fraternisierung eines Kriegsgefangenen. Der »Tschúsch«, wie der slawische Südländer von den Wienern gerufen, avanciert im Lande zum Kriegerwitwentröster Nummer eins.

»Diese verfluchten ausländischen Paraberer⁴¹ – und de Weiber rennen dena auch noch nach!« stimmt der Polizeirat mit dem Anzeigenden überein in der Klassifizierung jener, die ganz offensichtlich auch schuld am Verschwinden des jungen Wollak; Johann schlägt listig in diese Kerbe, äußert schlimme Vermutungen, was »die da unten« angestellt mit seinem Sohn, der »Geld wie wertvollen Ring« stets bei sich trüge.

Dermaßen von amtswegen mit Eifer in die Suchwege geleitet, läuft Hans' Rettungsversuch an.

Sam's »*Good bye*« läßt seine Mutter den Herbst 17 wieder vor Augen haben, da sein Vater in den Krieg gezogen. Nur ein viertel Jahrhundert vergangen seither.

Die US-Piloten steuern ihre Maschinen selber über den Atlantik, dann – von den Britischen Inseln aus – ihre Einsätze zu fliegen gegen das Reichsgebiet.

Im Altersheim an der Vechte bei Zwolle leidet »*Mevrouw Steenken*« in Verzweiflung um das Schicksal von Sohn und Lebensgefährten – ein »*onderduiker*«⁴² wie Tausende andere Holländer auch. Von Moses' Schicksal hat die Mutter erfahren via einen *verzetvriend*⁴³ der Lamberts in Apeldoorn, von Henk kein Wort. Allein informiert von seiner Einlieferung in Amersfoort.

In Schottland überläßt Rhonda, im Gedenken an den ersten Krieg des Centenniums, als sie auf Potter Castle Verwundete gepflegt und ihren Cecil so kennengelernt – einen Teil des Schlosses dem British Red Cross, setzt abermals das Nursehäubchen auf's (immer noch wunderhübsche) Langhaar und wird zur *Coordination Matron*⁴⁴ des Hospitals für Zivilopfer wie Armeeinghörige ernannt. Tochter Maggie (15, Oberschülerin in Glasgow) ist jetzt – in den Sommerferien – ihre tüchtigste Assistentin.

Am anderen, am deutschbesetzten Kanalufer profiliert Jean-Luc sich zu einem der von Sicherheitsdienst wie Wehrmachtsabwehr gefürchtetsten Männer der *Résistance* – allein Marcs Wühltätigkeit betreffend die, für den Juli anberaumte, Großrazzia der Lischka-Dienststelle in Paris (dem Maquis bekannt seit den ersten Aktionsvorbereitungen der Herren) auf die französische Judenheit, macht denen arg zu schaffen. Das Aviso Peter Wollaks aus Wien rettet mehr als einem von denen das Leben.

So lebt die westeuropäische Cohenabteilung im dritten Kriegsjahr.

Wie lebt die deutsche Bevölkerung, die »*arische*« im vierunddreißigsten Monat nach dem hinterhältigen Überfall ihrer bewaffneten Macht auf den östlichen Landesnachbarn, mehr als zwei Jahre schon seit dem Sieg im Westen, Nordwesten, Norden und Südosten?

Kaum eine Familie, die nicht ein männliches Mitglied im Felde wüßte – der Großteil in Rußland, die Glücklichen (mit und ohne Beziehungen) als Besatzungssoldaten in Frankreich (da fühlen sie sich – zumindest die Offiziere – wirklich »wie Gott«), in Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen, in Jugoslawien und Griechenland. Doch auch in diesen ruhigeren Gegenden fällt Dieser oder Jener im Kampf mit den Untergrundarmeen der unterjochten Völker. Kaum eine Familie, die nicht schon einen Toten hätte zu beklagen im Westen, in Afrika oder vor Moskau – an der gesamten, tausend Meilen breiten Ostfrontlinie, kaum Deutsche ohne diese wie andere Naziprobleme.

Und wie leben die Sippen der, sich am Leiden der heimgesuchten Europäer, am Untergang des jüdischen Volks Bereichernden? Deren Männer, Söhne, Brüder als Mitglieder der schwarzen wie auch der Waffen-~~SS~~, (ausgenommen solche, die zwangsweise zu diesem Verein eingezogen) die ungezählte Verbrechen begehen in Ost und West.

Füllt aber bei diesem Feldzug sich nicht auch manch »normaler« Deutschkrieger und Schreibtischsoldat in Wehrmacht, Luftwaffe, Marine (da allerdings am allerwenigsten) die Taschen?

Soweit der Chronistin Zwischenbilanz des deutschösterreichischen, des zweiten Blutabenteuers dieses Jahrhunderts. Einzubeziehen in diese Interimsabrechnung die Massaker in Minsk, Lida, Slonim und Rowno im Juli, der erste Deportationszug mit holländischen Juden nach Auschwitz, jene – zur selben Zeit ausgehobenen – 12844 französischen Bürger, unter ihnen nicht weniger denn 4051 Kinder, und der Beginn der Umsiedlung vom Ghetto Warschau in die Vernichtungsstätten im Land.

- 4. August 1942: erste Verschleppung aus Belgien
- 10.–22. August 1942: ›Umsiedlung‹ aus dem Ghetto Lwow (Lemberg)
- 26.–28. August 1942: 7000 ›staatenlose‹ Juden im unbesetzten Teil Frankreichs durch französische Polizei zur Deportation verhaftet

In derselben Woche, der ersten des August, da im niederländischen KZ Vught bekannt wird, daß jetzt auch *vlaamse joodenmenssen*⁴⁵ nach Polen deportiert werden, kommt Lagerhäftling Verheulen (zusammen mit 10 anderen Männern) auf einen Sondertransport ins Reich. Seltsamerweise Richtung Süd. Keiner weiß auch, warum gerade sie ausgesucht wurden, lediglich der Beruf dieser Holländer ist derselbe: Alle aus der Druck- bzw. Graphikbranche, welche Profession doch auch in Moss' gefälschter Identitätskarte vermerkt.

In Warschau kämpft Jan Manasse mit all seinen Kräften (trotz Stellung der, ihm von Höss ausgegebenen, Quote an Arbeitssklaven für Monowitz – der Empfang der Männer dort durch Pileckitreue ist bestens programmiert, die meisten da schließen sich dem innerlagerlichen Widerstand an – auch jener Hans Bock wird dann im Revier Nummer 1 und hilft) gegen den Abtransport der Menschen aus seinem Ghetto ins nahegeleg'ne Treblinka, auf die »*Himmelfahrtsstraße*« wie die legalisierten Mörder zynisch den Weg nennen, der dort per pedes beschriftet werden muß in Direktion Tod. Kann's daneben auch schaffen, über seine Kanäle Kontakte zu knüpfen zu den Lembergern und den Agitatoren dort wichtige Hinweise zukommen zu lassen betreffend die Freunde im KL Auschwitz.

Durch seinen Résistancegenossen Jean Moulin, einem der Ersten des Zentrums französischen Widerstands in Lyon, wo ein gewisser Klaus Barbie, den sie den »*Schlächter*« nennen, ~~SS~~ und SD befehligt, eruiert Marc, daß bei den Aushebungen im Landessüden der Jesuevich – von Dannecker eingeschleust – wiederum die Rolle des Verräters, Verräters seines, des jüdischen Volkes soll spielen. Da spricht der Maquis das Todesurteil aus gegen den Collaborateur. Jean-Luc erhält die Order nach Bordeaux, wo Sturmbannführer Hagen die Aktion vom okkupierten Landesteil aus angekurbelt, ehe er als Chef des »*schwarzen*« Sicherheitsdienstes, wie die Wehrmachtsabwehr unter Admiral Canaris die Himmlerkonkurrenz nennt, nach Paris berufen wurde. Denn von jener Dienststelle aus – dem SD/SIPO-Amt der Westzone – operiert der Wiener Sänger aus Rumänien.

Die zweite Abschiebewelle der Ustascha aus Jugoslawiens Orten und Städten bleibt auch im Lager Stara Gradiška kein Geheimnis. Kolgonić und seine Kaste sorgen schon dafür, daß die Nachricht durchsickert – ab nun gibt's bei der Zwangsarbeit, beim Bäume-schlagen, Felsbrockenschleppen, beim Dienst in den Unterkünften der Offiziersränge neben der Tötungsdrohung (vom Pavelićpöbel im landesüblichen Fluch permanent ausgesprochen) nur ein Wort, einen Gefangenen auf Trab, in Galopp zu bringen: »*Oświecim*«.

Die Deutschen, die Ostmärker, die Sudetendeutschen, die »*guten*«, die Nichtkonzentrierten, welche die Richtung, die ihr Führer eingeschlagen, für richtig befinden, zumindest tolerieren, widerspruchslos hinnehmen (so sie sich nicht im geistigen, gar effektiven Widerstand am Leben halten), werden ganz anders auf Trab gebracht: Luftalarm. Bombenangriffe der Alliierten auf Reichsstädte.

Guernica, Rotterdam, London ganz einfach nie zur Kenntnis genommen, wird deutscherseits – auch von Nichtnazis – nur von »*Terrorfliegern*« geredet.

Unter denen, die als Flugzeugführer, MG-Schützen, Bombenpersonal ihr Leben riskieren bei Einsätzen, die höllische Herrschaft des Kriegsgegners zu brechen, den verbrecherischen Faschismus auszu-merzen, nicht wenig Exdeutsche, Exösterreicher, Tschechen, Polen – neben den israelitischen Soldaten der USA und Englands, Canadas, Australiens so beitragen zu können zum Sieg über den Antichrist, der die Rasse seiner religiösen Vorfäter zu vernichten auf sein Hakenkreuzbanner geschrieben.



Der tapfere, stets nur seine Pflicht tuende, deutsche Soldat steht nicht selten seinen Waffen-~~h~~ Kameraden zur Seite bei deren Tätigkeit.

Am 29. und 30. September vor Jahresfrist – so wird Ljuba durch ihre Radomer unterrichtet – gab der Ortskommandant von Kiew, Wehrmachtsgeneral Eberhard ganz offiziell seine Zustimmung zur Aktion der Einsatzgruppe C der Himmlerschen Horden: Erschießung jener 33 771 jüdischen Menschen in der, stadtnah gelegenen, Schlucht von Babi Jar. Auch beorderte der Herr General 100 seiner Armee-Lkw's an die Mordstelle plus 3 Hundertschaften Heerespioniere.

»Zwecks Sicherstellung der Kleidung der Leute.«

Die Opfer nämlich – Männer, Greise, Frauen, Kinder – hatten sich nackt auszuziehen zum Massensterben.

Eberhards Helfershelfertruppe bei dieser Menschenausrottung sprengte auf seinen Befehl nach Beendigung der Sturmscharen Tätigkeit die Schluchtkanten, das Leichenheer mit Stein und Erdreich zu überdecken.⁴⁶

In der Heimat dieser heldenhaften Streiter wider Wehrlose kann der blutjunge Wollak – anders als sein älterer Bruder, anders als die Umgesiedelten, in polnische KZs Verschleppten – den täglichen Nazismus seiner arischen Mitmenschen, deren tägliche Sorgen, Nöte, Freuden miterleben. Auch hat er Post von einem weiteren Beobachter der Szene, von Tante Stine, die (neben ihren eig'nen Nöten, den Sorgen um Arny) berichtet, wie es steht mit der Boutique am Kudamm, daß die Lorenz sich bewährt als Vertrauensperson dort, daß ihre alte Fremdenpension »*nich' mehr das is' wie frieher...*«, daß der Herr Sonntag an die Ostfront gekommen sei, man aber seit drei Monaten keine Nachricht mehr hätte von ihm.

Peter antwortet.

... und jetzt haben eben Alle ihre Zores – mit dem Unterschied, daß wir sie nicht herbeigesehnt.

Hier in Wien, wo sie sich vor vier Jahren in Hysterie gebrüllt am Heldenplatz, jammert heut' Jeder: da schluckt einer aus der Familie den Wüstensand der Derna, dort kocht ein Anderer im Kessel von Stalingrad – aber alle Muttis und Frauen und Schwestern und Opas schieben alle Schuld von sich. Der Afrikafeldzug wandelt sich zum Heldenepos, der Einfall in Rußland zum endlich wahrgeword'nen Traum von der Ausrottung des »jüdischen Bolschewismus«, des Kommunismus, der Demokratie schlechthin und der – den »minderwertigen slawischen Völkern« gleichgeordneten – Semiten.

Aber doch lieg' ich – aufreizend sicher, Wehrtüchtigkeit ausstrahlend – Wochenende für Wochenende im Gras beim Bassin des Gänsehäufels⁴⁷, mach' Urlaub von der Mischlingsbedrängnis, von Tandelmarktghetto, geh' ins Kino und lach' bei (fast künstlerischen) Komödien von Käutner, genieß' den (fast jazzigen) Rhythmus von »Wir machen Musik« mit dem (wie man hört Nichtnazi) Victor de Kowa mit der asiatischen Frau⁴⁸, die er von unserem Kaffeekönig Julius Meinl geerbt, lebe ein (fast) normales Leben, wo meine alte Großmama sich selbst geopfert angesichts ihrer (geahnten) Zukunft im Osten, wo Onkel Richard in Amsterdam die neuerliche Bedrohung nicht verkräftete und Moss und Henk verhaftet sind, wo unser Arny seit November 38 im Lager sitzt und mein eigener Bruder wahrscheinlich in eines in Jugoslawien eingeliefert wurde, wo Onkel Jan im Warschauer Wohnbezirk eingeschlossen ist und Tante Ljuba im »freien« Teil der Stadt, wo meine Mutter mit ihren bald Sechzig halbtags schufteten muß, wo die Gertie jeden Tag, jede Nacht drauf gefaßt sein muß, bei einer Razzia, bei einer Ausweiskontrolle aufgegriffen, abtransportiert zu werden.

Das tägliche Leben in den deutschen Städten – Hamburg, München, Wien – ist trotz der ersten Bombardierung bei Stine in der Nacht vom 20. auf den 21. Oktober 40 (deutsche Reaktionsparole: »Uns're Mauern brachen – uns're Herzen nicht!«, de facto Fehleffekt der Alliierten hinsichtlich »Zusammenrücken« der Bombenopfer) dem friedlichen nicht so unähnlich. Die breite Masse geht wie bisher ihrer Arbeit nach, die hunderttausende eingerückter Männer werden von ihren Ehefrauen und Töchtern vollwertig ersetzt – am auffälligsten in der Straßenbahn als »Fahrkartenfee«, wo sie energisch und doch mit weiblichem Charme (wie der dazugehörigen Beredsamkeit) für reibungslosen Betrieb sorgen. Sogar einen Schlager hat die neudeutsche Musikbranche darüber lanciert.

»Liebe, kleine Schaffnerin«.

Nach getaner Arbeit strömt man ins Operettenhaus, ins Theater – die »Kultur«-Organisation KDF (Kraft durch Freude) ermöglicht (sozial wie die Partei sich gibt) Kunstgenuß zu einem (fast) Nulltarif: eine Opernkarte kostet so viel wie 10 Zigaretten im Schwarzhandel, eine für die Lichtspiele den Gegenwert eines winzigen Schokoladenriegels. In den Sommermonaten (wie jetzt grad) sonnt man sich am Wasser als gäb's keinen Krieg, die NS-Kinderlandverschickung verschafft den Kleinen Urlaub im Grünen, die noch-nicht-Arbeitsdienstpflichtigen werden in Ferienlager gekarrt, sofern's nicht mit HJ und BDM auf große Fahrt geht.

Und das alles kostet ein Butterbrot, um dessentwillen man Hamsterfahrten unternimmt in die Umgebung zu den Bauern, denen ein Hühnchen, ein Pfund des rationierten Milchprodukts oder zwei Dutzend frische Eier abzuhandeln gegen bar oder ein altes Silberbesteck von der Omma.

An der Donau lassen sich die jüngeren, die noch begehrenswerten Kriegerdamen von ihrer Frontschweingatten Kameraden, die Hinterlandsposten ergattert haben bei Wehrmacht oder ~~W~~, in die lauschigen Weingärten ausführen von Perchtoldsdorf bis Grinzing, an der Spree fahren die (ehebrecherischen) Pärchen hinaus an den Müggelsee, sich an dessen Ufern zu vereinen.

Nicht wenige Volksgenossen der älteren, nicht eingezogenen Jahrgänge (und Volksgenossinnen) machen auch das Beste aus der Zeit, stoßen sich gesund am Krieg durch (bei den Juden abgekuckte, bei denen doch so angeprangerte) Geschäfte: vom »*bezugschein-freien*« Strickgarn bis zum Waggon Kreppsohlenschuhe ist alles zu haben, was in den staatlichen Vorratslagern abzweigbar – und wenn man liest, daß wiederum der oder die jener »*Volksschädlinge*« dabei geschnappt wurde, zu Zuchthaus verurteilt oder gar unters Fallbeil gelegt, ist das deren Schuld. So dämlich zu sein sich erwischen zu lassen, gehört eben bestraft.

Diese Geisteshaltung soll in gewissem Sinn zum Dogma der Deutschen werden.

In diesem August weiß Peter, der Landauenkel auch schon, was ihm in ein paar Wochen blüht, wenn nach der Sommerpause wieder die Musterungsbefehle des Wehrkreiskommandos am Stubenring für die Achtzehnjährigen hinausgehen: die Kammerjägerei. Der Mertens ist im Frühjahr schon drangewesen, wurde aufgrund seines Mischlingsnachweises, den er vorlegen mußte, ohne ärztliche Untersuchung zu jener Ersatzreserve II eingeteilt, mit einem Überstellungswisch zum Arbeitsamt geschickt, wo man ihn, wiederum ohne groß zu fragen, zur Ungeziefervertilgung vermittelte.

Ein schaurigplumpes Paradoxon: Judensöhne, denen die Angehörigen (Tanten, Onkeln, Großeltern, Vettern) mit solch einem Gas »*behandelt*« verrecken wie Wanzen und Kakerlaken.



Erst als der Transport über München hinaus war (von einem der Vughter ausbaldowert – Harlinger Mutter, so perfekt deutschredend und mit einem der ~~W~~ler zu einem Wort gekommen) ahnten die Männer das Endziel der Zweitagerreise: Mauthausen.

Die Österreicher haben sich beeilt, auch in ihrem Gau, der Ostmark – Distrikt Oberdonau, ein Konzentrationslager zu errichten, das sich bald den Ruf eines der unbarmherzigsten Großdeutschlands erwarb. Grund Steinbruch. Romantisch gelegen das schöne Städtchen nahe der Ennsmündung am Donauufer, berüchtigt die austriacianische Wachmannschaft des Lagers, deren vorrangige Beschäftigung es ist, ihre Häftlinge in jenem Berggewinnungsbetrieb sich zu Tode roboten zu lassen auf der »Treppe«, die sie sinnlos Felsbrocken hochschleppen müssen, oder mitunter durch Nachhelfen beim Sturz in die Tiefe der Felswand grausig sterben zu sehen. Was für's schwärmerische Auge eben der, ob ihres »Schmäh« reichsweit geschätzten, Wiener unter den »Sprengmeistern«. Schrecken unter den Niederländern. Weiß man doch, was seinen Landsleuten, die beim Amsterdamer Pogrom als Geiseln genommen, in diesem KZ geschah.

Die Elfermannschaft aber aus den NSB-Anhaltelagern wird nach Ausladen des Zugs – anders als die Unglücklichen in den übrigen, auf der Fahrt durch's schöne deutsche Land angekoppelten Waggon – in eine spezielle Baracke verbracht am Rande des Terrains, wo man Gesellschaft vorfindet von Herren aus aller Herren Länder, die der – in jener Gegend einst beheimatete – Adolf sich einverleibt seit vier Jahren: ein kleiner Turmbau zu Babel, was die Muttersprachen angeht der Gefangenen. Allein nicht in der Höhe gilt's tätig zu werden – andernmorgens marschiert die Hundertschaft Arbeitssklaven zu einem in die Felswand eingesprengten Tor. Es geht ins Erdinnere.

In der Nacht hat man von den anderen Männern – alle ebenso Fachleute des Druck- und Graphikgewerbes – erfahren, worum sich's dreht: Falschgeld. Und wenn Moss es nicht mit eig'nen Augen sähe (zur Mitwirkung am Devisenverbrechen gezwungen), er würd' es für das Fabulieren eines einfallsreichen Krimischreibers nehmen. Britische Pfunde. In Millionenaufgabe.

Während der holländische Sohn der Familie in Mauthausen seine ersten, zaghaften Schritte tut (furchterfüllt nun würde seine wahre Identität entdeckt, da er doch von Druckerschwärze und technischer Zeichnung nicht den leisesten Schimmer hat – wohl im Bilderhandel schon mal mit Fälschungen zu tun gehabt, kaum aber mit »Blüten«), nimmt sein gallischer Cousin das kriegerische Tötungshandwerk aus dem Ersten Weltkrieg wieder auf: damals als Soldat im vordersten Graben, heute als Soldat auf Heimatboden. Im Widerstand. Cohens erste Exekution. Und die eines Juden dazu. Irrsinnig wie alles in diesen Tagen.

Durch seine Kontaktgruppe erhält Marc die näheren Angaben über des Jesuelovich Adresse in Bordeaux, Hinweise auf die ~~H~~-Dienststelle, da der ein- und ausgeht, seine Gewohnheiten. Die Nachrichtenübermittlung dieser Widerstandsabteilung läuft über die Wohnung eines Ausländers – irischer Romancier, in den Zwanzigerjahren als Gastdozent nach Frankreich gekommen, dann Pendler zwischen Paris und London, seit 1937 ständig in der Stadt; den kennengelernt in journalistischen Kreisen, vorgestellt durch Peggy Guggenheim (zu der doch hat er – Jean-Luc – damals auftrags der van Kaan den »Tiger« gebracht), diese mit jenem liiert gewesen, bis sie – die Jüdin – aus dem Lande floh vor den Nazis.

Asketisch anmutender Dreißiger, Sportsmann, stechende Brillenaugen, leicht absurd in den Gedankenflügen: will partout ein echter Karfreitagsgeborener sein in seinen Leiden (im 6er-Jahr auf den 13. April gefallen – sein Paß aber weist den ominösen Tag im Mai als Datum der Geburt aus), von seiner sarkastischen Kunstmillionärin »Oblomow« gerufen nach einem russischen Romanhelden, welcher beliebt sich vor den Konflikten dieser Welt im Bette zu verkriechen. Mister Beckett.⁴⁹

Sam ist auch zur Résistance gestoßen mit seiner Frau – Französin, Pianistin, 8 Jahre älter als er die Suzanne Dumesnil. Wie die Fama berichtet, hat sie ihn anno 38 von der Straße aufgelesen, wo er – aus nicht bekanntgeword'ner Ursache – von einem Macró, einem Zuhälter angestochen⁵⁰ im Rinnsal blutete; das Paar künstlerisch kaum von Erfolg verfolgt, begann Suzanne zu schneidern, das (stets alkoholberauschte) Genie mit dem Lebensnotwendigsten zu versorgen.

»Sie nähte für ihn, ich machte ihm Szenen...« wird die Guggenheim sich später erinnern.

Jetzt – zum August des Jahres 42 – fungiert jener Samuel Beckett bereits seit geraumer Zeit als »Briefkasten«, gibt ordnungsgemäß das »Dossier J« weiter an Marc.

Die Hinrichtung des »J«, des Jesuleovich Leon ist kaum mit Schwierigkeiten verbunden für den Maquis. Der ahnungslose Todeskandidat kennt doch seinen Scharfrichter, die Stunde der Urteilsvollstreckung nicht, noch nicht einmal den Spruch.

Gattin Grete ist in Paris geblieben in der Wohnung am Place Blanche, die den Beiden vom SD gestellt worden war für die Frist ihrer »Arbeit« in Frankreich. Und Jean-Luc vergeudet keine Zeit auf die Vorbereitung der Sache.

Bereits am Nachmittag seines Eintreffens in Bordeaux besucht er die kleine Bibliothek in der rue Eugène, leiht (wie abgesprochen) »Schuld und Sühne« aus, promeniert mit dem Wälzer zum Bistro um die Ecke, bestellt einen Calvados zur Stärkung, steigt mit der Novel hinunter zu den *lavatoires*⁵¹, prüft in der Kabine die kleine 22er im ausgehöhlten Inneren der Mordgeschichte (eine eigene Waffe in so einem Fall bei sich zu tragen, wär' zu risikoreich), tut das Ding zurück ins Buch, klettert mit dem (leicht umfunktionierten) Dostojewski wieder nach oben ins Lokal, trinkt aus, zahlt, nimmt den Bus, fährt drei Stationen zum Marché des Capucins, dem großen Marktplatz, steht fünf Minuten später am Zeitungskiosk schräg gegenüber dem Haus Nummer 17 in der rue Mazarin, tut die Raskolnikowstory griffbereit in den Beutel. Wartet.

Pünktlich ein Viertel nach vier (bei den Bòches herrscht auch im Kriege, auch bei den Mordbrigaden preußischgründliche Zeiteinteilung) biegt der Mann um die Ecke, auf den er angesetzt. Marc überquert die Straße, sodaß er zwei Schritt vor dem drüben ankommt, betritt – »Après vous, s'il vous plait!«⁵² – hinter ihm das Haus, schlägt seinen Roman auf, schießt.

Jesuelovich hat sich in der Sekunde seines Todes unwillkürlich umgewandt zu seinem Henker, wollte ihm, dem Einarmigen wohl helfen beim Schließen des Haustors. Sieht in diesem, seinem letzten Augenblick, dem letzten Blick seiner Augen vielleicht wissend um sein Los, dem Franzosen ins Gesicht. Diese Augen – die Augen eines Denunzianten, Werkzeug des Teufels, doch auch die Augen eines Juden – brennen dem Cohen schärfer in der Seele denn seine Tat, die doch so sehr verstößt gegen das Göttliche Gebot. Hat aber keine Sekunde zu verlieren: der Concièrgealte reißt, kaum daß der Schuß verhallt, die Tür seiner Portierloge auf, hinter der er gelauert – stets interessiert was in seinem Reich sich zuträgt, wie es Aufgabe eines welschen Hausmeisters. Kriegt mit wie die Waffe in des Fremden Rocktasche verschwindet unter dem fehlenden Arm, kreischt im Diskant.

»*Police! Police!*«

Drohend hebt Marc die Linke: »*Ta guelle, mon vieux!!*«⁵³, was den zitternden Mann momentan zum Schweigen bringt – ahnt was politisches, ist ihm der Konnex seines rumänischen Mieters zu den Deutschen nicht verborgen geblieben; sein Geschrei aber ist auf die Straße gedrungen, auf der – just in dem Moment, da der Schütze das Haus verläßt – eine Wehrmachtsstreife auftaucht. Doch Jean-Lucs Blut ist – trotz seines Tötungsgeschäfts – so kalt, daß er das einzig Richtige tut: winkt die Kettenhunde heran, fragt in gebrochenem Deutsch, ob sie wüßten, wo ein *Flic*⁵⁴ zu finden, im Hause wär' was passiert. Die Soldaten drängen in den Flur, beugen sich über den regungslos Zusammengesunkenen mit dem kleinen Loch in der Brust, eine Gaffermenge sammelt sich, Jean-Luc kann sich unmerklich zurückziehen, gibt neugierigen Weibern die Gasse frei zum Toten, schlendert betont lässig davon, hört plötzlich hinter sich auf deutsch rufen: »*Wo is' denn der Kerl abgeblieben, der wo uns ins Haus geholt hat??*« Jetzt wird's mulmig.

Unser Mann hastet um's Carré, hat Glück – ein Taxi rollt heran, er springt hinein, der Fahrer braust ab. Sieht im Rückspiegel wie sein Fahrgast eine Pistole aus der Jackettasche fischt und sie in ein Buch tut, hat verstanden. Kurvt mit quietschenden Reifen in die nächste Querstraße, kriegt nach zwei Kilometer Fahrt einen Fünfhundertfrancschein zugesteckt, kapiert, stoppt am Trottoir, ruft dem Aussteigenden »*Vive la France!*« nach, fährt davon.

Unversehens sieht Jean-Luc sich am Boulevard George V, Ecke Saignat. Das ist die Adresse, an die er nach dem Einmarsch der Deutschen in Paris angeblich verzogen: die Wohnung seiner Mutter. Nach dem Mord, den er kurz zuvor verübt (oder war's doch eine militärische Tat, Tötung eines Feinds wie bei der flanderschen Kapelle?) kommt Sentimentalität auf im Veteranen, dem invaliden Sohn.

»*Mais oui, Monsieur – Madame est là!*« sagt das Mädchen an der Tür, ruft nach hinten: »*Madame Marié, visite!*«,⁵⁵ verschwindet wieder in der Küche.

Und dann schlurft eine beliebte Alte durch den Korridor. Klein geworden in den zweiundvierzig Jahren seit sie ihren Cohen (dessen ehrlichen Namen wieder abgelegt) mit dem Nachwuchs alleingelassen, hergewechselt ist zu ihrem Rideau, den sie als Ehemann nie errungen, den die bigotte Gattin überlebte.

»...*et que'est-ce-que vous voulez, Monsieur?*«⁵⁶ fragt die Frau, blickt dem hag'ren Mann ins Gesicht, zuckt zusammen, vergewissert sich indem sie nach dessen rechten Arm sieht: hat dann doch ihr Kind erkannt.

»*Jean-Luc – –?*«

»*Mama . . .*«

Weiter harren Mutter und Sohn in der Wohnungstür. Keine Umarmung, kein Kuß. Wie Stelen stehen die beiden Wesen sich gegenüber, versteinert, geronnen das gleiche Blut.

»*Sie haben gesucht nach dir. Hier. Du hättest nicht kommen sollen.*«

»*Mama – ich hab' – – so lange Zeit haben wir –*« würgt Jean-Luc, doch er fürchtet, dem Menschen auch nur einen Schritt näherzutreten. Eine fremde Frau. Weicht seinem Blick aus.

»*Geh' zu deinen Résistancefreunden, Kind – – hier findest du keine . . .*« sagt sie tonlos und ihr Kind geht. Für's Leben fort aus dem Dasein der Sophie Marié.

Da Jean-Luc in Paris anruft, den Auftrag (in Codenachricht) als ausgeführt zu melden, erfährt er Schlimmes: die Gruppe um Beckett ist aufgefliegen. Verrat.

Der Ire aber und seine Suzanne konnten sich in letzter Minute in Sicherheit bringen, eh' die ⚡ das Haus stürmte. Beckett wird mit Marcs Hilfe in den Süden, in den nichtbesetzten Landesteil geschleust, wo er sich bis Kriegsende – zuerst im Departement Roussillon, dann in Vaucluse – verbergen soll.

Die da zur Verhaftung ausgeschriebenen »*Staatenlosen*«: deutsche Juden, Hitlerflüchtlinge, aus dem Saarland Verschleppte, deren Paß abgelaufen, die sonstwie ohne Papiere sind, in Marseille festsitzen, kein Schiff kriegen ins rettende Amerika oder zumindest nach Afrika, nach Casablanca (auch nicht schmieren können, die *Préfecture* dazu zu bewegen, ihnen ein *Séjour*⁵⁷ auszustellen), können zum großen Teil nicht untertauchen. Sie reisen per Viehwaggon nach Galizien.



Siedender Sommer der von Zwoundvierzig.

Vor Tobruk, so schwärmen die Grenadiere auf Heimaturlaub, braten sie sich Setzeier auf den brennheißen Platten ihrer Panzer – die Mär macht die Runde: heldenhafte Idylle an diesem Kriegsschauplatz, wo Rommel, der legendenumwobene, der vordem völlig Wüsten-unerfahrene zu einer Art Wüstenreineke geworden, um dann doch vom Märchengeneral auf der anderen Seite, dem mit den komischen Hüten – »Monty« – vernichtend geschlagen zu werden. Da liegt (den Deutschen gegenüber) ein britisches Bataillon – die Soldaten stolz einen kleinen, silberfarb'nen Zionstern am Kragen. Sergeant ben Uri unter ihnen, der Eli: Negev-erprobter Sohn der Cohenstiefschwester Trude Grünzweig aus Wien.

Himmelschreiende Szenen auch hier, noch himmelschreiere aber an anderen »Fronten« Hitlers: im Pariser Radstadion stehen 13 000 Menschen ein paar Dutzend Wasserhähne und Toiletten zur Verfügung. Und über den israelitischen Kaukasiern, den Massakeropfern von Kislowodsk glüht dieselbe Sonne wie über Afrika.

Im Paris von SD und Gestapo bewirkt das Attentat auf den jüdischen Mitarbeiter in Bordeaux die Abschiebung Frau Gretes. Zusammengebrochen die Arme, als sie vom gerichteten Gatten erfuhr – irgendwie aber befreit vom dämonischen Druck, der auf ihr gelastet seit sie mit Leo auf der Mörderseite gestanden. Genießt noch so viel bevorrechtete Behandlung seitens des Jot-Referats (nicht wenige der Sturmcharenherren sind scharf auf die rassige, junge Witwe – Rassenschande hin, Rassenschande her: die Schwarzen sind auch nur Männer), daß das Judenamtsquartett Lischka-Hagen-Dannecker-Heinrichsohn sie im Zugabteil (wie ein normaler, sprich: arischer Mensch) nach Theresienstadt reisen läßt. Begleitet von einem charmanten Kurier mit Zielort Prag.

In Terézin wird Gretl die Eltern und die Edith wiederseh'n.

Und das Menschenschlachten zwischen Schwarzem Meer und Kaspischer See soll nicht das letzte sein manischdeutscher Mosesjäger.

»Es ist der alte Kampf der Germanen gegen das Slawentum, die Verteidigung europäischer Kultur gegen moskowitisch-asiatische Überschwemmung, die Abwehr des jüdischen Bolschewismus.«

Also befindet nicht etwa ein wütender Nationalsozialist, ein Rassenfanatiker, nein – ein dem NS-Regime abgeneigter Deutscher höchster Kriegskreise, ein Hitler-oppositionell eingestellter Hitlerscher Heerführer predigt dieses *»Erkenntnis«* seinen Soldaten, diese aufrufend zum *»Sturm gegen den Ostfeind«*: Erich Hoepner.⁵⁸

Ergo müsse (dies folgert jener Militär) der Kampf *»mit unerhörter Härte geführt, von dem eisernen Willen zur erbarmungslosen, völligen Vernichtung«* bestimmt sein.

Und der ehrenwerte Herr Generalfeldmarschall von Reichenau, Oberbefehlshaber der 6. Armee, überholt noch den Generaloberst.

»Deshalb muß der Soldat für die Notwendigkeit der harten, aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschentum volles Verständnis haben.«

Desgleichen von Manstein⁵⁹, einer unter Tausenden, Zehntausenden so denkenden Weltkriegs-II-Kämpfern, vor sieben Jahren doch (als einziger Offizier übrigens, da noch Oberst) gegen die Entlassung jüdischer Kameraden Protest eingelegt, redet von dieser Sühne, als die er wohl die Aktionen der Himmlerschen Mordgruppen will verstehen.

Und wie groß ist da der Schritt noch zu einem andern, mächtigen Mann der hehren Zeit, der da reimt:

*»Wer schleicht daher mit plattem Fuß,
die Nase krumm, die Haare kraus?
Das weiß doch jeder Deutsche schon:
das ist der Jud, und der muß raus!«*

Dichter nicht unbekannt wie bei der *»Lorelei«*: Braunbonze, dito adelig – von Schirach, der mit dem nordisch-göttlichen Rufnamen. *»Baldur«*.

Bis nach Libyen dringt die Kunde vom linientreuen Verhalten deutscher Offiziere, und Eli fragt sich, was eigentlich das heuchlerische Gefasel soll von der »kriminellen« Waffen-~~4~~ und der »tapferen, ehrlichen« deutschen Wehrmacht. Er hört aber auch von blutvollen, dem potentiellen Feind ebenfalls totale Vernichtung verheißenden Aktionen in der palästinensischen Heimat, aus welcher Boden dereinst der Jüdische Staat soll keimen.

Aus Europa eingetroffen ein Agitator schneller Zunge, Mann der radikal-zionistischen Jugendorganisation »Betar«, Pole, während des Jurastudiums in Warschau sich emporgeredet zum Wortführer des »heiligen« Feldzugs gegen die Briten, Sektion Besatzer am Jordan, nach Ermordung der Eltern und des Bruders durch deutsche Einsatzgruppen in Brest im dann Stalin-okkupierten Teil seiner Heimat von den Kommissaren (Pendants der Sturmscharenmänner) gegriffen, im Schnellverfahren wegen »Umtriebe gegen die Interessen der Sowjetunion« zu 8 Jahren sibirischer Zwangsarbeit verurteilt (man sieht: die zaristischen Methoden leben fort), später begnadigt zum Soldatenspiel in der »Anders-Armee« – vom Kreml geschaffen als Alibi für die »Brudertreue« des polnischen Proletariats. Zunächst als 20 000 Mann-Truppe geplant, auf das Fünffache angeschwollen durch Freilassung willkürlich Verurteilter und nach Osten Deportierter wie dem beredsamen Zionstreiter: endlich begannen Heerscharen von Frauen und Kindern einen Troß zu formen dieser Kampfmassen, die nicht kämpfen konnten mangels Waffen (die Rote Armee geizte mit Armierung – wohl aus Mißtrauen dem alten Feind gegenüber), und da Stalin auch Unterkünfte wie Verpflegung nicht stellte, forderte General Anders die Evakuierung der Waffenlosen ins alliierte Lager.

Als dann im Sommer ein Elendstreck von 100 000 Männern mit Anhang in – nie enden wollenden – Bahntransporten in Persien landete, sprang unser Palästinakandidat ab, schlug sich durch auf der Euphratroute seiner Urahnen ans Mittelmeer – Erez Israel vor Augen, welche Erde er jetzt erreicht und sich anschickt, zum politischen Anheizer der »Irgùn« zu werden, jener jüdischen Untergrundbewegung, die neben dem britischen und arabischen Gegner auch die Gemäßigten im eig'nen Lager angreift: die dem David ben Guriön in Treue Ergebenen. Der Mann – klein von Wuchs doch groß in seinem demagogischen Zorne – nennt sich Menàchem, seine Gefolgsleute rufen ihn fortan nur »Kommandant«.

Der Herbst bringt Abkühlung. Nicht aber den Juden, nicht den Soldaten der Ostfront (ob Deutsche, Russen, Rumänen, Italiener, Ungarn, Slowaken, Spanienfreiwillige der »Blauen Division«, ~~W~~-uniformierte Nordmark-Legionäre).⁶⁰

Eine Woche vor Sommerbeginn hat die »*Umsiedlung*« im Lodzer Ghetto (von Kijanski und Kumpanen mitorganisiert, die eig'ne Haut zu retten meinend) über 50 000 Todesopfer gefordert. Jan schreit auf in Gedenken an die Stätte, da er helfend gewirkt, kann jedoch nicht verhindern, daß auch aus seinem ›Wohngebiet‹, dem der Hauptstadt bis Oktoberbeginn 300 000 Menschen abtransportiert werden in die östlichen und südöstlichen Tötungslager. Jans zweites gutes Ich, die Ljuba trotz ihres Partisaneneinsatzes ebenso machtlos im Grunde.

Da wiederholt am letzten Septembertag Adolf Hitler in der Öffentlichkeit seine Voraussage der Vernichtung der europäischen Judenheit.

Zur selben Stunde werden (über Befehl des Reichssicherheitshauptamts) die deutschen Konzentrationsgefängnisse »*judenrein*« gemacht.

Arnold Kern kann sich noch einige Zeit in Dachau halten.

Am 18. Oktober überträgt das Reichsjustizministerium zu Berlin die Verantwortung für Juden und Ostbürger innerhalb der deutschen Grenzen« der Geheimen Staatspolizei. Der erste Teil des »Einsatz Reinhard«: die Errichtung von mehr als 50 Durchgangsgettos im Polnischen, wird abgeschlossen.

Noch weiß Hans Wollak in Stara Gradiška nichts von den Ermittlungen (einmal nicht gegen sondern für einen Menschen) – und er soll auch nie erfahren, was da von der Polizeidirektion Wien zu seiner Rettung gestartet. Macht weiter den Hausboy für Kolgonić, auf dessen Kommando er die Stimme erschallen läßt – und wär's um drei in der Früh, da der Vize wiederum stockbesoffen ins Schlafquartier torkelt und den Hofnarren von der Pritsche prügelt, weil er so gern »*Im Prater blüh'n wieder die Bäume*« hören will. Im Schein jener Kastanienkerzen er einst die Milli beknutscht.

Bruder Peter in dieser schönen Stadt hat seine Gestellungskarte erhalten, ist programmgemäß zum zuständigen Arbeitsamt überwiesen, nicht aber zur Kammerjägerei vermittelt worden sondern nach Groß-Enzersdorf in eine Bauschlosserei, die Lkw-Anhänger herstellt (Kleinindustrie, Wehrmachtslieferant – ein Hilfsarbeiter durch Rekrutierung ausgefallen, so eine Dienstverpflichtungskraft aus Wien angefordert). Muß um Fünf aus dem Bett, denn die Fahrt in den Ort auf der anderen Donauseite dauert eine gute Stunde und um 1/7 hat er sich einsatzbereit zu melden beim Chef: PG doch gutmütig, kein Judenfresser (Vetter der Ehefrau mit Mischlingsgattin geschlagen, wie Peter bald herauskriegt).

Mutter Else steht weiter im Schichtdienst am Plachetta-Platz, Vater Johann absolviert seine wöchentlichen Besuche, liefert emsig Brennmaterial für den Winter, die Gertie ist noch unenttarnt als Geltungsjüdin (Ballett, Gelegenheitsgspusi weiter mit Peter), Bob als Zahnbehandler mit arischem Anhang außer direkter Gefahr, die Kitty choreographiert in der Volksoper, wo neudeutsche Operettchen über die Bühne huschen als wär's Frieden.

Karolin ist beim RAD aufgestiegen zur Einsatzleiterin: nun hat sie zu bestimmen, wer wann wo zum Kuhstalldienst eingeteilt, ist übergesiedelt in die Befehlsbaracke von Otze; Mutter Ingeborg hat endlich die Betriebsleitung der alten Lederfirma erobert, beliefert fleißig die kriegführende Armee.

Rhonda Potter in Feindesland tut beim Scottish Red Cross edleres, Töchterchen Margret studiert wie bisher.

Bei den Amerikanern der Familie ist die Situation die: Sam als Soldat in Europa, Relly tingelt mit ihrer Combo von einer Army-Base zur andern, Mom Goldy glücklich mit ihrem Izzi. Hält auch Kontakt zu den Europäern, hat von Henks und Moss' Verhaftung erfahren, und daß Army immer noch im KZ.

Ira-Sohn Matthew ist auch schon bei den Soldaten – in Ausbildung als Sanitäter (da hat Stiefvater Doc geholfen), seine (noch attraktiver gewordene) Mama läßt sich jetzt »Babe« rufen (das deutsche Babette doch nicht mehr zeitgemäß), und ihr Zygmund ist *Private Adviser* in Uniform geworden der Streitkräfte, *Psychology Branch*⁶¹.

Und im goldenen Westen wächst der letzte der polnisch-galizianisch-wienerischen US-Söhne heran, der kleine Ronald – und er macht seiner Mummy die Freude, die alle Babies ihren Müttern bereiten. Pop Ed werkt wie bisher in L.A. bei seiner Firma.

Dieser Herbst sieht in Bjelorußland, in Pinsk eine Massensexekution (16000 jüdische Tote), die Alliierten landen in Nordafrika, am 22. November beginnt die große sowjetische Gegenoffensive.

In jener Woche werden von den Nazis die ersten norwegischen Nichtarier nach Auschwitz verschleppt, und am 17. Dezember geloben (endlich!) die unierten Streitgegner der Achse feierlich die Sühnung der »Sühne« an dem Volk, das durch Christen (deutsche, österreichische, kroatische, slowakische, polnische, holländische, belgische, französische) verfolgt wurde, ausgerottet wird.

Das Volk, das denen die Bibel geschenkt.



Jadzja.

Es ist der 18. Dezember. Das Zweiundvierzigerjahr geht im Warschauer Wohnbezirk den Juden naßkalt seinem Ende zu. Schneematsch dringt eisig durch zerlumptes Schuhwerk, durch Fußlappen. Was nicht schon verdorben, von Seuchen zerfressen, zur Ermordung abtransportiert, im Bretterschlag, auf dem Strohsack verhungert, erfroren, macht sich gefaßt auf ein Gottgnädiges Einschlafen: träumen vom Leben, dem fast schon vergess'nen Leben, erwachen im Wiedersehn der vordem zugrundegegangenen, totgemachten Eltern, Brüder, Schwestern.

Die Waisenkinder des Janusz Korczag haben im Sommer ihren Weg angetreten wie die Andern, den zum »Umschlagplatz« – der »alte Doktor« ist mit ihnen gegangen, obwohl ihm angeboten worden war, ihn mit einem falschen Passierschein aus dem Ghetto zu schleusen. Und Korczag wird auch den letzten Weg gehen mit seinen Kleinen. Ins Gas. Hand in Hand.

Namensvetter Manasse (eigentlich heißt Korczag ja gar nicht Jan...) ⁶² hat den Trupp zur Station begleitet. Die Augen feucht, die Brust voll der Schwüre, nicht nur den Tadeusz zu rächen sondern auch die Kinder, die unschuldigen. Die wahrhaft Unschuldigen. Dann – als es ans letzte Abschiednehmen ging, als die totgeweihten Menschlein ihm die dürren Händchen zum letzten Gruß entgegenstreckten und er sein gespartes Brot, ein paar gekochte Maiskolben in diese legte – flüsterte Korczag »Jadwiga«.

Und da der ~~44~~-Posten, der schwer neben ihnen geschritten, weghörte ergänzte er: »Nalewkistraße 23. Unterm Dach.«

Heute – eine Woche eben vor jener Nacht, welche die christlichen Neugermanen, die auch das Mädchen Jadwiga vernichten wollen, als heilige sehen und (anlässlich der Geburt jenes »Untermenschen« Jeschu) ihre Geschenke vorbereiten, sich Nächstenliebe vorzugaukeln – will Jan dem Kind eine echte Geburtstagsfreude bereiten: er hat wahrhaftig einen winzigen Kuchen aufgetrieben (geliefert von

den Bewachersbäckern gegen eine Zehnerschachtel Zigaretten – die hinwiederum organisiert in der Kommandobaracke der Bewacher, obendrein für das Jadzjakleine eine warme Wintermütze mit richtigen Ohrenschützern aufgetan. Den Montblancfüller hingegeben, seit seiner Verhaftung damals gerettet – über Sachsenhausen, Litzmannstadt.

Jan hatte damals das (heut' eben 9 geword'ne) Mädchen aus dem Versteck geholt in der Bodenkammer des Hauses, das der Doktor ihm genannt, wo es eine Nacht und einen Tag ohne Essen und Trinken gehockt, sich nicht vom Fleck gerührt aus Angst entdeckt zu werden. Die Tante weggeschleppt aus dem Ghetto im Juli, der Vater schon bei Räumung des Heimatschtejtl von Einsatzgruppenmännern erschlagen – die Mutter an jenem Morgen auf Betteltour gewesen in der Umgebung (immer ohne Stern zu den Bauern gegangen: das helle Haar, das perfekte Polnisch unverfänglich). Jadzja selbst war mit der Schwester des Vaters nach Warschau verbracht worden – alt genug abzuwägen, daß auch die Mutter irgendwo von den Schwarzen erwischt und abtransportiert wurde, doch auch die Möglichkeit sehend, hoffend daß sie Glück hatte, bei guten Polen verborgen. Und die Mamma zu finden, sich in ihre Arme zu flüchten vor Tod und deutschem Teufel erfüllt Jadowigas Denken seit jener Stunde. Was sie auch angetrieben, ermutigt hat, sich in Warschau dann der Schmuggelkompanie der Sechsjährigen anzuschließen: jeden Menschen draußen gefragt nach Gzermana Galinska – mit ihrem dünnen Gesichtchen, dem ausgemergelten, kleinen Körper kaum älter wirkend als die anderen Kinder.

Im September endlich, den Wochen der (vorläufig letzten) Umsiedlungsaktion aus der polnischen Hauptstadt – Pech (oder Glück) gehabt bei der Rückkehr von einer »Handelsreise« (just an dem Tag, da man die Tante und die übrigen Hausparteien ausgehoben), von einem der Mauerposten angeschossen, blutend ins Ghetto gekrochen, zu Korczag gebracht, der sie ins Spital schleuste, wo sie ihr die Kugel – entgegen allen Drohungen der Schwarzen, das gesamte Operationsteam an die Wand zu stellen, wenn dieses illegal Schußwunden versorgte – aus der Schulter entfernten. Später vom Manasse (nach Wegschleppung der Waisenkinder) in der Leszno

Ulica untergebracht bei Leuten, denen zu vertrauen, wo er sich auch laufend mit Ljuba trifft, wenn die wieder durch's Swietokrzyskator in den Wohnbezirk schleicht.

Jan betritt das Haus. Schon im Treppenflur ein ungutes Gefühl: nur drei Stockwerke das Gebäude zwar, völliges Fehlen aber menschlicher Geräusche. Kein Stöhnen von Kranken, keine Stimmen. Oben die Tür zur Wohnung unabgeschlossen.

»Hallo – – ist das wer??«

Keine Antwort. Und doch spürt Jan die Nähe eines Menschen. Verläßt sich auf seinen in Sachsenhausen, in Litzmannstadt geschärften Instinkt. Sucht die beiden Räume ab, stockt plötzlich: wie das Piepen einer Maus zirpt's aus der Zimmerecke. Ein schiefes Sofa dort, ein wackeliges Vertiko daneben, wo man Hausrat aufzubewahren pflegt.

Wenn Einer jahrelang in einem Konzentrationslager, in einem von der Außenwelt abgeschlossenen Ghetto gelebt, nicht abgestumpft ist, geistig ungebrochen, hat er seine Sinne intensiviert, ist nachts erwacht, wenn auf der Pritsche nebenan ein Mitgefangener seinen letzten, matten Atemzug tat, fühlt das Leiden, die Angst des Nächsten wie Keiner in der Freiheit.

Vorsichtig tritt der Mann ans Kanapee, blickt drunter. Nichts. Doch da wieder!: als hielte ein Mensch die Luft an, zu schwach aber, daß nicht sein Lebenshauch durch die zusammengebiss'nen Zähne striche.

Das Schränkchen an der Kopfseite des alten Sofas ist kaum 1 Meter breit, die Hälfte hoch. Kann sich da drin jemand verbergen – und sei es nur ein kleines, ein hungerdürres kleines Mädchen?

Janusz wagt nicht, sich dem Möbel zu nähern. Flüstert nur: »*Ich bin's. Onkel Manasse.*«

Da ein Laut. Wie der verzweifelte, der erstickte Ruf des Jammers, doch auch der Erleichterung eines Rehzicks klingt's, das sich verlaufen, im letzten Moment wiedergefunden vom Leittier.

Er öffnet die Türe des Kastens. Wie die zusammengefaltete Puppe eines Ventriloquisten steckt das Judenkind drin.

Jadzja.

Zum zweiten Mal errettet aus der Gefahr des Aufgestöbertwerden durch die ~~47~~, deren polnischen Helfershelfer (nichtjüdisch, jüdisch), der Hilfspolizei, bricht's tonlos aus ihr: »*Alle -- Alle haben sie abgeholt -- unten im Keller Zwei vom Widerstand versteckt -- verraten --*«.

Jan weint. Nicht das Mädchen, Jan weint. Aus Wut, aus Leid, daß dem jungen Menschen soviel angetan von diesen Menschen.

»*Nicht weinen, Onkel Jan -- es ist ja vorüber...*« sagt das kleine Wesen, und Jan weint noch heftiger. Der alte Mann hat sich lang genug tapfer gehalten.

»*Wo bringst du mich jetzt hin?*« fragt Jadzja, und er antwortet unter Tränen: »*Du bleibst bei mir.*«

Die Manasses haben ein Kind.



»Meine Herren, wenn nach uns eine Generation kommen sollte, die so schlapp und so knochenweich ist, daß sie unsere große Aufgabe nicht versteht, dann allerdings ist der ganze Nationalsozialismus umsonst gewesen.«

Der so redet, vor hohen Funktionären seiner Partei so redet, der schon jetzt – trotz (oder wegen?) seiner NS-Bonzenstellung und des Einblicks, den er vice versa hat in diese Aufgabe (damit umrissen die Ausrottung der jüdischen Rasse) – zweifelt an der geplanten, von seinem Führer geplanten Tausendjährigkeit Großdeutschlands, heißt Globočnik, Vorname: Odilo.⁶³ Großösterreicher aus slawischen Gefilden, »germanisch getauft« – einst konservativ-katholisch die Sippe, eine von so vielen zehntausenden, die den jahrhundertewährenden Streit mittel- bis osteuropäischer Völker um geistige, mehr noch: territoriale Vormacht zu dem ihren gemacht; eher verführt, verhetzt (nicht seit gestern erst) zu harschem Heldendeutsch denn diese Entwicklung durchdacht – das Denken generell abgelehnt als Verweichlichung des Willens, des wahnvollen, der zum Herrenrassenglauben geführt. Zu Mord, Massenmord.

Wie aber steht's mit der »das-beste-aus-der-Zeit« machenden Masse der deutschen Menschen, deren Denken zum elften Hitlerjahr, dem vierten des großen Krieges? Was fühlt sie? Wie sieht sie in die Zukunft?

Weder Jan noch Ljuba, weder Arny, Moss noch Hans können ahnen, gar wissen wie's in den Hirnen der »Arier« aussehen mag, kaum das Phänomen der Massenhysterie (seit 33 eher gesteigert denn abgeklungen – jetzt verlagert in Richtung »Endsieg«) beurteilen. Jan konnte, kann grad eine Handvoll Übermenschen beobachten, deren Verhalten kalkulieren, Ljuba hat noch weniger Kontakt zu den Besatzern, Arny sieht seit langen Jahren (neben seinen Mitgefangenen) nur Deutsche in schwarzer Uniform (Tante Stine, die Frauen und Töchter der Bewacher die einzig weiblichen Wesen, die er seit seiner Verhaftung zu Gesicht bekommen), Moss weiß fast nichts über den Durchschnittsmenschen im Lande, da er jetzt hinter Stacheldraht lebt, Hans hat sich nie den Kopf zerbrochen, was seine Mitbürger, die lieben Ostmärker so denken.

Allein Arier Kramer kann sich ein Bild machen der Männer und Frauen seiner Umwelt. Wie oft hat er – nach einem schönen Gespräch mit dieser Frau Marhold aus Berlin – darüber mit seiner Poldi geredet, mit dem Peter; und wo jetzt Herr Sanchez ein guter Bekannter, sich als ehrlich (und vor allem vertrauenswürdig) erwiesen, getraut der alte Parteigenosse, sich auch seinem spanischen Mieter mitzuteilen.

»... und so nehmen'S halt uns Wiener!! Seit Generationen erzogen zum Maulhalten, ärger noch: zum Jasagen, zum Katzbuckeln – vor dem Kaiser, vor den Obrigkeiten, vor der Kirche, deutsch und doch nicht deutsch, auf alle Fälle ›besser‹ wie die – seinerzeitigen – slawischen, ungarischen, adriatischen Mituntertanen, als Katholik schon ›wertvoller‹ wie der Protestant, als Kaiserstädter ›edler‹ wie der Restösterreicher.

Wozu das alles g'führt hat, hab' ich an mir selber g'sehn: wie ich a junger Bursch g'wesen bin, hat der Vater mir was gepredigt von ›nicht-alles-einstecken-wollen‹, von ›Notwehr‹ gegen die Juden – denn die wär'n Schuld an allem, was uns, den ›weitgeachteten‹ Wienern hätt' die Position geschwächt; daß er (und die Lehrer in der Schule dazu, die auch nicht anders gedacht) nur die Konkurrenz gemeint hab'n, die sie um 1670 ausgeschaltet und die dann halt wiederaufgetaucht ist, den ›guten Österreichern das Leben sauer zu machen‹, hab' ich erst viel später herausg'kriegt.

Aber da war's schon zu spät. An jüdischen Spezi und doch a Illegaler, a braver Österreicher und doch a Deutschnazi – bis mir eines Tages eben die Augen aufgangen sind...«

»Was Sie denken, Señor Kramer – – und wie ist es zugegangen in die andere Welt?? Bei mir zuhause für die Beispiel!!«

Aber man kann nicht aufwiegen: die spanische Inquisition gegen die deutsche, Paulus von Burgos nicht gegen den Pfefferkorn, den großen Philipp nicht gegen den großen Friedrich, die Guardia Civil gegen die Sturmscharen, Franco gegen Hitler.

Heinz Kramer sieht, weiß naturgemäß mehr als Peter, den er damals beglückwünschte, Judenstämmling zu sein – er spricht die Sprache der Faschisten aber auch die Sprache der Enttäuschten, Belehrten, der Widerständler gar. Auf der einen Seite waren die Juden für ihn stets Blutsauger, Parasiten der christlichen Bevölkerung – auf der anderen der Professor der »Herr Professor«, der verehrungswürdige, jüdische Wissenschaftler, und der Edi kein Judendjünger sondern gleichwertiger Schulkamerad, Freund, Mitarbeiter, Chef am Ende. Auf der einen Seite hat der Heinz gelernt, daß die Sozis Volksverräter, die Kummerln Rotfrontschweine, Moskauknechte – auf der anderen hat er erfahren, daß grade die in der Hilfe um den bedrängten, bedrohten Nachbarn sich als Menschen erwiesen, in den KZs (wie er aus verlässlichen Quellen weiß) die aufrechten Kämpfer gegen Gewalt, Folter, Tötung.

Wie Onkel Kramer vom jungen Wollak geseh'n, ist er gewiß ein Extrem des »gleichgeschalteten« Volksgenossen – so aber wie Kramer denken, fühlen wohl Millionen im Lande. Und wie viele zwischen Kiel und Klagenfurt sind nicht dem großgermanischen Gedankengut verfallen?! Wie denken die, wie denkt die deutsche Masse jetzt??

Eine verschwindende Minderheit betet um den Sieg der Alliierten, hofft gar auf den Endeffekt deren Bombardements, die Mehrheit, die große Mehrheit hat im Sinn, sich dereinst herauszulügen, die Mißbrauchten zu spielen.

Der Rest schwört weiter auf Führer und Vaterland.



Bei unserer Cohensippe hat sich vor 107 Jahren einiges zusammengeballt – neben dem freudigen Ereignis der Heirat von Hendrick und Helmje wie der Geburt ihres Amos, der Tod von vier Menschen: Jelena, Arturs Frau zu Chludowo, Doveña in Paris (als sie Achtaar das Leben schenkte), ihr Vater, der Rabbiner Ahab, und Marja von den Bacharachschen – Großmutter des Neugeborenen.

Das Jahr 1943 ist abermals ein Schicksalsjahr.

Der erste Monat dieses Zeitabschnitts setzt ein mit den Vorwehen zu einem explosionsartigen Kraftakt, einem jüdischen, der selbst die Todfeinde dieses Volkes, die Sturmsharen des Reichsführers-~~44~~ soll erschüttern: Widerstandskampf im Ghetto von Warschau.

Der zweite Tag des zweiten Monats bringt den Deutschen des Führers jenes Reichsführers, ihres Adolf Hitler, den Deutschen, die diesem kritisch, gar verachtend gegenüberstehen, den Deutschen, die als seine politischen Gegner im Gefängnis schmachten, den Deutschen, die in KZs dahinvegetieren – vor allem aber den Deutschen, die eben »mitlaufen«, wohl doch lieber ein, Europa-beherrschendes, »großes« Deutschland hätten geseh'n denn die Demokratie wieder fußfassen (am Ende noch die »Judenwirtschaft« von einst!), jene Wende ihres Daseins, von der Ljuba eben schrieb: »Wende des verbrecherischen Krieges, dessen Anzettelung sie zuließen, bejubelten«.

Die 6. Deutsche Armee unter Generaloberst Paulus ergibt sich im Raum Stalingrad dem sowjetischen Überwinder.

Am achtzehnten jenes Febermonds fragt der Propagandaminister der Deutschen dieses, sein Volk, ob es den »totalen Krieg« wolle, und der Tausenderhaufe im Berliner Sportpalast plärrt »Ja-«. Das Neinsagen längst verlernt, nie so recht geübt – in der Masse seit altersher selbst verpönt.

Vier Morgen drauf werden namens dieses Volks zwei junge Menschen hingerichtet, deutsche Studenten, die das Nein-Sagen zu ihrem Gewissensinhalt gemacht, dem Credo ihres kurzen Lebens, von jener »tausendjährigen Macht« ausgelöscht.

Sophie und Hans Scholl.

In der folgenden Woche deportieren die Nazis die, noch in der Reichshauptstadt verbliebenen, jüdischen Zwangsarbeiter der Rüstungsfabriken nach Auschwitz. Der März sieht Transporte aus den Niederlanden nach Sobibor, aus Prag, Wien und Luxemburg wie Mazedonien in die Vernichtungsstätte Treblinka, die zweite Umsiedlung bei Pavelić beginnt, Herr Höss eröffnet feierlich das erste der neuen Krematorien in seinem Mordrayon, die Einäscherung des Vergastenhaars zügiger abzuwickeln.

Am nämlichen Tag versuchen Offiziere der Heeresgruppe-Mitte, ihren obersten Kriegsherrn, den Oberösterreicher Hitler anlässlich dessen Frontvisite in Rußland per Attentat zu beseitigen. Würden sie's auch versucht haben, wenn sie und ihre Kameraden Stalingrad, Moskau genommen hätten?

An der Monatsmitte werden thrazische Juden und die von Saloniki nach Polen verschleppt. Am 19. April beraten die Alliierten auf den Bermudas langwierig über Einwanderungsquoten für Flüchtlinge aus dem deutschbesetzten Europa, anstatt ihre Grenzen rigoros den erbarmungswürdigen noch Lebenden zu öffnen. An diesem Tage beginnt der Warschauer Ghettoaufstand.

- 12. Mai 43: Kapitulation der Achsenstreitkräfte in Afrika
- 16. Mai 43: mit 50000 Mordopfern, Hunderten im Kampf gegen eine unüberwindbare Übermacht gefallener jüdischer Heroen im Wohnbezirk der Polnischen Metropole endet die Rebellion
- 11. Juni 43: Himmler befiehlt die Liquidierung aller polnischen Ghettos, 10 Tage danach der Erlaß ausgedehnt auf die im eroberten sowjetischen Gebiet
- 21. Juni 43: Beginn der Auflösung des Lemberger Wohnbezirks
- 25. Juni 43: Aufstand im Ghetto Tschenschow, dessen Vernichtung

So weit die erste Jahreshälfte.

Am Freitag der letzten Dezemberwoche von 1942 ist Ljuba nur mit viel Glück und ihrer, dem Jan abgeschauten, kaltblütigen Schlagfertigkeit, mit der er damals dem Höss entkommen, einer Verhaftung entgangen. Eben um die Ecke gebogen zur äußeren Swietokrzyskastraße, als sie von einer ~~W~~-Streife angehalten.

»Halt-«

»Ja?«

Auf deutsch weiter: »Wohin gehn'S denn da, Frau?«

Auf deutsch zurück: »Zur alten Garwoliner -, warum?«

Pani Konec hat so perfekt reagiert (die Straße liegt auf der anderen Ghettoseite) und ihren Spruch so fließend in der Sprache der Grimigen aufgesagt, daß die höflich meinen:

»Da müß'n Se rundum ums Wohngebiet!«

»Oder über die Brücke dort – de Garwoliner – is' da drüben!«

Einer der Sturmschärler sah so aus, als wolle er die Angehaltene perlustrieren, so griff Ljuba in ihre Handtasche – wie eine Dame es tut, die Kennkarte hervorzukramen. Schon die Handgranate gegriffen, den Finger in den Abzugsring gesteckt, da winkte der ab.

»Lassen'S den Ausweis stecken, Frau – wir glauben Ihnen schon!«

Wies ihr den Weg zum Fußgängersteig, der über eine Gasse des Jüdischen Wohnbezirks führt.

Jetzt trägt Ljuba immer eine Pistole bei sich. Jan hat das auch für richtig befunden: besser so einen Verbrecher umlegen als selber dransein.

Die Beiden hätten das Kind natürlich gleich aus dem Wohnbezirk schaffen können. Entweder durch den Kanalgang oder mit einem Passierschein, den Jan leichtgefallen wäre in der Ältestenratskanzlei zu besorgen. Manasse jedoch vermeidet es, solch ein *Laissez-Passer* zu beantragen, will unter keinen Umständen den Anschein erwecken, mit seiner Frau draußen Kontakt aufzunehmen, was mit Sicherheit dem Auschwitz-Kommandanten hinterbracht würde.

Aus der Zeit aber, die man sich vorgenommen, daß Jadzja bei Jan bleiben sollte (sodann zu Ljuba zu ziehen), wurde eine Woche, vierzehn Tage – und nun ist's schon drei Monate, daß das Mädchen bei seinem Ersatzvater lebt. Der Judenratsmann hat Jadwiga bei den Kollegen als Nichte ausgegeben, Waise (zum Teil ja wahr), die wie die anderen Kinder sonst mit Korczag hätte gehen müssen – so ist der junge Wohnbezirksbürger jetzt ordentlich registriert, was für den Augenblick besser scheint, als im sogenannt freien Teil Warschau bei Tante Ljuba zu sein. Durch deren Untergrundtätigkeit vielleicht noch gefährdeter als im Judenviertel.

Seit dem Tag, da Onkel Jan die Kleine aus dem Schränkchen geholt, ist sie auch nicht mehr »auf Fahrt« gewesen, der Gefahr ausgesetzt, abermals angeschossen, gar erschossen zu werden, trägt brav den Stern, auf der Straße nicht aufzufallen, der Manasse treibt so viel zu essen auf, daß man nicht verhungert, der Ofen raucht, der auch den Verschlag wärmt, in dem die beiden Leichenträger hausen. Jadwiga Galinskaja führt da richtig die Wirtschaft, fegt aus, wenn die Männer aus dem Hause sind, bringt die Betten in Ordnung – soweit man die Lumpenlager als Betten bezeichnen kann. Doch immer noch glücklicher als die, die auf Holzgestellen, auf nacktem Boden müssen liegen.

Bis dieser Friede sich in den ersten Monaten des Ungutes verheißenden Jahres jäh ins Gegenteil soll kehren.

Der aufkommende Effektivwiderstand im Ghetto Warschau, der Jan drei Jahre und drei Monate nach dem Fenstersturz des unglücklichen Freundes Leibowitz an die Einlösung seines Schwurs herantreten läßt, wird im Grunde ausgelöst durch die Meldung, daß das Eichmannamt – entgegen allen, immer wieder (auch der ausländischen Presse gegenüber) abgegebenen Erklärungen – Theresienstadt zu räumen beginnt. Diese Transporte gehen, wie Ljubas Radomer am selben Tag noch erfahren, da der erste Zug die Tschechei verläßt, dem 20. Januar, nach Auschwitz-Birkenau.⁶⁴ Und zwei Wochen danach setzt die Umsiedlung in Bialystok ein.

Zu dem Zeitpunkt ist Stalingrad schon gefallen.

Und da ist in der Pension Marhold in Berlin-Charlottenburg ein schwerkriegsversehrter Kradschütze aufgetaucht, waschechter Mariendorfer⁶⁵ – der hat der Stine berichtet, daß er den Gefreiten Sonntag noch vor Weihnachten im Kessel hat geseh'n; da sind sie im Geschoßhagel natürlich auf die gemeinsame Vaterstadt zu reden gekommen. Und zwei Tage später hätt' es ihn – den Besucher – erwischt, Glück gehabt: neben anderen acht Schwerverwundeten mit der letzten da startenden Maschine am 23. Januar ausgeflogen. Amputation.

»Und denn ab in de Etappe!«

Zu Hause – und wenn's nur mit een Been is' ...

Der Hölle entronnen. Einer Hölle allerdings, in der einer sich wenigstens verteidigen kann.

Jetzt erfährt Tante Stine auch von ebenjener Verschickung der jüdischen Rüstungsarbeiter, unter denen der Egon Glücksmann, ehemaliger Vermieter der Laura Lorenz in der Taunusstraße am Roseneck: Villenbesitzer dort, nach der Kristallnacht enteignet, anhanglos, allerbester Berliner- so Emigrationspläne immer wieder vor sich hergeschoben der Inhaber eines beliebten Billardsalons, wo einst Jahr für Jahr die Landesmeisterschaften abliefen. Bis es zu spät war.

Zwangseinweisung in eine Gemeinschaftswohnung am Schlesi-schen Tor, der uralten »Judennitze« der Stadt – dienstverpflichtet in die »Gatower Granatendreherei«, dort in der »Israelbaracke« konzentriert mit weiteren Jot-Slaven, später Abtransport. Arbeitssteltentausch: Kandidat für die IG-Farben, Werk Monowitz.

Frau Lorenz, Geschäftsführerin der »Boutique Berlin«, hat Kontakt gehalten zu Glücksmann bis zu dessen Kasernierung, selbst dann noch Nachricht über einen alten Politischen Leiter« – einem »Goldfasan«⁶⁶, der da als Bewacher eingesetzt jener Robotlegion: russische, französische Kriegsgefangene, polnische, holländische, belgische, griechische Zwangsarbeiter – neben dem Dreidutzend mosaischer Deutscher.

Von Arny hat Stine seit ihrem Blitzbesuch im Lager Dachau vor drei Jahren nur einmal Nachricht erhalten.

Da hat sie – im vergang’nen Mai – einer antelefoniert, ohne seinen Namen zu nennen nach Frau Marhold gefragt, und als sie antwortete: »*Ja, das bin ich!*«, gesagt daß es »*dem Neffen den Umständen entsprechend*« ginge.

In der Aufregung dachte Stine zuerst, es handle sich um einen Mitgefangenen, der freigekommen war – dann erinnerte sie sich der Stimme des geheimnisvollen Anrufers: der *W*-Mann, der sie damals so unkonventionell hat zum Quartier des Unterkommandanten geführt.

So weiß die Gute wenigstens, daß sie ihren Jungen (zumindest bis vor ein paar Monaten) nicht nach dem Osten verschleppt haben, wie’s dem Egon Glücksmann jetzt geschehn.

In Wien laufen die Aushebungen immer noch. Anders als in Berlin, wo doch zwischen 33 und 38 von den rund 300 000 mosaischen (wie getauften) Juden nicht wenige das Land verlassen hatten (so auch in anderen Städten Deutschlands⁶⁷), hatten in Österreich die nichtarischen Menschen kaum Zeit, sich die Emigration zu überlegen, sie lang vorzubereiten. Acht Monate nach Anschluß ihrer Heimat an das Dritte Reich, das superdeutsche, fiel der Vorhang. Seit jenem 10. November gelang es zwar noch etlichen tausend, legal auszuwandern oder über die grünen Grenzen außer Lande zu fliehen – im Süden nach Italien, Slowenien, im Westen den Glücklichen mit Paul Grüningers Hilfe in die Schweiz, einigen hundert von antifaschistischen Fischern über den Neusiedlersee nach Ungarn gerudert zu werden – im Osten gar welchen nach Polen, in die Slowakei⁶⁸.

Das Gros aber der ostmärkischen Israels und Saras saß eines Tages in der Falle. Unentrinnbar. Am Tag des Überfalls deutscher Kriegserbände auf jene Völker – das schweizerische, das italienische ausgenommen. Das ungarische, slowakische, rumänische macht freiwillig mit.

Stettin, des Schutzhäftling Kern Geburtsort, ist an diesem, dem anbrechenden Dreiundvierzigerjahr (von unserer Chronik nun erfaßt) bereits »judenrein«. Wie die Brüder Lemberger hat man noch ein paar hundert weggeholt, von ihren Familien Geld, Grund, Geschäfte erpreßt, einem Teil ist die Ausreise gelungen (aus dem KZ Ravensbrück entlassen, wohin sie verbracht worden waren), und was nicht schon vor der Kristallnacht ausgewandert, gestorben, wurde deportiert in den vier Jahren, eine Handvoll versteckt von mutigen Christen, jetzt im Untergrund als »U-Boote«. Zurückgeblieben sind nur die Versippten, kaum auffallend, kaum von den Volksgenossen unterscheidbar – der Antisemitismus derart zum Erliegen gebracht.

Denn noch die zu hassen, die man hinter Stacheldraht weiß, denen man alles genommen, die in Todesbaracken hinsiechen, die ins Gas gehen – das ist nur wenigen Deutschen gegeben. Wie dem Ernst Gerke vom Hermann Göring-Platz, wo die Omacks, Frau Kerns Leute zuhause, und dessen Mutter mit ihr einst auf dieselbe Schule ging, ein paar Klassen höher. Der Ernst, den Ingeborg kennt seit er die Windeln näßte wie jedes andere Baby, seit er seine Jungenstreiche vollführte wie jeder andere Lauselümmel, seit er im Jahr 31 zu den Braunen ging wie tausend seinesgleichen – immer in SA-Uniform herumstelzte, um nach der Machtübernahme bei der ~~44~~ zu landen. Den Omacks ist auch nicht verborgen geblieben, daß der Gerkesohn studierte, die Rechte studierte, Gerichtsreferendar wurde, bereits 1933 mit einem Artikel in der KIELER ZEITUNG (von seiner Familie stolz herumgereicht) als Vertreter der neuen deutschen Rechtsordnung sich profiliert. Und dann ist der Ernst ausgezogen, legalkriminelle Karriere zu machen: zuerst (mit 26!) Gestapochef in Hildesheim, später der von Chemnitz und Breslau, und jetzt soll er, wie man hört, in Prag tätig sein.

So hat man im SCHWARZEN KORPS⁶⁹ gelesen, daß Ernst da von Gruppenführer Heydrich persönlich (ehe tschechische »Heckenschützen« den »meuchlings mordeten«) als »unentbehrlicher Arbeiter« gelobt worden war.

Was Art die Arbeit des Herrn Gerke wird Ingeborg Kern erst viel später erfahren, wird es nicht glauben wollen – wie Millionen im Lande posthum ganz einfach nicht glauben werden, was geschehen, was in ihrem Namen verbrochen.



»A Kutscher kann a Jeder wer'n – aber fabr'n, des können's nur in Wean!« läßt der Rakitrunkene Kommandantenstellvertreter des kroatischen Konzentrationslagers Stara Gradiška seinen Sängersklaven grölen. Denkt zurück an eine Fiakerfahrt mit der Ludmilla zum Belvedere an ihrem Namenstag anno Dreiundzwanzig, schwelgt nassen Lids in den, vom Privathäftling lauthals (der Vize hört im Suff schwer, Schläge drohen dem lyrischen Bariton, so er falsettig trällert) von sich gegeb'nen, schmalzigen Tönen. Und es würd' den Ustaschaoffizier auch nicht erschüttern, wenn er vernähm', daß die Worte dieses beliebten Wienerlieds von einem Nichtarier stammen.⁷⁰

Wir schreiben Frühlingsbeginn 1943.

Seit zwei Wochen läuft – wie auch den Gefangenen bekannt – die zweite Deportationswelle jugoslawischer, serbischer Juden in polnische KZs (jeden Tag kann man drankommen), seit zwei Wochen auch schon liegt Anfrage und Ersuchen, den Verbleib zu eruieren eines gewissen »Hans Wollak, deutscher Staatsbürger, Nichtjude« seitens der befaßten Konsularabteilung in Agram im Ablagekorb »Urgenzen« des Kolgonić. Mit der Anweisung, diesen »falls irrtümlich eingeliefert in ein Anhalte- oder Arbeitslager des Landes« unverzüglich den Organen des Reichs auszuhändigen »zwecks Rückbeförderung in die Heimat.« Sofern nicht strafbare Delikte vorlägen oder/und Anklage erhoben sei gegen den Gesuchten.

Immer wieder in diesen vierzehn Tagen überlegte der Vize, wie er es drehn und wenden könnte, seinen liedmächtigen Leibeigenen, der so schön Geschirrspülen und Uniformunterhosen waschen gelernt (leicht nachgeholfen bisweilen mit dem Leibriemen bei Entdecken von Essensresten an den Pfannen, Furzflecken in den Unaussprechlichen), der ihm mit seinen 24-Stunden Bereitschaftsdienst unentbehrlich geworden, den Antragstellern vorzuenthalten. Zwar mißbraucht er den Wollak nicht als Lustknaben, wie's seine Kollegen tun mit ihren »Butlern« (die Homosexualität gilt in den Balkanbergen mehr als Kavaliersdelikt – die Weiber sind auch nicht selten froh, daß ihnen ihre Ehdespoten so weniger »nachstellen«, gar wenn die sich dem lieben Vieh zuwenden...), Kapitan Kolgonić aber hat sich an sein Wiener Faktotum schon so gewöhnt, daß er einfach nicht gewillt, dem Auslieferungsersuchen nachzukommen.

Drei Tage später geschieht es.

Bei der Behördenpost im Kommandantenbüro befindet sich eine Anfrage des zust. Gendarmerieposten Varazdin, der (verantwortlich für den letztbekannten Aufenthalt des »abgängigen Hans Wollak, Reichsbürger« usw.) ebenfalls vom Deutschen Konsul in Agram angeschrieben die Spur des Vermißten zum Lager verfolgt.

»Sollte der Deportierte zwischenzeitlich weiterverlegt worden sein, erbitten wir umgehende Mitteilung, um den Vorgang weiterzuleiten oder abschließen zu können.«

Da Kolgonić das Schreiben öffnet, ist er in denkbar verdrießlicher Verfassung. In Okučani bei ~~44~~-Kollegen versackt, gegen Morgen grauen erst heimgekommen, nach seinem österreichischen Haushälter gerufen – nichts, im Verschlag hinten am Brennholzschuppen nachgeseh'n, wo der schläft, wenn er Nachtdienst hat – nichts, sich wahrscheinlich verkrochen der Kojote irgendwo in den Gefangenenbaracken, der Spitzbube, wegen dem man die ganzen Schererein hat.

»*Melćik!!*« brüllt der Vize, der Schreibstubenbursche schlurft herein – »*Melćik – hol' den Wollak!!*«

Und weil der Untergefreite, der bosnische Bauernlümmel so faulblöd schaut, haut ihm der Kommandant auch gleich eins mit dem Lineal über's Maul.

Wie jener zum Quartier kommt seines stellvertretenden Obersten, räumt der in die Kommandantur Befohlene eben die Stube auf, hat einen Tschik⁷¹ gefunden – die Hälfte fast noch eines Glimmstengels in einer Hosentasche der angekotzten Ausgehmontur des Chefs, pafft genüßlich.

Als Soldat Melćik diese Idylle erblickt, sieht er die Gelegenheit gekommen, den Schlag, der ihn im Lagerbüro traf, weiterzugeben; Häftling Hans aber ist guten Muts. Tatsächlich ausgeschlafen am Barackenstroh wie ein Baby, weil er einmal nicht geweckt wurde

zum Liedervortrag – der Kolgonić ist abends so unerwartet plötzlich in den Wagen gestiegen zu den Deutschen, die ihn (nachdem sie dem KZ-Gradiška einen Freundschaftsbesuch abgestattet) zum Feiern eingeladen, daß er völlig daran vergessen hat, seinem Mädchen für Alles Anweisung zu erteilen für die Nachtzeit. Das aber hat der Vize in seinem Rausch natürlich verschwitzt, und Wollak weiß noch nichts von dessen Grimm und dem Grund des Appells, zu dem Melćik ihn führt.

Der Kapitan kaut an den Fingernägeln, dann klatscht er mit seinem Lineal auf den Tisch, daß der Gefreite in Windeseile das Weite sucht, nicht noch eins abzukriegen, läßt den Vorgesetzten allein mit dem Gefangenen.

Der kuckt den an, als hätt' er ihn nie zuvor geseh'n, ihm steht vor Augen, was für ein Bär von Gestalt das gewesen, als er eingeliefert wurde – darum hat man ihn auch tanzen lassen, und er hat seine Stimmgewalt erkannt, ihn zum Hausgenossen erkoren, ihn geschlagen wie ein Vater den Sohn schlägt, wenn der nicht parieren will – hat ihn fast ein wenig liebgewonnen.

»Wollak!!«

»G'schamster Diener, Herr Hauptmann!«⁷²

Hans Wollak steht Habtacht, weiß wie der Befehlshaber beliebt, sich über diesen Befehlsempfang zu amüsieren – Wien-narrisch wie er ist, an die gute alte Zeit erinnert, da noch die Liebe blühte.

Allein der hochprozentige Rosinenschnaps, den die Balkanesen sich selbst brennen, ruft die unterschiedlichsten Wirkungen hervor beim Menschen: der eine wird fröhlich beim Saufen, lallt lustig herum, der andere besinnlich, weint gar um des Lebens Triste und Aberwitz, die dritten reagieren mit Aggressivität.

Zu denen gehört Mirko Kolgonić.

Als Bub in seinem Heimatdorf bei Kamnik (krainisches Kronland, unweit von Kumrovec, wo der Broz her ist, der Moskauknecht – wie oft ist Mirko schon drauf angesprochen worden, ob er den Tito wirklich kennt, und warum er nicht auch bei den Partisanen, so wild wie er sich manchmal gebärdet), als Halbwüchsiger schon hat er Schlimmes heraufbeschworen mit seinem Jähzorn, der aufsteigt in ihm, wenn er sich bedroht fühlt, meint ihm würde etwas vorenthalten, genommen: hat vor 35 Jahren, wie er erst 12 gewesen, dem Milan, dem Molkereiarbeiter der Wirtschaft, auf der seine Eltern gearbeitet, ein Aug ausgeschlagen mit einem Stein, weil der ihm die Geiß nicht herausgeben wollte, die sich verlaufen vom väterlichen Stall zu den Böcken am Gut (der kleine Kolgonić hat das Gatter offenstehen lassen, so Furcht verspürt vor Vaters schwerer Hand), dann als Neunzehnjähriger beim Militär den kranken Kadivec, den Stubenhocker halbtot geprügelt im Glauben, jener hätt' ihm sein neues Feuerzeug gestohlen, auf das er doch so stolz war (es fand sich später im Stiefelschacht des Gewalttätigen, hineingefallen wohl beim Uniformausziehen am Abend) – und daß es durch die Bank Schwächere sind, an denen er sich vergreift, das fällt Mirko nicht auf (auch der Jungmeier, den er damals so schwer verletzt, war ein blaßbrüstiges Bürschchen gewesen, vier Jahr' älter zwar doch mit auswärtsgedrehten Knien vom ewigen Hocken auf dem Melkschemel, atemschwach dazu; kaum eine halbe Portion). Und jetzt wird's dem Mann blutrot vor Augen, wenn er dran denkt, daß er heut' diesen Wollak auf freien Fuß muß setzen, ihn gar untertänigst den Österreichern überantworten, den schleimigen Charmeuren (hat doch die Milli später so einen genommen – Stadtfrack oben-drein): seinen Putzer einbüßen, seinen Sänger, seine Kriegsbeute quasi.

Der Kerl, der da so stramm vor seinem Schreibtisch steht, ist wieder so ein Krischpindl⁷³. Abgemagert in den anderthalb Lagerjahren vom Tanzbären zum hungrigen Spatzen, geschoren das Haar wie's Vorschrift, und doch Zufriedenheit ausstrahlend, daß er nicht Bäumeschlagen muß, daß er eine Sonderstellung innehat: braver Diener seines Sklavenherrn, in menschlichen Minuten des Offiziers gar dessen Vertrauter.

»Da, da – Herr Arier...!«⁷⁴

Kolgonić ist kein Diplomat. Hat nie gelernt, wie der Kater mit der Maus zu spielen, daß die am Ende starr daliegt, auf den Biß wartet. Er geht immer direkt los auf's Ziel, auf den Punkt seiner Gedanken.

Hans zuckt zusammen. Erkennt schlagartig die Kondition, in welcher sein Gegenüber sich befindet. Also ist das »Arier« kein Scherz von dem, muß da was durchgedrungen sein über seinen wahren Stand, den fortgeworf'nen Reisepaß, das – –

»Jebènti boga!!«⁷⁵

Erregt springt der slawische Faschistenmensch hinter dem Schreibtisch hervor. Die Wut hat Mirko vollends übermannt als er sieht, wie der Wollak herumdruckst, sich herauszuschwindeln. Der Stinkkerl ist offenbar wirklich kein Žydow⁷⁶, hat ihn die ganze Zeit hinter's Licht geführt – ihn, der sich stets bemüht, auf eine Meile den Kroaten vom Juden, den Serben vom Slawonier unterscheiden zu können!

Und wie ist der überhaupt hier ins Lager gekommen? Da muß doch eine Gaunerei im Spiele sein, da will ihm doch einer ans Leder!

Schweratmend hat der Vize sich vor dem bangen, wirklich tods-bangen Häftling aufgebaut, sein Schlagwerkzeug immer noch in der Rechten – da geschieht das Unerwartete, für Hans eben mortale: in seinem Zorn fegt der Schäumende mit dem Lineal Schreibzeug und Ablage vom Tisch, streift dabei seine Uniformkoppel samt Halfter und Pistole, die er neben dem Posteingang abgelegt, das Schießseisen rutscht aus dem Futteral – Wollak (den Ausbruch des Cholerikers durch das Zubodenfallen der Gegenstände unterbrochen meinend) bückt sich, will zuerst den Revolver aufheben, ihn dem Offizier reichen.

Der – blind in Erregung – faßt das falsch auf. Da steht der Gefangene mit dem Revolver in der Hand, diese in seine Richtung gereckt, er weicht (leichenblaß) zurück, Wollak aber merkt vor Schrecken gar nicht, wie sein Widersacher reagiert, tritt einen Schritt näher heran an den und mit der Courage des mutigen Mirko ist's vorbei. Hier ist ein Stärkerer, Armierter, einer der ihn mit der Waffe bedroht. Der Gewaltige wagt nicht, den Mund aufzutun, gar um Hilfe zu rufen nach dem Soldaten, dem Melčík.

Erst jetzt merkt Hans, daß er den Schießsprügel am Griff hält wie's einer tut, um abzudrücken – hastig (um ja nicht den Verdacht zu erwecken, er meine es so) dreht er das Ding um, hat jetzt den Lauf gegriffen, ist heilfroh als der Vize (zaghaft) den Arm streckt, die Vierundvierziger an sich nimmt.

Kaum kriegt Kolgonić wieder Oberwasser, kaum ist er nicht mehr der vermeintlich Unterlegene, als zu seiner geifernden Rage sich Rachegeilüste gesellen. Ein Nichts, ein Nichts von Lagerhäftling (Jude, Nichtjude) hat ihn erlebt in seiner Angst! Und Angst hat Mirko noch nie gehabt! – Daß er noch vor einer Minute geschlottert, erschossen zu werden, diese Erinnerung ist ihm durch die amnesische Alkoholnachwirkung wie weggeblasen. Wie in unbewußter Gegenreaktion hebt er die Pistole, doch nicht zum Schuß – benutzt das Schießseisen (das Lineal bei Wollaks vermeintlichem Angriff ihm aus den zitternden Fingern geglitten) als Prügel, zieht dem Menschen, der ihm so viel Nachdenken, so viel Ärger, so viel Drohendes bereitet, eins über den kahlen Schädel.

Das Opfer weiß nicht, wie ihm geschieht. Hat der Herr es mit der Reitgerte verfolgt, mit dem Besenstiel gar, wenn es aufgemuckt im Hause, dreschen des Kolgonić Kameraden auf Gefangene ein, bis die nicht mehr aufstehn – daß aber sein Protektor ihn mit dem Pistolenknäuf auf den Kopf schlagen könnte, das stand außerhalb seiner Vorstellungskraft. Stumm sinkt der Cohenvetter zu Boden, stirbt an den Folgen des Hiebs am nächsten Tag im Revier. Drei Monate vor seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag.

Das Weitere, das Nachfolgende auf den tödlichen Streich des Subbefehlshabers des Anhalte- und Arbeitslager Stara Gradiška in der Turopolje, am Strand des schönen Savaflusses, auf den Häftling 771 erfolgte in Routine. Der Offizier hat (nach einigem Nachdenken) den Soldaten hereingerufen, ihn in kargen Worten instruiert, daß dieser Wollak ihn mit der Waffe, die am Schreibtisch lag, bedrohte, er diese ihm aber entwinden hätte können und zugeschlagen habe; diese Version hielt Kolgonić auch aufrecht im knappen, amtlichen Rapport, den er in diesem Falle (sonst ist das Papier zu schade für die Todesanzeige eines Häftlings) an den Hauptkommandanten richtete in der Parteizentrale in Zagreb, der alle Monat mal zur Inspektion kommt, seinen Stellvertreter gewähren läßt. So lange wie er aus dem Holzverkauf des Lagers seinen Anteil erhält. Sodann tat der Vize noch einen diesbezüglichen Vermerk zu Händen des Polizeipostens Varazdin, womit die leidige Angelegenheit für ihn erledigt.

Und von seinen Ustaschikollegen läßt der Mirko sich fürderhin feiern als Held, der kaltblütig dem Mordversuch eines Judenschwein zuvorgekommen und dieses eigenhändig hat ins Jenseits befördert.

Chronistin Manasse zieht ungeschminkt Bilanz des Sterbens ihrer Heimat, ihrer Vaterstadt seit den Tagen im September vor drei Jahren. Jahren, die mehr Blut, mehr Leid, mehr Grausamkeit geseh'n im westlichen wie im östlichen Teil des Landes als alle Kämpfe von 1793, 1830, 1868 zusammen.

Und daß der Polenfrau Bericht nicht einseitig, parteiisch klinge, zitiert sie zur Introdution die Worte eines Feindoffiziers – des Major Helmuth Stieff nach den Wochen seines und seiner Kameraden Sieg über den slawischen Nachbarn.

»Es ist eine unsagbare Tragödie ... eine Bevölkerung, die dem Untergang geweiht ... Man bewegt sich hier nicht als Sieger sondern als Schuldbewußter ... Diese Ausrottung ganzer Geschlechter mit Frauen und Kindern ist nur von einem Untermenschentum möglich, das den Namen Deutsch nicht mehr verdient.

Ich schäme mich, ein Deutscher zu sein.«

Millionen Deutsche in Deutschland, Hunderttausende deutscher Soldaten, Verwalter, sich-in-die-Tasche-Füller in den eroberten Ländern Europas, in Polen schämen sich nicht. Sie sind stolz, in dieser Zeit Deutsche zu sein. Die Untermenschen, das sind die Anderen, die Juden derer ein Teil, die am bekämpfungswürdigste Abteilung.

Wie verblendet doch von polnischer Sicht hat diese Aera der Heimathistorie begonnen?

Ließ anno 39 – in den Tagen jenes September – Oberbefehlshaber Rydz-Smigly⁷⁷ ein Gemälde in Öl bringen, welches ihn, den hehren Marschall, den Polen als Sieger soll zeigen beim Einmarsch in Berlin durch das Brandenburger Tor wie einst den Korsen. Wußte der Feldherr seine Armee der des Angreifers 1:10 unterlegen, focht ihn der Umstand vorerst nicht an. Daß die Hitlerwehrmacht bereits in den ersten 48 Stunden des Krieges tief durchgebrochen auf sein Hoheitsgebiet, daß das Gros seiner Streitkräfte bald – im Weichselbogen eingekesselt – hilfloses Schlachtopfer wurde den Stukas der Deutschen Luftwaffe, stieß ihm, jenem Fakten Blinden wohl erst auf, als er in der dritten Woche *»einer der größten Vernichtungs-*

schlachten aller Zeiten«, wie das OKW stolz tönnte, an der Seite Mosickis⁷⁸ wie etlicher Minister im Marktflecken Kutu sich fand, hart an der rumänischen Grenze, ohne Verbindung mehr zu den versprengten Truppenteilen. Dazu stand der zweite Angreifer, der Sowjetrusse keine 20 Meilen vor dem Versammlungsort.

Edward Rydz-Smigly wollte die Wahrheit nicht wahrhaben, die jene Flucht seiner Regierenden brechen ließ mit der heroischen Tradition ihres Volks, kehrte allein, einsam zurück nach Hause, lebte seine letzten Monate unter falscher Person in Warschau, wo man ihn dann – mit diesem Falsifikatnamen am Grabstein – am Powonski-Militärfriedhof zur Ruhe bettete. Unwürdig, schmächtig wie der Staatsführung des Marschalls Abgang, das Schicksal Polens.

Als NS-Außenminister v. Ribbentrop, der ehemalige Schaumweinhandelsreisende am 29. September aus Moskau zurückkehrte, wohin ein, diesmal schicksalhafter, dem deutschen Volk schicksalhafter Vertreterbesuch ihn geführt, das Hitler-Stalin-Bündnis durch einen Grenz- und Freundschaftsvertrag zu erweitern, brannte Warschau. Nach dreitägigem Bombardement des Angreifers, nach pausenlosem Artilleriebeschuß.

Die Metropole samt Wojwodschaft eigentlich dem Iwan zugesprochen, heimste der (per Gebietsabtretung nach Eroberung) die ostpolnischen Distrikte von Brest, von Bialystok und Lwow ein.

Warschau zählte nach Übergabe, die korrekt gem. Paragraphen der Haager Landkriegsordnung vorgenommen, 15 000 gefallene Soldaten und Zivilisten – die zu Tode gekommenen Menschen seither in der, über weite Teile zerstörten Hauptstadt, gar die im ganzen Land (im deutsch- wie russischbesetzten) sind nur zu schätzen. Folgend auf jene 15 000 Opfer registrierte man 200 000 militärische Tote, solche unter der Bevölkerung, 700 000 Mann in Gefangenschaft im Westen (wie im Osten); später ging's in die Millionen.

Eingerechnet Juden aus allen Windrichtungen des weiten Landes, Europas.

Ab Märzende des Jahres 43 wird zwei Wochen noch der Widerstand im Warschauer Ghetto heldenhaft militarisiert, Kriegsgerät eingeschmuggelt. Neben der Manasse gibt es zwei Dutzend »Kuriere« – teils draußen, teils drinnen stationiert, die »rekrutierte« jüdische Armee zählt ein paar hundert Soldaten: Männer, Frauen, Jugendliche – dazu eine Helferschar Sympathisanten, die jene, von der ~~44~~ gehetzten, potentiellen Aufrührer verstecken wie die Bewohner des Hauses in der Lesznostraße, die dafür Alle auf den Transport kamen.

Die restlichen hunderttausend gelbgemerakter Menschen im Wohnbezirk sind marklos geworden, greis schon als Junge, von Hunger, von Kälte, von Krankheit gezeichnet, seelisch tot durch das, was ihnen, was ihren Lieben widerfahren.

Die letzten zweihundert Mann IG-Farbensklaven für Monowitz hat Manasse dem Höss im Dezember geschickt, ließ die Ausgewählten selber entscheiden, ob sie in Warschau mit ihren Kameraden im Kampf fallen oder sich in Auschwitz der Riege des Pilecki wollten anschließen. Seither den »Herrn Sturmbannführer« vertröstet: außer der Ordnerriege, dem Seuchenpersonal und den Totengräbern keine geeignete Ware mehr vorhanden, alles deportiert, weggestorben – bis der ihm hat drohen lassen, ihn selbst auf den nächsten Schub einzuteilen, ihn im Lager in seine »persönliche Obhut« zu nehmen.

Doch seit Januar läuft auch schon die Resistance gegen die Deportationen aus Warschau – wiederaufgenommen, nachdem sie doch im Oktober als abgeschlossen galten.

Ende Februar dann muß Jan (eben sein Sechsendsechzigstes hinter sich gebracht) entscheiden: weiter den SD-loyalen Judenratmann spielen oder Farbe bekennen. Und Farbe bekennen heißt in seinem Fall untertauchen, im Ghetto nicht mehr greifbar sein.

Damit schiebt das Problem Jadzja sich in den Vordergrund. Wie wissen, was mit dem Kind zu geschehen habe?

»*Ich nehm' Jagwiga zu mir!*« sagt Ljuba – Jan wendet ein, daß sie da nicht allein in der Wohnung könne sitzen und warten, daß die Tante einmal nicht mehr nach Hause käme von ihren »*Ausflügen*« – und das »*Problem*« selbst, Jadzja (von den Beiden nicht übergangen in den Überlegungen, nicht als willenloses Wesen behandelt, wie Eltern es mit ihren Kindern so gern tun) läßt ihnen wenig Wahl.

»*Es gibt nur zwei Möglichkeiten* –« kalkuliert sie klug wie ein Erwachsener (wenn er klug) »– *entweder Ihr bringt mich nach draußen, dann geh' ich die Mamma suchen – oder ich bleib' herin, dann will ich genau so helfen wie die Andern, die zu vernichten, die meinen Pappa vernichtet haben.*«

So spricht ein zehnjähriges Mädchen – tapferer als manch ausgewachs'ne Frau, tapferer als mancher Mann gar.

Nach der Deutschen Niederlage in und um Stalingrad ist der Lebensmut (Mut der Verzweiflung wohl) der jüdischen Menschen in den, noch bestehenden polnischen Ghettos, in den Lagern (einzuschränken: des Teils der Menschen, der noch nicht zerbrochen, noch nicht geistig zerstört sich in einer Art Todessehnsucht nur mehr schlafwandlerisch am Leben hält), jäh angestiegen. Über die TAP wie die verschiedenen Partisanenverbände hat man (auch von sowjetischer Seite) vernommen, daß praktisch schon das Steckenbleiben der Nazioffensive auf Moskau (Ende 41) die Hoffnung ausgelöst auf eine Kehrtwendung des Kriegsglücks (ist doch kaum ein Krieg Glück der Menschheit!), daß es nur eine Sache der Zeit wäre, bis russische Panzer den Gegner aufrollen, ihn zurückhetzen würden über die Grenzen auf eig'nes Territorium. Und man hat auch (Berichte von Leuten, die beim Einmarsch der Hitlertruppen sich im dann russisch okkupierten Landesteil befanden oder dahin flüchteten, wie von Russen selbst, die nicht dem Stalinterrorismus verfallen, doch auch nicht im Sinne haben, mit dem germanischen Aggressor gemeinsame Sache zu machen wie die Wlassow'schen Kosakenverbände, Wolgadeutsche Sturmsharenabteilungen und Ukrainische Nationaleinheiten) vom Wüten gehört jenes Koba-Dschugaschwili unter seiner Offizierskaste, die er – via die Leute Berijas – dermaßen dezimierte, daß davon geredet, die Sowjetunion hätte dabei mehr hochrangige Soldaten verloren als im Felde.

So ist man unterrichtet, daß der (mosaische) Genosse Außenminister, der Maxim M. Litwinow (der Finkelstein, in dessen Lager einst die Chava und der Jossel gestanden), der 6 Monate vor Vertragschluß mit Hitler einen Beistandspakt hatte befürwortet zwischen seiner Regierung und den westeuropäischen Staaten Great Britain und Frankreich, im Mai 39 dann seiner Amtsgeschäfte enthoben (auf eig'nen Wunsch angeblich – offenbar ist wohl, daß Stalin keinen semitischen Funktionär für auswärtige Affären konnte gebrauchen in seinem Liebäugeln mit den Nationalsozialisten), die Massaker, die der Georgier auch auf diplomatischer Ebene starten ließ, überlebt hat. Stark im Geiste ist man auch geworden, als man vernahm, daß König Christian von Dänemark nach Überfall des Deutschen Nachbarn auf sein Reich ostentativ die Synagoge von Kopenhagen aufsuchte (die Story vom Judenstern auf seiner ordensgeschmückten Brust ist ein frommes Märchen).

Das Erhebendste aber ist die Nachricht, daß die Dänen ihre Juden (an die 6000 Menschen – außer ein paar hundert, die dann doch der ~~44~~ in die Hände fielen) gerettet, unter Einsatz des Lebens von Widerstandshelden wie Bevölkerung (Exekutionen blieben nicht aus, die Deutschen erhenkten selbst einen Pfarrer, der den »Nichtgläubigen« zur Flucht verholfen, am eig'nen Kirchengebälk) durch Hochseefischer, Küstenschiffer wie private Bootseigner über den Kattegat nach Schweden schmuggelten. In Sicherheit.

Der (skandalösen) Tatsache zum Trotz, daß tausende junge Männer im Lande sich (begeistert – ohne Druck) jener »Nordmark« ~~44~~-Brigade anschließen. Politische Naivität, Unkenntnis des verbrecherischen Treibens der feldgrauen Sturmsharen, historische Dummheit?

All dies Wissen, das Gefühl des nicht total-Isoliertseins von der Außenwelt, das damit verbundene Sehen des Nahens vom Ende des mörderischen NS-Regimes, das die halbe Welt ins Unglück gebracht (in Deutschland selbst braucht's noch etliche Zeit, eh' die Menschen umzudenken beginnen), gibt den Männern, den Frauen, den ganz Jungen (halbe Kinder noch) im Warschauer Ghetto die Kraft, die nahezu übermenschliche Kraft, den Aufstand zu wagen. Aufstand gegen eine zehntausendfache Übermacht, eine bis an die Zähne bewaffnete Übermacht, die in den vergangenen Jahren Hunderttausende, Millionen Leben ausgelöscht.

Am 17. März, einem Sabbat (sein Gott Jahwe wird dem Jan verzeihn), übersiedelt das Judenratsmitglied Manasse in die Zone der »U-Boote«. Es ist der Tag jener Krematoriumseinweihung in Auschwitz, der Tag der Liquidation des Krakauer Ghettos, doch auch der Tag des Versuchs deutscher Soldaten der Beseitigung ihres obersten Kriegsherrn.

Jan hat erev Schabbes⁷⁹ noch bis spät in der Kanzlei der Ältesten gearbeitet, hat den nach Hause strebenden Kollegen versichert, gut hinter sich abzuschließen, und – allein geblieben – sorgfältig (rückdatiert) vier Einweisungsscheine in die »verlassene Wohnung, 2. Etage Lesznostr. 107« ausgefertigt, sein Signum druntergesetzt, dazu (ebenso sorgfältig) die Unterschrift des verstorbenen, alten Czernowitzer (auch der wird ihm vergeben) gefälscht (solch Urkunde muß zwei Unterzeichnete aufweisen, geht sonst in Duplikat zur Ghettoverwaltung des Sicherheitsdienstes, was in diesem Fall wohlweislich unterbleibt), bedachtsam die Adresse, das Haus gewählt, aus dem die Bewohner damals fortgeschleppt wurden der Rebellen wegen, die sie im Keller verborgen: darauf wird keiner kommen, daß Menschen sich illegal (doch mit guten Papieren) dort einnisten, wo schon eine Aushebung stattgefunden. Solch Chuzpe wird die Auerswaldregistratur kaum für möglich halten.

Trug in die Blankoscheine die Namen ein von drei Männern und einem kleinen Mädchen – im Januar erfroren auf der Straße gefunden vom Bestattungstrupp Zew-Jerzy, die Ausweise an sich genommen, die Toten nicht in die Tagesliste geschrieben.

Am nächsten Morgen dann verlassen Jan und Jadzja – Onkel und Nichte – ihre Wohnung zu einem Sonnabendspaziergang und wandern (unbeobachtet) zur Leszno Ulica; eine halbe Stunde zuvor haben jene beiden jungen Mitbewohner Gerät, das man nicht missen möchte, im Hof auf ihren Karren geladen – kaum zur Kenntnis genommen von den Nachbarn, nur die Babbe⁸⁰ Bronja hat gebrummt wegen Störung der Sabbatruhe durch die »Schgúzim«⁸¹.

Zur selben Stunde ist Ljuba (wieder in der Swietokrzyska eingestiegen) zur neuen Behausung vorausgegangen, das Terrain zu sondieren – daß man nicht gar eine Überraschung erlebe.

So kann die Frau – die Luft rein, das Haus leer – die Prozession an der Straßenecke erwarten und das vereinbarte Zeichen geben, Jan und Jadwiga haben sich bereits vorher mit den beiden Burschen getroffen – Das weitere verläuft nach Plan.

Als erstes fährt das Leichenkommando vor. Niemand auf der Gasse nimmt Notiz von ihnen, sie schieben ihren Wagen in die Einfahrt, schließen das Tor hinter sich ab, tragen das Zeug nach oben. Jetzt betritt Herr »Klejdermann« samt Enkeltochter das Haus, zuletzt folgt (Vor- und Nachhut) Frau *Hella Sara Lipschitz*, aus Breslau gebürtig, in Warschau zugrundegegangen. Unter deren Namen, mit deren Ausweis bewegt Ljuba sich im Ghetto.

Den Anstoß, sich des Gebäudes in der Leszno – als Quartier zu bemächtigen, gab Jadzja. Das kleine Mädchen hat in den Wochen, da es dort bei Jans Bekannten, den Feinbergs lebte nach Verschleppung der Korczagkinder, seine neue Heimat gründlich erforscht: nicht nur im Hinterhof eine unkrautüberwucherte Ecke gefunden, wo – verborgen durch Gestrüpp – ein Loch führt in der Mauer hinter einen Schuppen in der Querstraße, entdeckte auch am Dachboden einen morschen Tram, der hinüberwächst ins Nebenhaus; den werden Jerzy und Zew präparieren als Durchstieg, als eventuellen Fluchtweg tarnen mit Werch.

Was aber das Entscheidende beim Gebäude – es besitzt unterm First nach vornhin zwei Luken, von denen aus man nicht nur die Straße links und rechts überblickt sondern obendrein den weiten Selozcinskiplatz im Visier hat. Denn daß da oben eines Tages das Maschinengewehr installiert wird, welches vorerst unter den abgehobenen Fußbodenbrettern des Hospitals in der *Dzielna Ulica* (wo der Operationstisch drüber aufgebaut) versteckt auf seinen Einsatz wartet, ist abgesprochen.

Jadzja ist also nicht mit Tante Ljuba nach draußen gegangen, wird vielmehr zum wichtigen Glied des kleinen Forts, dessen Besatzung. Kontaktkind zu den anderen Widerstandsgruppen im Ghetto wie zu den Waffenlagern.

»Ich weiß von den Schmuggelzügen soviel Wege und Verstecke für den Transport der Munition – das kann gar kein Anderer!« ist Mädchen Jadwiga stolz dabei zu sein. Zwar sitzt noch ein wenig der Schock in ihr vom Tag und der Nacht im Schränkchen (hat sich ja damals trotz aller Kenntnis der Umgebung nicht aus seinem Versteck gewagt – in Furcht, die Schwarzen behielten das Haus im Auge oder sie würde verraten, wenn sie ans Licht käme) – die blutige Wirklichkeit aber, für die Kleine vielleicht noch Abenteuer, ist mächtiger.

Die Verantwortung, die auf den Schultern des Ehepaars Manasse lastet was Jadzja angeht, wird darum nicht geringer. In Lebenslagen aber, in denen der Tod Vertrauter geworden wie im »menschlichen« Dasein das Lachen, die Freude, denkt das Individuum nicht rationell. Denn dächten die Beiden so, sie würden mit dem Kind das Ghetto, die Hölle, Warschau verlassen, die Flucht antreten, wohin auch immer.

Das Untertauchen Jans erfolgte just zur rechten Stunde.

Von Marek Edelman, dem Mitaufrührer (einem der wenigen, die eingeweiht in den jetzigen Status des ehemaligen Ältestenratsmitglieds) erfährt man, daß Montags bereits wieder ein Schreiben vorlag des Lagerkommando-Auschwitz, gez. Höss – diesmal jedoch direkt adressiert an die »Judenversammlung des Wohnbezirk Warschau« mit der Drohung, »den Manasse wie diejenigen, die den in seiner subversiv-passiven Haltung unterstützen betreffs Stellung von monatlich 200 Mann Arbeitseinsätzer für die kriegswichtigen IG Farben Betriebe, Werk Monowitz ins Konzentrationsgefängnis Auschwitz zwecks Sonderbehandlung« einzuteilen.

Ab sofort schläft Ljuba nicht mehr in der Kontuszowkastraße. Daß der ~~W~~-Mensch in diesem Falle die berüchtigte Sippenhaftung werde anwenden und sie durch die Gestapo abholen lassen, ist nur zu wahrscheinlich.

Jan klingen auch noch dessen Worte von wegen »Gattin« und daß »der das nicht bekommen würde« im Ohr.



In dieser dritten Märzwoche von 1943 macht im Konzentrationslager Dachau eine Gruppe aus dem Zwanzigerblock ihre Pläne wahr. Flucht.

Nach Ermordung des Koppel beim Verhör (wer ihn erschlagen – der Rottenführer, der als Folterknecht fungierte, oder der »Neue«, der verkrachte Jurist, der »Doktor« Gerdesmann, sächsischer Schnösel, Weltkriegsgeborener Marke »Vater unbekannter Soldat«, der Fasciofanatiker, der die Vernehmung geleitet, ist nie herausgekommen) hat Max Hassberg dessen Stelle eingenommen im »Komitee«, das den Ausbruch durchdacht. Geistiger Vater des Unternehmens ist Wolfgang Kierner. Blockältester immer noch, eingeliefert einst als festschult'riger Vierziger, 50 heute – sein zehnjähriges Lagerjubiläum will er draußen feiern. Deutscher Sozialist der frühen Stunde.

Papa Kierner selig – biederer Bräukellner des Regensburger »Augustiner«, der die Seinen mehr von den Trinkgeldern und vom Schmutz, den er machte mit dem Ganterburschen, ernährte als von seinem Lohn – sah's nicht gern, daß sein Sohn bei den Roten zurechtkam: braver Sozi zuerst, dann beim Sparta, um am Ende, als der Ebert und die andern Bazi in Berlin dem Kapital in die Tasche zu arbeiten begannen, zum Thälmann zu geh'n. Dann ist der Alte gestorben und der Junge von den Nazis verhaftet worden – die Schwester selber mit einem NSKK'ler⁸² verlobt: »*Da drin kann der Wolferl a wen'g nachdenk'n über seine bolschewistischen Blödsheit'n...*«, die liebe Mutter (altes fränkisches Arbeitergeschlecht – das hat den Sohn motiviert in den politischen Ambitionen) bald nach jenem 30. Januar aufgestiegen zu ihrem verehrten Marx Karl. Schlagfluß aus Wut, Verzweiflung über den Sieg der Verhassten.

Wolfgang Kierner war nach dem Begräbnis untergetaucht (er – der Exmatrose, nicht wenige Bayern dienten bei der kaiserlichen Marine, mitgemeutert in Kiel), später unvorsichtig geworden und – im festen Glauben daran, daß die Braunhemden (trotz NS-Regimes seit Monaten, trotz blutigen Terrors) die Reichstagswahlen im November⁸³ verlieren würden – dreist zum Stimmlokal marschiert, mit »Nein« votiert, von einem SA-Posten, der da Wache schob erkannt, vom Fleck weg kassiert. Dachau:

»Konzentrations-Lager der Standarte 208«. ⁸⁴

Damals meinte der Wolfgang, in ein paar Wochen wieder draußen zu sein – seine Zelle würd' schon einen Weg finden, ihn über den Zaun zu holen, der zu der Zeit noch nicht mit Hochspannung geladen, lediglich durch Scharfschützen gesichert war auf den Wachtürmen. Wie dann nichts lief, andere Möglichkeiten ausbaldowert, wieder Fehlanzeige, und als er Blockerster geworden mit der Verantwortung über seine Männer, das Vorhaben vertagt bis Kriegsbeginn, da Koppel, Kern und Haßberg auch schon im Lager.

Seither dreieinhalb Jahre verstrichen, zusehen müssend wie fast alle Ausbrecher wieder eingefangen (wie man hört, beteiligte sich an den diversen Jagden auch die, gegen die Gefangenen aufgeputschte, Bevölkerung um das Moor bis nach München hinein), im Bunker totgedroschen, im Bad⁸⁵ pfahlgehängt; so das eig'ne Vorhaben vor sich hergeschoben.

Heute jedoch – und das erkennt Kierner – ist's höchste Zeit. Falls es überhaupt noch Zeit ist. Jetzt oder nie möcht' man sagen, wenn man alle Fakten des Außenweltseinflusses ins Kalkül zieht: Kehrtwendung der Nazitruppen im Osten, wachsende Widerstandskraft der Partisanen dort, im Protektorat, in Jugoslawien, Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark, in Norwegen wie am Peloponnes. Letzter Aktbeginn der Judenausrottung, letzte Racheat der Herrenrassenmörder, der Verhetzten, der Unbelehrbaren.

»Kannst du Uniformen näh'n...?« begann es. Zitternd allein in Gedanken an solch Selbstmordunterfangen bejahte Arny, der mit seinen Radikalfreunden doch hundertmal das Fluchtproblem diskutiert – und damit war den Grundstein gelegt des Ausbruchsbäudes.

Man rechnet, daß gerade die nächste Nähe des Foltertrakts (die Schneiderei doch hinten im Wirtschaftsgebäude, in der ehemaligen Garage untergebracht) das Unternehmen sichern müsse – denn daß welche dort eine Flucht in Szene setzten, wo solche Verbrechen blutig geahndet werden, kann die ~~W~~ nicht annehmen! Dazu weiß man aus Auschwitz, daß dort so ein ähnliches Unternehmen kürzlich erfolgreich verlaufen.⁸⁶

Der Trupp – neben Kierner, Haßberg und Kern sind die beiden »Zeugen« mit von der Partie: auf die Jehovahjünger kann man sich voll verlassen, hat Wolfgang gesagt, denen öffnet auch keine Totenkopff Faust das Maul, wenn sie bei den Vorbereitungen oder dem Ausgang selbst geschnappt werden – hat sechs Monate fast benötigt, das Kleinmaterial für die schwarzen Anzüge zusammenzutragen. Da eine Siegrunenlitze, einen Kragenspiegel von einer Scharführerjacke abgetrennt in der Reinigung, dort ein Schulterstück »gefunden« in der Kommandobaracke (stets nur ab und an ein Teil, daß es nicht auffiel), Knöpfe demontiert (zwei pro Woche höchstens), und die Hauptaktion – Offiziersmützen und Stiefel – will Kierner erst im letzten Augenblick starten. Als Frühstücksüberraschung quasi den hohen Herren.

Kern hat mit den Kämpferbrüdern vorsichtig gearbeitet. Zur Deckenanfertigung hatte sich im vergangenen Jahr – zum harten Rußlandwinter noch die Herstellung von warmen Schneemänteln für die Waffen-~~4~~ gesellt (Schützen Arsch ließ sein Führer in Sommermontur den Bären jagen), da wollte der Verwaltungs-Oscha dem Schneidermeister noch eine Kraft stellen, Arny aber konnt', das abbiegen: er wär' mit den »Heiligen« schon so eingearbeitet, daß ein Vierter nur das Laufband aufhalten könne; also nicht nur 12 Stunden-Schicht, sondern auch noch das Zuschneiden, Heften, Nähen der Uniformen – die Einzelteile immer gut versteckt zwischen dem Deckenmaterial und dem Filzfutter für die Kapuzenanoraks.

Den galgenrabenschwarzen Kammgarn (Originalware!) hat der Maxl mit seinem Geschick als Exvertreter der einschlägigen Branche richtig gekauft.

Sagte eines Tags Stinghuber, der wirklich noch erträgliche Sturmführer (avanciert in den Leutnantsrang – daß er im Frühjahr einmal diese Frau Marhold in Berlin angerufen, Stine hat ihm doch beim Abschied frech ihre Telefonnummer gegeben und er solle »mal wat von sich heer'n laß'n«, ist sein Geheimnis geblieben; Aktion einer insichgehenden Stunde, nachdem er am Münchner Waldfriedhof die Mutter zu Grabe getragen) zu Haßberg:

»Haßberg – du warst do so a ausg'schamter Fetznhandler im frühern Leb'n wie ma hört! Übern Tag kommt der Mossler Finz, wo für uns Essessler allwei den Prifatkram besorgt aus Minka⁸⁷ – und dem woll'n ma Auftrag erteil'n uns a Tuch zum Verschaffen für neiche Ausgehkleider – weilwo die alt'n scho glanz'n als warn's Maßkrüag, auf die der Reif is g'falln. Und der Bazi der öllendiche saaft uns do ojzeit ein wie a Jud, wann er außernatürlich was aufreißt für uns neben die Zuteilungen und Spinnstoffkart'n – ojs attaschier i' di, daß du dös G'schäft niaderbringst mit dem ohne daß mir uns zum schamen haben. Refantsche guatg'schriebn!«

Tatsächlich ist's im vierten Kriegsjahr auch den allmächtigen Sturmsharen Himmlers nicht mehr so ohne weiteres möglich, sich anständigen Anzugsstoff oder Reitstiefel zu beschaffen (die Kluft zum Lagerdienst kriegen die Herren des Wachbataillons vom RSHA gestellt, fürs Herumstolzieren aber muß sich einer jetzt schon intimerer Quellen bedienen, die längst das Wirtschaftsleben des Landes dirigieren). Wenn man nicht grad Kommandant ist oder Noblenaufseher wie der Meixner – gar im Dienst steht Kaltenbrunners, des Heydrichnachfolgers auf hohem Stuhle.

Da hat Haßberg die Interessen des Ausbruchsquintetts würdig vertreten. Zwei volle Stunden hat er mit dem Mossler herumgeschachtert wie ein Roßtäuscher (ein »echter« Jud hätt' den entweder in zehn Minuten weichgekriegt oder den »spinnerten Uhu den spinnerten« hinausgeschmissen), bis am Ende soetwas wie ein Liefervertrag zustande kam, der nicht nur der Stinglhuberpartei größte Genugtuung zu schaffen imstande, sondern eben auch dem Komitee das Fluchtwerkzeug liefert: statt der üblichen laufend 3 Meter (per 1,60 breit, dem Coupon wie immer noch ganz undeutsch die Stoffmenge bezeichnet wird für ein Herrenkostüm) nimmt der Vinzenz nur den Preis für 2 Meter siebzig (reichlich für einen ausgewachsenen Mann, wenn man gut schneidet, hat Kern gesagt) liefert aber die volle Menge und gibt – Material für 10 Galauniformen geordert – 7 m als Draufgabe.

Max rechnet blitzschnell mit:

Von den 30 Centimetern pro Coupon Reibach kann Arny (3 Meter insgesamt doch) ein- und eine halbe Fluchtuniform schneiden (hat versichert mit zwei Metern auszukommen – ein Kunst-

stück, machbar bei Uniware und Reithosen, das er den pfiffigen Zuschneidern der Berliner Konfektion abgekuckt) – und die 7 Extrameter bedeuten 3½ Anzüge. Summa summarum ergo 37 laufende Meter, die der Mossler zusagt.

Darüber hatten Haßberg und Kierner eine eingehende Aussprache mit Kern: »Wenn einer so gaunert wie der Finz, hält er am Ende hundertprozent seinen Handschlag!« sagte Max und legte damit (seltsamerweise) seine Hand ins Feuer für den Mossler. Dazu kam, daß der sich bei der Verhandlung als eindeutiger Nichtnazi entpuppt hatte: Posener Großvater⁸⁸ – nicht ganz »astrein«, wie er gestand beim Bier, das der Stufü hat auffahren lassen zum Feilschgespräch.

So holte Arny Stines Einkaräter aus dem Versteck (wahrhaftig seit November 38 im »Depot« der Gablonzer), der Finz legte die vereinbarten sieben Meter benötigten Stoffes zu, den Eigneranteil am Briller will er persönlich dem Schwager der Kämpferbrüder in Augsburg aushändigen, auf den Verlaß. Man hat sich netto auf 20000 Reichsmark geeinigt – der wahre Zeitwert des Steines beläuft sich auf mehr als das Doppelte: ein Pfundsgeschäft also für Mosslern.

Dann kam der schwierigste Part der Aktion: wie setzt man sich bei Lieferung der Ware in Besitz der 10 m »Schwarz«-Material, ohne daß die ~~W~~ spitz kriegt davon?

Diese Nuß hat Kierner geknackt.

»Je größer die Chuzpe –« hat der Nichtjude gejudelt »– desto größer die Erfolgchance. Pack' ma's.«

Und Haßberg hat's gepackt.

Der Vinzenz wußte, daß der (lukrative) Handel nur über die Bühne ginge, wenn er die Schnauze hielte, vom Stinghuber hat Max (hochgelobt vonwegen seiner Tüchtigkeit als Agent) gefordert, die Transaktion bis zur Stoffübergabe selbständig durchführen zu dürfen – nur so, brachte er vor, könne er den Mossler seinerseits einseifen, und dies war doch der schwarzen-Schwarzhandelspartner Vorsatz. Anfang Januar dann hat Finz den Ballen angeschleppt, Stinghuber ließ sofort seinen Finanz-Kommunisten holen, der hat den Kern zugezogen (als Sachverständigen für Qualität wie Voll-

ständigkeit der Ware) – und während Max drin in der Stube (das ganze spielte sich im Quartier des – fast humanen – Münchner Metzgersohns ab) dem Lieferanten (hinter dem Rücken des Hausherrn verständlicher Weise) den Klunker in die Kralle fallen ließ, prüfte und maß Arny (vor dessen Augen) den Kammgarn, machte – bibbernd aber geschickt – bei der 27 Meter-Marke einen kleinen Kreidestrich, und als Stinghuber sich zur Bezahlung erhob, den ausgehandelten Betrag aus seinem Sparpott zu holen nach nebenan ging ins Schlafgemach, war der Schnitt gemacht.

Die restlichen 10 Meter wickelten sich (Mossler mit dem Kunden zum Geldempfang in den Nebenraum getreten – in die Uniformschneideraktion der Gefangenen nicht eingeweiht, dies wär' denn doch zu riskant gewesen) binnen weniger Sekunden um Maxens Leib (Arny stand Schmiere), die lange Häftlingsjacke drübergezogen (sowieso zu weit für den vom Fleisch gefall'nen Mann), und zu guter letzt schüttelten sich alle Beteiligten ob der gelungenen Transaktion die Hände. Selbst Sturmscharenoffizier Sebastian nahm sich da gegenüber seinen Schützlingen Haßberg und Kern nicht aus.

Ein wahrer Segen, daß Stinghuber und Kumpane sich dann doch entschlossen haben, zum Herrenschneider am Ort zu gehen und die Arbeit an ihren Ausgehmonturen nicht dem Damencouturier aufhalten – trotzdem werkt Arny in den folgenden Wochen wie ein Besessener. Seine Gehilfen, Gert und Roland Kämpfer sehen eher gelassen in die Zukunft – aber auch Kerns Gedanken sind nicht so sehr auf Tag und Stunde der Flucht fixiert als auf die Seinen »draußen«: Stine und Heiner, die Manasses wie die – glücklich vom Nazidruck befreiten – Kahns. Und an erster Stelle natürlich auf Mozes, Tante Marjan, Henk und Stine.

Als Kristine Marhold im Frühjahr 40 (wie lang liegt das schon zurück...) zu Besuch war, hat sie kurz berichtet von Edis und Rosalies Amerikawanderung, von Jans Verhaftung – doch was mit Moss los ist, weiß er nicht, nichts von des de Vries fürchterlichem Ende, nichts von Heiners Einberufung, daß der nach Rußland gekommen, wo er seit Stalingrad als vermißt gilt, nichts vom Laden in Berlin, nichts von dem in Wien.

So heftig Kern auch jede Erinnerung verdrängt an den Gerold, immer wieder kommt sie hoch in ihm, dem Betrogenen, dem Verratenen, vom Lebensgefährten dem Tod überantwortet.

»Ist's nicht noch niedriger –« sinnt der Mann *»– in Zeiten, da Homosexualität den Kopf kosten kann, den Freund zu verlassen, ihn ans Messer zu liefern, als die Frau zu hintergehn mit einer Geliebten – die Frau, die immer noch irgendwie überlebensfähige? Ist Untreue aus Habgier nicht weitaus verdammenswerter als die aus Liebe? Der sogenannten Liebe...«*

In jenen Jahren hinter Stacheldraht ist Arnold Kern hartgeworden im Nehmen, aber auch tolerant seiner Umwelt gegenüber im Einschätzen derer Taten, Reaktionen.

»Wie weit –« fragt er sich *»– ist dem Gustl ein Vorwurf überhaupt zu machen seines Verhaltens wegen?? Sollte der nicht besser seiner Umwelt gegenüber erhoben werden? – Den Vater in einem Kriege verloren, den diese veranstaltet, ihn kaum gekannt, die Mutter sich aufgrund der Auswirkungen am Dachboden erhängt (war der Knabe damals erst 5, hat das Ereignis doch einen Riß bedeutet in seinem jungen Leben – nicht selten in Angstträumen die Tat wiedererlebt) – dann die weitere, triste Kinderzeit, eine Jugend im Hause der Tante, der verbitterten, 20 knapp als er aufgenommen in die Gesellschaft, die schillernde, in der allein der gilt, der hat – und so dem Haben eben nachgeholfen: Herr im eig'nen Geschäft in einem Alter, da And're noch die Schulbank drücken...«*

Bei all seinen, Nacht- wie Tagträume überwuchernden, Überlegungen kann Aaron alias Arnold nicht wissen, daß die Zeit, die Kierner einkalkuliert ins Datum des Ausbruchsversuchs, für ihn nicht nur reif sondern bereits verflossen. Und auch die Kameraden der Flucht haben wenig Ahnung, was der 1. April dem Juden Kern bedeutet: vor sechs Monaten hat Himmler dem großen Führer die *»Freimachung aller Reichsanhaltelager von den da aus Rassegründen Zusammengezogenen«* gemeldet (Juden, Zigeuner). Besonderen Fällen wurde vom Reichssicherheitshauptamt eine Halbjahresgalgenfrist eingeräumt; und die ist nun eben verstrichen. Auch für den besonderen Fall 84425, den Leiter des kriegswichtigen Schneiderbetriebs des KL Dachau.

Am letzten Märzabend (Samstag wieder) tut Arny den letzten Nadelstich an den fünf Uniformen, das Anfertigen von Offiziershemden und Krawatten lief so nebenbei, wie man Kierner und Haßberg stolz versichern konnte. Dieses Wochenende wird alles fertig sein (Socken wurden in der Aufseherwäscherei organisiert – löch'rige, zum Wegwerfen bestimmte), und die letzten Takte der Ouverture zur »*Ausbruchsoper*«, wie Kierner bissig scherzt, sollen Sonntag Nacht dirigiert werden.

Für diesen Zeitpunkt hat der Max sich einen Sonder-Passierschein besorgt »mit Übertretung der Sperrstunde«. »*Revanche*« hat Stinghuber doch gesagt beim Management des Stoffgeschäfts – Sieg über den Mossler (Triumph des Unterhändlers über die Schwarzen...). Vor Arbeitsantritt am Montagmorgen (so bat er den Stufü) möchte er eine Stunde »absammeln gehn« bei den Bewacherunterkünften – Dinge aus dem Abfall, die noch irgendwie zu gebrauchen: da ein harter Brotkanten, dort ein angeknabbertes Kotelett gar, zerschlissene Unterwäsche, ein ausgedienter Leibriemen. Was man eben so fortwirft als Nichthäftling. Denn am Sonntagabend jeder ersten Monatswoche stellen die Frauen der Offiziere das Zeug hinter ihre Häuser, von wo dann am Vormittag des folgenden Tags die Müllkolonne alles abholt.

Weder Haßberg noch die anderen Verschwörer brauchen natürlich den Plunder – der Streifzug (und das ist das geniale an Kierners Idee) hat ein ganz besonderes Ziel: Schaftstiefel. Originale ~~44~~-Schaftstiefel.

An jedem Montagmorgen nämlich stehen auf den diversen Hinterveranden der Herren Hochschäfter, die – um Punkt 5 – der alte Gruner einsammelt zum Hochglanzpolieren; der ehemalige Chefschuhputzer des Münchner Hotels Königshof am Stachus, den sie einbehalten haben, als er im Sommer vor zwei Jahren bei hohem Besuch (eine erlesene Delegation aus dem Ausland, der faschistisch-rumänischen Eisernen Garde weilte in Bayern), in Anwesenheit der Leibwächter der Gäste einen neuen Weiss Ferdl-Witz hat erzählt über den Adolf (dem prominenten Komiker sind solch Scherze zugestanden, nicht dem ordinären Volksgenossen), und einer der Schnauzbärte zu Gruners Pech zu gut deutsch verstand.

»Vierundachtzigvierfünfundzwanzig!«

Stinglhuber betritt die Zwanzigerbaracke. Arny steht stramm.

»Kern –« sucht der Stufü seine Begrüßung abzumildern.

»Kern – *komm amol raus!*«

Es ist Sonntag, Frühmorgens. Der 1. April 1943.

»Kern –« wiederholt der *W*-Leutnant, der sich's nicht nehmen ließ, dem alten Schutzhäftling die Hiobsbotschaft selber zu überbringen, ihn schonend vorzubereiten auf das Ende seiner, nunmehr viereinhalb Jahre währenden, Lagerhaft im KL Dachau.

»Kern – – *nimm' mir's net persönlich – – du kummst fort...*«

Zuerst versteht Arny kein Wort. Was soll er nicht persönlich nehmen? Was heißt »fort«??

»Herr Sturmführer – –«

»Kern – – *die Judenverordnung vom Oktober...*«

»Welche Judenverordnung? Was ist das??«

Kern beginnt zu ahnen, worum sich's dreht. Tatsächlich hat Kierner vor dem Winter was berichtet von der Räumung der Jotbaracken, dann ist nichts mehr verlautet über die Aktion.

»Wo komm' ich hin?«

Plötzlich dringt ihm ins Bewußtsein, daß ja seine Flucht bevorsteht, daß vielleicht das ganze Unternehmen gefährdet. »Nur nicht in Panik geraten –« suggeriert er sich »– nur nicht durchdrehn!!«

Stinglhuber stottert. Ein *W*-Mann scheut sich, einem Juden, einem schwulen obendrein, die Eröffnung zu machen, daß es nach Polen geht. Oder ist dieser Kern für ihn nicht der »schmierige Semit«, der dem Deutschen Volke Verderben bringende sondern ein braver Handwerker, respektable Person, Mensch gar??

Sicher hat Sebastian der Schlachtersproß manchen Itzig vermöbelt als er in den Zwanzigern zur SA gegangen, auch nicht wenig Bolschis blutiggeprügelt beim Rollkommando, dann – zum Lagerbewachungsdienst eingeteilt, von den Braunen zu den Schwarzen übergewechselt – hier in Dachau auch bisweilen hart zugeschlagen (umgebracht hat er keinen – das gilt...), später als Leiter der Eingangsbaracke dieser Handgreiflichkeiten weitgehend entbunden, vielleicht sogar sanfter geworden der gelernte Fleischhauer (*»Dös is' ja koa Vieh wo s'd ostech'n muaßt!«*), ruhiger im Ansehn der Schicksale, die da durch seine Registratur gingen, ruhiger im reden mit den Gefangenen, die so gar nicht die Sprache sprechen von Untermenschen.

Und voriges Jahr, als die Verlobung in die Brüche ging mit seiner Appolonia (ins KL zu ihm ziehen nach der Hochzeit wollte das lebenslustige Dirndl nicht und er wollte nicht fort aus dem Lager, an die Front, zu den Einsatzgruppen am Ende und die zukünftige Kriegerwitwe zurücklassen), ist der Mann dann noch stiller, noch einsamer geworden.

Schon damals als diese alte Frau, die arische sich so tapfer eingesetzt für den Neffen (der doch gar nicht ihr Neffe war – das hat Stinghuber mit seinem Blick für sowas gleich gemerkt!), ist's ihm schwergefallen, die Beiden wieder voneinander zu reißen in der Nähstube beim Stellvertretenden, und jetzt will dem Herrn Sturmführer das Wort *»Auschwitz«* nicht über die Lippen. Einem Manne den Tod verkünden, einem Mann in den besten Jahren, seines des Sebastian Jahren ist nicht leicht.

Auch nicht für einen Träger des Orden unter dem Totenkopf.

»Arnold –« sagt der Bastl *»– nach dem Osten.«*



Dieses Wochenende bringt auch Arny's Neffen Peter die radikale Veränderung seiner Lebensumstände.

Am Samstag ist eine Probe angesetzt im Konzertsaal des Horak-Konservatoriums in der Schellinggasse – eine private Musik- und Theaterschule, die von unverhältnismäßig vielen Mischlingen besucht, die zum einen in die offizielle »Musikschule der Stadt Wien« nicht aufgenommen oder gar dort hinausgeschmissen wurden (Anordnung der Reichskulturkammer), und die zum anderen die Gesellschaft Gleichgesinnter beim Studium ihrer Künste dem forschenden Unterrichtsbetrieb vorziehen.

Die meisten der Mitwirkenden an der Jahresabschlußfeier – von der (gar nicht nazistischen) Direktorin Frau Furtner angesetzt – sind bereits dienstverpflichtet oder arbeiten unter der Woche in familiären Betrieben, da hat man eben den Samstag gewählt für die Stellprobe der Veranstaltung, die Ende Mai stattfinden soll.

Gertie Liebmann, die (in Vertretung von Lia Ducca, Tanzmeisterin auch dieser Akademie) das Ballett der Elèvenbesten einstudieren wird, will sich da mit Peter treffen, der die Aufführung mit einem kleinen Orchester der Instrumentalklassen am Klavier begleitet. Für 14 Uhr ist Probenbeginn vereinbart, Herr Waldreich, Wollaks Schlosserchef in Enzersdorf hat seinem Hilfsarbeiter schon um 12 freigegeben, ihm eine halbe Stunde geschenkt, damit er nach der langen Fahrt nach Wien hinein sich noch waschen und umziehen kann, trotzdem (Mutter Elsa hatte Frühschicht bis 1, ihrem Sohn zwei Eier in die Pfanne geschlagen) ist der nicht vor Viertel Drei (14 Uhr 15 also) am Ring beim Stadtpark, rennt von der Straßenbahnhaltestelle an der Johannesgasse um die Ecke, achtet in der Eile gar nicht darauf, daß in der Schellingstraße ein Mannschaftswagen der Polizei steht.

Erst als Peter bereits im Hause, bemerkt er die ~~W~~. Da aber gibt's kein Zurück mehr – mittendrin im Gewühl von Uniformen hat er praktisch keine andere Möglichkeit, als in den ersten Stock zu gehen, zum Festsaal hinauf.

Da Wollak von einem Rottenführer mit gefällter MP in den Raum gedrängt, stehen bereits die männlichen Mitglieder der Konservatoriumsaufführung mit erhob'nen Händen an der Wand – die Mädchen hat man in einer Ecke zusammengetrieben. Unter ihnen auch Gertie. Da wird er schon von einem der ~~W~~-Offiziere (einer der berühmten Brunner-Brüder, die bei den Wiener Verfolgten den Ruf eines judenkillenden Schlägerduos genießen) vernommen, weist sich mit seiner Kennkarte aus (*»Scho' wieder a Halberter??«* die Frage beim Eintrag in eine Liste, Wollak versteht, nickt) – und er schießt hinüber zur Frauenabteilung. Gertie hebt zaghaft die Hand (die Mädchen müssen nicht in *»Partisanenstellung«* verharren), Peter versucht, ihr ein Zeichen zu geben. Denn er weiß etwas, was die übrigen Perlustrierten nicht wissen: er kennt (aus den vielen Besuchen der Schule zwecks Korrepetition) eine Tür im Erdgeschoß zur Einfahrt (unverschlossen), durch die man von hinten zum Ballett-Trainingsraum gelangt. Hat dort einmal nach der Toilette gesucht und den Gang entdeckt.

Wollak aber gelingt's nicht, der Freundin sein Wissen weiterzugeben.

»Die Herren Judenbrut rechtskehrt Marsch Richtung Loch!« kommandiert Untersturmführer Brunner, nachdem er die Verhaftungsliste abgeschlossen und die verantwortliche Schulleiterin doch nicht anwesend ist, den Sachverhalt aufzuklären der *»staatsfeindlichen Versammlung«*. Und während Wollak dann mit den anderen Burschen hinausmarschiert aus dem Saal, macht er der Gertie (für die weiter unverständliche) Handzeichen Richtung Parterre – für den Fall, daß auch die Mädchen inkassiert werden.

Der Trupp stapft durch's dunkle Stiegenhaus (der Hauswart hat sein freies Wochenende, bekämpft den *»Kohlenklau«* – Abteilung Elektrizitätswerk) nach unten. Peter hält sich rechts im Arrestiertrupp, der von einer Bewachung angeführt – ein Posten sichert die Nachhut. Eine Eskorte an den Flanken wäre der Enge der Treppe wegen nicht möglich.

Dieser Umstand bedeutet seine Rettung.

Als das Bataillon ebenerdig einbiegt in den Hausflur und die kleine Türe passiert, hinter der jener Heizungsgang, schert er ein wenig aus, bückt sich wie um seinen Schnürsenkel zu richten, drückt hinter dem gebeugten Rücken die Klinke herunter – Gottseidank öffnet die Tür sich nach innen, verschwindet im Dunkel des Korridors, ohne daß die Schwarzen hiervon Kenntnis können nehmen.

Ein junger Cellist des Musikschulorchesters kriegt die Flucht mit, verhält sich nichtwissend – und als die Schar der Verhafteten auf der Straße in eine grüne Minna verfrachtet, findet eine nochmalige Zählung nicht statt. Die soll erst am Ort erfolgen, dahin die M I und M II verbracht werden.

Die Tür am Gangende ist unverschlossen, der Schlüssel steckt innen. Peter schließt sich ein. Eine Mausefalle zwar, er hofft aber eben, daß sein Verschwinden nicht bemerkt (oder verraten) wurde. Und hat Glück.

Weniger Glück hat Gertie.

Nahezu eine Stunde hält der junge Mensch sich still im Ballettsaal, endlich wagt er aus seinem Versteck zu kommen. Keine Menschenseele im Gebäude, alles ruhig. Öffnet vorsichtig das Haustor – auch auf der Straße nichts Verdächtiges. An der Ecke zum Parkring eine Telefonzelle, Peter ruft bei Liebmanns an.

»Die Gertie – ?« sagt Frau Beatrix »– die ist doch in der Horak-schule, soviel ich weiß...«, er aber will ihre Eltern noch nicht erschrecken wenn nicht Gewißheit besteht, daß dem Mädchen tatsächlich etwas geschehen – erreicht Lilian, eine Sängerin, die auch bei der Veranstaltung mitwirkt im Konservatorium.

»Ja – ich weiß nicht – – also uns haben sie einzeln vernommen, nachdem sie Euch Burschen abtransportierten. Da hab' ich die Gertie noch geseh'n! – Seid's Ihr denn dann auch freigelassen??«

Da auch auf diesem Wege nicht zu eruieren, ob sie die Liebmann haben laufen lassen oder ob sie ihr draufgekommen sind auf ihre wackelige Mischlingssache, rast Peter zur Oberndorferwohnung.

»Bei mir ist Gertie nicht gewesen...« sagt die alte Haushälterin, da weiß er, daß es passiert ist. Telefoniert sofort mit Onkel Heinz, der läßt den Hörer nicht aus der Hand, erwischt schließlich (es ist doch Samstag) Einen, der was weiß von der Horakrazzia.

»Das war doch die verbotene Halbjudenversammlung...!« – doch er tut Mitparteigenossen Kramer den Gefallen, ruft ihn nach einer Stunde (Peter ist gleich hinausgefahren nach Hietzing) zurück.

»Siebenundzwanzig Mann angehalten, Mädchen auf freien Fuß gesetzt. Bei denen nur eine Verhaftung: eine gewisse Gertrude Liebmann. Hatte einen abgelaufenen Identitätsausweis bei sich – und da Hauptmeldeamt bereits geschlossen Nachfrage beim Blockwart ihres Sprengels. Hat ergeben, daß es sich um eine Geltungsjüdin handelt, die entgegen der Verordnung den Stern nicht trägt.«

Jetzt – nachdem Gertie erwischt worden ist, mit Sicherheit abtransportiert wird – fühlt der junge Wollak, wie sehr er doch an ihr gehangen. Hat die Edith verloren, nun soll auch die zweite Freundin seines jungen Lebens den Weg gehen. Schwer für einen Achtzehnjährigen. Und wie es ihrem Vater beibringen? Der muß doch wahnsinnig werden bei der Nachricht...

Als Peter bei den Liebmanns auftaucht, wissen die schon alles. Vor zehn Minuten ist die Oberndorfer gelaufen gekommen – bei ihr ist jener Nazi und potentielle Erpresser aus Märztagen 38 aufgetaucht, der Parteigenosse Egermann, verbiesterter Sudetendeutscher, und der ist jetzt Blockwart in der Gegend. Und just den haben die Brunners telefonisch aufgetrieben, als sie die »arische« Kennkarte, die noch nicht mit einem »J« versehene (so seit zwei Jahren abgelaufen, Verlängerung aufgrund der Fakten doch unmöglich) von Bobs Tochter überprüften.

Da hat dem Balduin Egermann die Stunde der Rache geschlagen. Für den Hinauswurf der Frau Doktor, für die Zurückweisung seiner Liebesbezeichnungen durch die Oberndorfer. Hat der triumphierend Meldung gemacht von Gerties Verhaftung – wußte jedoch Gottseidank nichts davon, daß sie ihr Unterschluß hatte gewährt. Doch daß sie immer noch dem »Maulschlosserjud« die Wirtschaft führt⁸⁹, das weiß er wohl. Eine von zehntausend Denunziationen jüdischer Mitbürger Deutschlands – der Endlösung unter die Arme zu greifen.

Mit Gertrude Sara Liebmann macht die Prinz-Eugenstraße nicht viel Federlesens: ab nach Theresienstadt.

Der Zahnbehandler, ihr leiblicher Vater wird zwar scharf vernommen – Trixi desgleichen, ihnen aber ist nicht nachzuweisen, daß sie wußten um den Tatbestand des Nichttragens des Davidstern der Deportierten. Genug, das Kind zu verlieren.

Peter Wollak seinerseits hat keine Stunde zu verlieren. In eigener Sache diesmal: bei der ersten Kontrolle der festgenommenen Konservatoriumskollegen muß sein Fehlen herauskommen – er steht ja mit auf dem Verhaftungsprotokoll, dann wird die Gestapo (dessen ist er sich gewiß) in der Tandelmarktgassee auftauchen, die Mutter mitnehmen und ...

Onkel Heinz leistet erste Hilfe. Das restliche Wochenende verbringen Frau Wollak und Sohn – ganz unauffällig – in der Kahn-Villa, Mitbewohner Mertens zu Hause ist angewiesen, sich bei Anrufen mit »*Ja – hier Freddy!*« zu melden, wenn die Luft rein, und mit einem unverdächtigen »*Nein – der Peter ist nicht zuhause!*« zu antworten, wenn gar amtlicher Besuch anwesend wäre. Doch bis Sonntag Abend rührt sich nichts im zweiten Bezirk.

Trotz Lage der Dinge (Mutter Else wollte schon den Vater zu Rate ziehen, von dem in seines jüngeren Sohns Augen doch nur windige Ejzes zu erwarten) gehen die Beiden nicht zurück in ihre Wohnung. Und am Montag baut PG Kramer aufgrund einer Idee, die Peter gekommen, der Jüdin und dem Halbjuden ihre Zukunft als U-Boote.

An diesem 2. April waren die als »*Mitglieder einer illegalen Gruppe*« arretierten Horak-Studenten bereits in das Durchgangs-KL bei Maria Lanzendorf (unweit Wien) eingeliefert, obwohl Stapo und Judenreferat genau wußten, daß die Anzeige eines von Frau Gurtner wegen eines Diebstahls in der Schülegarderobe aus der Anstalt Geworfenen auf purer Erfindung beruht.

»Zeig ma's amol auch denen verdammten Mischlingsjuden!« hat Einer am Morzinplatz gesagt, hat die Eichmannkollegen eingeschaltet und die haben – so als Schabbesvergnügen⁹⁰ – die Razzia in Gang gebracht.

Beim Appell in Lanzendorf hat der diensttuende Scharführer die Namen der 27 Mann aus Wien von der Liste abgelesen, und bei allen hat jemand »Hier!« geschrien – auch bei »Wollak«. Jener Musikstudent brachte den Mut auf hierzu – wohlwissend, daß man den Abhandengekommenen sonst gleich zuhause würde suchen. Und so ist's jeden Morgen gegangen – das kleine Lager doch lediglich zur vorläufigen Verwahrung seiner Insassen bestimmt: Leute, die sich politisch »falsch« geäußert haben im Gasthaus, Obdachlose, Landstreicher, »Asoziale« – potentielle Braungegner also. Man vertat in Lanzendorf denn auch keine Zeit mit den Wienern, wußte die Lagerleitung doch, daß die »Eichmänner« denen und deren Familien nur einen Schreck einjagen wollten, ehe man sie – nach ein paar Wochen Zittern – dem Arbeitsprozeß nicht länger vorenthalten möchte.

Diese Umstände kann Peter natürlich nicht ahnen – da hat sich aus seiner fast-Verhaftung eine Situation ergeben, die dereinst seiner Mutter Leben soll retten.

Früh am Morgen des Montag ist Wollak junior zusammen mit Onkel Heinz hinausgefahren nach Enzersdorf zur Bauschlosserei, Kramer (das goldene Parteiabzeichen⁹¹ am Revers) hat sich seinem Mitparteiengenossen, Herrn Waldreich höflich vorgestellt und dem weisgemacht, daß Peter (um den bekümmere er sich ein wenig, seit dessen Vater die Mutter verlassen – »Ja, sowas gibt es in den besten Familien...« sprach der Meister, meinte seinen Vetter, der auch einmal erwogen, sich von seiner »versippten« Gattin scheiden zu lassen) sich im Wienerwald am Wochenende bei einem Sturz arg das Bein verletzte (der Hilfsarbeiter hinkt demonstrativ, stöhnt bei jedem Schritt) – nun informiere man den »Herrn Chef«, und Wilhelm Waldreich dankt ebenso höflich. Und er wird lt. Verordnung erst in 2 Wochen Meldung machen beim Arbeitsamt, sofern sein Dienstverpflichteter bis dahin nicht wieder einsatzfähig. Dermaßen ist Zeit gewonnen, eh' der von der Staatspolizei Registrierte auf diesem Wege als abgänglich entdeckt wird.

Dann zogen Nazi und Halbuntermensch wieder ab zur Haltestelle, sind vor dieser jedoch abgebogen in die Kirchengasse (was keinem auffiel), weil dort – neben dem Gotteshaus – der Pfarrer Fernbach sein Domizil hat. Den hat Peter vor ein paar Wochen kennengelernt, als Chef Waldreich erzählte, daß die uralte, pfeifende Orgel in der Ortskirche jetzt endlich wieder instandgesetzt sei, und der Wiener Hilfsarbeiter doch so gut Klavierspiele... Auf jener Orgel intonierte später der ungläubige Semitenstämmling zum Entzücken des Predigers Bach's »Oh Haupt voll Blut und Wunden«: so ist man einander nähergekommen; Peter entnahm Fernbachs Reden, daß der nicht nur dem Hitlerregime oppositionell eingestellt sondern gar mit dem Widerstand sympathisiert – jetzt zaudert er auch nicht und ruft einen seiner Kollegen um Hilfe an.

Dr. Franz Fijal-Calvé (böhmisch-Limburg'sch-niederländisches Pfaffersgeschlecht) ist Priester seiner, trotz allem strengkatholischen, Gemeinde – der von Kapellerfeld (ebenfalls nordwestliches Donauufer) bei Wien. Zum Unterschied zu Fernbach ist er bereits eingetreten in die Reihen der »Österreichischen Widerstandsbewegung« (die gibt's wirklich, zersplittert allerdings in Dutzende Gruppen und Grüppchen: von linksaußen-kommunistischen über den Adel bis zu Kirchenmännern und selbst Wehrmachts- und Luftwafengehörigen); er kann helfen, hilft sofort. Schon am selben Abend bringt Heinz Kramer die Mutter Wollak zu ihm hinaus – Hochwürden stellt sie den Kirchgängern als die neue, soeben aus Wien eingetroffene Wirtschafterin vor (die seine liegt seit geraumer Zeit darnieder mit einer altersbedingten Herzschwäche – alles klingt also veritabel). Und die »Frau Villinger« (Kollege Fernbach beschafft aus Wien den Identitätsausweis einer gleichalt'rigen arischen Dame, die beim letzten Luftangriff ums Leben kam) gilt nun in Kapellerfeld als Ausgebombte, bekocht ihren Hochwürdigen Herrn und enthält ihm auch koschere Gaumenfreuden nicht vor – Rezepte noch von Oma Dvojre selig. Den Peter vermittelt Theologendoktor Fijal-Calvé als Gärtnergehilfen ins Landhäuschen einer Mitverschworenen, der Augenärztin v. Braunschweig bei Stockerau, wo er den Sechzehnjährigen spielt (laut Geburtsdatum in seinen neuen Papieren), und im Auftrag der V-Gruppe, pendelt nun »Walter Steiner« laufend nach Wien, da er (jetzt mit Fensterglasbrille, die die Frau Doktor ihm verpaßte und dunkel getöntem Haar) durch Onkel Kramer beste Kontakte aufreißt zu Wehrmachtswiderständlern, deren wichtigste Figur ein Major Szokoll.⁹²

Jene dumpfe Aprilnacht, die des Sonntag sah denn auch die Transporte der restlichen jüdischen Häftlinge aus den im Reichsgebiet gelegenen Konzentrationslagern nach Auschwitz und Majdanek.

Von Stinglhuber als »Arnold Kern, ev. A. B.« in die Verschubliste eingetragen, hat Arny sich nur in Eile verabschieden können von den Jehovazeugen wie Blockältestem Kierner und Stellvertreter Haßberg; in Minuten mußte das wichtigste besprochen sein: Kierner wird sich (sofern der Ausbruch geglückt) in Augsburg in Besitz des Geldes bringen für Arnys Diamanten und die Stine in Berlin anrufen lassen, die den Betrag verwahren soll für den Fall einer Bestechungsmöglichkeit über eine KP-Vertrauensperson in Schlesien, von da die KZs in dem Rayon betreut werden.

Arny kriegt von Wolfgang auch den Namen Burger zugeflüstert, einem Genossen jenes Wiener Kommunisten Hermann Langbein, der auch schon hier – in Dachau – der Untergrundbewegung im Lager angehörte (Burger soll, wie man weiß, auch in Monowitz Kontakte haben, wohin vor einem Monat dieser Bock vom Hauptlager Auschwitz als Chef des Hospitals doch verlegt worden)⁹³ der ihm – wenn er gar in den Bunawerken landet – weiterhelfen könnte.

Sturmführer Stinglhuber hat – als Kommandant der Ein- und Ausgangsdienststelle des Lagers – die zwei Dutzend Juden persönlich zum, für ihre Deportation am KL-Gleis bereitstehenden Rinderwaggon gebracht, dem begleitenden Unterscharführer Dirscherl eine Halbeliterflasche besten Enzians in die Pratzn gedrückt zum Aufwärmen: »*Bei die Polack'n is' no arg frostig, wia ma hört!*«, und zugefügt »*Paß' ma auf auf den Kern, Kamerad – dös is a Schneidermeister wo's kan zweiten wer'n find'n dort, wo er hinkommt . . .*« – konnte Arny noch zuzwinkern, ohne daß einer gar mißtrauisch geworden wär' vonwegen Sympathie zu einer »*Mosesschwuchtel!*«

Das Wochenende ging in Dachau noch ruhig aus, am Montag ist der Zirkus losgebrochen.

Das Ausbrecherteam hat sich entschlossen, keinen neuen fünften Mann anzuwerben an Kerns Stelle (die Gefahr, das Unternehmen in letzter Minute – aus welchen Gründen auch immer – verraten zu seh'n, zu groß), die Stiefelaktion im dunstigen Frühlingsmorgen reibungslos verlaufen; Max hat vor seinem Sammelgang dem Gruner in der Achtzehnerbaracke noch eine Stunde zusätzlichen Schlafs vermittelt, indem er erklärte, daß er – abkommandiert zu den Offiziershäusern – ihm zu bestellen habe, daß das Schuheputzen heute erst um 6 beginnen solle.

Um 5 Uhr 17 betraten vier barhäuptige Sturmsharenuniformierte (das geschorene Häftlingshaar kurz nachwachsen lassen bis es dem »preußischen Majorsschnitt« der Kaste glich – mit Arnys Schneiderschere erstklassig egalisiert) ohne jede Hast den Gemeinschaftsraum der höheren Chargen am Jourhaus, die ~~44~~ -Ordonnanz (mit dem Herrichten des Frühmahls zugange) stand stramm, die Herren ließen sich lediglich ein Glas Milch reichen (»Müß'n Schlach sechs beim Gruppenführer in München antanz'n!«), schickten den Mann nach hinten um eine Packung »Seegras« und bedienten sich, während der fort, mit Mützen und Schulterriemen, die da hingen (Kierner hatte sich wochenlang vergewissert, daß immer ein paar Schwarze Koppel wie Kappe in der Kantine lassen, wenn's abends spät wird und sie fröhlich in ihre Quartiere torkeln – und Sonntags torkeln sie immer . . .), entboten dem rückgekehrten Zigarettenholer lässig ihr »Heil Hitler«, setzten sich in einen Kübelwagen, den sie hinter der Baracke abgestellt wußten, Roland (geschickt in mechanischen Dingen) schloß die Zündung mit zwei Griffen kurz.

Dann rollten sie auf's Tor zu.⁹⁴

Bei Erblicken der Höherrangigen nahm der Rottenführerposten Haltung an, ließ den VW passieren ohne sich gar den Marschbefehl des Quartetts vorweisen zu lassen.

(Kierner spielte schon an seiner Luger – einzige Waffe des Kommandounternehmens, aus dem Versteck unter der Latrine geholt, nachts gesäubert), der Scharfschütze am Turm hundemüde von seiner Nachtwache, so recht uninteressiert am Vorgang beim Jourhaustor.

10 Minuten vor 6 bog der Pkw (der Tank Gottseidank noch halbvoll – Treibstoffmarken aufzureißen wär' unmöglich gewesen) vor Ober-Schleißheim links ab Richtung Garching, dann ging's quer hinüber nach Ismaning wie Hasen, die Haken schlagen – man hörte das Sechserläuten; jetzt spätestens muß »zu Hause« die Flucht entdeckt worden sein.

Vom Norden her rollte man der Stadtgrenze von München zu; den Wagen ordentlich am Parkplatz vor den *SS*-Baracken von Freimann abgestellt, marschierten die Vier strammdeutsch zum Taxenstand am Adolf Hitler-Platz. Mit Sicherheit würde ein Alarm aus Dachau vorerst vier flüchtige Zivilpersonen in KZ-Kluft betreffen – das Ding mit den Uniformen (die überzählige, die Arnys hat Kierner vorsorglich mitgenommen in einer organisierten, feldgrauen Reisetasche) könnte wohl erst auffliegen, wenn Stiefel wie Automobil vermißt und die Casinoordonnanz vernommen. Nur Gruner fahndete zur Zeit nach dem Schuhzeug hinter den vom Max heimgesuchten Offizierhäusern, wienerte fleißig die übrigen Treter.

Sturmführer Kierner, *Oscha* Haßberg und die *Sturmscharenführer* Gert und Roland Kämpfer ließen sich mit einer Droschke in die Stadt hineinfahren (welche Streife hält schon ein Auto mit *SS*lern an!), man löhnte brav 3 Reichsmark plus zwanzig Pfennig Trinkgeld von den 300 RM, die der Max sich vom Mossler hat vorausschauend geben lassen in bar als Vorschuß auf den Einkaräter, setzte sich leutselig ins Franziskanerstübl an der Theatiner, ließ vier Halbe kommen und Kierner ging telefonieren.

Ein knappes Stündchen später stieg ein Vierertrupp totenkopfschmückter Herren die Treppe hoch zur ersten Etage des Hauses Nummer 44 der Schwanthalerstraße, tauschte in der Wohnung des Inhabers des, parterre geleg'nen, »Damenfrisiersalon Scharnagel« die falschen *SS*-Klamotten gegen echte Trachtenanzüge – so verließen zehn Minuten später zwei unauffällige Bajuwaren das Haus, denen zwei weitere nach kurzem Warten folgten. Alle Vier mit guten Ausweisen durch die Zelle Menzing⁹⁵ versorgt. Dann trennten sich ihre Wege. Kierner und Haßberg fuhren nach Augsburg, die Kämpferbrüder wollten zu Sektenfreunden im Norden. Alle Warnungen der beiden Anderen, daß die Gestapo zuerst bei derartigen, potentiellen Fluchthelfern nach ihnen würde fahnden, fruchteten nichts.

Das Sozialistenpaar setzte sich beim Schwager der Kämpfers in Besitz der 20000 Mark (der Mossler hat – wie Max prophezeite – den Anteil am Erlös des Steines prompt der ihm benannten Person ausgehändigt), und nachdem Kierner das Geld durch einen Gewährsmann in Mahlsdorf⁹⁶ der Kristine Marhold zukommen ließ, tauchte er unter im Hessischen, der zweite Genosse in Bodenseenähe.

Drei Tage nach der gelungenen Flucht aus Dachau sind zwei der Ausbrecher anlässlich einer (an allen Orten des Reichs, da Mitglieder der »Zetjot«⁹⁷ amtsbekannt) Blitzaktion der Geheimen Staatspolizei in Chemnitz gegriffen worden: der 26jährige Gerhart Kämpfer und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Roland. Bereits blutüberströmt wurden sie unter schwerster Bewachung ins Lager nordwestlich Münchens zurückgeschafft. Nach weiteren Marterungen (insbesondere um die Beschaffung der ~~SS~~-Uniformen durch das Ausbrecherquartett zu eruieren – doch weder Stoffkauf noch den Schwarzhandel der Stinglhubergruppe und schon gar nicht die Selbstanfertigung der Monturen durch Kern prügelten die Barbaren aus den Jehovazeugen heraus: Kierner hat Recht behalten – keine schwarze Faust öffnete ihnen das Maul) wurden die Wiedereingefangenen vor versammelter Lagerinsassenmannschaft am Appellplatz aufgeknüpft.

Der, mit Fahndung wie Exekution befaßte, Obersturmführer Fritzgeorg Gerdesmann, der »Doktor« schwor, die Leichen so lange baumeln zu lassen, bis auch die beiden anderen »Sturmscharenherren« gefaßt wären.

Nach einer Woche mußte Gerdesmann, der vom Tag der Urteilsvollstreckung an all die tausend Gefangenen (inklusive der aus dem Krankenrevier, von denen drei die Prozedur im Aprilregen nicht überlebten) jeden Morgen vor Arbeitsantritt zwei Stunden im Riesenhalbkreis vor dem Doppelgalgen strammstehen ließ, das Unternehmen abblasen. Der süßliche Modergeruch der, in der Frühlingsbrise schwankenden, Körper drang über den Stacheldraht an die Außenwelt, die doch – angeblich – nichts wußte vom Tod hinterm Zaun.

Wie die Ausbrecher sich in Besitz gebracht hatten der – offenbar echten – Uniformen (»– sonst hätten die Wachen am Jourhaus sofort Alarm geschlagen!« referierte hochmütig der Pseudodoktor), blieb der Kommandantur des Anhaltelagers am Dachauer Moos ein Rätsel. Allein der ausgekochte Stiefeldiebstahl Maxens und die nachfolgende Organisierung von Mützen und Koppelgehängen wurde rasch aufgeklärt, sickerte auch ein in die Häftlingsbaracken, erweckte da neuen Mut und Durchhaltekraft.

Sturmführer Stinghuber mußte (von ganz oben) einen argen Anschluß einstecken, daß er einem Gefangenen einen Sperrstundenpassierschein ausgestellt, doch über die Beteiligung am Unternehmen des (zwischenzeitlich nach Auschwitz deportierten) Kern – seines »besonderen Schützlings« – wurde nichts laut. Sebastian stand noch ganz unter dem Eindruck des Schweigens der Kämpferbrüder hinsichtlich der Herkunft der ~~W~~-Gewänder, ahnte was, gestand sich gar ein, daß er, bei dem was sie mit denen anstellten, nach zehn Minuten gesprochen hätte, als ihm seitens des RSHA nahegelegt wurde, die Konsequenz zu ziehen aus der Stiefelaffäre.

Nach kurzer Bedenkzeit ließ der Leutnant der Sturmscharen (ohne Abschied von der Familie in München, von der Loni) sich an die Ostfront versetzen, fiel im Sommer des Jahres bei der letzten da gestarteten, deutschen Offensive des Rußlandfeldzugs.



In jenem Aprilmonat des Jahres 1943 – nach Scheitern der Beteiligung Arnolds an der Flucht aus Dachau – leidet Cousin Mozes bereits über ein Jahr (seit Anfang 42) als Lagerhäftling von Mauthausen. Wieder – wie in seinen Verhaftungstagen in den Helder – sind die Cohensöhne sich geistig so nah, als hocke der And're in der Nebenbaracke. Und diesmal fühlt Moss, daß schicksalhafter geschieht dem Blutsbruder, spürt jedoch auch, daß der großer Gefahr entronnen.

Tatsächlich hat Kern die Ankunft in Auschwitz überlebt.

Die Reise hat zwei Tage und drei Nächte gedauert, ist via die Konzentrationsstätten Flossenbürg, Theresienstadt und Groß-Rosen gegangen – überall zur weiteren Verschickung Eingeteilte aufzunehmen. Bei Entladen des rollenden Gefängnisses war ein Dutzend verhungert, am Lungenschlag verendet.

Transportbegleiter Dirscherl aus Dachau, dem Stufü Stinghuber Branntwein wie Bitte mit auf die Fahrt gegeben, auf den Schneider zu achten, hat doch wirklich nach Einrollen des Zugs an der gefürchteten Birkenauer Rampe mit dem, die »Ware« in Empfang nehmenden Oscha Stasny zwei Worte wechseln können bei Übergabe der Transportliste, und der hat daraufhin »Vierundachtzigvierfünfundzwanzig« geplärrt, Arny ist aus der Reihe des durch ~~H~~-Oberarzt Mengele⁹⁸ zu Selektierenden gesprungen und wurde zur Arbeitsmeldestelle geschickt zum »Facheinsatz«, wie es im Lagerjargon heißt.

Und so ist der als Aaron Kohn geborene Sohn eines deutschen Obersten des ersten Weltkriegs beim »Leichenfledderkommando« gelandet, wo er nun für das »Deutsche Winterhilfswerk« hunderttausende anfallender Herren-, Damen-, Kinderbekleidung sortiert, Brillen, Zahnprothesen, Haare »erfaßt« und fertig macht zum Verpacken.

Was von den Lumpen und dem Zeug noch verwertbar.

Dies sind die Tage, da im Wohnbezirk der polnischen Hauptstadt der dritte der deutschgefangenen Söhne der Familie, der Jan eintritt in die erregendste Phase seines, nun schon reichjährigen Lebens.

Die Lesznogruppe hat fieberhaft gearbeitet am Ausbau des Dachstuhls als Schießstand: die beiden Luken zur Straße sind so weit zugemauert, daß lediglich Platz verblieben für je 2 Feuerwaffen plus Sichtradius, die schrägen Wände kugelfest gemacht mit zerschlossenen Matratzen, Strohsäcken, auf denen manch Mensch letztmalig Schlaf gesucht, eh' es zu den Gleisen ging Richtung ewigem Schlummer. Ein Mauser-Repetiergewehr samt drei zwölf-Schuß-Magazinen ist da, die kleine Jadwiga hat von allen ›Depots‹ im Ghetto Munition angebracht für die Flinte und die Pistolen, die Ljuba eingeschmuggelt – und gestern, am vierzehnten des April (wieder einem Sonnabend) haben die beiden Totensammler das MG aus dem Unterdienversteck des Hospitals der Dzielna geholt, in Einzelteile zerlegt, unter zwei am Weg aufgeles'ne Leichen auf ihrem Wägelchen verborgen (sie karren doch dreist als Bestattungstrupp zum Waffenschmuggel).

Dazu hat der listige Schejtljunge, der drahtige Zew aus Kolno die schwarze Pestflagge an der Deichsel gehißt (ein Fetzen einer eingedrehten, ehemals blauen Tischdecke) – keine ~~SS~~-Streife oder polnische Miliz und schon gar kein jüdischer Ordner wagt sich da ran. Daß er und Jerzy angehalten und kontrolliert werden könnten wegen ihres Untertauchens, steht auch kaum zur Debatte: es gibt keine Fahndungslisten des SD oder der Auerswaldverwaltung im Judenbezirk – da kann einer leicht verschwinden in den Mauern des Grauens. Wer zählt noch die Verscharren, die Davongeschleppten?!

»Jan – versprichst du, daß du mir das Kind mitgibst, wenn's losgeh'n soll?!« fragte Ljuba – und diesmal entschied der Manasse über den Kopf Jadwigas hinweg. Am Tag vor der »Stunde X«, dem offenen Ausbruch der Judenrevolte, will er selbst das kleine Mädchen – den Beiden Tochter geworden – durch jenen Abwässerkanal aus dem Ghetto schaffen, wenn er das Kampfkommando übernimmt der Lesznofestung. Doch der, aus dem ersten Weltkrieg felderprobte, Widerständler hat nicht mit dem Teufel Zufall gerechnet, der immer dann aus seiner Hölle steigt, wenn keiner denkt an ihn.

ER läßt seine Sonne aufgehen über den Gerechten und den Ungerechten des ausgebrannten, ausgehungerten, ausgemordeten Warschau. Auch das Ghetto liegt in dieser klaren Morgenstille der Wochenmitte da wie das friedlichste Städtchen von einst, wie die alte Chludowoheimat vor bald siebzig Jahren, als Mamma Rahel – das Kind unterm Herzen – mit Großmutter Rosa und Vater Dov in die Metropole zog, wie Ludinowo anno Jahrhundertwende bei Onkel Avram, am Tag da die Kosaken einritten.

In aller Frühe dieses Monatsachtzehnten betritt Ljuba zusammen mit einem Radomer Genossen, der einen Sack geschultert schleppt voll deutscher Wehrmachtsstabhandgranaten (die hat seine Abteilung den *Niëmecki*⁹⁹ in der Graf Spee-Kaserne unter'm Arsch weggestohlen), das Wohngebiet in der Swietokrzyska.

Der Mann mit seiner ekrasithaltigen Konterbande steht noch im Hausflur, Frau »*Lippschitz*« öffnet vorsichtig das Tor, auszukundschaften, ob wer auf der Gasse.

»*Zatrzymajcie się!*«¹⁰⁰

Genau in dem Moment sind zwei polnische Polizistenkerle (nicht-jüdische Kollaborantenmiliz), die nach ihrem Nachtdienst noch eine Runde gedreht an der Ghettomauer, am verlassenen Gebäude vorbeipatrouilliert, haben die Frau bemerkt, als sie die Tür öffnete.

Ljuba sagt kein Wort. Einen Schritt zurück, gibt sie Pawel ein Zeichen: der verschwindet hinter dem Treppenabsatz.

Während der eine Streifengänger auf der Straße sichert, stößt der and're die Einfahrt neben dem vernagelten Lokal des Tarnowski auf. Drinnen im Halbdunkel des Ganges eine weibliche Gestalt. Ganz ruhig steht sie da, die Tasche am Arm, der Pole in seiner Uniform mit der runden Schirmmütze scheint ihr ein Scherenschnitt gegen das gold'ne Weiß des jungen Tags. Der Lackschild an seinem Tschako gleißt wie eine Aureole, unter dem Heiligenschein aber herrscht's herrisch: »*Ausweis, Sara!*«

Ljuba Manasse faßt in den Einkaufsbeutel, die Pistole ruht da griffgerecht, sie entschert die Waffe, als der Polizeimensch an sie herantritt. »*Wird's bald?*«

Da fährt dem Mann vom Lichthof her ein scharfer Sonnenstrahl in die Augen. Er hebt die Hand, streicht über's Gesicht, weicht unwillkürlich aus ins Dunkel des Flurs, die Partisanin aber hat diese Augen erkannt. Den Vater, den lieben sieht sie wie er im Morgenrauen die Zeitungen sortiert, die ihm der Junge auf dem Fahrrad des Druckverlags zugeworfen, sieht seine Augen die Schlagzeilen überfliegen, daß er unterrichtet sei über das Weltgeschehen, es der Kundschaft schmackhaft zu machen, sieht diese Augen ihr, der kleinen Ljubotschka zuzwinkern, als sagten sie: »*Der Tag hat begonnen, Kind – machen wir das beste aus ihm!*«

Ljuba aus der Familie Karolić kann nicht das beste machen aus dem Tag, der heut' angebrochen. Der Atem steckt ihr in der Kehle, schweißnaß die Stirn, zitternd die Hand, mit der sie das kalte Eisen – schwer wie ein Amboßhammer – hebt.

»*Ignâcy . . .*«

Den Bruchteil ihres Lebens stehen die Kinder des Zeitungsverkäufers Juliusz Karolić. Aug in Aug. Totenstarr.

»*Ignac . . .*« wiederholt die Ljuba – ihr Gegenüber, das Land und Leute verkauft, bleibt stumm. Blickt wie ein Deserteur in der Pistole Lauf, als richteten sich die Flinten seines ganzen Volks auf ihn.

»*Feuer!*«

Immer hat der Knabe beim Kriegsspielen mit den andern Dreikäsehochs hinterm Kosciuskoplatz¹⁰¹ den Befehl übernommen, wenn's darum ging, keine Gefangenen zu machen, Verräter an die Wand zu stellen. Nicht grad der Größte war er in seiner Bande, auch nicht unter den stärksten – aber durchzusetzen hat er sich vermocht, ließ And're hinauen bei den Schlachten gegen die Sprößlinge der *Robòtniki*¹⁰², der Proletenarbeiter – man selbst gut nationalistisch aufgezogen, und er der Kolporteursbub auch stets aufgeklärt vom Fachmann über den gerechten Zorn der Rechten in den Ländern

Europas. So gut Freund mit dem Adam von den Dlugoczewskis, die den Dmowski anbeteten, der doch den *Parsitenżyd* jagte – vor dem warnte auch immer der Herr Koperator¹⁰³ beim Sonntagsunterricht in der St. Anna Kirche. Zurecht wie sich dann herausstellte bei der Sache mit Eva, der zu verzeihen er bereit gewesen, daß sie eine Karpelestochter.

»*Feuer!*« hat der kleine Ignac kommandiert, wenn der Feind barschen Blicks (die Augen sich verbinden zu lassen, verbot des Polen patriotische Parole) in die Mündung geschaut der geschnitzten Gewehre – die Waffe jedoch, die hier auf ihn zielt, ist keine hölzerne, kein Zeug zum Spiel für Kinder, die sie nicht mehr sind: die Schwester, der Bruder.

Wie Vetter Jean-Luc, der Judensohn den Antijuden zur letzten Rechenschaft gezogen, fühlt in diesem Augenblick, in dem die Zeit stillzustehen scheint, die Christentochter als sie abdrückt, den Antichrist zu richten.

Wie oft in den letzten Jahren hat die Ljuba gebetet zu ihrem Gott, daß der es geben möge, sie nicht auf den Bruder, Feind seiner, ihrer Schwestern und Brüder, der Jesusgläubigen, der Mosestreuen treffen zu lassen! Doch ER stellt seine Schäflein in dieser spirituellen Sintflut so unaufhörlich auf die Probe, daß er diese seinem Kinde nicht kann sparen.

Was geht vor im Innern dieses armen Menschen, fragt die Frau sich als sie den Finger krümmt in jener Zaesur von Leben und Tod. Spürt Ignâcy Reue in der Brust, packt ihn Mitleid mit der Welt, in der zum Schweinehund er geworden, mit sich selbst gar, dem diese Welt so viel angetan?

»*Feuer!*«

Wie bei einem Kinostreifen, den der Operateur zu langsam zum Abspulen bringt, läßt der große Filmregisseur den Karolić sterben. Als müsse der sein finsternes Dasein nocheinmal durchstehen, holt er ein letztes Mal tief Luft, die Luft Warschaus, die er so verpestet mit seinen Taten. Wie viele Menschen dieses Warschau, der einst so strahlenden Stätte hat er noch denunziert nach dem Jan, wie Viele hat er verhaften lassen, selber verhaftet und dem Richter, dem Henker zugeführt, dem Maschinisten, der sie nach Treblinka, nach Sobibor, Majdanek, Auschwitz gefahren – in die Kammern, da ihnen das letzte bißchen Leben ausgeblasen?!

Nach dem Wiederhall des Schusses im gespenstisch leeren Gebäude überschlagen sich die Aktionen. Der zweite Polizist stürzt ins Haus seinem Kollegen zu Hilfe, der gewiß einen Unruhestifter gestellt, hat kaum den, am Boden liegenden Kameraden geseh'n, da wird er auch schon von Pawel niedergeschlagen, der nimmt ihm und dem toten Karolić die Waffen ab – einen zweiten Pistolenknall zu riskieren aber wagt man nicht. Also zerrt der Partisan den Bewußtlosen in die Waschküche, legt ihm eine Schlinge um den Hals, der Mensch erwacht aus seiner Ohnmacht, doch der Genosse hat den Strick um einen Haken geworfen, wo sie früher die Körbe aufgehängt mit dem schweren Waschgut zum Austropfen, zieht den um sich Schlagenden hoch, der tritt mit letztem Überlebenswillen heftig mit den Füßen, bis Ljuba sich mit ihrem ganzen Gewicht an diese hängt.

Die Strangulierung wühlt die Frau mehr auf als die vorangegangene Tötung des Bruders. Schwächeanfall. Pawel stützt die Kameradin – kein Umfallen jetzt, keine Sentimentalität!

Draußen auf der Straße hat keiner was mitgekriegt. Wer achtet noch auf einen Krach wie dem eines harten Türenschiagens in der Nachbarschaft, wen kümmert's am Ende, wenn wo welche aneinander geraten? Die Lage aber des Tarnowskihauses – direkt an der Ghettomauer – mahnt zur Vorsicht. Auch beginnt die Szene sich zu beleben: selbst am frühen Morgen hasten die Wohnbezirkler irgendwohin, etwas zu essen zu finden gegen die letzte Hose, auszuforschen ob es die Tante Nela, den Neffen Mauricy noch gibt.

Allein, wie ein alter slawischer Spruch kündet, kommt ein Unglück nicht auf einem Bein. Und jener Glücks- und Unglücksbestimmer, der seiner Tochter Ljubotschka die Prüfung nicht wollte erlassen, sie das gleiche Fleisch und Blut opfern machte, tut ihr noch Schlimmeres an an diesem Tag.

Zur selben Stunde, da Ljuba und Pawel ihr Henkerhandwerk zu verrichten hatten und mit den Handgranaten Richtung Leszno zogen, haben Jerzy und Zew auf ihrem Totenkarren das letzte Kriegsgerät eingeholt für die Dachstuhlfestung und dabei den Kaćman getroffen. Bekannt beim Widerstand als *Nutnik*¹⁰⁴, als Zuträger von Nachrichten aus dem Ghetto an die Adresse ~~W~~ und SD, dem auch nachgesagt wird, daß aufgrund seiner Plauderein jener halbjudische Bote der Ältestenversammlung zwischen Wohnbezirk und Außenwelt auf Nimmerwiedersehen aus dem Verkehr gezogen.

Die beiden Transporteure aber waren so damit beschäftigt, ihre Explosivladung heil nach Hause zu kriegen, daß sie den Menschen, welcher sie auch nicht zu kennen schien, kaum beachteten. Da konnte Kaćman ihnen, die er sehr wohl mit dem untergetauchten Judenratsmann Manasse in Verbindung zu bringen wußte, unbenutzt bis zum Jeloszinskiplatz folgen, in die Leszno Ulica einbiegen und da im Tor neben der ehemaligen Teestube Trizskowitzer verschwinden sehen. Von seinem Observierungsposten aus, der Bretterbude an der Ecke, hat der Konfident den halben Tag das Haus beobachtet: ein Laib Brot, eine Wehrmachts-Leberwurstkonserve ihm gewiß bei Meldung.

So hat der hungrige Jude einiges später registriert wie eine ältere Frau und einen Mann einen Sack in die Einfahrt schleiften, dann verschwand ein kleines Mädchen, das einen riesigen Einkaufskorb trug, um die Ecke (Jadwiga befördert die Munition vorsichtshalber via den Hinterhof und kriecht durch jenes Loch in der Mauer auf das eig'ne Grundstück) – später aber, gegen Abend bereits, ist eben der Manasse aus dem Gebäude getreten.

Kaćman muß den Gesuchten, auf Befehl des Höss selbst gesuchten auf seinem Weg zum »*Kibbuz Arnim*«¹⁰⁵ und zurück beschattet, und als Jan das Haus in der Leszno dann nicht mehr verließ, dieses als Versteck des Ausgeschriebenen erkannt und den Schwarzen verraten haben.

Als die Abenddämmerung dieses Frühlingstags hereinbrach, ließ Ljuba bange Herzens (seit dem Wochenende doch steht die bewußte Stunde schon bevor) das Kind Jadzja noch für die Nacht bei ihrem Mann und den beiden Jungen, kletterte mit Pawel unter dem Tarnowskihaus wieder aus dem Ghetto; die Leichen Ignâcys und seines Kameraden im Strom des Kanalfusses bestattet, der sie rasch fortspülte.

Weniges vor Wende zum folgenden Donnerstag, dem Tag jenes Donar wahrhaftig, klopft einer in der Leszno Ulica am Haustor Nr. 107.

Da keiner der Verschwörer im zweiten Stockwerk Ruhe fand in diesen Stunden, schreckte Jan aus seinen Halbwachträumen, blickte hinunter auf die Straße. Da stand ein jüdischer Mensch – an seinem Davidstern als solcher erkennbar – und winkte. Zwar wußte der Mann nicht die ausgegebene Losung der Ghettoarmee zu rufen: »*Jeszce Zyda nje zginéla!*« – das ›Noch ist Polen nicht verloren‹ auf Juda umgemünzt, Jan aber glaubte, den Einlaßbegehrenden irgendwie zu kennen. Und da der doch allein schien und Jerzy wie Zew sofort Posten bezogen oben im »Fort«, ging er öffnen.

»*Adòn Manasse?*« fragte der späte Besucher leise – unausmachbar dessen Züge im Dunkel der Nacht, und als Jan bejahte, trat die Gestalt plötzlich zur Seite.

Die ~~W~~ schoß ohne Anruf.

Verborgen in einer Nische auf der andern Straßenseite hat das Exekutionskommando lediglich auf das vereinbarte Zeichen Kaćmans gewartet: die Freigabe des Hauseingangs gegenüber durch seinen Sprung aus ihrem Schußfeld.

Auch die beiden ans Sterben gewohnten Burschen im Dachgeschoß feuerten sofort.

Nach wenigen Sekunden lagen vier Tote am Pflaster: der jüdische Widerstandskämpfer – Cohensohn Manasse, sein Verräter Kaćman, zwei feldgrau uniformierte Sturmschärler.

Kurz nach Mitternacht kratzte es an der Wohnungstür, dem Versteck, da Ljuba sich zur Ruhe gelegt: Jadzja. Am nächstgelegenen »Ausstieg« aus dem Ghetto geschlüpft – eins jener »Hundelöcher«, allein für knappe Kindskörper durchkriechbar, ihr bekannt von den seinerzeitigen Bettelzügen.

Starr des kleinen Mädchen Miene, wächsern der Witwe Züge im Hören der Nachricht.

Um 2 Uhr 10 des Morgens dieses 19. April betrat – unter Mißachtung der Polizeistunde der Hauptstadt – eine adrette, ältere Dame mit Täschchen und Hut das, außerhalb des Judenbezirks, an der Weichsel geleg'ne, berüchtigte Amtsgebäude des Sicherheitsdienstes der Sturmcharen wie des Gestapopostens für den Ghettorayon, wußte das für diese Nacht von der Standortkommandantur Warschau gewählte Kennwort zu nennen, wies sich ordentlich als die Schlesiendeutsche Lena von Langenbrück¹⁰⁶ aus, ließ sich bereitwillig von der Wache durchsuchen und beehrte, »in höchster Geheimsache« den Diensthabenden sprechen zu wollen.

Jenen Offizier, der (das hat Ljuba durch nächtlichen Anruf eines Kontaktmanns beim SD eruiert) den Schießbefehl erteilt hatte, welcher zwei Stunden zuvor in der Leszno Ulica ausgeführt.

Da der Auftritt der Dame zu einer Zeit erfolgte, da gewiß kein Partisan oder *Agent Provocateur* das Amtshaus würde betreten, da man nach der Schießerei sowieso auf Meldungen gefaßt war, wurden Hauptsturmführer Hellmer und sein Adjutant aus den Betten geholt.

Als Frau v. Langenbrück allein war mit den Mordbuben im Schlafrock, nahm sie – von den Beiden mit Aufmerksamkeit verfolgt – ihren Hut ab, wie ein Meisterspion, der drunter Kuriergut versteckt; und in der Tat war in der Kopfbedeckung (neben einem kleinen Damenrevolver) eine Überraschung verborgen. Eine selbstgebastelte, doch effektive Bombe.

Ljuba warf den erstaunten ~~///~~ lern das Ding direkt vor die Füße. Die Höllenmaschine – präzise eingestellt – zündete beim Aufprall am Dielenboden, riß die Offiziere in derselben Sekunde aus ihrem irdischen Herrendasein und geradenwegs in die Hölle.

Der ohrenbetäubende Krach (Ljuba war im Wurf der Bombe zwei Schritt zurück gesprungen – ›*Wie die alte Dame doch behende!*‹ haben ihre Opfer sich gewundert) und die angerichtete Verwüstung ließ die hereinstürmenden Chargen konfus reagieren, anstatt die nähere Umgebung der Detonation abzusuchen nach der des Attentats wohl verdächtigen Frauensperson. Die Manasse hatte hinter einem dicken Eichenbalken Deckung gesucht vor der Wirkung ihrer Waffe, war dann hinter einen Fenstervorhang getreten wie die Mata Hari im Roman, endlich mit ihrer Spielzeugpistole den Außenposten umgelegt. Im Durcheinander war es der Partisanin gelungen, durch das Loch, das die Sprengung in die Hausmauer gerissen, das Gebäude zu verlassen.

Als Ljuba nach Hause kam, bzw. dahin, wo sie jetzt Unterschlupf gefunden, war Jadwiga verschwunden.

ABSCHLIESSUNG DES GHETTOS AB 3.00 UHR – UM 6 UHR
ANSETZEN DER WAFFEN-SS IN STAERKE VON 16/850 ZUR
DURCHKAEMMUNG DES RESTGHETTOS – SOFORT NACH
ANTRETEN DER EINHEITEN STARKER PLANMAESSIGER
UEBERFALL DER JUDEN UND BANDITEN +

Mit diesem Satz beginnt ein FS-Bericht gemäß Tagesbefehl vom 19. 4. 43 des – mit der Niederschlagung des Aufstandes befohlenen – ~~44~~-General Jürgen Stroop, der von seiner Dienststelle an das RSHA-Berlin abging.

Am zweiten Kampftag meldete Stroop:

DIE IN DEM UNBEWOHNTEN, NOCH NICHT FREIGEMACH-
TEN GHETTO FESTGESTELLTEN WIDERSTANDSNESTER
WURDEN DURCH EINEN STOSSTRUPP DER WEHRMACHT –
PIONIERE UND FLAMMENWERFER – NIEDERGEKAEMPFT +

Zwei Wochen danach jedoch mußte derselbe General einräumen:

IN DEN MEISTEN FAELLEN LEISTEN DIE JUDEN MIT DER WAFFE IN DER HAND VOR VERLASSEN DER BUNKER WIDERSTAND + DIE JUDEN FEUERN TEILWEISE MIT BEIDEN HÄNDEN AUS PISTOLEN +

Erst am 15. Mai – 26 Tage nachdem der erste jüdische Heroe des Aufstands gefallen und dessen Gefährtin seinen Racheschwur beim Fenstersturz des Tadeusz Leibowitz erfüllt – durfte Stroop triumphieren.

DURCH EIN SONDERKOMMANDO WURDE DER LETZTE NOCH VORHANDENE UNVERSEHRTE GEBAEUDEKOMPLEX NOCHMALS DURCHSUCHT UND ANSCHLIESSEND VERNICHTET – AM ABEND WURDEN AUF DEM JUEDISCHEN FRIEDHOF DIE KAPELLE, LEICHENHALLE UND SAEMTLICHE NEBENGEBAEUDE GESPRENGT BZW. DURCH FEUER VERNICHTET +

Nachdem eine hundertfache Übermacht 4 Wochen benötigt hatte, die »*rebellierenden Untermenschen*« des Hauptstadtghettos außer Gefecht zu setzen, hat sich ihre Rache gegen die Toten des Feinds gerichtet.

»Auch uns gehört das Leben!« der Aufschrei der vor dem Sterben des Manasse in der Leszno-Ulica noch nicht Ermordeten. *»Auch wir haben das Recht darauf! Man muß nur verstehen, darum zu kämpfen! Es ist keine Kunst zu leben, wenn sie dir das Leben gnädig schenken – es ist dann eine Kunst zu leben, wenn sie dir das Leben entreißen wollen.«*

Laut SD-Rapporten betrug die Gesamtzahl der »erfaßten bzw. nachweislich vernichteten Juden« 56 065.

Eine Handvoll der Helden entkam dem Inferno. Unter ihnen Jans Anführerkamerad Marek Edelman und der kleine Zew Zilberfaden¹⁰⁷ aus Kolno. Fortgenosse des Toten aus unserer Familie.

Am 16ten des Wonnemonds konnte Jürgen Stroop seinen Führer, Reichskanzler und obersten Kriegsherrn fernmündlich erfreu'n.

»Das ehemalige jüdische Wohnviertel von Warschau besteht nicht mehr.«

Die »Großaktion« war um 20 Uhr 15 mit der Sprengung der Synagoge beendet worden.



VII.

Am Tag des Sterbens seines Vetter Jan war der zweite Urenkelsohn des Esaja Cohen, der Eduard in Amerika bereits in Los Angeles.

Zu Jahresanfang sind seine Chefs von »L. A. Electronics«, die »Marx Brothers« wie sie scherzhaft genannt, weil die Zwillinge (griechisch-jüdische Familie) wirklich aussehen wie leibhaftige Nachkommen des großen Karl mit ihren Krausköpfen, die Skopelos an ihn herangetreten, als sie aus dem Pentagon einen patriotischen (wie hochdotierten) Auftrag erhielten: Ausstattung einer, sich noch am Reißbrett befindlichen, neuartigen Waffe (gedacht zur spektakulären Ausrottung des Hitlerfaschismus) mit dem notwendigen physikalisch-technischen Zubehör.

Und weil doch Ed Kahn, Sohn des unvergessenen Wiener Professors, sich zum Experten profiliert hat im Ersinnen elektronischer Bausteine, war ihm die ehrenvolle Aufgabe zuteil, sich dem Inventorenteam anzuschließen des Unternehmens, welches in einer, aus dem Wüstenboden Neu Mexikos wachsenden, Laboratoriumstadt seine Tätigkeit aufgenommen.

Da hat Edi schweren (aber stolzen) Herzens seine junge Frau Barbra und den kleinen Dicky in Malibu zurücklassen, arbeitet seither (in sicherheitsbedingter Abkapselung von der Umwelt in den Bergen Neu Mexikos) an einem Mochentötungsinstrument, über dessen Funktion er und seine Crew erst in zwei Jahren genaue Kenntnis erhalten sollen.

Kahns direkte Cousine, das dritte Urenkelkind des Chludowoer Gerbermeisters, die Goldy in New York zittert um ihren Sohn Sam, der – seit Monaten doch schon – in Europa, als Airforcetechniker mit dem Range eines First Lieutenant auf der Insel stationiert – im Angus'schen Blairgowrie, wo er seine Ausbildung als Bomberpilot beendet. Jetzt weilt Samuel zu einem Weekendlurlaub in Comrie, keine 35 Meilen von seiner Basis, und er schreibt einen dicken Brief nach Hause.

. . . und da geht's also in zwei Wochen zum ersten Mal vom idyllischen schottischen Hochland, wo Sweethearts namens Maggie den Krieger den Krieg vergessen lassen, hinüber auf den Kontinent, die Welt heilen zu helfen von einer Seuche, die Millionen dahinrafft.

So endet die Epistel – poetische Prosa wie der US-Cohensohn sie von seiner seligen Großmutter gelernt, dem kleinen Rivcelejbn aus dem russischen Städtchen.

Wie Sammy mit seinem italo-semitischen Charme damals (im Sommer vor sechs Jahren) in Wien Gertie Liebmann umworben, die jetzt von denen eingesperrt, die der Fliegerleutnant mit seiner mörderischen Fracht in ihre Löcher wird scheuchen, flirtet jener Colder jr. nun mit der Jüngsten der Familie, Abteilung Great Britain. Ein *girl* zurückbleiben wissend bei einem Fronteinsatz, gibt dem Soldaten Mut und Lebenskraft, wiederzukehren vom Geschäft der Lebenszerstörung.

Da wird der US-Nachkomme des Ezra, des Sippengründers aus Spanien, die Heimat dessen deutschen Ursohns Arnold bombardieren, der mit den Anderen in Auschwitz fleht, die Alliierten mögen endlich die Schienenwege in die polnischen Vernichtungslager zerstören. Wodurch Hunderttausende würden bewahrt bleiben vom Mordtod.

Allein dieser Befehl («Räder müssen rollen für den Sieg», auch für den alliierten) soll – seitens des Amerikanisch-Britischen wie des Sowjetischen Oberkommandos – bis zum bittersten aller Ende nicht ergehen. Stalin fordert intakte Gleisanlagen bei seinem Vormarsch nach Mitteleuropa.

Erst vier Monate nach Hans' Ableben erhält (im Juli) Herr Johann Wollak die amtliche Verständigung durch das Referat des Präsidiums, bei dem er die Abgängigkeitsanzeige erstattete. Nach außen hin gibt der, von seiner jüdischen Lebensgefährtin geschiedene, Mann sich gefaßt – ähnlich Manfred Kern als er von der Einlieferung seines Kindes ins KZ erfuhr; im Innern nagt's. Erschütterung, Trauer, heimlich Tränen gar. Rasch jedoch Rechtfertigung, sich selbst »gerecht« werdend: *Hat er – der Vater – nicht alles menschenmögliche getan für seinen Stammhalter (dem des Wollakstammes wohlgemerkt – nicht der Landausippe, der sein Jüngerer allein anzugehören scheint, wie der sich gibt...), hat er den Hansi nicht außer Landes gebracht, ihn doch vom Militärdienst zu bewahren und vor Schlimmerem gar?!*

So spontan Herrn Wollak dieser Gedanke gekommen, so spontan verdrängt er ihn wieder. Denn Schlimmeres ist seinem Sohn ja wohl widerfahren; obwohl die Todesursache, die ihm genannt, auf ihrem Weg von der Kolgonićkommandantur Stara Gradiška über den Gendarmerieposten Varazdin hin zum Deutschen Konsul in Agram und nach Wien zum politischen Vermissendezernat durch Weglassung des gravierendsten Umstands korrigiert worden war.

»Verstorben nach innerlagerlichem Unfall.«

Das steht im Dokument, das dem Johann auf den Schreibtisch seines Brennstoffbetriebs geflattert. Denn die diversen Behörden haben's für opportun, den Gegebenheiten der Zeit angemessen erachtet, den wahren Sterbensablauf des KZ-Häftlings zu verschweigen. Immerhin ist Ante Pavelić' faschistisches Kroatien ein dem Reich befreundeter Staat, immerhin wirkt das »auf der Flucht erschossen« oder sonstwie Zutodekommen eines Menschen durch Einwirkung von Bewachungspersonal – ob in einem deutschen oder holländischen, französischen oder eben jugoslawischen Konzentrationsgefängnis – selbst auf stramme Mitläufer des NS-Regimes verwirrend, ja abstoßend.

Zucht und Ordnung will man den Menschen beibringen, aber morden...?

Dazu ist Herr Wollak wohl kaum als Mitläufer einzustufen – eher als Einer jener Millionen im Lande, die doch das »aus der Sache das Beste machen« zum Leitsatz erhoben. Die Kohlenhandlung wirft (auch ohne Abzweigeaktionen) guten Gewinn ab, aus dem Musikverlag zieht der Geschäftsführer und Mitinhaber manch Tantieme für alte »Mischlieder« – von arisch-nichtarisch gemixten Autorenteams verfaßt, so noch durch die Verwertungstreuhand, die STAGMA¹ verrechnet und den Verlagen ausbezahlt. Und die jüdischen Partner der bezogenen Verfasser sind eben »nicht auffindbar«. Auch gibt der Mann sich nicht stramm, »biegsam« eher, so es »Gesetz« wird sein auch nach dieser zwielichtigen Epoche.

Unter seelischem Druck steht er nur in Sachen der Seinen. Immer noch nicht haben Peter und die Mutter eruiert, welches seine derzeitigen häuslichen Verhältnisse – man hat lediglich durch einen Zufall (eine amtliche Briefsendung, die irrtümlich vom 9. Bezirk in die Tandelmarktgasse gelangte und weiter nachgesendet werden mußte an die Privatanschrift des Adressierten) vom Namen »König« gehört, da der Mann auf der Hohen Warthe (offensichtlich zur Untermiete) lebt. Vice versa hat Peter es durchgesetzt, daß die Mutter ihrem Geschiedenen nicht zur Kenntnis gebracht, wo sie untergetaucht, und dazu hat der Neunzehnjährige (vorsichtig, mißtrauisch geworden aufgrund der Fakten) die Kontakte zu seinem Erzeuger auf ein- zwei Telefonate per Monat beschränkt, der Mutter überhaupt verboten, von Kapellerfeld aus in den Betrieben anzurufen. Wie leicht könnte so eine Interurban-Schaltung zurückverfolgt werden im Fall der Fälle!

All diese Umstände drücken den Herrn Arier zwar, aber auf den Gedanken zu verfallen, er hätt' durch eig'nes Verhalten, sein unumsichtiges Vorgehen diese mitverursacht, das zu überlegen verbietet des Großkaufmanns väterlicher Stolz, der des Familienoberhaupts schlechthin. Wie die Dinge also liegen, kann der Vater den Verlust des Sohns der Frau gar nicht weitergeben, was ihn vorderhand enthebt der Konfrontation mit Else – die doch ihn, den wirklich Schuldigen am Desaster seiner Familie, welches mit Hans' Tod den vorläufigen Höhepunkt erreicht, sowieso würde schonen. Und Peter, der das Furchtbare beim nächsten Telefonat mit dem Vater erfährt, zögert es wieder und wieder hinaus, der Mutter, die von Woche zu Woche, von Tag zu Tag hofft auf Nachricht vom Verschollenen, die Wahrheit zu sagen.

Jene mit den Cohen liierten Wiener Freunde, die Liebmanns, erhalten (völlig unerwartet wie für unmöglich gehalten) ein Lebenszeichen von ihrer Gertie aus Theresienstadt.

Anfang April doch ist Bob's Tochter verschickt worden – jetzt (im Sommer) sitzt ein Mann im Warteraum der Praxis: auf den ersten Blick als Nichtjude ausmachbar, kein Patient also, läßt sich von Frau Oberndorfer aber beim »Herrn Zahnbehandler« anmelden, der bittet ihn in die Ordination und weist prompt darauf hin, daß er allein zugelassen sei als Dentist für jüdische Zahnkranke; und der Mysteriöse hockt sich auch nicht in den Behandlungsstuhl, schenkt Dr. Liebmann reinen Wein ein.

Er sei Lokführer bei der Deutschen Reichsbahn, eingesetzt im Fernfrachtverkehr, und er müsse auch solche Fracht befördern, die für gewisse Zielorte bestimmt, wo »lebende Ware gelagert«, wie die ~~44~~-Soldaten, die die Züge begleiten, sich ausdrückten. Und obschon ihm jeglicher Kontakt nicht nur mit seiner »Fracht« strengstens verboten sei sondern auch jedes diesbezügliche Gespräch mit Dritten am Bestimmungsplatz oder anderswo, hätt' er schon mal da und dort was aufgeschnappt über die Situation, in welcher die Deportierten sich befänden (der Mann drückt sich trotz allem vorsichtig aus); da ließe er sich's auch nicht nehmen (anders als andere Eisenbahnkollegen, wie er betont), wennmöglich Botschaften zu überbringen. Der Art erfahren Bob und Trixi überglücklich, daß Gertie es in Terézín verhältnismäßig gut getroffen, weil sie bei ihrer Einlieferung den Arzthilfeausweis bei sich hatte (den ihr der Pappa doch besorgte, als er sie seinerzeit den Kursus ließ besuchen.)

Und dann berichtet der Reichsbahner – ohne auch weiter seinen Namen zu nennen (bittet darob um Entschuldigung – keinem wär' damit gedient, jeder Eingeweihte geradezu gefährdet), durch wen er Kenntnis hätte von Fräulein Liebmanns Lage in der Lagerstadt: da sei eine junge, hübsche Witwe, die über ausgezeichnete Drähte verfüge zur ~~44~~, sich so freier bewegen dürfe und auch immer zu den Zügen käme bei Ankunft der Transporte – die bekümmere sich aufgrund ihres Sonderstatus um Mitleidensgenossen, hätte da wohl auch selber Angehörige. So durch ihre Schwester zusammengekommen mit Gertie. Beide vor ihrer Verschickung bekanntgewesen mit einem jungen Mann »aus des Herrn Doktor Bekanntschaft«.

Nach Kapitulation der Achsenstreitkräfte in Nordafrika am 12. Mai (auf Gegners Seite wird Eli ben Uri dekoriert und zum Sergeant-Major befördert) hebt die zweite Hälfte des fürchterlichen Dreiundvierzigerjahrs mit einem weiteren Sieg der Waffenfeinde Hitlers an: Landung alliierter Verbände auf Sizilien.

Unter den *US-guys*², die im Golf von Catania ihren Fuß setzen auf europäisches Festland, ein gewaltiger Red-Cross Krieger, bester Sportsmann seiner Einheit, von zu Hause friedliebend erzogen (Vermächtnis des Großvaters, des Synagogenmitbeters). Matthew Stone.

Und die letzten Tage des Juli beginnen mit einem Hoffnungsschimmer, wo Mat an Land gegangen: Sturz des faschistischen Diktators Benito Mussolini, Bildung einer italienischen Militärregierung, die am 3. September einen Waffenstillstandsvertrag mit den Alliierten unterzeichnet.

Im Westen nazistischer Einflußsphären jagt SD und Gestapo einen einarmigen Maquismann, auf dessen Konto seit seinen Gegenaktionen anlässlich der Aushebung jener 12884 mosaischer Pariser Bürger (15000 sollten es sein, der Rest konnte fliehen, wurde in Sicherheit gebracht, von der Résistance versteckt) und der Liquidierung des jüdischen Lischkamitarbeiters in Bordeaux Dutzende Sabotageakte stehen.



In der Bialystoker Gegend, da einst Pjotr mit seiner ranken Roschana die prächtige Pferdezucht betrieben und Freund war der christlichen Bauern und Kosaken, liegt Slonim: Kleinstadt westlich von Baranowitschi, der Schlachterstation des Abraham aus der Frau Cohenlinie auf seinem Weg Richtung Rußland.

»Diese Exekution verlief ungefähr folgendermaßen:

die Wachleute gingen mit den Juden in die Gruben, dabei wurde das hintere Ende der Gruben verschlossen und die Juden gezwungen, sich am Rand auszuziehen und sich sofort ohne eine Untersuchung in die Gruben zu legen. Die erste Schicht betrug etwa 100–200 Mann in der Grube. Nach der ersten Exekution mußte sich die zweite Schicht der Juden so auf die toten Körper legen, daß der Kopf auf den Füßen der unteren Leichen zu liegen kam.

In einer Grube wurden ca. 5–6 Schichten aufeinandergeworfen und betrug die Anzahl der Juden in einer Grube ca. 500–600 Menschen. Als die erste Schicht drinnen lag, gingen die Wachleute aus den Gruben heraus unter gleichzeitigem Einsetzen von beiderseitigem Feuer. Durch diese Art der Aufstellung wurde es ermöglicht, ein Kreuzfeuer auf die Juden zu eröffnen.

Mit diesen gewählten Worten wird vier Jahre später der Deutsche Alfred Metzner, Dolmetsch für Rußisch und Polnisch, seine Aussage zu Protokoll erklären.

»Wir haben während dieser Zeit ziemlich viel Schnaps getrunken, um unsern Arbeitseifer anzuregen ... in dieser Art und Weise wurden weitere Exekutionen in anderen Ortschaften durchgeführt, so in Koslowtschisna ca. 700–800 Juden, in Beretschin ca. 2000–3000 Personen, in Holinka 400–500 Juden, in Bytin ca. 3000–4000 ... außerdem haben sich Herr Unteroffizier Muck sowie freiwillige Soldaten und Eisenbahner vom Bahnhof Slonim beteiligt, als sie merkten, daß bei dieser Exekution etwas zu gewinnen war. In einer dieser Ortschaften war eine Widerstandsbewegung, die vom SD aufgedeckt wurde. Die Leute wurden besonders scharf vernommen und mißhandelt und anschließend mit den Juden erschossen. Es handelte sich dabei um Polen vom Nationalen Kongreß ... auch an dieser Exekution habe ich mich beteiligt.«

Man lernt:

ob ~~W~~-Einsatzgruppenmann, ob Wehrmachtsübersetzer, ob ziviler Eisenbahner, ob freiwilliger Nullachtfuffzehnlander – Judenmord scheint nicht nur einer differenzierten Spezies Deutscher attraktiv.

Umsomehr als es sich bei solchen und ähnlichen Kommandos gegen »*mauschelnde Untermenschen*« richtet, die sich einst durch Habitus und Gebaren selbst so kraß abzuheben begannen von ihrer Umwelt – nicht gegen, dieselbe Sprache sprechende, westlich-assimilierte Israeliten, mit denen man doch einiges gemein zu haben scheint.

Die werden im allgemeinen nicht in Vernichtungsgruben ins Jenseits befördert, die gehen – fern jeglichen Kontakts mit Fleißaufgabenhenkern – ins Gas.

Mit ähnlichen Aktionen (dies erfahren Ljuba und ihre Partisanenfreunde von denen, die nicht mit jenen Männern und Frauen geschnappt worden waren) ist die »*endgültige Lösung des Judenproblems der Gegend*«, wie Metzner es dann ausdrücken soll, erreicht.

Der Herbst.

23. Sept. 43: Liquidation des Ghettos von Wilna

25. Sept. 43: Beginn der Räumung aller in Bjelo-Rußland errichteten Ghettos (das von Bialystok war bereits am 24. August vernichtet worden)

14. Okt. 43: Aufstand im KZ Sobibor

18. Okt. 43: erste Judentransporte aus dem deutschbesetzten Rom

3. Nov. 43: Ermordung von in Majdanek verbliebener 17000 jüdischer Menschen

6. Nov. 43: Sowjetische Verbände kämpfen Kiew zurück.

Nach dem italienischen Septemberneustart erfolgte die Kriegserklärung an Deutschland, die faschistische Aera am Apennin scheint überwunden. Hitler aber läßt Rom bis auf weiteres (was bei ihm tausend Jahre bedeutet – abzüglich der bereits verstrichenen zehn) von Sicherheitsdienst und Geheimer Staatspolizei verwalten.

Und wenige Tage vor Weihnachten findet im von den Russen wiedereroberten Charkow eine Premiere statt: Eröffnung des ersten Prozesses gegen deutsche Kriegsverbrecher.

Wer ahnt, daß diese Verfahren später – von deutscher Seite selbst in Szene gesetzt – ausarten sollen zur Farce und mehr als ein Vierteljahrhundert nach Niederschlagung des Nazismus immer noch nicht abgeschlossen sein werden!



Das Konzentrationslager Mauthausen ist eingeteilt in einen äußeren und einen inneren Ring. Der innere umfaßt das eigentliche Anhaltelager mit den Häftlingsbaracken und den Bewacherunterkünften, der äußere die »Todeszone«: Steinbruch wie die übrigen Einsatzstätten; so auch die Druckerei.

Mozes van Kaan alias Joop Verheulen aus Amsterdam arbeitet bereits seit mehr als zwei Jahren in den Fälscherkasematten. Er gehört (Gottseidank – sonst hätt' sich leicht seine Unkenntnis des Grafikgewerbes herausgestellt) nicht dem Team an, das die Druckplatten der United Kingdom-Sterlingnoten herstellt (in hochkünstlerischer Manier – Alle doch qualifizierte Experten des Metiers, die Kaltenbrunner³ in halb Europa hat zusammensuchen und abkommandieren lassen in die Ostmark) – er ist der Fertigungsabteilung zugeteilt worden: Zwischenglied der Fälschermaler und der Printer. So steht Moss in direktem Kontakt zu allen Gruppen des Devisenverbrechertrupps, dessen Erzeugnisse Großbritannien doch in die Knie zu zwingen gedacht. Die Basis zur Überschwemmung der Insel mit dem Geld will Herr Hitler per Invasion über und durch den Kanal schaffen, der V 1-Beschuß des kriegsgegnerischen Territoriums in vollem Gange.

An einen der Maler hat der Cohen sich näher angeschlossen. Deutscher, Ziseleur aus Herne der Martin Weber, aufgewachsen und zur Schule gegangen in Kessel, hart an der holländischen Grenze, versteht so leidlich *nederlands*. Da ist man ins Reden gekommen, schläft auch im selben Barackenraum, hat Erfahrungen ausgetauscht, Erinnerungen. Was Moss kaum leicht gefallen – hält er doch auch vor dem neuen Freund seine wahre Identität geheim.

Weber ist etwas älter als er, auch dunkles aber glattes Haar, kleingewachsen, untersetzt, pfiffiges Profil der alte Ruhrpottsozi – einer von der radikalen Riege, die gleich nach 1933 von den Nationalsozialisten gejagt, Flucht hinüber ins Brabanter Land, als technische Hilfskraft untergekommen bei PHILIPS in Eindhoven, bis die Direktion des Großunternehmens dann die Hatz eröffnete auf die »*Sociaalvijande*«⁴ – in Cooperation mit der königlichen Staatsschutzpolizei der Oranjemonarchin (samt ihrem deutschen Prinzgemahl), Die beim Einmarsch des germanischen Feinds, den man be-

kämpft und dessen Ideologie man in gewisser Richtung hochhält, fahnenflüchtig wurden.

1936 bei Nacht und Nebel über die grüne Grenze bei Rothen – ins Reich zurückgegangen, dort gegen die braune Pest agitiert, bei Kriegsbeginn wieder nach Holland übergewechselt und da ein Jahr später aufgrund einer NSB-Denunziation von der Gestapo verhaftet. Zuerst eingeliefert ins KZ Papenburg (grenznahe) a. d. Ems, später südwärts in Marsch gebracht nach Österreich.

Bedingt durch ihren Spezialeinsatz, bei dem jeder Mann gebraucht wird und die ostmärkische ~~W~~ nicht »aufräumen« kann, wie sie's charmant umschreibt, wenn sie wieder einmal ein paar Dutzend ihrer Häftlinge über die Klinge respektive in die Tiefe des Steinbruchs springen läßt, haben Joop und Martin die Zeit verhältnismäßig gut durchgestanden bis jetzt, zum Ende des Dreiundvierzigerjahres. Auch hier gibt's Kontakte zur Außenwelt, auch hier weiß man von der Niederlage der Kriegsmacht seiner Peiniger in Stalingrad, in Afrika, von der Landung der Amis in Italien, der Arrestierung, dem Gewahrsam des römischen Diktators Mussolini auf der Bergfestung des Cassino, sodann vom abenteuerlustigen Sturmscharenoffizier Skorzeny per Hubschrauber befreit zu werden.

140 km östlich, in Groß-Wien erlebt Moss' Landaunefte Peter mit seiner Mutter den Jahreswechsel im Untergrund – Else wirtschaftet weiter für Pfarrer Fijal in Kapellerfeld, der Sohn immer noch Gärtnergehilfe in Stockerau mit ganz unfloristischem Unternehmungsgeist: eine Art Kurier ist er zwischen den (oft rivalisierenden) Abteilungen der Österreichischen Widerstandsbewegung.

In des Reichs Nordosten, in Stettin ist Inge Kern (Witwe der ersten Polenlinie unserer Sippe) waltende (und gutsituierte) Wehrmachtslieferantin in Lederzeug – stolz das Lebenswerk ihres jüdischen Gatten und dessen Vater, des Adoptivcohen Robert-Reuben fortzuführen, was die Versorgung deutscher Krieger (Angriffskrieger damals wie heute) mit der einschlägigen Handelsware (zum Wohl der Firma) angeht.

Weder Ingeborg aber noch Töchterchen Karolin verschwenden Gedanken an die väterliche Familie. Die Frau war der ein wenig nah als sie Manfred mitnahmen, bei der Gestapo prügeln, und er, so gedemütigt, hingelitten an sein Ende – die Tochter, das »echte« Cohenkind hat zu gut gelernt, sich abzunabeln von »denen«, dazuzugehören zur Rasse der Sieger, der Herren mit ihren edlen Frauen, den Kriegergebärenden. Wie's ihre Mutter damals beabsichtigte, als sie das Mädchen zu jener Jugend geschickt, die das Hassen, das wahrhaft über-Leichengehen als Lebenselixier vermittelt kriegt.

Beiden Damen geht's der Zeit entsprechend. Während Mama Inge zu Hause wenig missen muß (was nicht legal zugeteilt, holt man sich – wenn die Mittel vorhanden wie bei der Lederfabrikantin – im Schwarzhandel), hat die Reichsarbeitsdienstmaid Kern noch dazustudiert: wie man nämlich seine Stellung nutzt, sich unter den Nagel zu reißen, was angetan, die Masse hinter sich zu lassen, mehr zu haben als die Andern, in dieser Großdeutschaera doch gleichgeschalteten. Seit 2½ Jahren bereits beim Spatenverein, ist die Halbjüdin eine Dauerverpflichtung eingegangen, sich auf diese Weise weiter erfolgreich verstecken zu können in der Schar hakenkreuzuniformierter Mädels. Noch ist die Nachfahrin eines hebräischen Hausierers, dessen Sohn aufgenommen wurde in die Cohenmischpachà und der frommen Frankfurterfamilie, nur Schwarmführerin der braunen Maidentruppe – doch strebt sie zügig dem Rang einer Gebietsleiterin zu. In der Kommandobaracke zu Otze bereits einen eig'nen Raum, Röschenvorhang am Fenster, weiße Tischdecke, Immergrün in der Blumenvase.

In Karolinens RAD⁵-Rolle ist unter Spalte »Vater« zu lesen:

»Manfred Kern, evang. A. B., geb. zu Stettin dem 15. 6. 1865 als Sohn des Robert und der Marie, Soldat der Ostfront von 14–18, letzter Rang Oberst, gest. 31. 12. 1938.«

Und was das Mehrhabenwollen (und vice versa Mehrbekommen) der jungen Dame angeht, ist's der Achtzehnjährigen in ihrer Position unschwer, beim einen Bauern eine Speckseite zu kassieren, wenn sie dem zwei Erntehelferinnen vermittelt, beim andern Butter und Eier zu beziehen gegen Zurverfügungstellung eines Pflugtrekkers aus Arbeitsdienstbeständen. Naturalien also, die man auch weitertauschen kann gegen Dinge des Wohllebens, selbst unter der völkischen Bewegung im Lande ungeru zu entbehren.

Wie im Fall Banknotenerzeugung in Mauthausen bedient die Reichsführung sich unfreiwilliger Helfer aus allen eroberten Ländern (nichtarische dazu) bei ihrer Raketenentwicklung in Peenemünde.

Hatte Hitler seinerzeit angekündigt, zehn Dekaden ohne Physik und Chemie auskommen zu wollen, als er den jüdischdeutschen Scientisten die Arbeit verbot und diese draufhin ihren Geist, ihre Erkenntnisse zu allergrößtem Teil exportierten (heute die profiliertesten Köpfe der einschlägigen US-Branche), ist des Adolf Vorsatz anlässlich des Invasionsplans btr. Britische Inseln stillschweigend fallengelassen worden. Seines Reichsmarschalls Luftmarine hat so viel zu tun, gegen die (nun Tag für Tag, Nacht für Nacht einfliegenden) alliierten Bomberverbände aufzusteigen wie im Osten den Vormarsch der Roten Armee zu bremsen, daß sie nicht auch noch über den Kanal hinweg die notwendigen Angriffe starten kann, England für die »Operation Seefalke«, den Eroberungstag plattzuschießen.

Seit dem Polenfeldzug gibt's in den USA (eine) kontroverse Diskussion darüber, ob Nazideutschland eine Atomforschung betreibt, ob eine derartige Aktion zur Entwicklung einer Waffe führen müßte, mit der die Faschisten ohne weiteres den Krieg gewinnen könnten. Edi, amerikanischer Cohen Wiener Herkunft, erfährt, was eruiert via Tätigkeit der alliierten Geheimdienste über die deutsche Forschung auf diesem Spezialgebiet.

Am 11. Oktober 1939 war Präsident Roosevelt durch seinen alten Beraterfreund Alexander Sachs ein Memorandum überreicht worden: das »neuerdings festzustellende Interesse Deutschlands an Uranium« zum Inhalt. Und da zu diesem Zeitpunkt Belgien noch nicht überrannt von der Wehrmacht, sollte interveniert werden bei der Regierung in Brüssel – dahingehend, die Sicherstellung des Kongo-Uran zu empfehlen wie die Beschleunigung und finanzielle Unterstützung der US-Atomforschung seitens Roosevelts anzuregen.

Zunächst aber verfehlte die Denkschrift ihre Wirkung. Der Präsident erklärte zwar, die angeschnittenen Themen »rather interesting«⁶ zu finden, erachtete diesbezügliche diplomatische Kontaktnahme mit Belgien jedoch als verfrüht. Immerhin befanden sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika damals noch im Friedenszustand mit dem Reich; auch glaubte Mr. Roosevelt den Krieg bald beendet zu wissen.

Schon am folgenden Morgen aber – Sachs lud sich zum *breakfast* ein im Weißen Haus – vermochte er F.D.⁷ mit einer Anekdote zu überzeugen, einer Geschichte, die noch dazu den Vorteil hatte, wahr zu sein: wie ein gewisser Robert Fulton anno 1806 sich Napoleon gegenüber erboten hatte, eine ganze Flotte dampfgetriebener Kriegsschiffe zu bauen für die Feindseligkeiten mit Britannien, der Franzosenführer das Genie jedoch verlachte und als Phantast glossierte. Weil der Empereur sich eine Armada ohne Segel ganz einfach nicht vorstellen konnte. Ergo: Rettung Englands durch Kurzsichtigkeit des gegnerischen Oberbefehlshabers.

Nach minutenlangem, wie kein and'res das Schicksal der ganzen Welt bestimmenden, Schweigen ließ Roosevelt vielsagend eine Bottle besten, alten Brandys aus dem Keller holen, beorderte seinen engsten militärischen Berater ins Allerheiligste, den 4 Sterne-General Watson und reichte jenem die, gestern noch beiseite geschobene Schrift.

»Pa – dies hier bedeutet, wir müssen handeln!«

Wie außer jedem Zweifel stehen dürfte, geschah dies Handeln fürderhin – außer der Weichenstellung im Pentagon wie gewisser Coordinationstätigkeit militärischer *Supervisor* –⁸ per semitische Arme (und Hirne).

Es hatte mit einer Nachricht aus Deutschland begonnen, die den unarischen Ungarn Leo Szilard (1933 aus Berlin in die Staaten ausgewandert – via Edis Heimatstadt übrigens) »im Bett herumwandeln« ließ: Überlegungen oberster Braunbonzen hinsichtlich der, bislang grad eine Handvoll Wissenschaftler in aller Welt beschäftigt habenden, Möglichkeit – schier unvorstellbaren Möglichkeit, durch Kernspaltungskettenreaktion des Uranium freiwerdende, außergewöhnliche Energiemengen zu erzeugen. Szilard forschte damals noch ohne festen Job als unbezahlter Hospitant des Physikalischen Laboratoriums der Columbia University von New York, hat sich

seine, am Emigrationsweg in Oxford zurückgelassenen, Apparaturen nachschicken lassen, und mit 2000 Dollar, die ihm der (nicht minder jüdische) Industrielle Liebowitz dann pumpete, 1 Gramm Radium (gegen diese Kautionssumme) ausgeliehen.

Zur selben Zeit – es war Sommer 39 – hörte man in Szilards Cirkeln auch von einem Parallelereignis in Berlin: die Leitung der Forschungsabteilung beim Heereswaffenamt hat eine Kernphysikerkonferenz einberufen (jener wenigen arischen Fachwissenschaftler, die im Lande greifbar nach dem Exodus ihrer nichtarischen Kollegen), als der Hamburger Forscher Paul Harteck auf die essentielle Möglichkeit hinwies der »Auslösung einer Kettenreaktion im Uran«. Man erfuhr auch, daß Harteck die Verfolgung der Sache beim Reichskriegsministerium angeraten hatte, dazu das Fakt, daß dann die Regierung Hitlers plötzlich die Ausfuhr von Uranerz aus dem annektierten Sudetenland sperrte. Wenige Wochen drauf Kriegsbeginn.

Das Weitere – die Reaktion in den USA auf diese, schwer beunruhigende, Entwicklung erfolgte wie erwähnt semitischerseits. Enrico Fermi (selbst italienischer »Arier« – aus Sorge um seine jüdische Gattin emigriert) stimmte mit Szilard überein im Vorsatz, keine Ergebnisse der Atomforschung mehr zu veröffentlichen, den europäischen Diktaturen (der Mussolinis, der des Franco – und voran der Hitler'schen) nicht gar noch zu helfen in ihrer Demokratievernichtung – and're Gentlemen jedoch wollten nicht einsehen, warum sie aus »bloßem Ressentiment« sollten verzichten auf aerenalte Usancen (nach »ewigem Usus« erringt eine scientistische Entdeckung erst publikationell vorgenommen Prioritätsanspruch). Doch drei der hervorragendsten Forscher setzten sich energisch pro Szilard ein: Eugen Wigner (Budapester ebenfalls), Victor Weißkopf (Jude auch) aus Göttingen (zunächst nach Dänemark ausgewandert und dort bei Niels Bohr gearbeitet), und endlich Eduard Teller – wie die beiden ersten Ungar mit Studium in Deutschland. Exmitarbeiter von Max Born.

ABER (wie Frédéric Joliot-Curie – wie Mama »Madame« auch Physiker – kabelte als die europäischen Fachwissenschaftler einbezogen werden sollten in die Schweigeaktion) DAS KOMMT ZU SPAET. Und er wies Szilard hin auf Presseveröffentlichungen, die sich mit den Erkenntnissen der Kernphysik, dem Atomsektor befaßten.

De facto jedoch war's nicht zu spät. Die Artikel, auf die der französische Gelehrte sich berufen, waren recht allgemein gehalten, keineswegs sachlich aufklärend – und am Ende stellte sich zur Schande Joliot-Curies heraus, daß der sich derart hinhaltend nur gezeigt, um nicht davon abgehalten zu werden, eigene Arbeiten publizieren zu lassen.

Aber auch im neuen Heimatland handelte Szilard sich Zores ein. Ja er konnte noch nicht einmal verhindern, daß seine (bahnbrechenden) Forschungen auf dem Gebiet an die Öffentlichkeit gelangten – gewisse Geister (auch jüdische) warfen ihm vor, sich »uncooperativ zu verhalten«. Warnten ihn gar davor, seinen Arbeitsplatz an der Universität »auf's Spiel zu setzen«.

Zu guter letzt jedoch setzte sich Vernunft und – kaum hysterisches – Zukunftsdenken durch: Albert Einstein.

Zu dem war das »Schwarzseherquartett« (Szilard-Wigner-Fermi-Teller) vorgedrungen, seine (exzellenten) Konnexen zum belgischen Königshaus bekannt; und nach langem Suchen auf Long Island, wo der Vater der Relativitätstheorie Urlaub machte, fand man das Genie und dessen offenes Ohr.

»Einstein hatte die Möglichkeit einer Kettenreaktion im Uran nicht wahrgenommen – doch kaum mich angehört, als er schon die Folgerungen begriff und sofort bereit war, zu helfen. Wenn nötig seinen Kopf hinzuhalten.«

So erzählt Leo Szilard jetzt seinem Mitarbeiter Kahn.

Über Einschaltung weiterer Wissenschaftler hatte sich dann ein Nichtphysiker gefunden, ein ehemaliger Collega Edis Professoren-papa an der Wiener Universität (wie oft zu Gast gewesen in der Hietzinger Villa!): Gustav Stolper. Nationalökonom, später in Berlin Herausgeber des BÖRSENKURIER, 1933 wie Einstein ausgewandert, auch in die USA, und in New York Freund geworden einflußreicher Persönlichkeiten wie jenem Banker und Privatgelehrten Sachs – *Member* des »Brain Trust«⁹ im White House, dessen Teilgehirne jederzeit Zutritt haben zu ihrem Mr. President.

Seither zügiger Ausbau des »Manhattan Project«, an dem in Los Alamos unter wissenschaftlicher Leitung von Robert Oppenheimer¹⁰ fieberhaft gewerkt. Streng geheim (TOP SECRET) und doch von einem cleveren Reporter mit einzigartiger Beobachtungsgabe im Grund erkannt: der Mann hat herausbekommen, daß hunderte Abonnements kernphysikalischer Magazine postalisch in die Wüste New Mexikos weitergeleitet werden.

Wie sich aber bald erweist, besteht das Schreckgespenst einer deutschen A-Bombe nicht. Doch immerhin haben sich in Peenemünde qualifizierte Wissenschaftler wie Wernher v. Braun (manche nicht so ganz aus eig'nem Antrieb) zusammengefunden, eine Raketenwaffe zu konstruieren für jenen »Blitz«,¹¹ wie die Engländer die Bombardierung ihrer Insel nennen. Die V 1 eben, die nun schlimme Schäden anrichtet, Verwüstungen britischer Städte.

Es soll auch bereits (so wissen Agenten aus dem Reich zu melden) eine weiterentwickelte Version dieses weittragenden Rückstoßgeschosses zur Konstruktion anstehen.

Die V 2.



Peter Wollak erfährt bei seiner Nachrichtentätigkeit von einer Widerstandsgruppe zur anderen einiges, das er vordem (wie Millionen Volksgenossen) ganz einfach nicht für möglich gehalten hätte. Am meisten macht dem Neunzehnjährigen, sich selbst zu kritischem Denken erziehenden die Tatsache Kopfzerbrechen, daß so viele Deutsche, Österreicher »mitmachen«, die augenscheinlich doch gar nicht die Typen sind, die man landläufig mit »dem« Nazi in Verbindung bringt – dem »wilden« Judenkiller, Bolschewistenjäger, Russen-, Polen-, Franzosenhasser, gar Herrenrassenpsychopathen. Jede Woche einmal – immer in einem anderen Caféhaus der Vorsicht halber – trifft er sich mit Meister Bob, dann redet man natürlich über die Gertie, aber auch jenes Phänomen kommt zur Sprache.

»Für mich ist die Dazugehörigkeit Hauptgrund!« Liebmanns Meinung: die Welle also, auf der Karoline und Mutter schwimmen.

»Gier. Ellenbogenbeweisen. Schlicht: Vorteile!« diagnostiziert Arier Kramer – gewissermaßen sachkundiger Parteigänger, und dies deckt sich mit dem, was der junge Wollak in den Major Szokoll-Kreisen hört über hohe und höchste Militärherren.

Hitler hat nämlich (so die hakenkreuzuniformierten Experten) bereits im Sommer 40 im Beraterzirkel doziert über »Dotationen«. Gaben also des Reichs, besser des Führers dieses Reichs an verdiente, oder sich dem zu Diensten machen Sollende. Nicht an das Millionengeschäft der Göring'schen Kunstsammler wie der, mit dieser Aktion Hand in Hand gehenden, Ölgeschenke ist gedacht, nicht an die Schätze, die sich an allen Fronten, in allen besetzten Ländern das Offizierskorps seiner Streitkräfte (nicht allein der ~~44~~) – vom Pelzmantel für die Dame hinunter zum Original-Cognac und Krimsekt (kistenweise, versteht sich) – einverleibt.

Es geht um riesige Länderein, Grundbesitz.

Und wie der allmächtige Adolf im engsten Kreise ausführt, würde es jedem »leichterfallen, wenn er sich dem Staatsführer verpflichtet fühlte«, sich dem unterzuordnen, blindlings dessen Befehle auszuführen.

Fazit: hatte der große Führer wenige Tage vor seinem Referat in der Sache zwölf Generalen den Marschallstab überreicht und ihnen (als Draufgabe) eine steuerfreie, monatliche Rente (neben ihrem Sold!) von 4000 Reichsmark als »besondere Aufwandsentschädigung« zuerkannt, bedachte er drei Monate danach auch seine Generalobersten mit einer derartigen Pfründe – allerdings nur 2000 RM. Man bedenke: ein Beamter verdient im Monat zwischen 400 und 800 Mark, der Stundenlohn des Mannes, den die Nationalsozialisten doch als Träger ihrer Partei kürten, liegt bei nicht mehr als 90 Pfennigen. Des Arbeiters.

Und dann, als sich langsam Unmut zu regen begann unter den Heerführern und Obristen ob des »*degoutanten Gefreiten*« dilettantischer Kriegführung, kaufte der Braunauer sich richtig die ehrenwerten Herren.

Scheck über RM 250000 an Großadmiral Raeder, Apr. 41
Scheck über RM 250000 an Generalfeldmarschall Ritter von Leeb,
Sept. 41
Scheck über RM 250000 an Generalfeldmarschall von Rundstedt,
Dez. 41
Scheck über RM 250000 an Generalfeldmarschall Milek, März 42
Scheck über RM 250000 an Generalfeldmarschall Keitel, Sept. 42
Scheck über RM 250000 an Generalfeldmarschall Kluge, Okt. 42

Zum fünfzigsten Geburtstag des Göringkumpan Milch, jenes Judenstämmling, gratulierte Herr Hitler am 30. März 1942:

»Als ein kleines Zeichen meiner persönlichen und der Dankbarkeit des deutschen Volkes . . . bei der Gestaltung Ihres privaten Lebens behilflich zu sein.«

Anlage: Bankscheck über 250000 RM

Ein halbes Jahr später: Überschreibung des Ritterguts Hünern an Generalfeldmarschall v. Kleist, Wert 480000 RM.

Vor kurzem, im Herbst 43: Schenkung des Klosterwalds zu Lamspringe an Generalfeldmarschall Keitel, Schätzwert – 750000 RM.

Einen Monat drauf: Gut Deipenhof an Generaloberst Guderian, Wert: 1230000 Reichsmark. Und so geht es weiter.

Wie Peter von einem geschichtskundigen Stabsoffizier, einem Vertrauten Karl Szokolls, lernt, gehen die Dotationen im Deutschen zurück auf die Langobardenkönige, verdiente Feldherren wurden noch im 19. Jahrhundert ganz offiziell mit Landbesitz in den von ihnen eroberten Gebieten belohnt – eine Plünder- und Schmiertradition, die der Kriegshef eben fortführt, die seine Obristen gern in Kauf nehmen.

Kreiert hat diese Neubelebung alter (Un)Sitten bereits der Reichshaushalt von 1933 – der erste also nach der Machtübernahme der NSDAP, Titel 32, Kap.3: »Zur Verfügung des Reichskanzlers zu allgemeinen Zwecken«.

Bescheidene 150000 RM waren da angesetzt, zwei Jahre danach mit einem Federstrich aufgeblasen auf mehr als das Zwanzigfache, genau: 3 300 000 Mark.

Im vierten Kriegsjahr, dem eben abgelaufenen, waren es schließlich 24 Millionen.

An der Basis morden freiwillige Landser, Bahnbeamte und Dolmetscher um den Lohn von (ihren Opfern abgenommenen) armseligen Fingerringen, Uhren – wie bei der Grubenaktion von Schirowitz.¹¹

Wie sieht's aus auf dem zivilen Sektor deutschen Lebens zu Beginn dieses, des vierundvierzigsten Jahres seit 1900?

Irreal und wahnsinnig wahr der Aufschrei der Alarmsirenen – morgens, mittags, abends, nachts, monoton die Rundfunkmeldung »Feindliche Verbände im Anflug auf . . .«, Gewohnheit längst die Flucht unter die Erdoberfläche, schaurige Feuersbrünste durch Brandbomben, Brocken gebarst'ner Gebäude, Wohnhäuser, ganze Städte ausgetilgt.

Als glänzendes, das Grauen vergessenlassen sollendes, gar Kriegsglück vorgaukelndes Gegenstück die champagnerkorkenknisternden Operetten des Judenkenel Johann Strauß im Stadttheater, dazu Führers Lieblingsöperchen »Die lustige Witwe« (trotz Liedertexten und Libretto der Herren Léon und Stein, der semitischen), im

Lichtspielhaus für 1 Reichsmark die, vom ganzen Volk geliebten, Spaßmacher Moser und Lingen (beide doch mit nichtarischem Anhang gesegnet), die von Tralalaheiterkeit strotzenden Zelluloidstreifen mit Ginger Rogers-Verschnitt Marika, mit Hollands Heesters, dem Jasager, mit der zwitschernden Chilenin Serrano, mit dem italienischen, für deutsche Stargagen sein »Vergißmeinnicht« schluchzenden großen Gigli, dem Ducefreund.

Nur Zarah hat sich abgesetzt.

Als Junger Hedberg mit Fünfzehn die schwedische Schule verlassen, war Zarah (die nordische Sara¹²) ein außergewöhnlich häßliches Mädchen gewesen: spießende Sommersprossen um die Langnase, Gardemaß bei gebärfreudigem Becken, die Brüste seitwärtsgepreßt vom massigen Oberkörper, und über allem die karottenfarbige Mähne. Dazu mit Halbblindheit geschlagen, dickglasige Brille. Achtzehn dann Aufnahmeprüfung am Stockholmer Königlichen Schauspielhaus, durchgefallen, hastig (ansehnlicher nun schon nach endgültiger Überwindung der lästigen Pubertät) Heirat mit dem Akteur Nils, der ihr den (später strahlenden) Namen ›Leander‹ gab, Scheidung trotz der Kinder Boél und Göran, endlich der künstlerische Durchbruch.

Es wurde gemunkelt von einem heimlichen jüdischen Promoter – doch es war Ernst Rolf, der »König« der schwedischen U-Branche, der sie machte, und dann sang sie als Debut im Oktober 29 jenes – damals noch weithin unbekanntes – Deutschen Favoritoperette in der skandinavischen Provinz, eroberte schließlich mit ihrem Baßalt ihrer Heimat Hauptstadt.

Nur einige Saisonen danach aber geschah der Frau Leander das wahre Bühnenglück, mit einem – nahezu vollhebräischen – Autorenteam in Berührung zu kommen, das aus ihr über Nacht in Wien einen deutschen Star machte. »Axel an der Himmelstür« nannte sich das fast-Musical, das anno 36 Premiere hatte, ihr Partner, der dänische Jude Max Hansen war der Axel, ihr Dekolleté die Himmelstür. Und mit »Gebundene Hände«, dem ihr für diese Show auf den (sündigen) Leib geschriebenen »Semitensong«, wie's im Reich in einer Zeitung zu lesen stand, hatte Zarah ihr Publikum vollends erobert.

Was folgte, war der Sprung von der (noch freien) blauen Donau an die (unfrei-braune) grüne Spree, ein UFA-Schinken nach dem andern – anders aber als ihre Compatriotinnen Garbo und Bergmann, die in Berlin begonnen, vergaß die Leander ihre nichtarischen Gönner, wußte dann nichts mehr von ihren Wiener Freunden, als die teils aus dem Lande gejagt, teils ermordet wurden von ihren neuen Freunden. Der oberste dieser Verehrerschar, der Josef Goebbels ließ dem Star mehr als 50% der Gagen in Devisen ausbezahlen – die Dame kaufte sich bereits von der ersten ein Märchenschloß in ihrer neutralen Heimat, bis es dann eines schönen Tages zu Ende war mit ihrem deutschen Märchen, als jener Kulturpapst sie (von Hitler befohlen) aufforderte, die Hakenkreuzstaatsbürgerschaft anzunehmen. Die »erotische Sehnsucht aller Landser« lehnte höflich ab, reiste (kurz vor Zerbombung ihrer Dahlemer Villa im März verflossenen Jahrs) heim und wird nun von den Landsleuten geschnitten. Weil die ihr nicht verzeihen können, daß sie für Kriegsverbrecher und Judenmörder gemimt und damit ihr Vermögen aufgehäuft.

Allein die neudeutsche Theater-, Musik- und Filmwelt lebt (bis auf wenige, rühmliche Ausnahmen) seit dem Abgang ihrer jüdischen Konkurrenz so weit entrückt jenem Alltagsfaschismus, der fortschreitenden Verrohung der Massen, daß ihr kaum zu Bewußtsein kommt, wie verderblich, wie verwerflich ihre Tätigkeit in jenen Jahren. Zwar hat man vernommen vom Selbstmord des Herrn Kollegen Joachim Gottschalk mit seiner Frau, seiner »nichtarischen« Frau, von der sich nicht trennen mochte, weiß aber auf der anderen Seite von den »koscheren« Ehen Lehárs, Lingens, Mosers, Slezaks wie nicht wenig Anderer – und der Gustav Fröhlich hat sich eben scheiden lassen von seiner Jüdin, der großen Gitta Alpár, man tuschelt offen über so Manche, die Mischlinge sein sollen wie der Ferdinand Marian, der eigentlich Haschkowitz heißt, der sich nicht entblödet, die Rolle jenes Juden »Süss« anzunehmen, mit welchem in personam seinerzeit der Ephrajm aus der Cohensippe ins Benehmen kam, eh' sie ihn henkten.

Also steckt bei den Gottschalks vielleicht noch anderes dahinter, also kann man sich's doch richten, also ...

Der oberste Film- und Theatergewaltige Nazideutschlands, der Herr Reichsminister Josef Goebbels hat wohl vor Jahresfrist den (perfiden) Spruch getan: »*Das Hassen müssen wir Deutsche noch lernen!*« – in den Sphären der deutschen Kunst aber gibt's nicht mehr viel zu hassen seit ebenjene Konkurrenz weggefallen, seit man »*dran ist*«, seit auch – und gerade – Minderbegabten der Weg offen zu Gage, Ruhm und Ehre.

Ein Weg, der post Hitler keinesfalls abgeschnitten sein wird.

Der Bretter- und Flimmerwelt Großdeutschland ähnlich denkt, fühlt die überwältigende Mehrheit des Volkes.

Zwar schwebt man nicht über den Braunwolken wie die verehrten Bühnen- und Leinwandsterne, doch man verdrängt ebenso verbissen die Effektivität des, zutiefst bösen, verbrecherischen großen und kleinen Nazitums, das man herbeigewünscht, in das man sich ohne Murren drängen ließ – wennauch Familie Hinz und Kunz kaum jene Wirklichkeit hunderttausender gefallener Väter, Söhne negieren kann und nicht die Ruinen, den Verlust der Wohnung, des Hauses, wenn man nicht gar drunter liegt unter dem Chaos. Dieses aber ist eben die eindeutige Schuld der Anderen, der Luftgangster, der von der jüdischen Weltmacht wieder einmal zur Vernichtung der schönen, deutschen Heimat in Marsch gesetzten Feinde, der Alliierten. Gar nicht zu denken an den östlichen Kriegsgegner (nicht wenige Deutsche glauben, daß auch der ihr Vaterland überfallen – wohl indem er sich zur Wehr setzte gegen die Vernichtung des seinen und nun mit aller Macht zurückschlägt), den Iwan, den »*moskowitisch-asiatischen Kulturvernichter*«, von dem selbst Nichtnazi Hoepner sprach.



Am Erschütterndsten für Arnold Kern in Auschwitz ist der Anblick der Gefangenhaltung, Quälung, Vernichtung von Frauen und Kindern.

In Dachau schien es, als wolle der neudeutsche Mensch, Unmensch seine politischen Gegner konzentrieren (und jüdische Männer dazu) – hier in der wahren Hölle weist sich das völlig nackte Antlitz der Bestie, die ein ganzes Volk ausrotten will. Und Zigeuner und bolschewistische Untermenschen, die bei der Invasion in Polen, Litauen, Lettland, Galizien, Rußland aufgebracht worden waren.

Am Kopf des Areals steht wuchtig das Tor zum Haupthades – Auschwitz I . Als Begrüßungsspruch obenan das ARBEIT MACHT FREI wie in Dachau. Motto deutscher Konzentrationslager, über die der Herr Hauptsturmführer Fritzsche so poetisch verlauten ließ, daß es aus ihnen für die Juden »*keinen andern Ausweg als den Schornstein*« gäbe.

Und durch den fahren in Auschwitz II-Birkenau die Seelen der an der Rampe Selektierten gen Himmel.

Während die zum Gastod Verurteilten ohne lange Einzelerfassung zur »*Desinfektion*« gebracht werden, ist Arny – wie die übrigen, vorerst überlebenden Nichtarier – zum Haare(nach)scheren gekommen und dann zum Tätowieren. Seine (neue) Häftlingsnummer nun am linken Unterarm eingebrannt – der Art hautverwandt den Mannen der *W*, denen ihr Firmenzeichen am inneren Oberarm injiziert. Gewiß Aktion der Zeichnung einer Kumpanenrasse, das Abspringen, das Sichabsetzen im Fall der Fälle zu erschweren, die Mordgemeinschaft bis zum letzten zusammenzuhalten.

Wertet doch der Kriegsgegner die Angehörigen der Sturmsharen generell als Verbrecher, wo er im »*normalen*« deutschen Krieger, der wohl nur per Zufall da und dort mitmordet, den »*ehrlichen, tapferen Feind*« sieht, als der der Teutsohn seit altersher beschrieben.

Anders als Vetter Jan, der damals bis in den obskuren Olymp Auschwitz' vorgedrungen, kennt Arnold seinen obersten Richter, Henker nur per Namen. Der Name jenes Mitglieds des ~~SS~~-Wachverbands im Oberstrang, das seit 34 schon KL-Dienst tut, das bereits vor Jahren hier die Arbeitsstätte schuf, da der Cohen nun in den letzten weltlichen Besitztümern seiner toten Mitmenschen wühlt: Brillen, Zahnprothesen (goldene Brücken und Stiftzähne gleich bei ›Anlieferung‹ herausgebrochen, von den Schwarzen gesondert gehortet), den Kleidungsstücken, den vom letzten menschlichen Zuhause mitgebrachten Habseligkeiten, Bergen von Menschenhaar, Spielzeug der Kinder.

»... war Kanada I schon nicht mehr in der Lage, die Sortierung laufend zu erledigen. Trotz immer wieder neu erstellter zusätzlicher Schuppen und Baracken, Tag- und Nachtarbeit der sortierenden Häftlinge, andauernder Verstärkung dieser Kommandos türmte sich das noch unsortierte Gepäck – obwohl täglich mehrere Waggons, oft bis zu 20, mit sortiertem Material verladen wurden. 1942 wurde mit dem Aufbau des Effektenlagers Kanada II begonnen.«

So wird jener Rudolf Höss später seine Aussage machen.

Kanada liegt 300 Meter rechts der Dallidalli-Straße von Birkenau – so genannt des forschdeutschen Antreibespruchs wegen, mit welchem die schwarzen wie feldgrauen Sadisten ihre Opfer zu »jüdischer Hast« scheuchen. Der Strafblock und die »Mauer« im Hauptlager.

Nicht Mauer, d. h. Stacheldrahtumzäunung des KZs sondern – zwischen »10« und »11«¹³ errichtete Mauer vor einer Mauer: 2,50 hoch, 5 m breit, auf Bohlen genagelter Preßfaserwall, 6 Lagen zu je 40 cm, an den Seiten nach vorn gerahmt zwecks Abfang von Querschlägern: die »Schwarze Wand«.

Erschießungsstätte des Lagers.

Auch den transportablen Galgen hat Arny schon gesehen, wie er zur visuellen Abschreckung der, bei den jeweiligen Erhängungen, den Einzelmorden zuschauen Müssenden in Betrieb. Der ständig einzementierte vor der Küche von I.

An der anderen Schmalseite des Blockrechtecks befindet sich (außerhalb des Zauns wie man weiß) jenes Befehlshaberhäuschen, da Höss dem von ihm ernannten Judenratsmann von Warschau den Lieferauftrag erteilte von Monowitzmannschaft, daneben die Hauptwache und die Verwaltungsdiensträume.

Die hintere Breitseite des Hauptkomplexes grenzt an den Hochspannungszaun, die vordere beherbergt die erwähnte Lagerküche, von wo auch für Arny's Leichenfledderbrigade die Verpflegung angekarrt die 3 km von drüben – durch das Tor des Todes¹⁴ von Birkenau durch: ein Eimer mit der Hauptmahlzeit, meist einzige Mahlzeit des Tages – undefinierbare, braungraue Brühe ausgelaugter Ingredienzien, kaum ausmachbare Kartoffelkrümel drin, Dörrgemüsesetzen. Dazu die Schnitte Hartbrots, die dem KZler zusteht in 24 Stunden.

Vom Frauenlager hört Häftling Kern früh wie spät die Marschklänge der Damenkapelle herüberwehn – dies Mädchenorchester vom RSHA ins Leben gerufen als eine der Perversionen des Systems: der schneidigschaurige Allabreverythmus die, zur Arbeit ausziehenden und abends wieder heimkehrenden, Sklaven und Sklavinnen im Gleichschritt zu halten. Ein Ganztagsjob. Denn musiziert werden muß rund um die Uhr: wenn draußen neue Transporte anrollen, den Gaskandidaten Stimmung zu machen, wenn jene Solohinrichtungen stattfinden, wenn hoher Besuch sich einstellt. Gar höchster. Der bayrische Beamte mit der Rundbrille. Himmler Heinrich.

Allerhöchste Visite stellt sich nicht ein. »Er« – der fast schon göttliche – Adolf hat offenbar zu schwache Nerven, die Wahrheit in seinem Reich direkt in Augenschein zu nehmen.



Wenn in Blairgowrie die alliierte B 52-Staffel aufsteigt, ihre verachtende Fracht *direction Germany* zu fliegen, über Hamburg, Berlin, Frankfurt, Leipzig abzuladen, sind des Flugzeugführers Colder Gedanken tief unten im flachen Land, das er überquert, bei Tante Marjan. Wo mögen *cousin* Moss und *uncle* Henk sein . . . Und wenn dann der *Navigation Officer* »Hannover-Braunschweig« meldet, der Mann am Schacht die Dinger bereitmacht zum Abwurf, steht Sam das Berlin der Zwanzigerjahre vor Augen, von dem seine Mom ihm so geschwärmt: der Kurfürstendamm und die Boutique Army, der alte Westen mit seiner unwiederbringlichen Kulturszene, da er das »*Let' em go!*«¹⁵ kommandiert.

Hinter sich sieht man – der Tag so klar – die Stadt zerbrechen, zerfallen, und als der Pilot abdreht in Südschleife zum Rückflug zur schottischen Homebase, ahnt er nicht, daß neunzig Meilen von Dresden, da er letzte Woche gewütet, seine Jugendliebe Gertie gefangengehalten ist in der ehemaligen Festung von Terézin, daß ihm nur ein paar Flugminuten gefehlt über Breslau Richtung Kattowitz, wo er lediglich eine Ladung hätte ausklinken lassen müssen, die Zufahrtswege zu zerstören zum Todescamp, da Onkel Arnold um diese Tat betet.

Gedankenfetzen um die Vergangenheit des Landes, das er in eine Trümmerwüste verwandelt, um eine Gegenwart, die er nur zum Teil kennt, mischen sich mit ruhiger Routine der Augen an den Apparaturen des Cockpits, simultan der Blick über die Nase der Viermotorigen – auf Sicht geflogen, die feuerwerkartigen Explosionen von Flakgeschossen der Deutschen zur Seite.

Der Vogel hat bereits wieder den Sektor Magdeburg unter sich, als es urplötzlich passiert: wie von Riesenhand aus der Bahn gehoben, reißt's die schwere Kiste hoch, gleichzeitig nähern sich heckwärts zwei Messerschmitts, der Bauch meldet Treffer einer Fliegerabwehrkanone, die rechte Tragfläche steht in Flammen.

»*Crack Off!*«¹⁶

Als Sams *parachute*¹⁷ sich öffnet (er läßt sich fallen bis zum allerletzten Moment, weil einer der deutschen Jäger ihn, den hilflos Stürzenden aus allen Rohren beschießt), sieht er eine *quartermile*¹⁸ links den Reynolds schweben, seinen Copiloten. Vom Bombersergeant, vom Funker keine Spur. Da von unten der Donner einer Detonation; Samuels »*Ducky*« schlägt in einem Wäldchen auf, grünrotlodernd in Sekunden. Im Feuer die Kameraden.

»*Cursed war.*«¹⁹

Die beiden vom Himmel Taumelnden aber finden keine Zeit, die Gefallenen zu betrauern. Heftig ziehen sie an den Leinen ihrer Fallschirme, auf einer Lichtung gut niederzukommen. *Lieutenant Reynolds* schafft's, *Captain Colder* (Hauptmann geworden in den vielen Einsätzen) landet im hohen Geäst eines Baums. Baumelt wie ein flügelahmer Fink im Märzenwind. Tom Reynolds hastet, seinen Schirm einer Boe zu entreißen, turnt aus den Gurten, will die 500 *feet* hinrennen zu Sam, den aus den Zweigen schneiden. Da ertönt das Geschrei.

»*Dort hängt das Schwein!! Nischt wie runterknall'n den Luftgangster!*«

Dann aber befiehlt Einer: »*Laß' unt'n den Schießprügel, Anton – den liefern wa ab in Dora, da krieg'n wa 'ne Belohnung, un' den Seidenstoff von den Fallschirm behalt'wa ein un' verarbeit'n ihm zu'n neumodernen Rejenjaß für deine Olle!*«

Sam sieht, wie Reynolds bei Vernehmen der Stimmen im Laufen innehält, im Unterholz verschwindet, da ist die Meute auch schon unten an seinem Stamm. Sie hacken mit ihren Sichel gegen seine Fliegerstiefel – mehr wohl Drohgebärde dem gefaßten Feind gegenüber als echte Tötungsabsicht. Und dann pflücken die thüringschen Durchhaltenazis den Amipiloten aus den Ästen wie einen faulen Winterapfel.

Der, den sie Anton rufen, schlägt mit beiden Fäusten dem Airformemann ins Gesicht, hat er doch bei einem Luftangriff seinen Bruder verloren, den zu rächen es gilt.

»*Die Amisau hat sicher damals ooch Salzgitter bombardiert, wo der Dolf draufgegangen is'. Den schlag ich dot!!*«

Der alte Lintus aber drängt Anton weg vom Feind.

»Wenn den eener totschlägt denn die ~~4~~ im Lager. Wir sin' or'nliche Bauern, keene Mörder.

Meint sein Gefangener verstünde nicht, was er redet, daß er ihm vielleicht das Leben rettet. Denn daß so ein Feindflieger nach dem Absprung in der Gegend von Feldarbeitern erstochen, erschlagen wurde, soll schon vorgekommen sein. Allein Samuel aus der alten Familie weiß was gesagt. Läßt sich's jedoch nicht anmerken: Deutschsprechen (haben sie ihm eingetrichtert) wenn man aussteigen muß, riecht nach Judesein beim »Fritz«! Beschnitten ist schon genug...²⁰

Dann binden sie dem amerikanischen Fliegeroffizier mit einem Kälberstrick, den Anführer Lintus aus der Jackentasche holt, die Hände hinter'm Rücken zusammen, schleppen ihn zum Trecker am Feld beim Gehölz, fahren ihn Richtung Nordhausen ins Lager, wo sie neben deutschen Regimegegnern auch Alliierte festhalten.²¹

In der Woche, da Sam in KZ-Kriegsgefangenschaft gerät (zwei Tage später wird auch Tom Reynolds geschnappt – ohne Deutschkenntnisse hatte er praktisch keine Chance, irgendwohin durchzukommen), avanciert Karolin, die Cohencousine in Otze (kaum hundert Kilometer nördlich von Dora) zur RAD-Gebietsführerin. Von ihrer Mutter und ihrem (jüdischen) Vater alles mitgekriegt, was zum Vorgesetzten nötig: Durchsetzungsvermögen, Härte, Dünkel, Überheblichkeit.

Der (ebenso weitläufige) Vetter, der Peter in Wien, der Untergetauchte ist in ihren Augen ein Volksfeind wie ›Luftgangster‹ Colder.

Welch schillernde Schicksale dieser Sippengeneration: Aurelia im *US-Showbusiness*, Hans erschlagen in Jugoslawien, Samuel *Prisoner of War* in Deutschland, Karoline in Hakenkreuzkluft, Margret brave schottische Schülerin.

Die altersmäßig über ihnen rangierenden Sippenmitglieder nicht anders: Goldy wohlhabende Speditionsunternehmerin in New York, Jean-Luc gejagter Widerstandskämpfer in Frankreich, Mozes KZler in Österreich, Arnold im Vernichtungscamp von Galizien.

In Los Alamos bastelt Eduard an einer Bombe zur Vernichtung der Uniformfreunde seiner Stettiner Nichte, die alte Marjan unter Decknamen in einem Seniorenheim in Holland.

Cohenfrau Ljuba, ein Jahr Witwe schon, lebt (wie Jean-Luc und Peter) im Untergrund, streitet wie diese gegen Nationalsozialismus und Judenverfolgung, Schwägerin Ingeborg (Mitläuferin des braunen Mordsystems) ist bestellte Großkauffrau.

Auch-Arier Johann Wollak ist (wie Inge längst schon) jener Deutschen Arbeitsfront beigetreten, der DAF: braune Gleichgeschaltetenliga der Arbeitgeber und -nehmer im Reiche Adolf I. – die Jüdin, von der er sich in schwerster Stunde getrennt (nach deren Mutter Tod, nach der Kristallnacht), wird von einem christlichen Priester dem Nazizugriff verborgen gehalten, hat auch den Bruder verloren aufgrund Einwirkung der Nazis, drum hat's ihr jüngerer Sohn verstanden, ihre Kenntnisnahme des Todes des Erstgeborenen nahezu ein Jahr hinauszuzögern. Daß sie's nicht gar durch den Vater müsse erfahren, dessen Maß ohnedas voll.

Ende Februar dann aber ist Peter in ernste Gefahr geraten, geschnappt zu werden: hatte einem Offizier der Szokoll-Gruppe im Wiener Wehrkreiskommando eine Nachricht (eine mündliche, versteht sich) zu überbringen der Kirchenwiderständler vom rechten Donauufer – und platzte da genau in einen Besuch von zwei SDlern hinein. Blickte (alter Hase bereits in Überraschungen) die drei Herren kurz an, fragte: *»Is' hier nicht die Musterungskommission?«*, der Oberleutnant schnauzte wie aus der Pistole geschossen: *»Ein Stockwerk höher!«*, doch *»Steiner«* mußte sich vor den Sicherheitsdienstlern ausweisen. Die beanstandeten an seiner (falschen) Kennkarte nichts, forschten nur: *»Noch keene Einberufung??«*, er: *»Eben. Möchte anfragen, wann und wo man sich vorzeitig melden kann!«*, womit die Schwarzen sich zufriedengaben und dem *»tapferen Jungen«* gönnerhaft auf die Schulter schlugen.

Grad wie's ihr Führer zu tun beliebt.

Und der Judensohn verließ mit einem herrischen »Heilitla« die Dienststelle.

Ein zweites Mal einer Verhaftung entgangen, beim dritten könnt' es passieren. Also entschloß Peter sich – für den Fall der Fälle – der Mutter nicht länger zu verheimlichen, was mit Hans geschah. Zwei lange Wochen fürchtete der Sohn, nicht die rechten Worte zu finden, gar einen Zusammenbruch der Mamma – dann nahm ein Mann ihm die Last ab, ein Mann, der durch seinen andersgläubig-geistlichen Stand in anderen Zeiten kaum in Frage gekommen wäre, einer Jüdin Trost zuzusprechen. Pfarrer Fijal-Calvé.

Was der Geistliche mit seiner Wirtschafterin redete, hat keiner je erfahren. Die Mutter brachte wochenlang keinen Satz über die Lippen, der Prediger stand praktisch unter Beichtgeheimnis. Denn soetwas wie eine Beichte legte die Landautochter, die trotz Austritts aus der mosaischen Gemeinschaft doch jüdisch denkt, jüdisch fühlt, dem katholischen Priester tatsächlich ab.

Und mit dieser Reaktion auf die Eröffnung vom Tode ihres Sohns fand Else Wollak dann wirklich den inneren Mut weiterzuleben, den Kampf um's Überleben erst richtig aufzunehmen.





28. März 1944

Von der Charkow-Dnjepropetrowskfront sind die Konjewverbände²² über die nördliche Ukraine durchgestoßen auf galizisches Gebiet. Diese – für die Insassen der Vernichtungslager von Lublin, Belzec, Plaszow, Oświęcim sensationelle – Nachricht haben Ljubas Radomer Partisanen am Abend des selben Tags per Funk in Händen.

Vor zwei Wochen überquerte der Iwan den Bug, marschierte nun den Dnjestr flußaufwärts, die Befreiung der Bukowina und Bessarabiens beginnt. So glaubt Alles, die Sowjetischen Truppen würden zügig auf Krakau und nördlich über Lemberg zur Weichsel durchstoßen, die Todgeweihten in den Lagern in letzter Minute zu retten – die Hoffnung jedoch erweist sich als Trugschluß: noch vier lange Monate des Sterbens sollen vergehen, ehe der Ostalliierte fassungslos vor den Majdanek'schen Leichenbergen wird stehen.

Eichmanns Transporte rollen in jener Frist ungehindert nach Auschwitz, aus den niederländischen KZs werden alle, sich noch in diesen befindlichen, Juden ostwärts geschubt, Richtung Theresienstadt und weiter, Deportationen werden registriert aus der Slowakei.

Was geht vor in den Hirnen der Befreier?? schreibt Witwe Manasse auf. Glauben sie ganz einfach das Furchtbare nicht, den Millionenmord?? Oder sind weiter paradoxpolitische Erwägungen im Spiele, die Einflußsphäre des östlichen Kriegskameraden nicht zu stören – wie es bei der (fast schon verbrecherischen) Unterlassung westalliierten Bombardements der Schienenstraßen in die polnischen Gaslager exerziert?²³

In eingehenden Besprechungen mit -Brigadeführer Zenner und dem hervorragend tüchtigen Leiter des SD, -Obersturmführer Dr. jur. Strauch, haben wir in Weiß-Ruthenien in den letzten 10 Wochen rund 55 000 Juden liquidiert. Im Gebiet Minsk-Land ist das Judentum völlig ausgemerzt, ohne daß der Arbeitseinsatz dadurch gefährdet worden ist. In dem überwiegend polnischen Gebiet Lida sind 16 000 Juden, in Slonim 8 000 Juden liquidiert worden.

Diesen Absatz im Bericht des Generalkommissars für Weiß-Ruthenien, des Wilhelm Kube vom 31. 7. 42 findet Ljuba in den Unterlagen, die ihre Sozialistenfreunde aufgetrieben – und sie kann ihm entnehmen, daß jene Vorgänge im Kreis Bialystok, die Massensexekution in der Grube von Schirowitz amtlicherseits Bestätigung fanden. Auffallend, daß hier auch auf die Verwendung von Juden als Zwangsarbeiter–Ost eingegangen, statt Tötung der Reichsregierung doch wahrlich opportuner, bei den Hunderttausenden an die Fronten abgezog'nen Männern, Gefallenen, Bombenopfern, die dem Produktionsprozeß entzogen!

Und die Chronistin findet auch einen Umstand erhärtet, der immer wieder im Widerstand in allen besetzten Ländern diskutiert: keinesfalls sind's nur primitive, zu Untaten leicht verführbare Männer und Frauen (wie die Aufseherinnen der KZs für die weiblichen Insassen, wie die Zuchthäusler, die in Litauen ihre Opfer auftrags der ~~SS~~ per Hand erschlugen), die sich an den Verbrechen, dem Genocid beteiligen. Akademiker, Ärzte, Juristen (jener Dr. Strauch, Dr. Mengele, Roland Freisler und sein Stab²⁴, der reichsweit gerechnet in die Tausende geht) führen das Mordmenuett an.

Neben weiteren Aktionen wie der im Warschauer SD-Gebäude, voran solchen beim, kontrapunktisch auf den Ghettoaufstand gefolgt, Aufstand der gesamten Warschauer Bevölkerung (die Hoffnung im Herzen, daß die Russen zu ihrem Entsatz wollten kommen, was die wohlweislich unterließen, obschon keine hundert Meilen der Katastrophe entfernt), hat die Manasse, die Christin sich nun noch intensiver auf die Fortführung der Chronik des alten, biblischen Volks, dessen Vernichtung gesetzt. So die Schuld abzutragen der Eltern, des von ihr gerichteten Bruders. Was sie da in den Jahren, seit sie ihr den Mann genommen im Oktober 39 zusammengebracht, würde bereits genügen, die Welt wachzurütteln – doch wer hörte schon auf eine kleine, polnische Frau, wo sie noch nicht einmal gehört auf den großen Mann, den Wladyslaw Sikorski?

Anfang Juni 42 bereits hat der Ljuba neuen Freunde Feind, der Chef der nichtsozialistischen, polnischen Exilregierung in London, der General in einer Note an die Britische Regierung Alarm geschlagen.

»Die Vernichtung der Juden findet in einem unglaublichen Ausmaß statt.«

Welches aber waren die Reaktionen der Westpolitiker auf sein Statement? Churchills Downingstreet wollte nicht ganz ausschließen, daß es sich bei den Gesamtinformationen über die deutschen Konzentrationslager bloß um Gerüchte handle (wie weit da Eigenressentiments mitwogen, wo doch die Herren Engländer die ersten auf dieser Welt waren, die in ihrem Kolonialbereich solche Camps errichtet hatten, bleibt dahingestellt), ein Unterhausabgeordneter der Opposition wurde gar gepreßt, eine parlamentarische Anfrage zur »*Endlösung*« zurückzuziehen – dies obwohl am 25. Juni 1942 der »DAILY TELEGRAPH« Zahlen meldete:

MEHR ALS 700000 POLNISCHE JUDEN VON DEN
GERMANS IN EINEM DER GRÖSSTEN MASSAKER
DER WELTGESCHICHTE HINGERICHTET!

obwohl die Hitline nur eine Woche nach der Erstmeldung schrie:

1 MILLION JÜDISCHE MENSCHEN
IN EUROPA GETÖTET!

Obwohl sogar das Ergebnis der Wannsee-Konferenz in London und Washington bekanntwurde. Obwohl der Vertreter des »*Jewish World Congress*« in der Schweiz erklärt hatte, daß »*im Führer-Hauptquartier ein Plan diskutiert wird, alle Juden in den von den Nazis besetzten und kontrollierten Ländern – dreieinhalb bis vier Millionen an der Zahl, nach Deportation und Konzentration im Osten auf einen Schlag zu vernichten*«.

Und welchen Effekt hatte der Bericht des Ljuba-Mitkämpfers Jan Karski, des Untergrundstreiters, der sich im Herbst 42 aus Belzec befreite und nach dem Westen durchschlug, der dort – im ukrainischen Todeslager – die Verbrennung der Vergasten mit eig'nen Augen geseh'n? Karsky durfte zwar untertänigst bei Sir Anthony Eden vorsprechen, dem Außenminister des Commonwealth, in Washington opferte gar Roosevelt dem polnischen Partisan ein Stündchen, wußte aber am Ende des rasanten Rapports nichts anzumerken als:

»Sagen Sie Ihrem Volk, daß wir den Krieg gewinnen werden!«

Ljuba Manasse, die – trotz allem was ihr widerfahren – ruhig gebliebene Frau, gesteht sich ein, daß sie bei dieser Antwort dem amerikanischen Präsidenten an die Gurgel gesprungen wäre. Mit Emotionen aber – das weiß sie wohl – ist nichts zu holen in diesen, von Leichenstank verpesteten Tagen.

Man hat Radiomorsennachricht aus England von einem polnischen Alliiertenflieger, daß jetzt – am 4. April 44 – ein US-Aufklärer über Auftrag Luftaufnahmen vom Bunawerk Monowitz (der künstlichen Erzeugung wegen von Benzin und Gummi, die da betrieben) nachhause brachte, bei welchen der Photograph irrtümlich auch große Teile des Vernichtungslagers – Auschwitz auf den Film bekam; und wenig später erfährt die Resistance Europas von »*Geschäftsgesprächen*« in Budapest, geführt zwischen Eichmann höchstpersönlich und einem jüdischen Unterhändler namens Joel Brand: 4 mal hunderttausend ungarische Juden gegen 4 mal tausend Lastkraftwagen.

100 Menschenleben: 1 Auto.

Die Finanziers jedoch (honorabile alliierte Herren) durchschauen, daß Himmler mit diesem Schacher Kontakte knüpfen will für einen Separatfrieden im Westen – und anstatt einzugeh'n auf den schmutzigen Handel, anstatt die Lkw's zu liefern (Wert ca. 20 Millionen Dollar: Rüstungsausgaben zu der Zeit einer Woche!), die zum Tode Verurteilten nach dem Westen zu schleusen, um dann ganz einfach den pestilenzialischen Partner zu prellen um dessen Hoffnung auf Waffenstillstandsverhandlungen, läßt man das Geschäft platzen.

400000 jüdisch-ungarische Menschen werden bis zur Julimitte nach Auschwitz geschleppt, größtenteils vergast.



Wie überlebt eine Siebzigjährige, allein, unter Falschnamen in einem Heim, der Lebensgefährtin, der Sohn ihr genommen – nichtmal wissend, ob die noch atmen...?

Marjan, die geborene de Bijenkorf aus der wohlhabenden Warenhausdynastie, die den Titus van Kaan geheiratet, den gutsituierten Kunsthändler, die ihr Leben lang in besten Verhältnissen sich befunden, die von einem Tag auf den andern alles verloren – außer ihren Männern auch noch das Heim in der Vaterstadt, hofft wie Millionen ihrer Landsleute. Auf den Sieg der Alliierten über den Faschismus, auf Befreiung der geliebten Heimat vom Nazijoch, auf ein Wiedersehen mit Freund und Kind. Weiß noch nicht einmal, daß sie Henk ermordeten auf einer Flucht, die er gar nicht unternommen, daß sie Moss als Sklave in ein Kommandounternehmen gepreßt, dessen Mitarbeiter mit Sicherheit als Mitwisser am Großverbrechen, am staatlich befohlenen der Geldfälschung nach Beendigung ihrer Tätigkeit zur Liquidation anstehn.

Das *Bejaardenhuis*²⁵ bei Zwolle, keine hundert Kilometer von zu Hause, von der Amstel, dahin Marjan sich auch zu Besuch nicht getraut aus purer Angst, per Zufall erkannt, denunziert zu werden (Henks Verdachte wach), ist – und das weiß die Frau – nicht nur ein Paradies gemessen an so manch anderen Wohnverhältnissen im Lande seit Besatzungsbeginn, es ist der Himmel gegenüber einer Hölle, in welche hunderttausend und mehr Holländer in den letzten Jahren geraten. Jüdische, nichtjüdische. Die 400 Gulden, die sie per Monat da bezahlt und neben einem schönen Einzelzimmer gute Verpflegung erhält, sind mehr als manch vielköpfige *gezinne*²⁶ zum Leben haben – und sie muß sich auch keine Sorgen machen, woher das Geld kommt jeden Ersten: Vader Ad von den Lamberts, der wie vom Himmel gesandte, holt (mit von Moss ausgestellter Vollmacht) den Betrag regelmäßig von ihrem Geheimkonto (den Deutschen unbekannt) – und dann bringt Mevrouw Steekens »Neffe« ihn zum Monatsletzten mit, wenn er zur Visite kommt.

So weiß Marjan auch, daß der kleine Rembrandt noch in Sicherheit – Ursache so vieler Ängste, Folgen.

Wenn, das Unterbewußtsein nicht verschonende, bohrende Gedanken an ihre Lieben die Frau nachts aus dem Schlaf schrecken, die Träume wiederkehrende Horrorvisionen von einem Leben und Sterben hinter deutschem *prikkeldraat*²⁷ – einem Leben und Sterben, von dem sie so viel gehört und sich doch nicht die effektiven Qualen da, den Tod der Menschen, all ihrer Menschenwürde beraubt, aller Hoffnungen vorstellen kann, wenn das Herz der Alten im Halse pocht, ihr den Atem benimmt, zwingt sie sich zu einer, als Kind im gut-jüdischen Elternhaus gelernten Gottgläubigkeit – dem alles-Verstehen, was ER befiehlt, was ER seinen Kindern auferlegt, jenem alles-Hinnehmen, gegen das jetzt einige ihrer Boschgestalten hinter dem Draht sich auflehnen.

Hat da eine Gruppe Schriftgelehrter, Denker, Rabbiner im KZ ihm den Prozeß gemacht. Die Anklage: Duldung, Mithilfe, Draht-zieherei am Millionenmord. Das Urteil: schuldig.



Das Schwierigste für Jean-Luc, sich dem Feind, der ihn jagt, zu entziehen, vorzusorgen nicht geschnappt zu werden, ist der fehlende Arm. Gut: er könnt' eine Prothese tragen – sowas aber fällt vielleicht noch stärker auf, und außerdem ist er seit dreißig Jahren so gewohnt an den baumelnden Ärmel, daß er nun eine and're, fast geniale List ersonnen. Uniform.

Wieviele deutsche Soldaten im Lande rennen Beinlos, Armlös herum, viele werden von ihrem Oberkommando gerade nach Frankreich geschickt zur Rekonvaleszenz – da kann einer mehr nicht auffallen! Wie die Dachauer Ausbrecher auf totale Täuschung ihrer Bewacher als ~~W~~-Offiziere getippt, spielt der Cohen eine Art Hauptmann von Köpenick. Tut seine Gänge, seine Reisen als Oberstleutnant der Luftwaffe – der Rang seinem Alter entsprechend. Da muß der Maquiskämpfer auf der Straße und in Lokalen nicht viel salutieren, die meisten Herren, die ihm über den Weg laufen, sind nicht höh're als Majore – und er hat auch nicht vergessen an Auszeichnungen. Das Ritterkreuz baumelt ihm am Hals, und welche Offiziersstreife kontrolliert schon einen Helden? Marc hat sich schnarrende Barrastöne zugelegt, spricht deutsch mit Akzent (allein wie viele Dialekte gibt es zwischen Schlesien und Schwaben!), aus seiner Diktion sind Details wenig herauszuhören. Die Linke (dies erwartet auch keiner von einem kriegsversehrten Fliegeroberst) muß er kaum recken zum deutschen Gruß – und darüber hinaus besitzt Jean-Luc ein fast echtes Soldbuch und einen total echten Dauermarschbefehl innerhalb der besetzten Zone. Der Clou jedoch die Pistole am Gürtel, entsichert stets. Heißt jetzt *Hansjoachim v. Werner* – das »H«, das »j« hat er fleißig üben müssen als Franzose, der doch nur ein »*asch*« hat und ein »*dsché*« (ein weiches dazu), aber auch das »*Annsoachim*« klingt charmant aus dem Judensohns Mund. Auf die Art kann der SD und die Gestapo lang fahnden nach einem Armamputierten französischen Zivilisten.

Das dritte U-Boot der Familie, Peter Wollak in Wien muß mit seinem manipulierten Identitätsausweis jetzt schon sehr vorsichtig sein. Herr Hitler hat jüngst nämlich beschlossen, auch die Pimpfe unter den Volksgenossen aufzunehmen in seine herrlichen Heerscharen – Fünfzehnjährige bereits sollen zum **Volkssturm**. Letztes Aufgebot neben den Greisen, das – sich doch 1941 schon vor Moskau gewendete – Kriegsglück rückzuzwingen.

Und »Walter Steiner« ist ja laut Kennkarte 1927 geboren, längst reif also für jenes Fähnlein der Unaufrechten.

Lang haben die Radomer gerätselt, was »Hoza« bedeutet, dann knackte Ljuba die Nuß, als ein gewisser Friedrich-Wilhelm Bogner von sich reden machte in Auschwitz. Einer der aus dem Hinterland aufgrund krimineller »Verfehlungen« östlich strafversetzt worden war – nach Kutno präzise, und in einem Gestapo-Anhaltelager im Warthegau ein Folterinstrument erfand, das seither seinen stolzen Namen trägt: die »Schaukel«.

Dieser Bogner hatte seine Mordkarriere de facto dort begonnen, in der Heimat vordem nur Gelegenheitstotschläge. Und wie die Manasse jetzt eben aus einer aufgefundenen Verfügung des Friedrich Hegenscheidt (Amtschef in Hohensalza) ersieht, nennt die ~~SS~~ das »Übergangslager der Polizeistelle Hohensalza« kurz »Hoza«.

Was geschieht in Hoza?

Wie in Maria-Lanzendorf (die Wiener Kulturjünglinge hat man dort längst entlassen, bis zuletzt das Fehlen dieses Wollak nicht bemerkt) ist Hoza ein Art KZ im Westentaschenformat. Eines »wo keiner nicht lang bleibt«, wie ~~SS~~-Bogner es einmal ausdrücken wird. Während aber das ostmärkische Lager sich eher harmlos gibt – Verschub (nicht Tötung) von Zigeunern etc., ist Hoza Einstieg zur Unterwelt. Und da nach der Deutschen Auffassung die verschiedenen Untermenschentypen dahin gehören, hat die Staatspolizei bei Hohensalza an der Weichsel (Tagesausflug von Chludowo, der alten Cohenheimat) ebenjene Stätte eingerichtet, von der aus »Aufgefangene« (Polen zumeist, die zwecks Arbeitseinsatz zuvor ins Reich transportiert worden waren und illegal zurückkehrten, Weib und Kind wiederseh'n – Juden gibt's da nicht mehr) einem der echten KZs im Lande bzw. im benachbarten Generalgouvernement (das westlichere, das Gnesner Gebiet gehört ja nun wieder zu Preußen, zum dritten Deutschland, wie nach dem Überfall von 1793) zugeführt werden.

Mit dem Antrag auf »Sonderbehandlung«.

Eine Nuance nun jener Behandlung ist die »*Bogner-Schaukel*«.

Man nehme einen harten Stab oder eine Eisenstange von ca. 1 Meter Länge, binde dem zu Behandelnden Arme wie Beine hinter dem Rücken zusammen, hänge ihn so mit dem Vorderleib erdwärts an diese Achse (die man an geeignet festen Punkten verankert) und lasse den Kandidaten schaukeln. Die Fußsohlen unbedeckt, versteht sich – mit einer Art Bastonade der Sache leicht nachzuhelfen, der Kopf dito, auch da draufzuprügeln.

Bogner nun (der mit dem schönen Königs-Doppelrufnamen) hat einen Sturmscharenkumpan in Auschwitz (auch einer derer, die aufgrund zwielichtiger Heimattätigkeit am Orte), mit dem gemeinsam er gern einige hebt. Ein Mann, den Kanadawerker Kern vorerst Gottseidank nur aus der Ferne genossen, noch nicht einmal seinen Namen weiß. Kürzlich aber mußte er vor dem in Haltung stehen und »*Jawohl, Herr Hauptscharführer!*« plärren, als der ihn angefahren, ob er vielleicht bei diesen Lumpenstierern arbeite.

Einer jener Bewacher, die zu den besonders scharfen Hunden zu zählen (führt seinem Ruhme gerecht werdend auch stets eine Hundepeitsche mit sich – ohne Schäfer allerdings), wie Busenfreund Bogner rund um die Uhr von Schnaps stinkend – und wenn er besoffen ist (was nicht selten vorkommt, Kommandant Höss zwar nicht gerne sieht – ein Alkoholiker aber, der hart zuschlägt, ist ihm lieber als ein träumender Abstinenzler unter seinen Henkersknechten), pflegt er – ohne besondern Anlaß – einen Juden, der seinen Weg kreuzt, oder eine Judenfrau oder ein Judenkind mit dem Stiel jener Peitsche den Kopf an der Kehle so lang hochzudrücken, bis der, die, das Opfer, welches sich nicht zu wehren wagt, gar um sich zu schlagen in Todesangst, bewußtlos zusammenbricht.

Oder stirbt.

Und eines schlimmen Tages lernt Arny auch den Namen dieses »*Menschen*« kennen, als der per Zufall in seiner Gegenwart angere-det wird: Brauß.

Werner Brauß, der Sattlergeselle.

500 km südwestlich, zu Mauthausen im schönen Donaugau ist Blutsbruder Mozes weiterhin als Devisenfälscher tätig, was Kern natürlich auch nicht weiß.

Zum Glück ist der »*Verheulen*« immer noch Mädchen für Alles beim Sonderkommando, so noch am Leben wie verschont geblieben von ähnlicher Behandlung wie Bogner sie in Polen praktiziert, wie bisher befreundet dem Weber, wie bisher Optimist trotz Henks Tod, trotz Nichtwissen um der Mutter Schicksal (betet, daß sie unbehelligt geblieben in Zwolle), trotz der Sorgen, die er sich macht um Arnold: ist der noch in Dachau, wurde er gar nach dem Osten verschleppt wie ungezählte Andere?

Mit Samuel, dem amerikanischen Flieger sind's jetzt also drei Cohenmänner, die in Lagern der Nazis gefangengehalten, und einer (vom KZler zum Ghettoinsassen begnadigt) ist den Heldentod gestorben, einer (aus der Landauer Seitenlinie) hinter Stacheldraht erschlagen worden.

Und jetzt soll noch Einen aus dem weiteren Familienkreis Freund Hein einholen.

Die Anfang September in Kalabrien und an der Salernoküste gelandeten US-Verbände stießen unaufhaltsam vor nach dem Schaft des Stiefels – die Sanitätseinheit, der Mat Stone angehört, immer ganz vorn mit dabei. Der Truppe Hauptziel: Rom.

Dort haben (parallel zur Bildung der Badoglioregierung, den Invasoren doch liiert) ~~44~~, SD und Gestapo sich eingenistet – der Papst zu all dem Greuel geschwiegen, den Verbrechen in seinem unmittelbaren Machtbereich.

Jener Eugenio Pacelli, der im letzten großen Töten als Ambassador seines Vorgängers, der wenigstens den Versuch unternommen zum Frieden aufzufordern, unterwegs gewesen. Welch Weltecho hätt' heut seine Stimme, sein Widerstand doch hervorgerufen, wieviele seiner Schäflein allein er des Muts noch retten können vom Verderben . . .

Ein Maienmorgen in der Campana wie im Roman beschrieben.

Seit Tagen geht's ruhig dahin, den letzten Verwundeten hat Matthew am Volturmo versorgt, nachdem man Napoli befreite und seither durch eine Allee jubelnder Italer marschiert, geküßt von berückenden *bambinas*.

Und heut' ist der pazifistische Private mit dem Red Cross am Revers durch einen, fast unnatürlich sanften Sonnenstrahl, der ihm um die Lippen strich, erwacht in seinem Zelt, das für die Nacht am Fuße des Apennin aufgeschlagen. Hat – in jener schillernden Sekunde zwischen Traum und Leben – an eine packende Szene denken müssen, die er im Film geseh'n, nach einem Remarquebuch gedreht, da ein deutscher Soldat in den letzten, stillen Tagen des ersten Weltkriegs die Hand streckt, einen Falter zu berühren und seine Sehnsucht nach diesem Stück himmlischen Daseins bezahlt mit seinem irdischen.

Mat's Trupp folgt weiter dem Stoßkeil, der den Liri entlang auf Frascati vordringt, wo dann die Ewige Stadt wird zum Greifen nahe liegen. Bei Frosinone muß angehalten werden.

Der Feldtelefonist an der Tête meldet Feindberührung vom Ufer des Lepini her, der Truckdriver aber tritt auf's Gas. Wenn's Zusammenstöße geben sollte mit der ~~W~~, die meint sich auf den sieben Hügeln bis zum Jüngsten Tag verschanzen zu müssen, wird man gebraucht. Da bellt auch schon das deutsche MG. Der Wagen mit dem leuchtenden Roten Kreuz rast durch.

Nach zwei Meilen erst sehen Mats Kameraden den Einschuß in der Plane. Sehen den Riesen aus der New Yorker Bronx friedlich dasitzen mit lächelnden Augen. Nur das Loch im Herzen hindert ihn am Weiterleben, weiterer Freude an dieser Welt.

In Alatri begraben sie den jüdischen Nichtkrieger. In urchristlicher Erde.



Zum Sommer hin des Jahrs, dem ein letztes des größten Menschenschlachten, Menschenmorden bisher auf dieser Erde (bis auf weiteres) folgen soll, wartet so ziemlich Alles in West und Ost, hüben wie drüben, diesseits, jenseits der Fronten, der Grenzen zwischen dem Herrschaftsterrain der teutonischen und ainu'schen Berserker wie der Restwelt auf den Tag, da die Alliierten auch an der Küste des Atlantik landen wollten. Denn, daß die Stunde gekommen, eh' die in Peenemünde entwickelten Fernflugkörper die Britischen Inseln in der Tat vollends zerplüßt haben werden, Doenitz seine Kriegsmarine, Göring seine Luftwaffe sodann doch in der Lage zur Eroberung auszuschicken, steht fest. Nur wann und wo die Amis und Tommies ihren Fuß werden auf's Festland setzen, ist das große Geheimnis.

Da fiebern Mutter und Tochter Potter dem Augenblick entgegen wie Jean-Luc und Marjan – die dem potentiellen Ort der Invasion nächsten unserer Familie. Heftiger noch als die östlicheren Verwandten, die U-Boote Ljuba und Peter und Mama Else wie der inhaftierte Rest der Sippe: Samuel in der Kriegsgefangenenabteilung des KL bei Nordhausen, Moss in Mauthausen, Gertie Liebmann in Theresienstadt, Arnold in Auschwitz.

Die »freien« der Cohenmenschen im Europäischen – Ingeborg und Karoline – blicken mit gemischten Gefühlen gen Westen wie Millionen »gute« Deutsche auch: vielleicht gibt's doch einen Separatfrieden mit England und den USA (allein nur die völlig verbiesterten Volksgenossen glauben noch an Sieg), vielleicht ist dies die Chance, den wahren Feind, den Sowjetgegner, den kommunistischen Weltbedroher mit unierter occidentalischer Kraft zu vernichten!

Die Bande jedoch zwischen Roosevelt, Churchill und Stalin sind (noch) zu fest, als daß an ein derartiges Vorgehen der Westmächte gedacht werden könnte; obschon jener Sir Winston bald ein waghalsiges Wort der Geschichte soll künden:

»Sozialismus ist die Philosophie des Versagens, das Credo der Ignoranz und das Glaubensbekenntnis des Neids.«

Die Russen aber vertrauen zur Zeit seltsamerweise uneingeschränkt ihren Alliierten – und die befinden sich im Zwiespalt: Vernichtung des Faschismus, des deutschen, japanischen, italienischen (der Francos wird ausgespart – der Caudillo hat sich, bis auf Entsendung einiger freiwilliger Falangisten, allein contra den Ostfeind wohlgemerkt, brav rechtsneutral verhalten, dito das – auch ultrarechte – Portugal, von beiden Seiten als Kontaktbasis frequentiert), Abwehr des bösen Bolschewismus, des sowjetischen eben. Dessen Vernichtung nicht wenigen ebenso erstrebenswert in Cirkeln Washingtons und Londons.

Mom Goldy in New York ist verhältnismäßig rasch verständigt worden von des Sohns Gefangennahme – in Wahrheit atmete sie auf, die stete Angst von ihr genommen, Sam könnte auf eine and're Art nicht mehr zurückkommen von einem Einsatz; und die Cohentochter tut das, was andere Frauen von den Germans gefangener alliierter Soldaten tun: sie spendet reichlich dem Internationalen Roten Kreuz, das auch die deutschen Prisoners of War im Westen betreut. Dies wiegt bei der Naziführung – werden deren Landser in den britischen, kanadischen, amerikanischen Camps doch verhältnismäßig menschlich behandelt. So tut man's auch, muß sich nur vor Herrn Himmlers Schwarz-Grauen (bald schon Feinde in den eig'nen Reihen) vorsehen, daß die einem – wie z. B. im Falle abgeschossener Luftpiraten – nicht ins Handwerk pfuschen. Was sie in Mittelbau-Dora immer wieder versuchen.



Die letzte Auslandsvisite der Stadt, die der Führer den Juden »schenkte« – Terézin, war im Frühjahr abgestattet. Schwedische und Schweizer Journalisten sind da von einem Empfangskomitee der jüdischen »Selbstverwaltung« begrüßt worden – unter den Gastgebern eine rassige, junge Frau, die mancher der Besucher gern mit nach Hause hätte genommen: Margarethe Schnitzer.

Vor Jahresfrist aber war bereits ein großer Teil der, vordem aus halb Europa in die Tschechei Verschleppten weiterdeportiert worden, nach Polen – diesen Punkt jedoch hatte man über höchsten Befehl auszusparen und den Presse Männern (unter ihnen auch als Journalisten getarnte Politiker – angeführt von einem Raoul Wallenberg, dessen Schicksal dereinst die Welt bewegen wird) ein Potemkinsches Judendorf vorzuführen. Auftrags der Lagerleitung wurde (~~44~~-opportuner) ein Konzert geboten mit Mozarts Kleiner Nachtmusik (gespenstisch inmitten der Geistesnacht einer, den neutralen Besuchern wirklich unvorstellbaren Unmenschlichkeit) – die haben lachen dürfen bei einem ausgezeichneten Kabarettprogramm, die Politwölfe aber unter den Presseschafen hatten anderes im Sinn als sich von den Schwarzen hinter's Licht führen zu lassen: eine (dem ungarischen Lkw-Vorhaben parallele) Rettungsaktion.

Und so wurde für ein paar hundert Frauen und Männer, die Tags zuvor aus der Judenstadt nach Auschwitz verbracht worden waren und die Rampe überlebt hatten, ein immer wieder geträumter Traum wahr. Um den Schweizern unter jenen Besuchern die Augen auszuwischen (der Presse Wohlwollen dort wird gebraucht, Himmler spinnt auch via Bern Fäden zum Westen), ist beim Oświęcimer Appell, zu welchem gar Höss in eigener Person erschien, verlautbart worden, daß ein Transport »nach Zürich« zusammengestellt würde und Jeder, der da mitmöchte, vortreten solle.

Die Menschen nun (in Theresienstadt den Zynismus ihrer Bewacher zur Genüge kennengelernt) meinten mit Sicherheit, dies sei eine Infamie, sie freiwillig quasi ins Gas zu locken: dann aber haben Einige – noch nicht ihrer Haarpracht beraubt (die Friseurkompanie kommt nicht so recht nach mit dem Scheren), deshalb noch geeignet für eine Humanaktion – die Hand gehoben, Andere sich ihnen

(fatalistisch geworden) eben angeschlossen, und am Ende wurden diese Hundertschaften tatsächlich zurückgebracht zu ihren Viehwaggons, tatsächlich durch halb Deutschland westwärts gefahren Richtung Bodensee, tatsächlich in Feldkirch (mit sauberer Kleidung und gutem Schuhwerk versehen) in zwei normale, menschenähnliche 2. Klassewagen umgeladen und tatsächlich in Buchs (Liechtenstein passiert) der schweizerischen Grenzpolizei übergeben.²⁸

Die Beamten (durch jenen Herrn Rothemund angewiesen, der die Asylgewährung später als Heldentat seines Amtes hinstellen wird) akzeptierten den Sammelpaß, in Berlin ausgestellt, gegengezeichnet vom *Croix Rouge International, Genève*, vom Eidgenössischen Botschafter an der Spree, überstellten die vom Gastod Geretteten an die Israelitische Gemeinde – Zürich, die bereits Aufnahmeplätze in seriösen Familien für die Glücklichen aufgetrieben.

Daß das Reichssicherheitshauptamt jenes einmalige Verfahren nicht ganz uneigennützig gestartet, darf nicht verwundern: 2000 – vom westlichen Feind in Gefangenschaft gehaltene – »unbelastete« ~~W~~-Krieger wurden im Gegenzug am selben Tag, zur selben Stunde auf einem Parallelgleis in Buchs in die Heimat rückgeführt.

1 Jude wog so viel wie 5 Sturmschärler.

Und der konservative Herr Churchill konnte seine Meinung, die er nach dem Bericht des Polenpartisans Karski lautwerden ließ – den (ehemalig konservativen) Politherren in Deutschland aufgrund ihrer, seiner britischen Kolonialriege nicht so unähnlichen, Tradition Massenmord ganz einfach nicht zutrauend, anhand dieser Episode festigen.

Heute – letzter Frühlingstag von 1944, zwei Wochen nach jenem D-Day, der »Operation Overlord«, da endlich die Invasion begann in der Normandie – revanchieren die Endlöser sich auf ihre Art: ein gewaltiger Schub Theresienstädter geht ab nach Galizien.²⁹ Eingeteilt auch Herr Imre Schnitzer und Frau Enzi aus Wien mit der achtzehnjährigen Edith, Cohencousin Peters junge Liebe. Dies trotz Gretls Sonderstellung (man munkelt bereits von einem Verhältnis, das sie haben soll mit einem ~~W~~-Offizier – wenn wahr und sie damit ihrer Leute Leben erkauft, verlängert, wer wollt's ihr verübeln...?).

Bis zuletzt hatten die Schnitzers in der Tat einen Raum für sich allein – 4 Menschen statt der üblichen 8–10 pro Zimmer, d.h. Abteilungsverschlagn, und auch Gertie Liebmann stand praktisch unter Gretes Protektion. Nun aber ist's so weit.

Frau Jesuelovich wurde von hoher Stelle zwar angeboten, in Theresienstadt zu bleiben und die restlichen Bewohner zu betreuen wie den Kontakt zur SD zu halten – ein zweites Mal aber trennt sie sich nicht von den Ihren. Und die Gertie erwischt's sowieso. Sie muß mit zur ärztlichen Versorgung der Massen im Reiche Höss', die Vorrang hat – will man doch Großepidemien verhüten, die leicht übergreifen könnten auf die Wachmannschaft.

Also spielen die Beiden Samariterinnen. In den überfüllten Viehwaggons aber gibt's nicht viel zu pflegen – nicht wenige Alte und Kranke verrecken auf der 500 km-Reise, die zwei Tage und zwei, die Ewigkeit währende, Nächte dauert: Herzschlag, Ersticken, Hunger – gar Blasenriß. Denn viele genießen sich, in die Waggonecke zu gehen und da Wasser zu lassen. Harnverhalt, qualvolle Urinvergiftung.

Wie sie an der Birkenauer Rampe die Türen der Schlachtrinderwaggons aufschieben, fallen die Menschen heraus wie verdorb'ne Nüsse vom Strauch. Die Verendeten werden von den jüdischen Totengräbern direkt zu den Krematorien gekarrt, von den Überlebenden zwei Drittel selektiert, der Rest für arbeitsfähig erklärt.

Unter ihnen die Schnitzers, Gretl hat das geschafft. Und die Gertie.



REICHSSICHERHEITSHAUPTAMT
– NACHRICHTENUEBERMITTLUNG –

DR. BERLIN NUE. 229793 16. 12. 1943 2100-GR

AN REICHSFUEHRER SS
FELDKOMMANDOSTELLE DRINGEND-GEHEIM

IM ZUGE DER BIS 30. 12. 43 BEFOHLENEN VERSTAERKTEN
ZUFUEHRUNG VON ARBEITSKRAEFTEN IN DIE KL KANN
AUF DEM GEBIET DES JUDENSEKTORS WIE FOLGT VERFAH-
REN WERDEN

1. GESAMTZAHL: 45000 JUDEN
2. TRANSPORTBEGINN 11. 11. 1942
TRANSPORTENDE 31. 1. 1943

DIE REICHSBAHN IST NICHT IN DER LAGE IN DER ZEIT
VOM 15. 12. 1942 BIS 10. 1. 1943 INFOLGE DES VERSTAERK-
TEN WEHRMACHTSURLAUBERVERKEHRS SONDERZUEGE
FUER DIE EVAKUIERUNG BEREITZUSTELLEN

3. AUFGLIEDERUNG

DIE 45000 JUDEN VERTEILEN SICH AUF 30000 JUDEN AUS
DEM BEZIRK BIALYSTOK – 10000 JUDEN AUS DEM GHETTO
THERESIENSTADT – DAVON 5000 ARBEITSFAEHIGE JUDEN
DIE BISHER FUER IM GHETTO ERFORDERLICHE KLEINERE
ARBEITEN EINGESETZT WAREN UND 5000 IM ALLGEMEI-
NEN ARBEITSUNFAEHIGE – AUCH UEBER 60 JAHRE ALTE
JUDEN UM BEI DIESER GELEGENHEIT DEN IM INTERESSE
DES AUSBAUS DES GHETTOS ZU HOHEN LAGERBESTAND
VON 48000 ETWAS HERUNTERZUDRUECKEN – HIER BITTE
ICH SONDERGENEHMIGUNG ZU ERTEILEN – 3000 JUDEN
AUS DEN BESETZTEN NIEDERLAENDISCHEN GEBIETEN –
2000 JUDEN AUS BERLIN = 45000

IN DER ZAHL VON 45000 IST DER ARBEITSUNFAEHIGE
ANHANG – ALTE JUDEN UND KINDER – MIT INBEGRIFFEN

BEI ANLEGUNG EINES ZWECKMAESSIGEN MASS-STABES
FALLEN BEI AUSMUSTERUNG DER ANKOMMENDEN JUDEN
IN AUSCHWITZ MINDESTENS 10000 BIS 15000 ARBEITS-
KRAEFTE AN

DER CHEF DER SICHERHEITSPOLIZEI UND DES SD
I.V. GEZ. MUELLER, SS-GRUPPENFUEHRER

Eine – jetzt dem Wehrmachtswiderstand in die Hand gespielte – Kopie dieses Fernschreibens liegt am Schreibtisch jenes Major Karl Szokoll im Wiener Wehrkreiskommando, Oberster seines »Klingels«, den Peter Wollak alias Walter Steiner besucht.

Szokoll erklärt:

das Telex stammt vom selben Mann, der in gleicher Weise die Tempelzerstörung, Demolierung jüdischer Geschäfte wie Verhaftung wohlhabender mosaischer Bürger in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 befahl. Der immer »in Vertretung« zeichnet, der jedoch nach Himmler praktisch allein Anordnung treffen und (wie seinerzeit Heydrich auch) durchführen lassen kann. Der Mann mit dem deutschen Massennamen, stets nur »Gestapo-Müller« geheißen.³⁰

Seit man historischen Rückblick hat, so erläutert Szokoll weiter, gab es auf dieser Welt politikbezogene Untaten, Morde – die griechische, die römische Geschichte strotzt von solchen, die alten Ägypter haben abertausende Sklaven beim Pyramidenbau sich zu Tode werken lassen, die christliche Gesellschaft kannte es (im Mittelalter, später in Amerika, Afrika, Asien) auch nicht besser, die jüngste Epoche, die vor-Hitlersche erlebte jenen Völkermord an den Armeniern – die Ausführenden: Türken, Anbeter Allahs, die christlich-orthodoxen Russen waren die ersten der Neuzeit, die gezielte Pogrome und damit die Dezimierung der mosaischen Bevölkerung Osteuropas inszenierten. Und doch weist das Verbrechen – heute sieht man an einer ›Rasse‹, die seit mehr als einem Halbjahrtausend in den verschiedenen andersrassigen Gemeinschaften ansässig – als Novum in einem Punkt: der katalogisierte Massenmord.

Es stünde außer Zweifel, meint der Major, daß die überwiegende Majorität des deutschen (und österreichischen) Volkes nicht zu den Verbrechen stehe, daß diese von einer »elitären« Minderheit begangen wurden, werden – es genüge aber heut' nicht mehr dies zu kritisieren, zu verdammen, wie sein Offizierskollege Stieff es getan, als es im Polenfeldzug de facto begann. Heute müsse einer was tun, um posthum nicht als Mitahner angesehen zu werden, als Mitwisser, Mitschuldiger gar. Es sei eben nur eine faule Ausrede zu behaupten, man hätte keine Ahnung, man sei nicht unterrichtet, »das« gäbe es ja überhaupt nicht.

»Schau, Peter –« Onkel Heinz' Meinung, »– allein die Verantwortlichen bei der Reichsbahn, hunderte Lokomotivführer und ihre Heizer, die Bremser, Zugbegleiter, die ihre ›Fracht‹ zu den Todesstätten befördern – keineswegs stramme ~~H~~-Befehlsempfänger, bis hin zu den wahrhaftigen Mitmördern, die vom Slonimer Bahnhof auszogen, sich zu beteiligen am Massenmord, sind es. Gut – sitzen ›oben‹ die Organisatoren der Mammutverbrechen an ihren Schreibtischen, ›amtieren‹ einen Stock tiefer die, die Untaten ausführenlassenden KZ-Kommandanten und Befehlshaber der Einsatzgruppen, machen sich ›unten‹ die zehntausend Henker und Henkersknechte die Finger blutig – die Hunderttausende, Millionen meiner Volksgenossen, die denen Allen dies alles ermöglichen, sie mit ihrem Schweigen, Wegschau'n, ihrem herrlichen ›Heil‹ dazu ermuntern, ihr Handwerk zu verrichten, das sind die größten Übeltäter. Glaub' mir!«

So schämt ein alter PG sich, seit 10 Jahren Mitglied der NSDAP, ein Landsmann jenes Braunauer Viertelgebildeten, den die »Vorsehung« dazu bestimmt, nicht nur für zehn mal hundert Jahre Deutschland das Glück, die glorreiche Zukunft, den endgültigen Sieg zu bescheren über den minderwertigen Nachbarn, sondern auch – und das voran – die Konkurrenz, das geistige Vorbild in vielem auszuschalten, die Träger des Glaubens, aus welchem die Christen den ihren gezimmert, samt und sonders mit Feuer, Schwert und Gas auszumerzen.

Und die Leopoldine Wally, die Bauerntochter, die nur fünf Klassen einer Landvolksschule besucht, die nie etwas gehört über die lange Vorgeschichte des großen Mords bis Heinz sie ein wenig aufgeklärt mit seiner Mittelschulbildung, weiß ihre Mitmenschen, ihre Mitdeutschen, Mitösterreicher treffend zu definieren.

»Nix g'wußt, nix dazug'lernt, nix hören, nix sehen – aber viel sagen...«

Damit gibt Poldi ihre Version dessen wieder, was ihr die Gnädige einmal erklärt hat beim Abstauben der drei Affen auf des verstorbenen Hausherrn Schreibtisch.

Am eindringlichsten aber veranschaulicht Dr. Liebmann dem Peter das Phänomen beim nächsten Caféhaustreffen.

»... kannst du bitte nicht urteilen ohne in der europäischen Geschichte weit zurückzugehen.

Nachdem so um Tausend, als deine Vorfahren aus Spanien nach Deutschland gewandert, die christlich-mosaische Welt noch einigermaßen in Ordnung war, begann die – von Rom gesteuerte – Hetze: erster Gipfel die Kreuzzüge, und die Herrn Ritter aus England, Frankreich und unserer, nun so großen, Heimat hatten's ja nicht nur auf den Islam abgeseh'n..., und wie dann 500 Jahr' später der Protestantismus aufkam und der oberste der Ketzer auch scharf Stellung bezog gegen uns're ›Rasse‹, war die Richtung im großen und ganzen festgelegt für die nächsten 500 Jahre. Und die geh'n jetzt irgendwie ihrem Ende zu.

Simp'l gesprochen: wie schiebt man alle Schuld – am Selbstversagen, an Naturkatastrophen, an Mißständen in den verschiedenen Landen, an der – doch beabsichtigten – permanenten Fehlerziehung seiner Kinder auf einen Andern, der das Pech hat zu denen zu gehören, die damals Kreuz wie Himmelfahrt ihres Volksgenossen eben anders geseh'n haben als das Häuflein auch-Volksgenossen, die aus den unterschiedlichsten Motiven heraus – Haß auf die römischen Besatzer, Haß auf die privilegierte Judenschicht, Haß auf den Haß der Umwelt – zur friedvollen Basisgruppe wurde, die den Heilandsglauben des Alten Testaments mit jenem Josefsohn erfüllt sah und seine Mutter zur – von Gott ›erkannten‹ – Jungfrau gemacht.

Und aus dem Haßgegner ist dann im Lauf der Zeiten wieder ein Hassender geworden, der's bis zu den ungezählten Morden seiner ›heiligen‹ Inquisition trieb, der bald zum Rassisten wurde und so die Untaten an den Negern und Indianern zu entschuldigen, gar zu rechtfertigen wußte vor der Welt, und der sich am Ende – folgerichtig einigermaßen – auf uns konzentrierte, die wir aufgrund mannigfaltiger Vorteile wie des Lesen- und Schreibenkönnens, des religiös-kritisch-politischen Denkens, des nicht-Kastendenkens wie gewisser gepflegter Begabungen ihm nicht nur den Rang streitig zu machen begannen sondern ihn schließlich überflügelten, ihn in vielen Disziplinen schlugen – selbst beim Sieg der ›Untermenschen‹ in der Naziolympiade vor acht Jahren.

Eifersucht, Neid, eine gehörige Portion angelernter Dummheit gepaart mit nichtüberwundenem Barbarentum wie auch Glaubensbedingter Überheblichkeit – wiederum von den diversen Kirchen noch geschürt.»

Noch weiß Dr. Liebmann nicht, daß nun sein einziges Kind auch da gelandet, wo jene Untermenschen ihrem Tod entgegenvegetierten – ein Orkus, den er sich auch gar nicht auszumalen imstande. Der Kontakt zu Gertie abgerissen seit die Schnitzers weitertransportiert aus Theresienstadt (die Zeiten, da man noch ab und an Nachricht erhalten von den Ostverschickten wie beim ersten Transport aus Wien nach Lublin längst verflossen).

Und in einem Vorort dieser polnischen Stadt, in Majdan haben sie dann eine Hölle installiert, der kaum einer entkommen soll. Im Volksmund nur »*Majdanek*« genannt.

Die Red Cross-Nachricht von Samuels Gefangennahme und die Gefallenenanzeige Mats trafen weniges nacheinander in New York ein.

Der Effekt aber, den diese bei der Colder- und der Snyderfamilie wie bei Ira hervorgerufen, ist ein kraß differenzierter. Während Goldy Gott doch dankt, daß ihr Sam den Abschluß gesund überlebte, als PoW nicht mehr so direkt in Gefahr schwebt, brach die Betty zusammen. Verständlich wohl bei einer Mutter, die den einzigen Sohn einbüßt, *husband* Jerry aber blickt tiefer in die Seele der Seinen. Für ihn als Psychiater baut die Frau sich nun ihre Scheinwelt auf als vom Schicksal Geschlagene: nicht nur den Mann, den Kindesvater (an die Andere) verloren, jetzt auch noch den Sohn – wohingegen die »*Andere*«, Konkurrentin um das »*Glück*«, den Mann, triumphieren kann. Deren Kind ohne Kratzer davongekommen.

Und während doch Ira, der Vater, der alte Israel Epstein aus dem fernen Rußland trauert um Matthew, sein einzig Blut, erkrankt der Mutter Seele so tief, daß ihr Doc Snyder sich vom *service* als Armeepsychiater in Washington beurlauben läßt, sich allein seiner wichtigsten Patientin zu widmen.

Izzi's Lebensgefährtin Tochter, die Relly hat sich (sehr zum Leidwesen ihrer *Mom*, die wenigstens eins ihrer Kinder gern um sich hätte gewußt) mit ihrer Band zur Truppenbetreuung nach Europa verschiffen lassen, nach England vorerst. Sie lebt (ebenso zum Verdruß von Goldy) unverheiratet mit einem *saxplayer* zusammen, den sie ihrer *family* nochnichteinmal vorgestellt. Fünfundzwanzig ist die *young lady*³¹ geworden im letzten Sommer – in dem Alter tun auch die *girls* aus jüdisch-italienischen Häusern in Amerika, was sie wollen.

Onkel Ed ist noch immer in Los Alamos, Ronald wird 3, Mummy Barbra weiter wohlauf.

Vier Tage nach Explosion der Bombe, die der Oberst von Stauffenberg in seiner Aktentasche unter dem Lagebesprechungstisch des Führer-Hauptquartier »Wolfsschanze« deponiert hatte und der der große Adolf wie durch ein Wunder fast unverletzt entronnen (umso fanatischer beruft er sich nun auf jene Vorsehung), befreien die Russen Majdanek. Das heißt: sie befreien die wenigen überlebt habenden Insassen dieses Konzentrationslagers der Deutschen.

Auf die zweite Nachricht hat Ljuba sehnsüchtig schon seit der Bugüberschreitung des Iwan gewartet – die erste Meldung macht Witwe Manasse nachdenklich. Nicht, daß sie die Tat des deutschen Offiziers schmälern wollte, aber – so fragt die polnische Untergrundkämpferin – warum hat er das Ding nicht höchstpersönlich seinem Kriegsherrn vor die Füße geworfen wie sie's getan mit der kleinen Höllenmaschine, die die beiden ~~W~~-Mörder in Warschau tötete? Was war's, daß Stauffenberg, der gewiß untad'lige alles daransetzte, vor Zündung des Sprengsatzes die Wolfsschanze zu verlassen?

Dies fragen sich Millionen in aller Welt – doch seine innersten Ressentiments in der Sache sollen nie vollends offenbar werden. Wähnte der Oberst sich zu wichtig im neuen Deutschland, das entstehen sollte *post mortem* Hitler?³² Ein neues Deutschland, angeführt vorerst durch ihn wie etliche höchster, einst ihrem Führer treu ergeb'ner Militärs . . .

Was für ein Deutschland sollte dies werden?

Diese Frage wird in Zukunft fast tabu sein den Deutschen selber – Ljuba mag freier Denken. Sollten dieses Deutschland nicht auch Nazigeegner mitdirigieren wie jener Emphatischantisemit Hoepner, den sie nach dem Attentat auf einen Fleischerhaken hängen in Berlin, wie sie und Pawel es getan mit dem Judenfeind, dem Polenpolizisten im Ghetto.

Sollten vielleicht auch Herren mit dabeisein wie die Mansteins und Reichenaus, die von »Sühne« gesprochen des »jüdischen Untermenschentums«?

Und die Mehrheit der übrigen Oppositionellen dieser Kreise? Sind's etwa Schafe geworden die Kriegswölfe, die Polen, Norweger, Dänen, Holländer, Belgier, Franzosen, Griechen – und dann und wann auch Juden jagten? Die kaum im Sinn haben, im neuen Deutschland ein System des Antimilitarismus, der Toleranz aufzurichten.

Pauschal will Ljuba nicht urteilen in solch brisantem Fall – solch Voreingenommenheit, solch emotionelles Denken ist der Christin fremd; doch muß nicht Argwohn aufkommen im wahren Faschistenwiderständler bei Erwägung all der Fakten?

Ähnlich befindet Jean-Luc in Paris.

Der Cohèn spricht nun schon perfekt deutsch, Generalsjargon, geht im Hôtel Meurisse, dem Deutschen Hauptquartier ein und aus – steht so in direktem Kontakt zu jenen antinazistischen Besatzersoldaten, insbesond're den Offizieren des Stabs. Und diese (voran die Luftwaffenangehörigen) desavouieren immer offener den Mann, auf den sie den Eid geschworen, als »Gefreiten, Gimpel, Kriegsdilettanten« – gar als »Irren«. Was nicht wenigen unter ihnen nach jenem 20. Juli arge Kalamitäten erbringt. Bis zu Verhaftung und Fallbeil.

Marc aber sieht (wie Cousine Ljuba im Osten) klar, daß der Großteil dieser Herren zwar den höchsten Befehlshaber lossein möchte, doch aber kaum demokratische (und am Ende gar noch weißjüdische) Zustände wiederzukreieren im Sinne hat, wie sie vor 33 im Deutschen Reich bestanden.

Wie die Alliierten West und Ost sich ein neues Deutschland, ein neues Mitteleuropa politisch vorstellen, ist in diesen, vom Blute einhundertsiebzig (am Juli-Attentat so oder so beteiligt gewesener) Männer getränkten, Sommerwochen (weitere 7000 Verhaftungen erfolgten) auch nicht recht erkennbar. Vorerst findet da und dort die Vertreibung statt der Okkupanten, vorerst sind die Vorzeichen leicht verwirrend, die Umstände zum Beispiel, unter denen Jean-Luc seine La France sich wie Phönix aus ihrer Asche erheben sieht. Hat sich da in England ein hochgewachsener, französischer Exiloffizier als quasi *selfmade*-Heerführer profiliert.

»*Warum ist Monsieur nicht längst wie so viele seiner Compatrioten über Heimatboden abgesprungen, en fait³³ die Besatzer zu konfrontieren??*« ärgern Marcs Resistancefreunde sich. »*Dünkt er sich so unentbehrlich auf Erden wie sein teutonischer Offizierskamerad Stauffenberg??*«

Die Soldaten, die nun auf Paris vorstoßen, sind auch weniger seine, mehr Amis und Tommies.

Der Maquis hat in der allgemeinen Aufbruch- wie Absetzstimmung der Nazis alle Hände voll zu tun, vor denen zu retten, was noch zu retten, die verbrecherischsten Elemente unter ihnen zu liquidieren. Später muß man seine Wut auslassen an Kollaborantenhuren, die aus dem oder dem Grunde mit den Bòches in die Betten (oder ins Stroh) gegangen. Ein mittelalterliches Haarescheren setzt ein zwischen Brest und Strasbourg.

Siegerrückzug in die Heimat.

Die Herren bringen noch rasch ein wenig Gold wie anderes transportables (des Transportieren wert) Diebsgut in Sicherheit, sprich: ins Reich. Nicht wenige auch lenken ihre Schritte Richtung Ostmark (das wieder einmal *felix Austria* soll doch gemäß Roosevelts und Churchills Willen nicht niedergekämpft sondern befreit werden – Genosse Josef denkt ein wenig anders über das Donauland, da ein Gutteil der Nazimörder beheimatet). Alle kriegen vom SD die Warnung mit auf den Weg vor Maquistrupps, die die Fluchtstraßen im Auge haben.

»Oberstleutnant v. Werner« steht in dieser Aktion in Kontakt zu einem Ranggenossen, der sich »Colonel Berger« nennt. Wie Marc ist dies ein Deckname – der Mann heißt André Malraux.

Zur Konfuslage im Lande wird dann im besonderen ein (bereits ohnmächtiger, doch explosiver) Wutausbruch des Führers beitragen:

»Paris ist in ein Trümmerfeld zu verwandeln!«

Des Despoten Statthalter an der Seine aber, General v. Koltitz zieht nicht mit in dieser Order des Wahnsinns. Frankreichs Metropole wird nahezu unversehrt in Alliiertenhand fallen.

In jenen Tagen, in denen auch das Auffanglager Drancy nahe Jean-Lucs Vaterstadt befreit wird, wo immer noch jüdische Bürger auf ihren Auschwitztransport warteten, hat sich bei Ramilly – nordwestlich von Troyes an der Ausfallstraße Chaumont-Basel, da die Herren Davonläufer gern den Rhein überschreiten, die Schweizer Grenze lang nach Tirol zu ziehen (wo sich ein gewaltiges Naziversteck aufbaut), ein Résistancekommando eingekerkert, das sich als deutsche Feldpolizeistreife unübertreffbar getarnt: zwei Bauernbullen aus Esternay spielen die »Kettenhunde«, ein MP-bewaffneter Oberfeldwebel (waschechter Metzger, so perfekt deutschredend) und ein einarmiger Luftwaffenoffizier (die halbjüdische Brust voll der NS-Orden) ergänzen das Quartett. Drei WH-Lkw's hat man bereits gestellt, wertvolle Konterbande sichergestellt, hat die Insassen (mehr als erstaunt, aus den Mündern von Landsern französische Flüche zu vernehmen) die Knarre im Anschlag gezwungen auszusteigen – im Hintergrund lauernerde Maquiszivilisten haben die dann nach Vitry gebracht, das längst vom Widerstand kontrolliert.

Wir schreiben den einundzwanzigsten Aôut³⁴ von 1944, eine Nacht noch bis zum Einmarsch der Befreier in Paris. Die letzten der Hitlerschen Nachzügler sind auf der Reise. Ausgeharrt bis zum definitiven Moment, den Endsieg im Herzen, auf eine Art Wunder gewartet wie Himmlers West-Sonderfrieden. Oder dem Koltitz das Handwerk zu legen, den Führerbefehl doch auszuführen.

Die Abenddämmerung im Hereinbrechen rollt ein unauffälliger Citroen mit vier unauffälligen Zivilisten Richtung Haute Saône, Richtung Rheinfähre bei Huningen. 10 km hinter Ramilly nimmt der Pkw die S-Kurve, als der Fahrer hart auf die Bremse treten muß. Geschickt hat sich an dieser unübersichtlichen Stelle die Maquisfalle aufgebaut. Da müssen die Fahrzeuge drosseln auf 20, herunter-schalten.

»Halt!«

Einer im Fonds will wissen: »Was hat denn ein Oberst des Dicken³⁵ bei den Kettenhunden zu schaffen?«, da reicht sein Kollege vorn am Beifahrersitz mit einem unwirschen »Heil Hitler« dem Feldwebel den Marschbefehl.

»Aussteigen!« kommandiert der einarmige Offizier – in dem Moment schießt's dem Argwöhner des Deserteurquartetts durch den Kopf: »Der armamputierte französische V-Mann!«, die Knechte aber haben die Kerle bereits aus dem Wagen gezerrt.

»Fouiller!«³⁶

Marc blickt dem, der hinten gesessen, scharf ins Gesicht. Ist das nicht der *sallop*³⁷, der Judenmörder vom SD-Paris? Der Mann muß seine Jacke ausziehen, einer der »Hunde« filzt ihn, reißt ihm den Hemdsärmel hoch: die Tätowierung der SS.

Kurzen Prozeß will der Esternayer machen mit dem Schwein, Cohen jedoch hindert ihn dran: vielleicht ist dieser Mensch wirklich der Kurt Lischka, das werden die in Vitry rasch rauskriegen.

Jetzt zieht auch der Zweite aus dem Fond sein Sakko aus. Was ist los mit dem, denkt Jean-Luc – keiner hat ihm das befohlen?! Da ist's schon zu spät. Beim Schlüpfen aus dem Ärmel macht der Deutsche eine halbe Drehung, zaubert eine Eierhandgranate hervor, und der aus Metz mit seiner Maschinenpistole ist einen Herzschlag zu langsam. Das Ding rollt direkt zwischen die Stiefel des als Fliegeroffizier Verkleideten.

Schleudert der deutsche MG-Schütze bei der Kapelle am Yperner Hügel das todbringende Instrument zurück zu ihm, dem Corporal des ersten Weltkriegs?

Die Maquismänner werden die Minute später spannend schildern:

Vorn am Kühler des Citroen die beiden Bauernburschen mit ihrem Halbmond um den Hals, auf der rechten Seite Marc und der Metzger. Der hält mit seiner MP den gefaßten SSler, den der neben dem Fahrer saß wie jenen in Schach. Als der vierte der Deutschen die Handgranate entsichert und über das Autodach zu Jean-Luc geworfen, springen seine Kameraden (wohl vorbereitet auf solch Manöver) in den Chausseegraben, der Metzger wendet sich unwillkürlich zu den vermeintlich fliehen wollenden, in dem Moment sieht auch er das Ei. Doch eh' er noch den Finger krumm machen kann, hat der Cohèn in Reflexbewegung linkshändig die Pistole gezogen. Sein Schuß trifft den Bombenwerfer in jener Zehntelsekunde, da das Ding unter ihm explodiert.

Des Metzgers drauffolgende Garbe mähte die andern drei Nazis nieder. Er war fünf Schritt entfernt gestanden von der Granate, warf sich im Feuern zu Boden – so traf ihn lediglich ein Splitter in der Schulter.

Die beiden »Feldpolizisten« haben Schutz gesucht hinterm offenen Wagenschlag, blieben unverletzt.

Ljuba Manasse, die den Massen-, Einzelmord überleben soll, wird die eigentümliche Duplizität der Ereignisse aufzeichnen vom Dahingehen ihres Jan und seines französischen Cousins und Mitstreiters wider den Faschismus: 5 Minuten vor 12. Sie wird sich auch Gedanken machen über das Schicksal Jean-Lucs – durch relative Meidung des anderen Geschlechts seit jener Yasmine Tod seine schwersten Jahre durchstanden ohne die Gefahr des Zutun einer Frau (wie leider bei so vielen Widerstandskämpfern geschehen...) sich verraten zu sehen, um dann doch in vorderster Front zu fallen.

Mit diesem Ereignis ist der Zweig jener Cohenlinie, die einst aus Polen nach Stettin zog und von Preußen, von Berlin nach Paris – der Trieb des unvergeß'nen Großvaters des Toten, des Barnawe, des Barny, der ein »Bernard« wurde, ausgestorben.



Wie fast ein Viertel der durch Kriegseinwirkung zu Tode kommenden Menschen erst ab jetzt – Sommer 44 – zu registrieren (egal *wer* an die Macht gekommen wäre in Deutschland so der Juliputsch von Erfolg gekrönt – die Kampfhandlungen dürften wohl eingestellt worden sein), sollen die Monate bis zum folgenden Frühling auch die Zahl der in den Nazi-Konzentrationslagern Ermordeten jäh ansteigen lassen. *Summa summarum* hätten vielleicht 10 Millionen Erdenbürger weitergelebt, vom Tode errettet werden können per Ausschaltung Hitlers wie einer Handvoll seiner militärischen Berater.

Ein Tag nach Befreiung des KL Lublin wurde (500 km nördlich) das Ghetto von Kowno, der Hauptstadt Litauens ›evakuiert‹, die Woche drauf an die 30000 Juden aus KZs östlich der Weichsel rückdeportiert ins Reich (der Großteil wird verschollen bleiben). Ein Monat später: Vernichtung des Lodzer Wohnbezirk, da Jan damals im Ältestenrat gewesen – und keine 200 Meilen von Majdan entfernt rauchen wie bisher die Schornsteine bei Oświęcim.

Als in der zweiten Oktoberwoche dann die Rote Armee Ostpreußen erreicht, macht Ingeborg Kern sich fluchtfertig. Im August ist RAD-Gebietsführerin Karolin ein paar Tage zu Hause gewesen, da hat man sich abgesprochen: wenn der Iwan anrückt, wollen Mutter und Tochter Richtung Ami ziehn. Mit ihnen Zehntausende aus jenen Regionen. Schwerbelastete, Mitnascher am Völkermordkuchen, unzählbare Bolschewistenfürchter, einfache Angsthäber.

Vierzehn Tage nach dem Fall von Paris erleben auch die Besetzer der Niederlande ihr Herrenende. Zuerst ist Belgien dran, dann der Süden Hollands.

Marjan van Kaan kann nun wirklich hoffen.

Im Raum Wien hoffen Else und Sohn Peter, die Wollaks aus der Landauer Linie und mit ihnen die Liebmanns und ein paar tausend Mischehen, ebensoviel Mischlinge wie Gemeinschaftswohnungsgenosse Pecht, wie hunderttausend Nichtnazis, Exnazis wie der Kramer Heinz, seine Poldi und andere echte Judenfreunde; daneben

bangen 5 Millionen Ostmärker: die »Ja«-Wähler vom April 38, die Sympathisanten der Israel- und Saraverschleppung, die Weihwasserfaschisten, die Heerschar der Opportunisten (die Hälfte etwa all derer hofft in westlicheren Gefilden auf die Gnade der, dort anrückenden, Amerikaner und Engländer) – am 13. September überschreiten Sowjetverbände die Ostgrenze der Slowakei, stoßen auf Prag und Budapest vor.

Anläßlich jener Bedrohung der engsten Heimat beschließt die Wiener Gauleitung, nun auch jene ›Wehrunwürdigen‹ aufzubieten und sie an den (greifbar nahen) tschechisch-ungarischen Grenzen Schanzen graben zu lassen. Vielleicht ahnt man obrigkeitlicherseits, daß die russischen Panzer über diese hinwegrollen werden wie über Dachsbauten, doch es gilt, die bisher verschonten (seit Beginn des Rußlandfeldzugs verschonten) Halb- und Dreiviertelarier, die »*verdammten Mischlingsjuden*« noch in letzter Minute ins Feuer zu schicken.

In der Tandelmarktgasse Nummer 1 hat sich nach dem Verschwinden von Mutter und Sohn Wollak dies begeben:

Als – pünktlich 2 Wochen folgend auf Peters Krankschreibung – Chef Waldreich in Enzersdorf Meldung gemacht beim zuständigen Arbeitsamt, haben die dem Dienstverpflichteten eine Aufforderungskarte geschickt, sich beim Amtsarzt einzufinden, die Pechts wußten nicht recht was mit der Ladung tun, da ergriff wieder Frau Gisa von der Putzerei die Initiative. In Vertretung der alten Hausmeisterin, die seit geraumer Zeit schon nach einer Operation im Krankenhaus, war ihr klar, daß – da Frau Wollak und Peter doch untergetaucht – man mit List vorgehen mußte: so hat sie die Karte mutig zurückgehen lassen (versehen mit der Hauswartstampiglie): »Seit dem Luftangriff vom 19. April 43 vermißt.«

Da hat's seine Zeit gedauert bis die Polizeiliche Meldestelle sich eingeschaltet, bei der zwischenzeitlich auch eine Anfrage vorlag der Großwäscherei am Plachetta-Platz hinsichtlich »Else Sara Wollak³⁸, wohnhaft da und da – so ist Lisa frech hin und hat ganz einfach Abhängigkeitsanzeige erstattet. Und weil's in Wien bereits tausende Bombentote wie nach Fliegerangriffen Unauffindbare gibt, hat man dort den Fall zu den Akten gelegt ohne gar die »Zentralstelle« verständigen zu wollen.

Es besteht auch keine Vorschrift, leergewordene Privilegiertenräume in der Prinz Eugen-Straße anzugeben (die der weggeschleppten ›Normaljuden‹ hat man da schon im Griff, bringt in ihnen Ausgebombte unter); so ist der Fall weiter nicht ruchbar geworden. Die Ämter, die österreichischen arbeiten auch als ostmärkische nicht im Eiltempo – die Sache ruht. Dazu fehlt's längst an geeigneten Kräften, derartige Vorkommnisse von amtswegen zu überprüfen. So sind jetzt (Oktober 44) in besagtem Haus zwei Ladungen bei der Post gewesen vom Wehrkreiskommando am Stubenring »Zwecks **Gestellung zur zivilen Verwendung – n. z. V.**« – grad wie's in den Wehrpässen der Mischlinge vermerkt. Eine für Alfred Pecht, eine für Peter Wollak. Weitere männliche Mieter semitischer Herkunft gibt's da lang nicht mehr.

Da ist abermals die Reinigungsdame tätig geworden. Wußte sie doch, daß Peter alle Wochen anruft, sich bei Freddy zu erkundigen nach dem Stand der Dinge – und so hat sie ihm bestellen lassen, den Wisch für ihn bei sich zu haben und nichts voreiliges in dem Fall zu unternehmen. Peter hat sich dann mit Gisa in jenem Café Neustift getroffen, wo er auch schon mit Dr. Liebmann konspirierte, und sie gab ihm die Einberufungskarte, erzählte auch, daß die Vermißtenmeldung ihn und Mamma Else betreffend (auch sie weiß – zu ihrem und Pfarrer Fijals Schutz – nichts über deren genauen Aufenthalt) praktisch im Sand verlaufen sei. Routinemäßig wär' einmal Einer von der Bezirksmeldestelle bei ihr gewesen deshalb – als sie dem aber erklärte – daß die Wollaks nicht wieder aufgetaucht wären und was von »Haas-Haus«³⁹ gemurmelt, weiter nichts mehr gehört.

Aus dieser, an ein »U-Boot« adressierten, Ladung zur allerletzten Feindabwehr macht der österreichische Wehrmachtswiderstand eine Art Agentenaktion: Wollak wird von Major Szokoll als richtiger Spion eingesetzt. Die Gelegenheit dürfe nicht vertan werden, beschließt man – derart findet Peter sich (unter richtigem Namen diesmal – hat ja seinen Wehrpaß behalten bei der Razzia damals, nur die Kennkarte wurde ihm abgenommen) mit Pecht am befohlenen Treff ein, dem Vorortebahnhof Floridsdorf. Da trifft er eine stattliche Zahl seines Standes – auch jener Cellist aus dem Horakkonservatorium ist dabei, der seine Flucht gedeckt.

Szokoll hat seinem Nachrichtenmann die strikte Order erteilt, sich sofort abzusetzen, wenngar der Schanzertrupp durch ~~44~~ in Empfang genommen würde (solch Wagnis, als Untergetauchter kurz vor dem Finale noch in Kollision zu geraten mit den Schwarzen, sei die Sache nicht wert). Die Armee (an die 250 Mann) wird jedoch (kaum unfreundlich) von einem Dutzend jener Goldfasane vergattert; »Politische Leiter« der Jahrgänge weit vor der Jahrhundertwende.

Auf der Reise Südost erfährt Peter dann auch alles über die Lanzendorffaffäre und kann dem jungen Musiker danken für sein mutiges Auftreten.

Das Bataillon landet in einem kleinen, grenznahen Ort des Burgenlands – in Deutsch-Schützen, und beginnt die Erde aufzuwühlen.

Keine Woche benötigt der junge Wollak herauszubekommen, wie der Befehl der Gauleitung Wien-Niederdonau lautet an die Fasane: »Schanzenausheben bis die Russen bei Budapest stehen (andere Abteilungen hat man nördlicher in Marsch gebracht, in den Raum Deutsch-Altenburg, dort heißt es Pressburg) – dann das Halbjudengesindel weiter nach vorn. Als Kugelfang praktisch, den sowjetischen Schützen zum Fraße.

Und weil man nun nicht weiß, ob Post nach Wien hinein abgefangen und gelesen würde, findet Peter einen einfachen Trick, sich mit Oberleutnant v. Maasburg, Szokolls Kontakter, der im Luftwaffenamt Korneuburg residiert, zu verständigen: Abends, nach Schichtende, genehmigen Schanzensklaven und Braunbewacher sich gemeinsam ein Bierchen im Gasthof Maass, der auch die Verpflegung stellt für das Spatenheer, und der fesche Wollak lacht sich einfach die Wirtstochter an. Da schleust die dralle Dirn (wenn die Mamma fortschaut – den Pappa ham's zum Volkssturm g'holt, nach dem Süden, daß der Tito nicht am End' übersetz' auf ostmärkisches Terrain!) den Peter hinauf in die Wohnung und läßt sich persönlich durch die Traudl, was ihre Busenfreundin und Nachtdienst macht beim Fernmeldeamt Steinamanger, mit der angegebenen Nummer verbinden.

Nicht den geringsten Verdacht hegt Ella Maass, wenn Peterle dann seinem »Onkel Nikki« (Nicolaus heißt der Maasburg und nimmt die Telefonate zuhause entgegen) schildert wie's ihm so geht und wo's später hingehn soll und was es mit der Buddelei auf sich hat. Umsomehr als der (wieder) Blonde dabei linkshändig mit der Kompaktexjungfrau schäkert und ihr (mit halbjudischem Charme) den Kopf verdreht.

Darüber hinaus verhalten sich die NS-Aufpasser immer humaner ihren Kontrahenten gegenüber je näher der Feind heranrückt. Einer unter ihnen, ein gewisser Wolansky, »Randböhme«, einfacher Mensch, Fünfziger, wie der Kramer nach dem ersten Weltkrieg in antisemitische Kreise geraten, die Familie auch danach (den ganzen Lebenslauf schildert der PG), nach 38 der Partei beigetreten, jetzt eben als Mischlingsbewacher abkommandiert, biedert sich richtig an dem »Kameraden Wollak«:

»Das müßt's aber scho' zugeb'n einmal . . . daß ich Euch anständig behandelt hab'!«

Heut' nennt man das »Rückversicherer« – später wird es »Persilscheinaspirant« heißen.

Und der Landauenkel, der Sohn einer jüdischen Mutter, den sie vom Juden (nach alten Gesetzen) zum Mischling befördert, denkt an Onkel Heinz' so wahren Spruch von den Millionen, die »das alles« erst möglich gemacht.



Die Familie zählt die Monate, die Wochen, Tage. Das Ende vom Schrecken naht.

Man zählt Oktoberbeginn, das Jahr: 1944.

Im Sommer hatte Stine einen geheimnisvollen Gast in ihrer Berliner Fremdenpension. Den Hotelmeldeschein ausgefüllt mit Lech Ptakauer, seinen deutschen Reisepaß vorgewiesen – Heimatort: Kattowitz, harte Aussprache der Mann (ganz offenbar Slawe). Bei der Begrüßung was geredet von »*Bekannten*«, die ihn »*herempfohlen* –«, und daß der Gute kaum so zufällig in die Leibnitzstraße gefunden, das war ihr sofort klar. Was aber wollte der Mensch? Also ließ die Herbergsmutter sich (bestens gespielt) ein wenig aushorchen, brachte ein paar polnische Brocken ins Gespräch (ihr noch aus der Kinderzeit in Briesenitz⁴⁰ geläufig), man faßte Vertrauen zueinander, und am dritten Tag dann nach seiner Ankunft offenbarte Pan Ptakauer sich der Kristine Marhold.

Kontaktmann einer, eminent gut getarnten, Widerstandsgruppe (alles Volksdeutsche, sonst doch bekannt als Judenfresser, Nazikollaborateure), mit Auftrag in der Reichshauptstadt, den er nicht näher erläuterte – aber eine Eröffnung machte er zu Stines übergroßer Freude. Die 20000 Mark – damals ihr durch eine Frau aus Mahlsdorf überbracht (hatte keinen Namen genannt, lediglich gesagt, sie stammten aus dem »*Verkauf eines Einkaräters*«) – wären (über deren Anraten weitergeleitet auf ein Bankkonto in Gleiwitz) in die rechten Hände gelangt.

Arny!!

Hatte schon was geahnt – als Lech jedoch berichtete, daß man den Deportierten tatsächlich aufgespürt, brach Stine in Tränen aus. Ihr Junge lebt.

Am Ende hat der Besucher ihr die ganze Geschichte erzählt.

Als seine Gruppe das Geld erhielt und ihre Drähte spielen ließ via Pileckifreunde nach Auschwitz, wohin (und das wußte man) die letzten jüdischen Männer aus den im Reich geleg'nen Konzentrationslagern verschubt worden waren, eruierte man über 84 425 (neue Nummer jetzt) folgendes: nicht nur die Außergewöhnlichkeit, daß er an der Rampe aus der Reihe der von Mengele zu Selektierenden geholt wurde sondern auch einiges in der Registratur deutete darauf hin, daß sich jemand (jemand auf der »*anderen*« Seite) für ihn verwendet hatte oder noch verwendet. Denn unter: »Arnold Kern, geb. 9. 2. 1899 zu Stettin, Vater Manfred, von 14–18 Frontoffizier« stand – handschriftlich – zu lesen: »*Nach Angaben aus dem KL Dachau Jüdischer Mischling.*«

Und was dies bedeutet, darüber klärt der aus Ptakau jetzt Frau Marhold auf.

Seit einigen Monaten – präzise seit Durchführungsrapporten der btr. Lagerkommandanten an das RSHA, Berlin in Sachen »**Endbehandlung von Juden**« besteht eine Order, Mischlinge I und II nicht mehr jener Prozedur (sprich Vergasung) zuzuführen. Grund: es hatten sich Eingaben, Beschwerden aus hohen, gar höchsten NS-Kreisen gemehrt, nach denen (wie im Einzelnen ausgeführt), aus diesem wie jenem Grunde verhaftete und in polnische KZs verschubte Töchter – und vor allem Söhne einflußreicher Familien (Familien nichtarischer Verbindung) derart zu Tode gebracht. Söhne mitunter, die bis 41 gedient und nicht selten bis zum Offiziersrang aufgestiegen waren.

Jene 20 000 hat man dann dem Monowitz-Komitee übergeben, das (wie in solchen Fällen üblich) aus ebendiesen »*Spenden*« eine Art Häftlingsbetreuung unterhält, nicht auf die Person gerichtet, doch aber den Genannten natürlich einbezogen. Da kann Lech der Stine sagen, daß Arny in seiner Sortiertätigkeit vorderhand sicher ist, daß ihm auch Nachricht zukam, wer sich (parallel zum Erlös des in München verscheuerten Edelsteins) für ihn verwendet.

Wer der geheimnisvolle Protektor auf ~~SS~~-Seite, der die (unwahren doch lebenserhaltenden) Angaben in Kerns Dossier eingeschmuggelt, läßt sich nur ahnen: Sebastian Stinghuber.

Und daß dieser Mann, der wohl auf seine Art Sühne getrieben für das alles, woran er mitgewerkt, mitgefrevelt, den Tod gefunden vor dem Feind, wo so viele seiner schwarzen und schwarzgrauen Kameraden, die keine Reue empfinden (und auch in Zukunft keine empfinden werden), überleben sollen, liegt wohl an der schöpferischen Ungerechtigkeit, die besteht seit ER diese Welt mit Menschen bevölkert.

Eh' aber noch der Winter hereinbricht, wird im befreiten Lublin der Prozeß beginnen gegen den Teil des Stabs des Vernichtungslagers von Majdan, der so unvorsichtig gewesen, vor Einnahme des Camps durch die Russen nicht längst das Weite gesucht zu haben.

Nicht wenige doch der Unmenschen, Menschenquäler, Mörder (Frauen unter ihnen!) sollen erst 35 Jahre danach ihren irdischen Richtern zugeführt werden: deutsche, demokratisch-»freie« Richter, die es zulassen werden, das Inferno überlebt habende Zeugen, jüdische Zeugen von den Anwälten der Verbrecher (Kapitalverbrecher wahrlich!) insultieren, diffamieren zu lassen.

Es muß Anfang September gewesen sein: Kanadawerker Kern in Auschwitz hat, über jenen Buna-Krankenreviermenschen, den Kierner ihm damals – vor seinem Abtransport aus Dachau – genannt (als IG Farben-Sklave zwar streng getrennt von den gewöhnlichen Lagerinsassen, doch aber Kontakt aufzunehmen in der Lage via den Seidlitz, den »Buchhalter«, der die Listen führt über das Material, welches den Eingelieferten abgenommen, welches die Gasgemordenen eben dem WHW⁴¹ vererbt), den Hinweis erhalten, daß die »Serafinskis« was bekommen hätten für ihn aus dem Reich, daß sie sich nun auch um ihn sorgten. Um dieselbe Zeit auch muß (wie dann vom Lagerwiderstand eruiert) die Überprüfung stattgefunden haben seiner Daten beim Magistrat-Stettin »Btr. die halbarische Abstammung des inkr. Arnold Kern, ev. A.B.« usw., und da hat sich (dies wird unser Arny erst viel später erfahren) etwas Todabwendendes ergeben: kein Eintrag, der auf Volljudenschaft der angegebenen

Person hindeutet, Vater zwar offensichtlich aus mosaischer Familie kommend, die vordem »Kohn« hieß, Mutter aber eine geborene Gentscher – nicht unbedingt Judename. Und weil dem befaßten Beamten die stadtbekannteste Firma »Leder Kern« ein Begriff und er wußte, daß die von der Arierin Frau Kern geführt, diese (ohne weiter Vornamen, Alter etc. auszuheben) für die Mutter des besagten Häftlings genommen.

Obendrein kam zu Arnys (fast schon notorischem) Glück (wer weiß – vielleicht war auch die verfehlte Teilnahme am Dachauer Ausbruch Teil der Strähne, vielleicht wär's ihm so ergangen wie den Brüdern Kämpfer...), daß er doch den Namen Israel nicht verpaßt bekommen, weil zum Zeitpunkt dieser Stigmatisierungen bereits im Lager und derartiger Amtskram bei KZ-Insassen ungebräuchlich. Auch der Tatbestand, daß er in Dachau ja in der politischen Baracke einsaß, als Homo geführt wurde (wie das Ergebnis einer Kurzuntersuchung eines ~~H~~-Arztes, der »nichtbeschnitten« konstatierte), schien mitgespielt zu haben.

Eine Woche weiter.

Trotz allen Sterbens ringsum (jetzt verbrennen sie die Leichenhaufen aus den Gaskammern schon unter freiem Himmel, weil's die Krematorien nicht mehr schaffen – Tag und Nacht stinkt's nach rauchigem Menschenfleisch im Lager) in Hochstimmung nach dem Monowitzer Kassiber, muß der deutsche Cohen eines Mittags zum Krankenrevier laufen, weil der Untersturmführer von Kanada, der Wespler sich in die Hand geschnitten an der zerbrochenen Linse eines Fernglases, das er für den privaten Gebrauch wollte beiseite-schaffen.

Dort trifft Kern die Gertie. »Onkel Arny!!«

Und da ist auch schon der Wienerin Lachen, dieses helle, realitäts-entrückte Lachen, von dem ihr Vater immer so geschwärmt.

Umarmung als der Kapo, der Wegenscheidt wegschaut (ist doch körperlicher Kontakt zwischen männlichen und weiblichen Häftlingen strengstens untersagt, bringt Bock ein), rasch zurück mit Pflaster und Mullbinde, den Wespler verarztet – kann es aber so einrichten, daß er abends nach Schichtende wieder zur Station gehen darf. Da hat Gertie ihm alles erzählt von Wien nach seiner Verhaftung, und Arny ihr die verpaßte Fluchtgelegenheit aus Dachau. Ohnehin schon Sensation für einen Auschwitzer, wenn er einen alten Bekannten wiedertrifft – noch dazu einen in einigermaßen guter Verfassung: kahlgeschoren zwar wie er die Liebmann aber nicht so verhungert wie die anderen Frauen und Mädchen. Und die gute Grete hat gar eine Ausnahmestellung im Lager (basierend auf ihren Kontakten): die schwarzen Locken noch dran darf sie alle Baracken aufsuchen (auch die der Männer – so ihren Pappa stets im Auge), immer am Laufenden (wie ihr Leo damals in Wien), weiß welche Gruppen zur »Entlausung« eingeteilt – die Mutter und Edith in ihrer nächsten Umgebung. Hat ein eigenes Schlafbrett zugeteilt bekommen, wo die Übrigen zu zweit, viert gar sechst sich in der Nacht zusammenkauern müssen, die Glieder nicht strecken können, trägt ordentliche Kleidung und einen richtigen Mantel dazu wenn es frostet – so taucht Frau Jesuelovich-Schnitzer auch bei Zugankünften auf an der Rampe⁴² (die Todgeweihten sollen meinen, daß das Leben »sauber« weiterginge, Aufruhr zu unterbinden), spielt Dolmetsch (ungarisch, deutsch, französisch, ein wenig jiddisch), bekümmert sich um die zu Schwerstarbeit amnestierten weiblichen Neueinlieferungen, die nicht auf die Lastwagen kommen⁴³ – ab und an muß sie auch einen Spezialauftrag ausführen für die Kommandantur, wenn die »frische Ware« sucht zu dem oder jenem Zweck. Inklusiv Lagerbordell – halblegal, die Chargin unter seinen Mördern rassenschänderisch zu bedienen. Höss Höchstderoselbst hält sich eine Mischlingsdame unter seinen Gefangenen als Mätresse, bekannt als »Nora«.⁴⁴

8. Oktober 1944

Die Stimmung unter einigen Sturmschärlern ist gereizter denn je. Hat sich was rumgesprochen bei den Häftlingen von einem geglückten Ausbruch in einem der Nebenlager.

Arny wühlt in den Effekten seiner, bereits getöteten oder erst noch auf Urteilstvollstreckung wartenden Leidensgenossen, als jener scharfe Hund, der Hauptscharführer Brauss Kanada seinen Besuch abstattet. Blafft beim Eintritt.

»Tempo, Tempo – Judenjünger!«

Also sortiert Kern wie ein Roboter, dann aber läßt der »Herr« seine Hundspeitsche auf den Tisch sausen, daß er automatisch hochspringt, Haltung annimmt.

»Persianer. Mittlere Größe. Ausgesuchtes Stück, bitt' ich mir aus.«

Nun lautet eine Verordnung der Lagerleitung, daß wertvolle oder Luxusgegenstände allein über Weisung des befaßten Offiziers (dem Arny erste Hilfe geleistet) und unter keinen Umständen ohne Ausfolgeschein der Kommandantenkanzlei des Kramer⁴⁵ herauszugeben sind. Insofern sogenannte Pretiosen (Zahngold, etc.) nicht bereits zuvor ausgesondert, von den Schwarzen abgezweigt. Denn diese Kostbarkeiten (hunderttausende Trauringe darunter) wird man wohl kaum der wohlthätigen Winterkollekte zuführen.

»Herr Hauptscharführer – – ich – – darf – –«

»Was darf ein Jud?? Um sein Leben winseln darf ein Jud!«

Damit drückt Brauss dem Sternträger den Knauf seiner Peitsche (immer noch des Stettiner Lieblingsamusement) an den Adamsapfel.

»Winsel Judenhund!«

Um den Sadisten in seiner Rage nicht noch zu steigern, und weil er wirklich bald keine Luft mehr kriegt, beginnt der Gepeinigte eben zu winseln. Nach wenigen Sekunden aber spürt Arny, daß er da wahrhaftig um sein Leben winselt. Das ist kein Theater mehr: die blonde Bestie zieht ihm den Unterkiefer immer höher mit dem Folterinstrument, sonst doch nur bestimmt, Vierbeinern Angst zu machen.

»Grrr – –« gurgelt der Häftling, das macht dem Brauss so richtig Spaß.

»Grrr machen die Täubchen – wie spricht der Hund?!«

Nur der Judenhund kriegt kein »Wau« mehr zustande, seinen Quäler zu erheitern. Während die anderen Sortiersklaven sich längst hinter ihren Brillenbergen und Prothesenhügeln verkrochen haben, sackt er mit einem weiteren Gurren weg. Den Kopf zur Seite

gebrochen, tiefes Schwarz vor Augen, glaubt Kern bereits erstickt zu sein. Doch seine Rettung heißt Wespler. Der ist nämlich (ohne daß er es wahrnehmen konnte in seiner Rolle als um-sein-Leben-Japsender) in die Baracke getreten, hat seinen Kollegen davon abgehalten, der wohlorganisierten Daseinsauslöschung im Lager ins Handwerk zu pfuschen.

»*Wos wüllscht'n von dem?*« fragt der »*Weschpler*«, der breite Tiroler Bauernlack'l den Brauss. Mit keinem Wort geht er auf den Privatmordversuch des Totenkopfbruders ein.

»*Een Mantel wollt' ick – aba die Ratte hat jeweigert!*«

Auch Brauss scheint seine Tat (eine unter tausenden in seinem KZ-Bewacherdasein) nicht weiter erwähnenswert.

»*Dann gibsch dem Herrn Scharführer hoilt sei' Paletot!*« empfiehlt der Leichenfledderdirektor.

»*Aber Herr Sturmführer – – –*« würgt Arny hervor, da er wieder Luft geschnappt »*– es geht doch um einen Pelzmantel!*«

Wespler jedoch hört das nicht mehr, ist weiter in die Nebenbaracke, dort eine Fuhre feinsten Frauenhaars zu ordern für Oldenburg, da sie aus dem Material (freilich ohne zu ahnen um seine Herkunft) die Füllungen machen von extraweichen Sofapölsterchen; zarter Hand bestickt mit

EIN GUTES GEWISSEN IST EIN SANFTES RUHEKISSEN

von lieben, deutschen Damen, das Mutterkreuz am Hals. Genau da, wo's den »*Volksfeind*« Kern grad eben erwischt hätt'.

Aber es soll noch schlimmer kommen.

Totenkopfherr Werner Brauss, der sich seit seinem unfreiwilligen Ausscheiden als Geschäftsführer der Cohen'schen Lederfirma immer tiefer in eine teils selbstbemitleidende, teils großenwahnsinnige Cholerikerrolle hineingesteigert (die typischen Merkmale eines Psychopathen), kreischt in (kaum eines Herrenrassenprimaten würdiger) hohler Hysterie.

» Was?! Ein jeiernder Jud, ein Lumpentier, ein Gaskammerkandidat wagt es, einen ~~44~~-Mann verpetzen??????

Meldung!«

Da springt Arny aus seinem fast-Erstickungszustand auf die Beine, krächzt seine, ihm eingebrannte Häftlingsnummer, worauf der Wütende vor ihm, der sich die Zahlenreihe in seiner hochgradigen Erregung gar nicht merken kann, brüllt:

»Name!«

»Arnold Kern!« steht sein Opfer wackelig vertikal – da geschieht seltsames. Wie von einem Zauberstab berührt wird aus dem schäumenden Sturmcharenfeldwebel ein bedachtsamdeutscher Beamter.

»Kern? Aus Stettin?«

»Zu Befehl, jawohl! Aber in Berlin aufgewachsen, verhaftet in Wien.«

»Soso. In Stettin geboren also. Vater?«

»Manfred. Gestorben.«

»Beruf des Vaters?«

»Lederwarenkaufmann.«

»Lederwarenkaufmann?«

»Jawoll. Lederwarenkaufmann.«

»Leder Kern? Gesellschaft mit beschränkter Haftung??«

»Jawoll.«

Wie bei Dr. Jeckyll und Mr. Hyde – nur in Sekundenschnelle – verwandelt des KZ-Aufsehers Menschenantlitz sich zurück zur Fratze. Arny hat keinen Atemzug Zeit, die neuerliche Bedrohung geistig aufzunehmen, als auch schon die Hundepeitsche auf ihn niedersaust.

»Ge – sell – schaft – mit – be – schränkter – Haftung!« dritscht der blutberauschte Brauss im Skandierrhythmus der Worte auf ihn ein.

»Le – der – wa – ren – Kern!«

Arny registriert des Satzes Sinn wie aus weiter Ferne. Die Gerte trifft ihn überall, scheint neunschwänzig wie die Katzen, die einst meuternden Matrosen auf den Schiffen der sieben Meere die Haut zerrissen bis auf die Knochen. Der Schmerz der Hiebe, kaum gemindert durch die dünne KZ-Kluft, läßt ihn in eine Art Koma fallen, nur sein Schrei, der nicht abreißen will, gelbt über kanadische Weiten.

Kierner -- Koppel -- Haßberg -- wo seid Ihr? Wer hilft mir? -- Stine -- das Fräulein hat mich ... Heiner!!

Wenn der Mensch in den Sekunden des Sterbens tatsächlich sein Leben nocheinmal durchlebt wie der Nahum Kohn damals, wie der Ignac Karolić, dürfte Arnold Kern kein Kandidat des Tods sein zu dieser Stunde. Er kann an nichts and'res denken als an die Pein, diese den Körper zerfleischende Pein, die urplötzlich aufhört da zu sein. Nicht aber die Ohnmacht erlöst ihn von des Sadisten Schlägen – es ist zum zweiten Male Wespler, der in seine Bresche springt. Hält mit mächtigem Bizeps die erhob'ne Hand des Brauss fest wie in einem Schraubstock, die Hand, mit welcher der jetzt auf den Kopf zielt seines Delinquenten mit dem Peitschenstiel, sagt ruhiger Stimme zu ihm:

»Derschlagch den do net weg'n an Mant'l, Kamerad ... der wird no braucht: ischt ein tückchtiger Arbeiter der Mann.«

Damit führt er den schwarzen Genossen, der wie ein Wilder brüllt: *»Den mach ick dot den Saujud'n!!«*, an die frische Luft, daß der sich a wen'g möcht' erhol'n von seinem Rapp'l, tritt zurück in die Baracke, stellt seinen Obersortierer wieder auf die Füße, schüttelt den Kopf.

»Wos tuascht denn niacht endli' den Schtern da runter vom Jackcherl...? Hascht denn kei' Nachricht net kriagt von der Amtsstub'n vonwegen Mischling und so?«

Da verliert der Cohen zum zweiten Male das Bewußtsein.

Wesplers Worte bedeuten für ihn doch soetwas wie die Begnadigung eines bereits unter die Guillotine Geschnallten. Zuviel für die Kraft eines Menschen, der sechs Jahre seines Lebens – das sind zweiundsiebzig marternde Monate, das sind zweitausendzweihundert Tage, zweitausendzweihundert Nächte seiner Freiheit beraubt,

unschuldig seiner Freiheit beraubt – nicht in einem Gefängnis oder Zuchthaus eine Strafe abzusitzen, sondern eine zu ›verbüßen‹, sein Leben lang zu verbüßen, die tausendmal ausgesprochen, tausendmal der Welt, der apathisch zuhörenden verkündet: JUDE SEIN.

Der Guß eines Eimer Wassers, den der Offizier seinem tüchtigen Arbeiter verordnet, bringt den wieder ins Leben zurück. Kann – Gottseidank – keine langen, dummen Fragen stellen nach der Ursache der Erklärung des ~~4~~lers, sich gar verreden, kann nur zitternder Hand das gelbe Sechseck von seinen Lumpen reißen, als Wespler ihn zum Revier beordert, wo er eben das Zeug geholt, ihn zu kurieren.

»*Laß dir'sch auswosch'n die Kratzer, Kern!*« sagte der, und der Kern schleppt sich blutend davon.

Aber Kern kommt nicht wieder. Nach einer Viertelstunde nicht, nicht nach einer halben. Also schickt Wespler den Buchhalter aus, den Seidlitz, nach dem rechten zu seh'n. Und der kommt wie der Blitz zurück.

»*Herr Sturmführer, schnell! Bitte schnell!!*«

Da macht der Leutnant der Sturmscharen – wie zuhause eben auf der Alm, wenn ein Stück Vieh in Gefahr – sich wirklich selber auf den Weg. Seidlitz hastet neben ihm her. Der Chemnitzer Lagerhausverwalter (das hat ihm den Posten verschafft – »*Kanadawespler*« fast schon unentbehrlich mit seinem gedächtnisgenialen Überblick) berichtet am Weg in kurzen Worten, was geschehen.

Während Kern sich den Stern abgetrennt, zum Revier zu taumeln, hat Scharführer Brauss in der Bewacherkantine einen halben Liter Fusel auf einen Zug heruntergestürzt, hat dann den, von ihm vorher halbtot gepeitschten, Mann ohne sein gelbes Abzeichen in die Krankenstation schleichen sehn (die große Mordchance gekommen: Nichttragen des Stern bedeutet für einen Juden in den Ostlagern den Galgen) – dem nachgetorkelt, abermals begonnen auf den (von der Schwester eben zum Verbinden angenommenen) Sippenhafter einzuprügeln. Vertrauensmann Wegenscheidt ist nur strammgestanden vor dem ~~4~~ler, hat zugeschaut.

Als Wespler und Seidlitz an der Krankenbaracke anlangen, bietet sich ihnen ein blutiges Bild: der bewußtlosgeschlagene Kern zwischen Mullbinden und eitergetränkten Gazefetzen (Wegenscheidt hat es vorgezogen, den Ort des Geschehens zu verlassen), von hinten aus dem Operationsverschlag gellen Frauenschreie.

Die Auflösung des (kaum einmaligen) Auschwitzer »Zwischenfall« (so wird's in der Kurzmeldung heißen an die Kommandantur) verläuft zügig.

Im Augenblick, da Wespler in den OP-Raum tritt (Seidlitz bemüht sich um Kern), reißt Kamerad Brauss der jungen, hübschen Arzthilfe den Kittel vom Leib, während er auf sie – Getrude Liebmann – mit der Faust einschlägt, die Reithose heruntergelassen, die Vergewaltigung startend mit lallendem »*Een Mojsche ohne Abzeichen verarzten...*«, und dann gleich: »*Hast dir ooch wohl remmen lass'n von dem!*« (Wegenscheidt hat da was geplauscht vonwegen »*um den Hals fallen*«), und das Mädchen schreit in seiner Verzweiflung: »*Aber er ist doch ein...*« – da wird die Szene unterbrochen durch den Vorgesetzten.

Hätt' es nun allein an dem, Wespler gelegen, wär' Gertie glimpflich davongekommen und Brauss in seinem Quartier ausgenüchtert worden – ehe der Kanadabefehlshaber aber noch den Hauptsturmführer von der Ordinationshilfe wegziehen kann, ist dessen Kumpan im Hintergrund aufgetaucht, der Bogner, der was läuten hören hat, daß »*die Jodjungfrau dran ist*« und daß der Oscha es ihr besorge. Da gibt's was zum Lachen.

Das Ende jedoch war kaum erheiternd.

Der Sani hat die Sondermeldung auch anderweitig in Umlauf gebracht, so ist sie, drüben in I, dem Hauptsturmführer Höcker zu Ohren gekommen, einem Karriereritter der Sturmsharen: seit Ende 33 schon beim Mordverein hatte er es bei Kriegsausbruch vermieden, an die Front zu ziehen, für Himmler und Heimaterde zu fallen, wurde wegen einer (geringfügigen) Knieverletzung GVH⁴⁶ geschrieben, sodann über das KL Neuengamme ins »Arbeitsdorf Volkswagenwerke Wolfsburg« als Sklavenaufseher abkommandiert zu werden, anschließend »Vorbereitungs-Kompanie Dachau« (da durfte

der Begabte das Morden so richtig studieren), später dann »Kommandanturstab des KL Lubin« – Majdanek, dort alsogleich zum Adjutanten avanciert.

Jetzt hat Herr Karl Friedrich Höcker denselben Rang inne in Auschwitz, und er eilt (in Vertretung des Höss) herbei, findet eine eindeutige Situation vor: die (schwere) Verfehlung eines Unteroffiziers des Wachpersonals (sexuelle Nötigung einer Nichtarierin – mit Gewalt erzwung'ner Rassenschanderversuch), die »Beteiligung am Vergehen seitens einer jüdischen Häftlingsfrau«.

Brauss (seines Pelzmantels und der Zuneigung der begehrten, »charmanten Charlotte«, einer steilen ~~SS~~-Aufseherin, der dieser zugehört und die dann infolge des Vorfalls ihm ihre Gunst entzieht und einen seiner Verbrecherkollegen heiratet⁴⁷, verlustig) wird ins Allerheiligste befohlen, Gertrude Liebmann zur Vernehmung mitgenommen.

Als Seidlitz den Hauptsturmführer auftauchen sah, hat er böses ahnend – den Kern mithilfe eines anderen Häftling fortgetragen, so weiß der (immer noch bewußtlos) nicht, was nach seinem Zusammenschlagen durch den ~~SS~~ler weiter passierte.

Noch am selben Tag geht Gertie ins Gas.

Jener Birkenau-Kommandant (ohnedies aufgebracht an jenem Tag wegen der Ausbruchsaffäre) hat heftig reagiert auf die »Geschichte der Judenhure«.

Höcker und Bogner nämlich haben dem Mädchen am Weg zur Dienststelle nachdrücklich klargemacht, daß eine Aussage auf »Überfall des Herrn Scharführers« auf diesen Kanada-Arbeiter wie sie selbst, ihre Lage allein zu verschlimmern imstande, Gertie zitterte vor Folterung, vor der Schaukel, von ihr die »deutsche« Wahrheit herauszupressen – da hat sie mitgespielt.

Und ihr Todesurteil mitunterzeichnet.

Trotz Wesplers Fürsprache, trotz Gretl Schnitzers Bitten (nie hatte Gertie ihr Wissen um deren toten Mannes Zusammenarbeit mit den Schwarzen lautwerden lassen, der Mitgefangenen soetwas wie vergeben ihre Mitschuld) ist der Spruch gesprochen. Fast wär' die Jeselovich noch selber drangewesen, als Kramer ihr nämlich anbot, das Maul zu halten oder mit der Freundin ins »Brausebad«⁴⁸ zu wandern (genau wie bei Brauss' Gelddiebstählen in der Fa. Kern zu Stettin wird hier in der Menschenvernichtungsfabrik die Mörder-ehre der »Partei« hochgehalten; mehr noch derer halbgöttlichen Sturmsharen).

Sie bringen Gertie direkt zum Sammelort des Tagesschubs hinter dem Verwaltungsgebäude. Von dort aus wird zu Fuß in den Tod marschiert.

Es ist eine weibliche Abteilung, die da zusammengetrieben: Sonderselektierte vom »Kommando Pöllmann«, vom Nebenlager Budy. Ausgesucht von ebenjenem ~~W~~-Kommandoführer, Volksdeutscher aus Rumänien, der schon mal (zu seinem Amüsement ganz offensichtlich) eine seiner Arbeiterinnen, die ihren Schnürsenkel richten wollte und aus diesem Grund für ein paar Sekunden aus der Reihe getreten, durch Genickschuß kaltgemacht.

So hat sich – neben den beiden Kapodamen (eine Baltendeutsche, eine aus den *Sarabaracken*) – ein Vierteltausend ausgemergelter Gestalten gesammelt, kaum noch als Frauen erkennbar als sie sich auskleiden zum Gnadenstoß mit ihren geschrumpften Brüsten, den zu Knochengestellen verkümmerten Becken der Fruchtbarkeit. Auch ein Dutzend kleiner Mädchen hat die Kommandantur dem Tagesmord zugeteilt.

Schweres Schweigen lastet über dem Trupp, gebrochen lediglich durch die Antreibekommandos der Aufseherinnen und deren verlängerten Stimmen wie Arme, den beiden Tötungshelferinnen.

Gertie steht da in ihrer Nacktheit. Ohne Scham vor den Männern, den Männern unter ihren Mördern, die die Exekution überwachen. Natürlich ist auch Bogner dabei. Hat er schon das Schauspiel männlichen Kraftakts, den des Brauss an der Judenschönen, missen müssen, will er sich nun wenigstens an ihrem bloßen Leibe begeilen, eh' der von Zyklon zerfressen, im Kremi zur Asche wird.

Was in den Menschen vorgeht, die den Gang antreten in die Kammern in Auschwitz und den anderen Todeslagern der Nationalsozialisten, wird nie offenbar. Zwar haben einige (wenige) in letzter Minute überlebt (Hoffnung vielleicht Aller), indem sie vor Eintritt in die Hölle aus der Reihe geholt wurden (Einzelfälle unter Millionen, Eingreifen eines ~~SS~~-Offiziers) – die jedoch haben nicht gesprochen. Sind hierzu auch gar nicht fähig gewesen, das Trauma ihr Leben lang nicht losgeworden; wußten in der Todeserregung auch sicher nicht, was genau ihre Gedanken.

Vielleicht steht Gertie die Nonne vor Augen, die große Jüdin, die Edith Stein, von der sie so viel gehört, von der man weiß, mit welcher Mut, mit welcher Zuversicht sie hier zum Sterben schritt und ihre Mitleidenden stark machte, vielleicht dankt sie Gott, daß ihr Vater, der geliebte nicht dasselbe Schicksal erleide, daß er überleben möchte, vielleicht...

Gertie faßt ein Kind an der Hand, das von seiner Mutter getrennt (was die Scharfrichter oft tun, das »Geseire« zu vermeiden). Hält sich fest an der Kraft der Dreijährigen, der Kraft aus Nichtverstehen, Nichtwissen, Nichthassen. Hat Haß die Männer und Frauen im Warschauer Ghetto endlich zu Helden gemacht – die Freiheit jenseits der Mauer vor Augen, die Möglichkeit, sich Waffen zu beschaffen, sich zu wehren, den Tod zu bekämpfen, macht der Haß im Ausrottungscamp die Menschen zu willenlosen, wehrlos Wartenden, auf das Ende wartend: das Eindringen des Gases in ihre Lungen, welcher Atemzug sie wird befreien von aller Qual, allem Leiden, aller Angst vor dem Leben.

»Komm zurück – ich warte auf dich,
denn du bist für mich all mein Glück!«

Der Herbstwind trägt die Melodie, deren Worte Freund wie Feind kennt, vom Orchesterplatz herüber. Als sängen Millionen geschändeter Seelen denen zu, die noch nicht die Schwelle überschritten in die Ewigkeit, zurück in den Schoß GOTTES.

»Nur nicht drängeln, meine Damen – – jede kommt dran!«

⚡-Held Bogner fühlt sich bemüßigt, einen jüdischen Witz, den er einmal in einer Revue gehört, zu persiflieren. Wie so viele Deutsche dies Gedankengut auch noch in der Zukunft pervertieren werden – bis zu den Scherzen, mit denen sich dereinst die Verteidiger der Mörder in den Verhandlungspausen jener, dann von den Deutschen selbst in Szene gesetzten, Prozesse gegenseitig erheitern sollen.

Die Menschen werden in die Kammern gestoßen.

Glatte Betonwände, schwere Trame an der Decke, verglaste, vergitterte Bunkerlampen – die elektrischen Leitungen einzige Kontakte zur Außenwelt, zu jenem Leben.

Hinter dem Heer lebender Leichname schließen sich die Panzerschotten.

Nach 30 Minuten werden diese von den schwarzen Knechten wieder geöffnet.

Die »Spezialisten« (Ukrainer zumeist) zerren die Toten aus den Hinrichtungsräumen. Das Gas abgezogen und doch benimmt's ihnen den Atem, obschon sie hundert mal bereits ihr grausiges Geschäft verrichtet. Sie werfen die Körper, die Skelettgleichen heraus – dunstend von Schweiß, Urin, im Todeskampf ausgepreßtes Menstruationsblut an den Beinen.

Wie eine Hyänenhorde stürzt ein Dutzend Mann sich über die Leiber, die Leichen im wahrsten Wortsinn zu fleddern von eventuell noch vorhand'nem Zahngold in den Mündern, unter Brüsten versteckten Eheringen. Einer bricht die kleine Faust eines Kindes auf: ein silberner Zionstern an einem dünnen Halskettchen seine Beute.

Zum Monatsende, drei Wochen nach der Liebmann letztem Gang, sechs Jahre nach dem Auftakt zum großen Morden, der Nacht des 9. November 1938, wird in Auschwitz die Vertilgung von menschlichen Wesen eingestellt.

Lagerhäftling Kern schwebte nach dem Todesurteil gegen Gertie tagelang in akuter Gefahr, doch noch abgemacht zu werden: ein Zusammenbruch deren Schicksals wegen, durch ihn ausgelöst, stempelte ihn arbeitsunfähig – Seidlitz aber hat ihn (mit Wesplers Wissen) hinten im Kanadischen versteckt in einem (stets abgeschlossenen) Verschlag für jene Mäntel, ihn mit illegalen Medikamenten wieder auf die Beine gebracht.

So retteten die Pelze, um deren eines willen ihn Brauss fast totgeschlagen und die liebe, hübsche Wienerin ins Gas befördert, Aaron Cohens Leben.



Als zu Novemberbeginn des Vierundvierzigerjahrs der Russe Budapest erreicht, kratzt Peter Wollak in Deutsch-Schützen die Kurve, wie's im neuen Sprachgebrauch so plastisch heißt.

Tatsächlich kurvt er ein wenig herum, eventuellen Nachstellungen zu entrinnen: Sonntag Früh ein kleiner Soloausflug (die Bewegungsfreiheit der Schanzer ist kaum eingeengt, der Tag – auch des großdeutschen – HERRN arbeitsfrei), im nahen St. Michael Postbus nach Friedberg im Steirischen, von dort per pedes Richtung Aspang (mitgenommen von einem Bauernwagen) und Bahn bis Baden bei Wien (vielleicht gibt's Zugkontrollen an der Stadtgrenze), Tippeln nach Mödling, Elektrische ins Heimatliche.

Peter hat (in St. Michael bereits) seinen Wollak-Wehrpaß in ein Briefkouvert gesteckt und »Wien Hauptpostlagernd« an »Walter Steiner« geschickt – ist nun wieder der Siebzehnjährige mit Brille. Besser ist besser, denkt er – zwar werden sie kaum eine Großfahndung einleiten nach einem abgehaunten Grabenbuddler, aber er ist ja schon einmal in eine Razzia geraten.

Gleich Kontaktnahme mit der Pfarrei Kapellerfeld – der »Frau Villinger« geht's gut, dann sich beim »Stab Szokoll« zurückgemeldet.

Bis Jahresende ändert die Cohensituation sich auch sonst wenig.

Sam weiter Kriegsgefangener in Mittelbau-Dora, Army Sortierer in Auschwitz-Kanada (Wespler achtet drauf, daß er nicht wieder dem Brauss vor die Füße läuft), Moss Falsifikator in Mauthausen, Marjan im Bejahrtenhaus bei Zwolle. Allein die, dem sechsten Kriegsjahr entsprechende, Versorgungslage der Familienmitglieder schrumpft zusehend: Kern hungert, friert wie seine Lagergenossen (mit Verwahrungswaren zu schieben wie And're es tun und den Strick riskieren – allein der Gastod ist gestoppt in Auschwitz . . ., wagt er nicht), Captain Colder muß mit seinen PoW-Kameraden alles tun, die Aktionen der ~~W~~-Bewacher abzuwehren, die laufend versuchen, diesen oder jenen »Bombenverbrecher« zum Verhör abzuholen hinter dem Rücken der Luftwaffen-Lagerleitung (man

kompensiert in diesem wie anderen Kriegsgefangenenencamps den Mangel an Eßbarem mit Sport und Fluchtgedanken), Ljuba in Warschau, Peter in Wien schlagen sich weiterhin ohne Lebensmittelkarten durch (in der Heimat gibt's ein ›Stammgericht‹ markenfrei in jeder Gaststätte – an manchem Tag schlingt der junge Wollak drei dieser Hauptmahlzeiten herunter, in verschiedenen Lokalen, daß es nicht auffällt) – ›Onkel‹ Maasburg steckt ihm auch immer wieder Fleischmarken zu und Geld für den täglichen Gebrauch, die polnischen Partisanen haben 1831, 1868 gelernt, sich einzudecken, Mevrouw Steenken kriegt in ihrem Altenheim verhältnismäßig ausreichende Kost, in Schottland wird auf wenig verzichtet, in den USA auf gar nichts.

Nachdem das Eichmannamt Mitte November rasch noch 38 000 ungarisch-jüdische Menschen in die Konzentrationsstätten Buchenwald und Ravensbrück schleppen ließ, weil Auschwitz–Birkenau hinsichtlich des Himmlerbefehls nicht mehr opportun, wurden dort eine Woche später die Krematorien über Befehl des RSHA gesprengt.

Meint der bibervisagige Bajuware, der Heinrich, vor dem's einem wahrlich graut, die Westalliierten (auf deren Kumpanei in Sachen Endsieg über den russischen Bolschewismus rechnet er immer noch) durch derartige Aktionen düpieren zu können?

Dermaßen soll der Jahreswechsel zu 1945 die Schicksalsrückwende bedeuten den europäischen Juden, die es durchstehen werden.

Dem deutschen Volke denn auch.



Mauthausen, Gau Oberdonau.

Mitte September haben amerikanische Verbände die Westgrenze des, durch Anschluß Österreichs vor sieben Jahren erweiterten, Reichs erreicht, im Süden Rom genommen, am Rhein stehen Churchills Truppen und polnische Bataillone (in britischen Uniformen – so werden sie auch im Südosten eingesetzt, Soldaten der Anders-Armee, von der Warnabucht und dem Ägäischen Meer durchzustößen nach Rumänien, Ungarn, Österreich), vor den Westalliierten liegt Martin Webers Ruhrheimat, über Baden Anmarsch auf Bayern. Der Iwan in der Slowakei.

Diese (militärisch-mißliche) Lage hat das RSHA und das OKW beschließen lassen, die Devisendruckerei aus der Ostmark zu verlegen. Ist zwar die Hoffnung auf Eroberung der Britischen Inseln dahin (allein Jersey und Guernsey hat die Dönitz-Marine 1940 besetzt, mußte die Eilande jetzt wieder räumen) – die Pfund Sterling-Noten aber kann man auch für andere Unternehmen bestens gebrauchen.⁴⁹ Da beginnt der Abtransport von Material und Menschen von der Donau zur Weser, ins Lager Bergen-Belsen nördlich von Hannover, wo weitergefälscht werden soll, in der dritten Neujahrwoche. Weber und Verheulen sind keinesfalls überrascht vom Wechsel ihrer Arbeitsstätte. Wie seinerzeit die Kiernerriege im bayrischen Dachau, wie Jans Blockgenossen in Sachsenhausen, wie die Pileckimansschaft in Auschwitz und Monowitz sind die militanten Linken des KZ-Mauthausen (und denen ist Martin zuzuzählen, ist er zur Zeit auch nicht mit Kampfaktionen befaßt) gut informiert über das, was sich an der West- wie an der Ostfront abspielt. Beim Falsifikatkommando haben sie dreist einen kleinen Langwellenempfänger eingebaut in die elektrische Zählapparatur der Notenpresse, da fallen ein paar Kabel, eine kamouflierte Antenne nicht auf. Und wenn dann eine Fachkraft der Häftlingsbelegschaft die Registrier-numerierung der Anlage (täglich) überprüft, abhorcht auf Fehlerquellen, Unregelmäßigkeiten, horcht sie eben auch auf die Nachrichten der Alliierten wie der Freiheitssender der Europäischen Widerstandsbewegungen. Und von Moss' Landsleuten, die von den Engländern mit der SOE, der ›Special Operations Executive‹⁵⁰ als Agenten nach Holland eingeschleust, um dort von jener, fast amateuristisch geleiteten, Abwehrabteilung (unter Churchill's persönlicher Obhut) trotz aller Warnungen richtig den Deutschen in die Fänge getrieben zu werden – nun im Lager ihrer Ermordung entgegensehend, weiß man auch einiges.

Der Januar ist ein kalter dieses Jahr. Schnee hüllt das Todeslager im Oberösterreichischen ein, die weißgepuderten Barackendächer gleichen denen von Spielzeugknusperhäuschen, mit Watte bedeckt. Nächtliche Heinzelsklaventätigkeit in diesem deutschen Wintermärchen – befehligt vom (weniger zackigen als kriminellen) ostmärkischen Lagerkommandanten Franz Zierteis.

Eine Abteilung des Trupps arbeitet seit Abend an der Demontage der Maschinen, um 3 Uhr Früh wird die zweite Schicht von den Pritschen gescheucht, das Fälschergerät auf Lkw's zu laden.

Moss und Martin werkten mit der Abendschicht, hatten sich drei Stunden hinlegen dürfen, noch etwas Schlaf zu tanken eh' es an den langen Marsch geht. Denn die Zwangsfälscher (und das ist durchgesickert beim Unternehmen) werden die weiße Pracht zu Fuß durchstapfen ins Hannoversche. Mit schlissigem Schuhwerk, fetzige Lappen um die Fersen gebunden, die klirrende Kälte kaum abhaltende KZ-Kleidung; alte, zurechtgerissene Zementsäcke druntergestopft, daß man nicht gleich zusammenbricht und erfriert.

Schlag 6 ertönt das »*Abmarsch*« – Mauthausen ade.

Gespentisch kriecht die Kolonne in dieser windlosen Morgenstunde wie eine schmutziggraue Raupe, Schwarzes in den Lastern im Dampf der Motorenheizung, eindeutig das MG-Rohr, das durch die Heckplane des letzten Transporters die Hundertschaft trauriger Gestalten in Schach hält; als Nachhut zwei Rottenführer in einem Kübelwagen, dicke Filztiefel, Anoraks, Fellfäustlinge. Jeder der Zwangsspezialisten hat ein halbes Kommißbrot gefaßt, die Wiener ~~W~~ler brühen sich ihren Bohnencafé auf Dieselkochern.

Die 25 Kaemm nach Urfahr auf der Landstraße (man meidet die Autobahn, die Fernverkehrsstraßen – derartige Haufen von KZ-Insassen wecken kaum mehr Genugtuung unter den Volksgenossen, hier im Westen schon gar nicht) schafft man in der Kraft des Aufbruchs, Umbruch vielleicht den Männern, voll der Hoffnung, daß die Amis und Briten der Aktion zuvorkommen, die Gegend erobert haben würden, wo man hinsoll. Natürlich wissen die Fußwanderer nicht, daß es ins Hannoversche geht, Nordwest lediglich verlautete.

Bei Passau, nach einem Achtstundenmarsch, fällt der erste um. Weber. Die »Schlußlichter« werfen ihn hinten auf ihren Pkw. 10 Kilometer weiter ist die Etappe geschafft. Kampieren im (unbeheizten) Geräteschuppen der ~~W~~-Kaserne von Vilshofen. Ein Schlag Kohlsuppe die Mahlzeit. Dann sacken die Marschierer zusammen wie Wüstenkamele, die sich nach einem Karawanentrip vollgesoffen in der Oase.

Weber (wieder fit – gut ausgeruht in der Nachhutkarosse) hockte beim Brüheschlürfen neben unserm Mozes, weihte ihn ein: der Zusammenbruch gespielt, vorgeplant.

»Bistu lebensmüde, Martin? Wenn die dich abgeknallt hätt'n!«

»Denn häste jetzt Selbstgespräche führen müssen... Aber was denkste, daß die Schweine im Kübelwagen mit sich rumschleppen? 'nen Koffer.«

»Und was soll uns ein Koffer?« fragte Moss zurück. Aus Webers Geheimnistuerei herausgehört, daß der was in petto hat.

»Was denkste daß die da drin aufbewahr'n? Den Transportbericht vielleicht?«

»Klamotten??«

»Da kannst Gif druf nehm'. Zivilklamotten. Zum Abbau'n, Mensch!«

»Du glaubst...?«

Der Ruhrpottsozialist glaubt nicht nur, er weiß es sicher. Schon im Lager ausbaldowert, daß manch Sturmschärler sich ausrüstet für den Fall der Fälle – den Fall also, daß sein Adolf und sein Heinrich den Krieg doch nicht gewinnen, daß dann der Augenblick kommt, wo man als KZ-Bewacher wird untertauchen müssen, und das sicher nicht in der Uniform eines Himmlermannes.

»Bistu gewiß?«

»Wir werden's schon rauskriegen...«

Martin flüstert – kein And'rer muß ihn hören. Je mehr von sowas wissen, sowas ahnen, desto gefährlicher, was zu unternehmen.

Am Abend geht's weiter.

»*In der Nacht läuft sich's leichter . . .*« hat der Stufü gesagt, der den Treck kommandiert. In der Nacht läßt sich's besser schlafen neben dem Fahrer, meint wohl er, der kaum einen Fuß wird setzen aus dem warmen Wagen.

Um 5 in der Früh will man Straubing erreichen. Da ist wieder Unterkunft gebucht. Wenn die Kaltenbrunner'schen Befehlsausführer schon entschieden haben, die Pfundmänner per pedes auf den Weg zu bringen, müssen sie diese doch ein paar Stunden täglich unterdacht ausruhen, schlafen lassen, wollen sie nicht den Großteil ihrer Experten einbüßen in der Januarkälte.

15 Kilometer vor Erreichung des Tages- bzw. Nachtziels kippt der zweite aus den Fußlappen. Ebenfalls in den hinteren Kofferraum des VW geworfen, ist die »*Leiche*« aber beim folgenden Halt tatsächlich leichenstarr. Bei 20 unter Null funktioniert das rasch.

So geht's weiter, die ganze Woche. Über Fürth und Schweinfurth ins Thüringsche. Dann wird's spannend.

6 Uhr 30 am Morgen.

Im Blinken des Sonnenaufgangs – vier Stunden an Göttingen vorbei (man kann bereits die Fabriksschlote von Northeim aus der Dämmerung brechen sehn) singen einem die Sirenen der Stadt entgegen. Dies jedoch juckt die Aufpasser nicht.

»*Durchmarschieren!*«

Der Treck wird jetzt zusammengehalten, die Transporter stoppen, lassen den Fußtrupp aufschließen. Keine zehn Minuten später kurvt das Tieffliegertrio an. RAF. Deutlich sehen die Gefangenen den Kreis mit dem Punkt drin auf den Tragflächen.

»*Hierher!*« möchten die Männer am liebsten rufen – – »*Hierher! Holt uns raus!!*«, da knattern auch schon die Bordkanonen der Kampfmaschinen.

»*Deckung!*« brüllen die schwarzen und feldgrauen Helden, hechten unter ihre Fahrzeuge. Die KZler werfen sich in den Chausseegraben, halten hilflos die Hände über den Nacken während rundum die Kugeln aufpfeifen. Und da das Hurricane-V erneut andonnert, schreien sie wirklich hinauf in den Himmel, von wo – völlig unerwartet nach jahrelanger Anhaltehaft – plötzlich der Tod droht.

»*Nicht schießen! Wir sind Freunde! Ne pas attaquez! Friends!*«⁵¹

In allen Sprachen brüllen die vielsprachigen Sklaven jenen zu, die doch ihre Sklaverei zu beenden gelobt. Die Piloten aber sehen nur die Feindfahrzeuge – einer erkennt, sogar die Siegrunen an den Kennzeichenschildern, so tief braust er über die Lkw-Kolonne hinweg.

Im selben Augenblick da es drei von den, als Gegner beschossen, Freunden erwischt (die Geschosse zerfetzen ihre mag'ren Leiber wie schlechtgefüllte Strohsäcke), steht der Kübelwagen in Flammen. Auch zwei der Laster haben was abgekriegt.

Martin sieht, wie einer der Rottenführer unter dem letzten Lkw hervorkriecht, zum VW rennen will, als die Einmotorigen über ihm davon, erneut anzufliegen; doch da brausen die Britenboys oben Gottseidank retour – der Kerl flüchtet sich zurück unter den Transporter.

Jetzt sprintet Weber los.

Zickzack, zickzack hin zum Volkswagen, den Koffer rausgeholt (sich 'ne Brandwunde eingehandelt am Arm, das zählt nicht), die ~~W~~-Männer ballern ihm mit ihren Pistolen nach, der schwarze Aufpasser über die Konterbande springt auf den Lkw zum MG – Martin aber ist auch schon wieder bei Moss, zerrt ihn aus dem Straßengraben in den angrenzenden Wald, da zischt die Maschinengewehrgarbe neben ihnen ins Fichtenholz.

Zum Glück jedoch jaulen nun abermals die Ladungen der Tommies auf den Wagentreck. Der VW fliegt in die Luft.

In der Linken den eroberten Koffer, mit der Rechten den Kumpel abzuschleppen, Streifschuß an der Schulter – so wankt Weber aus dem Treffbereich seiner Verfolger, die (bei der Lage in der Luft) an Verfolgung aber auch gar nicht denken können.

Und Mozes Cohen, der einst Blut doch nicht sehen konnte, als er Arnolds Blutsbruder geworden, als der ihn am Arm ritzte, verbindet dem Freund die bluttriefende Wunde mit seinem, in Streifen gerissenen, Häftlingshemd. Dann schlüpfen die Fliehenden in die Kluft aus dem Koffer – die erste nichtgestreifte seit so vielen Jahren.

Moss' US-Neffe bereitet sich zu jener Zeit ebenfalls auf die Flucht vor. In ›Dora‹ – keine dreißig Meilen entfernt der Straße, von welcher dem van Kaan diese geglückt.

Tatsächlich haben sie in der vergangenen Woche zwei, nach dem großen Luftangriff auf Hannover eingelieferte Airforcekollegen kassiert – man munkelt von schwerer Mißhandlung durch die ~~SS~~, die doch die Lagerabteilung für zivile ›Verbrecher‹ befehligt. Dies trägt bei zu Plänen eines Massenausbruchs beim Kader der englischen und amerikanischen Gefangenen.

Einen Tunnel, den die sportiven *British prisoners* bis zur Neujahrswoche (in bestdurchdachter Wühlarbeit) unterm Zaun durch bohrten, haben die *Jerries*⁵² unter Luftwaffenmajor Möllermann durch Zufall entdeckt: der *Goddam* Küchenbulle, der korpulente Kassler Konditor hat aus Faulheit einen Eimer Kartoffelschalen in den Abfluß gekippt statt ihn durch den Schnee zum Komposthaufen zu schleppen, so den Kanal verstopft. Und genau der war in die alliierte Fluchtstollenkonstruktion als wichtigster, als Endteil des unterirdischen Kriechschachts einbezogen. Beim Freimachen nun der Draine per massiver Wasserzufuhr aus dem Feuerlöschschlauch quoll dieses in die verkehrte Richtung, drang ein in die Quarantäne-Baracke, wo (unter dem Bett eines Choleraverdächtigen) der Einstieg ausgehoben, stieg so hoch an, daß nichts mehr zu retten war. Auch nicht Private Miller und Sergeant McCully, die zur Zeit der Aktion als ›Maulwürfe‹ eingeteilt.

Jetzt entwerfen die Ami- und Britenoffiziere (sowjetische werden andernorts gefangengehalten) eine Vorwärtsstrategie, was ihre Selbstbefreiung aus dem Lager angeht: Sturm (zur rechten Zeit) der Waffenkammer des Wachpersonals, Überwältigung der Krauts, Durchstoß zur Front der anmarschierenden Freundesarmeen.

Im selben schönen Gau – nordöstlich von Hannover – ist Mozes' und Samuels treudeutsche Nichte, die Reichsarbeitsdienstgebietsführerin Kern zu dieser Zeit (Flucht des Holländers, Vorbereitung zur solchen des Amerikaners) mit de facto demselben Gedanken befaßt: Absetzen aus dem NS-Dasein.

Nur ein Blinder (und Gehörloser – immer mehr werden, auch von strammen Mitläufern und »Läufern« gar, die »Hetzsender« abgehört) glaubt noch an den Endsieg.

Wenn die Sondermeldung mit Liszt-Fanfare von »heldenhaften Abwehrschlachten«, von »Frontbegradigung« spricht, vergleicht man am Schulatlas das Durchhaltegefasel mit der Realität jener Beethoven-*news*, weiß was die Stunde geschlagen. Weiß die Stunde nah'n, da man »*das alles*« vergessen haben, da man wehklagen wird, »*mißbraucht*« worden zu sein, da man schwören wird, nichts gewußt zu haben.

Zu Weihnachten ist die Cohentochter zuhause gewesen, da hat sie mit der Mutter abgesprochen, die Konsequenzen zu ziehn: aus dem auf-Dauer-nicht-Erfolg der Weltanschauung, die man als opportun zur seinen gemacht, aus dem vor der Heimattür stehenden militärischen Zusammenbruch seiner Streitmacht, aus dem (scheint's unaufhaltsamen) Einzug des sowjetischen Kommunismus, der US-Demokratie. Da hat man sich (wie Hunderttausende im deutschen Osten) für das kleinere Übel entschieden.

In Berlin wollen Tochter und Mutter sich am Tag X treffen, weiter westwärts zu ziehen.

Sofort nach Befreiung Warschaws beginnt Ljuba, Tante der (fast schon ex-)Nazimaid Karoline, mit der Suche nach dem kleinen »*Untermenschenkind*« Jadwiga.

Und als auch in Auschwitz der Westrückentransport Tausender beginnt, die nicht als deutliche Zeugen von Greuel und Marter dem Russen in die Hände sollen fallen – der Zug, der als »*Hungermarsch*« in die Geschichte Europas wird eingehen, steht hinter Aaron Cohen abermals sein Schutzengel. Seidlitz wiederum, der ihn ein zweites Mal im Labyrinth einer der 6, von der ~~44~~ nicht niedergebrannter, Baracken Kanadas verborgen. Und mit einigen Anderen aus seiner Heimat und einem gewissen Frank aus Amsterdam⁵³, dem Frau und Töchter ermordet, wird Arny unter den Wenigen als Menschen noch erkennbaren sein, die im Lager bei Oświęcim dem Leben wiedergegeben.

In Wien sieht eigentlich Jeder klar. Die ungarische Tiefebene wird wohl kaum strategische Punkte liefern, an denen die Russen groß aufzuhalten, sie werden sich an der Donau entlang den Weg freischießen mit ihren Stalinorgeln, über den Strom stoßen, die alte Kaiserstadt zu nehmen.

Weniges nach all diesen Kriegs- wie privaten Verläufen: Jalta. Auf der südlichen Krim am Schwarzen Meer wird das von allerhöchster irdischer Stelle beschlossen werden, was den in Europa Überlebenden unserer Familie die Nachkriegszeit zu beschern imstande. Jener Stalin, dessen Aktionen einst schon der kommunistischen Cohentochter Chava suspekt schienen, lädt seinen amerikanischen und seinen britischen Kollegen ein, die (halbe) Welt nach Gutdünken zu ordnen.

Bis dahin werden sowjetische Verbände ganze 870 jüdische Menschen in Lodz-Litzmannstadt befreien, am folgenden Tag (dem 17. Januar 45) ist Budapest genommen, wo jene erstaunten Krieger noch 80 000 Juden lebend antreffen.



Als Moss dem Mann, der ihn gerettet aus der Hand derer, die ihn – als staatlich befohlenen Devisenmitverbrecher – mit Sicherheit nicht am Leben gelassen hätten, der ihm (und sich) dieses gerettet, seine wahre Identität gestand, zwar Holländer aber jüdischer Holländer zu sein, meinte der: »Doppelt Amen!«

Jetzt sind die Beiden in Northeim, in den Trümmern des Angriffs.

Martin hat gemeint »– am besten wir gehen dahin, wo's hingehn sollte – da werden sie bestimmt nicht suchen nach uns!«, und er hat Recht behalten. Die ~~W~~ durchkämte das Waldstück, durch welches beim Angriff die zwei Häftlinge geflohen, Weber aber hat denselben Trick angewandt, den einst der russische Onkel seines Fluchtgenossen in Sibirien exerziert: nach einem Kilometer zurück zur Straße (da bereits in Zivilkluft), diese (ohne Spuren im Schnee zu hinterlassen) überquert und jene entlang retour, parallel zur Kolonne.

»Besser wir sehen die als die uns!«

Den Koffer schleppten sie weiter mit – da war dann Moss dran, mit der Verwundung hatte Martin genug zu tun, durchzuhalten. Denn drin befanden sich noch 2 Anzüge, Pullover, sogar Schuhe, Hemden, Hüte. Die potentiellen Sturmcharenabsetzer hatten an alles gedacht: Kommißstiefel unter Zivilhosen fallen auf, und Wehrmachtswäsche auch.

Und da die beiden Freunde keinen lausigen Pfennig besaßen, sich weiterzubringen, sind sie frech rein zu 'nem Bauern, haben vom Alten für die überschüssigen Klamotten erstmal anständig zu futtern bekommen – und die Bäuerin (offenbar ihre hungrigen Gäste tatsächlich für desertierte Landser gehalten mit ihrem Kurzhaar) steckte ihnen beim »Na, denn jute Reise!« noch fuffzig Märker zu. So hat Martin dann in der Apotheke Jod und eine Mullbinde plus Armschlinge erstehen können (»Beim Scheißbombenfallen wat abjekriecht...«), nachher sind sie in den Bahnbus geklettert nach Einbeck – weiter dem Transport voraus. Hier in den Marktflecken wird's wohl kaum Ausweiskontrollen geben, der Karren auch voll Weibervolk, das von der Arbeit fuhr. Dreist rumgeschäkert der wiffe Weber, das wirkt immer unverdächtig – und die Röcke haben fröhlich gelacht bei seinen Anzüglichkeiten. Daß er und Moss das letzte Mal frauliche Wesen vor Jahren zu Gesicht bekommen, das ahnten die nicht.

In Bielefeld gelang es Martin Menschen aufzutreiben, zu denen er seinerzeit in den Dreißigern Kontakt hatte bei seiner politischen Agitation gegen den Faschismus; die haben ihnen denn auch die Identitätskarten verschafft von zwei Fünzigern (mit ihren, vom Darben gezeichneten, Gesichtern wirken die Beiden fast zeitlos). So konnte man sich in den Zug setzen Richtung Wilhelmshaven, wo der Ruhrpottler (ebenfalls alte) Verbindungen spielen ließ nach Spiekeroog – Hochseefischer, mit deren Hilfe er sich und den van Kaan in den Dollart will bringen, zur niederländisch-deutschen Wassergrenze im Groningschen.

In diesen Wochen schickten US-Truppen sich an, den Rhein zu überqueren – da hoffte man eben, daß im Norden die Situation auch geklärt sein würde.

Kurz drauf befahl Herr Hitler die Zerstörung ganz Deutschlands. Kein Mensch (nochnichteinmal die ~~///~~) dachte dran, eine derartige Order auszuführen.



Zehn Tage nach Frühlingsbeginn geschieht im, fast schon befreiten, Wien der Nichtnazis und Judenfreunde das, was Else Wollak ohne ihr Untertauchen das Ende hätt' gebracht.

Der zweite Apriltag. Fliegeralarm wie gewohnt. Alles hockt in den Kellern – so auch die Menschen in der Tandelmarktgasse im Eckhaus Nummer 1: Frau Gisa, Mutter Pecht, die anderen Bewohner. Sohn Pecht, der Freddy ist noch im Dienst: beim Kammerjägerbetrieb haben die jetzt Hochsaison, seitdem die Ratten aus den Bombenkratern die Ruinen durchstreifen.

Gegen 18 Uhr – kurz nach der Entwarnung, als die Leute ihre, unter die Erdoberfläche mitgeschleppten, Kofferchen und Taschen mit dem Wichtigsten unter Geschimpfe wieder aufnehmen: »*Jetzn siecht er, wos er uns antan hat' der Adolf!*« – stehen zwei schwarze Gestalten im Eingang des Luftschutzraums.

»*Juden raustreten!*«

Gisa versucht, Frau Pecht unauffällig anzustoßen – kaum ist anzunehmen, daß die Kerle alle Kennkarten kontrollieren werden, da sie auch nicht namentlich suchen. Alfreds Mutter aber hebt, in unwillkürlicher, angsterfüllter Reaktion die Hand.

»*Ab dafür!! Die Andern bleiben!*«

Pauline Pecht steigt vor den Beiden die Kellertreppe hinauf. Dann hören die unten einen kalten Knall.

Am folgenden Morgen haben die letzten Sturmsharenheiten die Stadt verlassen. Mit leichter Artillerie, mit Mörsern schießen sie aus dem Wienerwald in die Metropole hinein. Treffen das Kirchenschiff des Stephansdoms – wie durch ein Wunder bleibt der 138 m hohe Turm stehen, Vindobonas Wahrzeichen.

Später sollen sich zwei der Männer (Österreicher obendrein) mit »*Befehlsausführung*« rechtfertigen.

Befehlausführen... Pflichttun...

Die Wochen vom April zum Sommer verrannen wie im Flug.

Die *getaway crew* von ›Dora‹, der Captain Colder und sein alter *chap*⁵⁴ Tom Reynolds sich natürlich angeschlossen, hat's geschafft – die *44*-Helden sind wie die Hasen gelaufen, nachdem man sich des Lagerarsenals hatte bemächtigt. Die Luftwaffler streckten widerstandslos die Waffen. Südlich Hildesheim traf der Trupp auf alliierte Einheiten – über Thüringen ins Sächsische unterwegs.⁵⁵

Die Kerndamen (Tante und Base des *US-Officers*) erreichten beide Berlin. Und da durften sie erleben, wie sich Freund Führer davonstahl aus seinen tausend Jahren, den glorreichen. Aus der eingeschlossenen Stadt aber kamen sie nicht mehr raus.

Den (gutgeschulften) sowjetischen Kampfeinheiten, die sich die deutsche Reichshauptstadt Stein für Stein erobern mußten, folgte die Heerschar kleiner Muschiks – monate-, oft jahrelang schon fort von ihrem Zuhause, überzeugt aus der kriegerischen Tradition, daß zum Beutemachen (Fahrräder, Chronometer die beliebtesten Requirierobjekte, das gellende »*Uri-Uri*« wird zum Slogan der Zeit) auch die Frequentation der Feind- (in diesem Falle Nazi-)weiber gehörte. Wie (später dann) lautwerden soll, haben es auch manch tapfere Herrenrassenkrieger da und dort kaum anders gehalten – ein wenig dezenter exerziert vielleicht...

Dermaßen fielen Ingeborg und Karoline einem Haufen Kirgisen unter die Beine – richtig Schlange standen sie bei dieser Attraktion: Mutter-Tochter.

Und wie dem seligen Vater Kern-Kohn die schußlos-Amnestierung seitens kommunistischer Soldaten des ersten Weltkriegs zum Trauma geworden, soll die Vergewaltigung seinen hinterbliebenen Frauen zum unbedingten Haß gereichen auf Jene, die fürderhin in Deutschland (wie anderswo) die Lehre des großen Marx als die rechte sehen.

In Wien ist Cousin Peter denselben Befreiern, welche die preußische Cohenlinie nie anders sehen wird als böse Eroberer eben, mit ausgebreiteten Armen entgegengelassen – Tränen in den Augen ob Überwindung des antidemokratischen Alpdrucks, den er anders sah als die Stettiner. Dann hat er – via Szokoll – einen Stabsmajor aus Moskau aufgetrieben (Jude, Deutschkenntnisse), und der hat ohne Zögern Mamma Wollak in seinem Jeep aus Kapellerfeld vom braven Pfarrer Fijal über die, für den Zivilverkehr vorerst gesperrte, Reichsbrücke in die Stadt geschleust. Das Haus in der Tandelmarktgasse bei den letzten Kampfhandlungen ausgebrannt, die alte Wohnung im 9. Bezirk längst doch in arischer Hand, brachte Peter die Mutter ins Hauptquartier der Widerstandsbewegung im Palais Auersperg, wo sie dann für die Männer kochte.

Vierzehn Tage vor Hitlers Selbsttötung hat die Royal Army das Konzentrationslager Bergen-Belsen erreicht – nicht wenige von Moss' und Martins Fälschergenossen, die dort in der Tat noch Hunderttausende Pfundnoten herstellten, hatten vordem dran glauben müssen. Zur selben Stunde befanden der Deutsche und der Holländer sich bereits im Anmarsch auf die jeweilige Heimat. Bei Delfzijl hat sie einer der nichtnazistischen Fischer gut an Land gebracht. Der Süden der Niederlande längst befreit, wütete im Norden noch der Hunger (15 000 Opfer allein dieses Winters), der Feind nicht restlos vertrieben, noch die Gefahr den Beiden nicht gebannt. Van Kaan aber konnte sich glücklich zur Amstel durchbringen, Weber nach Herne.

Fünf Tage vor jenes Adolfs Dahingang hatten amerikanische und russische Waffenbrüder sich bei Torgau an der Elbe die Hand gereicht – Umhalsungen, Austausch von Souvenirs, von Orden gar. Später soll's kühler hergehen.

Anderntags hat der Mensch, dem damals Mutter und Sohn uns'rer Cohenleute in Amsterdam (wie so viele And're noch) die Fluchtmöglichkeit, vielleicht ihr Überleben zu danken hatten, der ihnen in schwerster Stunde selbstlos geholfen, den Tod erlitten: vom landsmännischen NSBler Ko Langendijk verraten, verhaftet, in den Dünen – wahrlich in letzter Minute noch – füsiliert. Hännie Schaft. Das Mädchen mit dem roten Haar.



Der Sommerbeginn des Befreiungsjahres 1945 sah bei den verschiedenen Cohenabteilungen in Europa und den USA so aus:

Das östlichste Mitglied der Familie – Ljuba Manasse – wurde vom Polnischen Staat mit einem hohen Orden geehrt für ihre Partisanentätigkeit, im Besonderen für die Hilfe, die sie den Menschen im Warschauer Ghetto zuteil werden ließ, da ihr Jan erster Gefallener gewesen des großen Aufstands (Jadwiga Galinskaja blieb weiterhin verschwunden).

Stettin ist nun »Cohenrein« – Mutter und Tochter Kern in Berlin paßten sich (nach ihrem Russenschock) der Situation gut an: als auch die Westalliierten die Spree erreicht hatten und (jetzt noch Gesamt-) Deutschland von den Hochkommissaren der Großen Vier zu verwalten begonnen wurde, fand man die Damen (im West-Sektor, verständlich) unter den vielen Nazi- (besser: den Zehntausenden Bolschewisten-)flüchtlingen, die Unterstützung anforderten zum Aufbau einer neuen Existenz. Stets den »Hitlerverfolgten«, den jüdischen Vater wie die eig'ne »antifaschistische Haltung in der bösen Zeit« herauszukehren. Ein neuer Handel in Leder stand bald in Aussicht.

In Wien hat Cohenvetter Peter Wollak sich innerhalb der Österreichischen Widerstandsbewegung ganz in den Dienst gestellt der Provisorischen Regierung, die – vorerst von allen Alliierten, den »Vier im Jeep«⁵⁶ beraten – jene wenigen »erklärten Nichtnazis« förderte (darunter vornehmlich »jüdische Mischlinge« nach dem NS-Gesetz).

Und – zusammen mit den Amis – ist dann Arnold Kern an der Donau aufgetaucht (via ein DP-Lager⁵⁷ in Salzburg – amerikanische Zone Österreichs). Will seinen Leidensweg vom Ort der Verhaftung – vor sieben Jahren am 10. November 1938 – zurückrollen. Denunziant Gustav Gerold hat sich rechtzeitig nach dem Westen abgesetzt.

Comrie Castle im Schottischen war zum Teil noch Hospital, die Potter Ladies – Rhonda und Margret – haben alles Böse hinter sich, sofort auch sich in Verbindung gesetzt mit den van Kaans und den Übrigen der Mischpachà in West wie Ost. Dazu umgehend nach Holland den Rücktransport der Ölschätze angeboten, die der – später gemordete – Henk de Vries im Frühling 40 hat ins Schloß verbracht.

In New York versammelte sich (für kurze Zeit) der Zweig Colder wieder: Sam zur Siegesparade wie einst sein Dad 1918, Relly kam mit ihrer Band aus Frankreich, wo sie den US-Guys musikalisch Mut gemacht, Mom Goldy (an der Schwelle zum Sechzigsten) und ihr Izzi strahlten – allein Mat fehlte so sehr, des alten Epstein geliebter Sohn. Mutter Betty stand mitten in ihrer mentalen Krise – von Gatten Ziggy mit Ausdauer behandelt.

Und im goldenen Westen, in Malibu bei L. A. vereinte die Kahn-family sich wieder, als Vater Ed aus Los Alamos heimkam. Das »Manhattan Project« abgeschlossen, wußte er endlich, daß es dort um die erste Atombombe der Welt ging – auf einer unbewohnten Insel in der japanischen See will man sie testen, dem Nipponfeind (der hat – entgegen dem deutschen – noch nicht kapituliert) vor Augen zu führen, Welch Kraft, Welch Wirkung das »Baby«⁵⁸ aus seiner Wiege auf die Erde zu bringen imstande.

Der Sohn von Eduards Vater Stiefschwester, der Trude Grünzweig ist auch schon zuhause. Eli hat im Wüstenkrieg gegen die Rommelarmee unschätzbare Erfahrung gesammelt für den bevorstehenden Streit seiner Generation wider die – nach dem Zusammenbruch der Nationalsozialisten – neuen Feinde seines Volksteils, des aus der Diaspora ins Land der Väter zurückgezog'nen (und zu Hunderttausenden noch ziehenden): jene palästinensischen wie die Anrainer-Araber.

Und die Judenheit dieser Welt sieht sich weiterhin gespalten – geistig geteilt in Jene, die sich (aus Gründen der in den zwölf bitteren Jahren verlornen Heimat, aus anderen zionsfreudigen) nach einem Dasein in Erez Israel sehnen, und die »*Andern*«, wie die Zionisten abschätzig sagen: Die patriotische Franzosen, Belgier, Holländer, Engländer, Amerikaner, Australier – eine große Anzahl auch Ungarn, selbst Polen, Russen, Rumänen, gar Deutsche und Österreicher bleiben, wiederwerden wollen. Welch Zwiespalt abermals!

In der letzten Juliwoche wiederholt die tausendjährige Sippe ihre Reunion von 1937. Nur acht Sommer seither verflossen, und doch scheint es Allen wie ein halbes Leben. Hatten dieses, ihr ganzes Leben die unvergessenen Russen Chava und Jossel im Kampf gelassen gegen den Faschismus, der dann die halbe Welt in Flammen gesetzt, muß man jetzt weitere sechs Gefallene beklagen.

Antonie Landau, Jan Manasse, Henk de Vries, Hans Wollak, Jean-Luc Cohèn, Gertrude Liebmann.

Die erste und die letzte Tote erstickt durch Gas aus dieser Welt geschieden.

Die Versammlung (in Wien wieder) zählt 13 (wahrhaft eine unglückliche Zahl): Ed samt Frau Barbra (den Jüngsten der Mischpachà – Ronny – hat man bei Freunden in Los Angeles deponiert), Goldy, Relly und Sam, Rhonda, Margret, Marjan und Moss, Arny, Ljuba und die Wiener – Mutter Else und Peter. Dann aber erscheint auch Bob Liebmann, Trixi und deren Tochter Kitty und runden auf 16 auf.

Via Nachricht aus Berlin (von der alten Tante Stine) weiß man, daß die Kerns da eingetroffen, hat Inge und Karolin natürlich auch eingeladen, die aber waren nicht erschienen: Paßschwierigkeiten (in den ersten Monaten nach dem Nazizusammenbruch sind Reisedokumente fast nicht zu kriegen in Deutschland – in Berlin, umringt von der Sowjetischen Zone, schon gar nicht). Vielleicht hätten sie sich auch nicht so recht am Platz gefühlt . . . ; und auch Vater Johann Wollak fehlt.

Ende Mai endlich hat Sohn Peter den wahren Grund dessen Trennung damals von seiner Mutter nach der Kristallnacht eruiert: seit Frühjahr 39 wiederverheiratet (wie Frau Wollak einst richtig gegewöhnt eine vom Alpenverein – Arierin, strammrechts immer noch), vermochte der Mann dies der ersten Gattin über den ganzen Krieg zu verheimlichen. Dann jedoch setzten arge Auseinandersetzungen ein hinsichtlich der Rückführung jener Gelder, die Johann bei Eheschließung mit Else von ihrer jüdischen Verwandtschaft als geschäftliches Darlehen hatte erhalten, sowie der Wiederherstellung des (wie Sohn Peter sich eben ausdrückt »*arisierten*«) Maurer-Verlags.

Das Treffen findet traditionsgemäß in der Kahn-Villa statt.

Onkel Edi und der Peter haben sofort dem guten, alten Heinzl, dem Exparteigenossen, gar illegalen NSDAP-Mitglied einen »*Persilschein*« ausgestellt – einen der ganz wenigen in Österreich und Deutschland zu Recht bestehenden.

Am Madrider Bankkonto, das er doch 1941 seinem Freund Kahn hatte eingerichtet, sammelte sich über die Jahre eine stattliche Summe Peseten an aus den Mietszahlungen von Señor Sanchez' Obstexportgesellschaft – und da Eduard und Barbara mit dem Sohne nicht rückzuwandern gedenken aus den USA, werden auch gleich Verkaufsverhandlungen aufgenommen betreffend Haus wie Grundstück. Denn Enrique will seine Firma auch weiterhin vertreten am Ort, und er engagiert sofort Kramer und dessen Poldi als Wirtschafterehepaar. So haben die ein Auskommen für die alten Tage. Bezahlen will der Käufer wieder in spanischer Währung, denn der neue Schilling, der aus der abgehalfterten Deutschen Mark hervorgeht, soll noch Jahre benötigen, ehe er devisenmäßig zu Ansehen gelangt. Vorerst werden auf dem Schwarzmarkt (und der blüht an der Donau!) noch 200 österreichische Schillinge für 1 Dollar geboten.

Der Tenor der Runde von Wien ist – wie im Jahr vor Hitlers Einmarsch im Lande – ein geteilter.

Arny:

»Was ich in meinen sieben KZ-Jahren über die Menschen (und die ~~H~~ repräsentierte wohl kaum das deutsche Volk) nicht erfahren konnte, hol' ich seit ein paar Monaten nach. Nichts erfreuliches: von heut' auf morgen kann man eben nicht aus Obrigkeitshörigen Demokraten machen.«

Ljuba:

»Es sind nicht die Deutschen, es sind nicht die Polen, es sind nicht die ... Es sind die Deutschen, die Polen, die heute wie früher ihre Stimme erheben, nun wieder anheben, die Massen zu manipulieren.«

Eduard:

»Es sind auch nicht die Amerikaner, die Amerikaner japanischer Herkunft in Konzentrationslager steckten, und deutsche Nazis nicht. Es sind die Amerikaner, die uns're Massen manipulieren.«

Marjan:

»Die Jungen werden schon drauf achten, daß es nicht wieder so weit kommt!«

Barbra:

»Bevor ich Edi aus Los Alamos wiederhatte, eigentlich bevor ich nach Amerika kam, hab ich überhaupt nichts gewußt davon, wer wen an der langen Leine führt. Jetzt versteh' ich langsam einiges.«

Moss:

»Ich glaube, es kommt nicht so sehr darauf an, wer wen – ich glaube, es kommt drauf an, wer sich läßt...! In Mauthausen hab' ich welche kennengelernt, die sich nie haben lassen. Gute Deutsche, gute Holländer, gute – –«

Goldy:

»Ihr seht das vielleicht einseitig nach allem, was geschehen. Nicht jeder kann ein Held sein wie meine selige Schwester Chava, wie ihr Jossel...«

Sam:

»Muß man ein Held sein, wenn man die Angst überwindet und denkt? Wir hatten da Einen in Dora --«

Rhonda:

»Überall auf dieser Welt gibt's ›einen‹ ... aber können aus dem Einen nicht einmal Alle werden?«

Dr. Liebmann:

»Alle werden es erst sein, wenn die heutigen Verhaltensregeln des homo sapiens überwunden sind. Die Religionen, die politischen Programme seit den Tagen der alten Römer und Griechen funktionieren eben alle nicht mehr ...«

Bob's Trixi, deren Kitty, Else Wollak, Marjan, Aurelia und Margret stimmen dem einen, dem anderen zu. Nur Peter, der nun Einundzwanzigjährige, der *»zwischen den Fronten«*, wie er sich ausdrückt, so einiges erlebt hat in den letzten Jahren, hat Gravierenden beizutragen zu den Meinungen der Familie. Wohl die Meinungen der einsichtig Geword'nen da wie dort.

»Ich fürchte, ich fürchte – sehr bald wird man ›das alles‹ verdrängen, die Vergangenheit ruhen lassen wollen. Und das nicht nur die Schuldigen, die Mitschuldigen. Auch so manche Juden, denen heute schon ›Aussöhnung‹ angeboten von den Mördererben ...«

So jung auch der Landauenkel, der Großneffe jenes Warners Leib, er erkennt – pessimistisch kaum, sarkastischkritisch wohl – die Zeichen der aufkommenden, der neuen Zeit.

Und jenen Zeichen gerecht werdend ist eines allernächster Frist, als uns're europäische Sippe wieder an ihren Zuhaus in der weiten Diaspora.

Die Welt hält den Atem an.

Am 6. August des Jahres, des historisch einschneidenden fünf- undvierzigsten im zwanzigsten Centennium nach Geburt jenes Juden, der seiner Welt das Heil zu bringen nicht vermochte, geschieht – diesmal von der anderen, der demokratischen Front – das (entsprechend Ausmaß wie Zeitspanne) vielleicht gewaltigste Kriegsverbrechen der Epoche.

Von US-Präsidenten Harry S. Truman befohlen, von der militärischen Führung des Manhattan-Projekts gepusht, vom größten Geist der Zeit, Albert Einstein vergeblich zu verhindern gesucht, von der Besatzung der ENOLA GAY, der »fröhlichen« Dame über Nippons Stadt Hiroshima zur Zündung gebracht, fällt die erste Supervernichtungswaffe der Art auf der Menschen Erde.

Kein Alberich hätt je
ein Schwert geschmiedet,
sich's über den Ofen zu hängen!

Wie wird doch Mister Paul Tibbets, Kommandant des Mörder-*plane's*⁵⁹ einmal erklären?: »*I had a job to do . . .*«⁶⁰

Das ›Baby‹ (wie sein Zwilling vier Tage drauf, der Nagasaki zum Schweigen bringt) beschert endlich einer Viertelmillion jener Erdenbewohner den grausigsten aller Tode.

Der deutsche Jude Einstein befindet später, weise wie keiner:

»Die Atombombe hat alle Machtverhältnisse auf Erden verändert, nur nicht das Denken der Menschen.«

Auch nicht der jüdischen.



Fußnoten

Hebräische und jiddische Wörter und Begriffe sind in diesem Werk mit Akzentzeichen über Vocalen etc. notiert.

Da beide Sprachen im Original mit dem Alef-Bet, dem hebräischen Alphabet geschrieben, ist nur eine phonetische Wiedergabe in lat. Lettern möglich, um falsche »h« an Wortenden wie auch unrichtige Betonungen zu vermeiden.

- ⁷ 1) Liebknecht war nicht Jude, doch mit Sonja, einer Jüdin verheiratet 2) so wurden in der Weimarer Republik jene Deutschen von der Rechten genannt, die sich – in Politik und Wirtschaft voran – »jüdisch« verhielten
- ¹² 3) Wilhelm der Zweite, holl.
- ¹³ 4) Union der Amerikanisch-Jüdischen Gemeinden
- ¹⁴ 5) nocheinmal (siehe: Wiederkehr), holl.
- ¹⁶ 6) Kürfürstendamm 7) mein Herr, holl. (moderne Schreibweise)
- ¹⁸ 8) Werte Tante Rosalie! Nach Ihrer hochherzigen Aktion... 9) Der Mensch denkt rechts
- ²⁰ 10) zarist. Geheimpolizei 11) auf der Straße 12) Fahrer
- ²¹ 13) Großvater Minjemann (10ter beim Gebet, w.g.) 14) Nachtclubdirektor, amer. (engl.: night-club)
- ²² 15) Neffe
- ²³ 16) Spitzname der 28. Straße von New York (w.g.); Yes, We Have No Bananas (Originalzeile, bananas bedeutet auch Verrückte)
- ²⁷ 18) unabkömmlich (w.g.) 19) eines der religiösen Verfahren, das Christen aus dem Judentum übernommen: man benennt den Sohn mit des Vaters Namen; Juden jedoch geben ihm einen eigenen und zusätzlich den Vatersnamen mit einem »ben« oder »bar« (so entstand das ...sohn – siehe: Mendelsohn, Sohn des Mendel)
- ³⁰ 20) aus dem Prozeß-Stenoprotokoll 21) von Hilferding stammt nicht nur die – Marx kontraktische – These vom »Finanzkapital« (1910 herausgegeben), sondern auch das Schlagwort »Stamokap« (staatsmonopolistischer Kapitalismus); Hilferding wurde 1942 in Paris von der Gestapo ermordet
- ³¹ 22) Wenn ich's nicht tu', tut's Mac 23) Feststellung 24) verrückt, überdreht
- ³² 25) kids = Kinder, bambina = Mädchen (ital.); boy = Bub 26) die meisten nichtjüdischen Amerikaner lassen die Knaben beschneiden – aus gesundheitl. Gründen 27) Witwe, ital. 28) Mischung, engl. 29) Ausdrücken 30) ital. Gericht 31) jede (pro) Woche, engl. 32) 1. Stockwerk (in Amerika of Halbstock) 33) Kochmaschine (Kocho), Slang

- ³⁴ 34) Kästner, der zwar als Arier galt, erhielt später von Goebbels Schreibverbot – seine Bücher wurden mit am Berliner Opernplatz verbrannt; doch mitten im Krieg durfte er (unter dem Pseudonym »Gottfried Bürger«) das Drehbuch zum (exzellenten) Farbfilm der UFA »Münchhausen« schreiben
- ⁴⁰ 35) Buenaventura Durruti und Francisco Ascaso wurden zu Führern der spanischen Anarchisten im Bürgerkrieg
- ⁴¹ 36) Rykow und Bulgarin wurden 1938 hingerichtet, Tomski beging 2 Jahre vorher Selbstmord 37) aus Protest gegen die Kollektivierung verbrannten Bauern ihre Ernten, schlachteten ihr Milchvieh
- ⁴² 38) Oheim, holl. (oe = ü – Krüger in deutsch) 39) apart = getrennt, holl. (im deutschen dann zu »reizvoll« geworden
- ⁴³ 40) konkret, in der Realität (lat.) 41) zu der Zeit gab es noch keine schwarzen SS-Uniformen – lediglich die braunen der SA
- ⁴⁴ 42) Die Macht des Schicksals, ital.
- ⁴⁵ 43) Flüsterkneipen (wörtl.: Sprich leise) 44) Alkoholschmuggler (wörtl.: Rumläufer)
45) Verschaff' mir diese ... 46) Dem Boß gefällst du (Frenchy ist ein amerik. Spitzname für – leichte – Mädchen, die sich französisch geben) 47) Diese Colette ist überdies
- ⁴⁶ 48) Nun, Herr Diamond – verstehen Sie keine Witze mehr? 49) ... ein jüdisches Kind
50) Musiker, Sänger(innen), süße Mädchen
- ⁴⁸ 51) Otto v. Habsburg – Erbe eines Thrones, den es nicht mehr gab (und gibt)
52) Drehbuchautor
- ⁴⁹ 53) Pottergesetz
- ⁵¹ 54) Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen (der Text zu diesem Lied, das dann stets anschließend an die Deutschland-Hymne gesungen, stammt von Horst Wessel); Wessel wurde im Jan. 33 von Kommunisten angeschossen und erlag später angeblich diesen Verletzungen
- ⁵² 55) wienerisch für Kommunisten
- ⁵⁴ 56) zu verkaufen, holl. (w.g.) 57) Galerieklientel 58) kleines Fest, Festchen
- ⁵⁵ 59) Glaubst du, wir können ein Mädél (wörtl. Hühnchen) mit nur einem Lendenschurz aus Früchten um die Hüften den Deutschen verkaufen? 60) Berlin – hier kommen wir!
61) Wolkenkratzer 62) typ. amerikanischer Überlandbus mit dem (grauen) Windhund als Emblem 63) Was ist los – will Pappa Chicago erobern 64) »der« Amerikaner (Onkel Sam) selbst

- ⁵⁶ 65) Parkettshow 66) eifersüchtig 67) Süßes – schau was die Oma dir (mit-)gebracht hat
68) Abend 69) kontinentaler Herr 70) A media luz = Dämmerung (halbes Licht), span.
71) bei Mondschein gekokelter, illegaler Whisky
- ⁵⁷ 72) hi = Ausruf wie »hoch« (von ›high‹) 73) Scheinwerfer 74) das berühmte Kostüm der
Baker 75) Publikum 76) Durch Wasser und Feuer wär' sie gelaufen für ihr Kind (jidd.)
- ⁵⁸ 77) Da seid Ihr also; Englisch Lektion
- ⁵⁹ 78) Hotel Kempinski 79) Unter den Linden 80) alt-Berliner Ausdruck: Pferde, Rosse
(Zucht in Jossen)
- ⁶¹ 81) der Name des Lokals ist aus gewissen Gründen geändert; einen »Weißen Kater« gab
es nicht
- ⁶² 82) halblegaler Dachverband der damals bekannten »Sparvereine« der Berliner Unter-
und Halbwelt – die sammelten Geld für Anwälte wie zur Unterstützung von Kollegen in
Tegel 83) Antisemitismus – was ist das?
- ⁶³ 84) Schomér = Wächter, Ivrit (aus dieser Organisation entstand später die MAPAM, die
sozialistische Arbeiterpartei Israels) 85) Auf's Jahr in Jerusalem! (alter Sehnsuchtspruch
der Juden) 86) in Palästina (Israel) geborene Juden der neuen Einwanderung (w.g.) 87)
Rabbinische Schule (w.g.)
- ⁶⁴ 88) Einwanderungswellen (Einzahl: Alijá)
- ⁶⁵ 89) Gemeinschaftsdörfer (Einzahl: Moscháv – nicht zu verwechseln mit dem Kibbùz, wo
streng kollektiv gearbeitet)
- ⁷¹ 90) Gangsterbanden 91) in Verantwortung (Verantwortliche) 92) Agenturgeschäft
93) amer. Poker mit 7 Karten (wörtl.: Siebengestüt) 94) volles Haus mit Königen und
Damen 95) Maschinengewehr 96) Hinterzimmer 97) Zeit mit Pokergeld... 98) Mitglie-
der der Cosa Nostra 99) Dollarnoten sind grün
- ⁷² 100) Sporthalle (Dschim), Abk. für Gymnasium 101) Polizisten, amer. (engl.: Copper)
102) Hände hoch! 103) Einkaufen 104) Bursche 105) Mamma -- Pappi --
- ⁷³ 106) italienische Gangsterbanden 107) Dienstherr, Herr (ital.)
- ⁷⁴ 108) peinlich im Sinn des Wortes: mit Pein, schmerzhaft
- ⁷⁵ 109) Burgenland (in der Kaiserzeit ungarisches Gebiet) 110) Zahlenlotto mit 5 Richtigen
(Ahn des deutschen Lotto) 111) charmante Umschreibung des Goetz-Zitats
- ⁷⁶ 112) schlankes Schnaps- oder Likörgläschen 113) Feiertagsjud, jidd. 114) unrein, nicht
koscher (w.g.)

- ⁷⁷ 115) Weg (Art) des Lebens, engl.
- ⁷⁸ 116) Ossietzki wird später, als er dann im Konzentrationslager ist (das Foto von ihm und dem, ihn bedrohenden, SS-Mann geht durch die Weltpresse) der Literatur – Nobelpreis verliehen
- ⁷⁹ 117) Hitler verbüßte in Landsberg lediglich 1 Jahr der 5-Jahres-Haftstrafe, der Rest wurde ihm erlassen 118) die – vielbesungene – Bayrische Erhebung von 1705 richtete sich nicht gegen die Macht im Lande sondern gegen Österreich, das Bayern seinem Reich hatte einverleibt: Freiheitsaufstand also, keine Revolution
- ⁸⁰ 119) Jude, franz. (w.g.) 120) Herren, Landlords (span.) 121) so genannt wg. der Hahnenschwanzfeder an der Mütze

II.

- ⁸² 1) Oberster SA-Führer (ein Rangtitel, mit dem Hitler sich – bis zum Röhms-Putsch – gern anreden ließ) 2) SS – zum Unterschied von Sturmabteilung (SA) 3) offizielle Abkürzung – das KZ war der Gemeinausdruck im Volk
- ⁸⁴ 4) Roman Dmowski war ein kleiner polnischer Hitler, einer jener »nationalen« Sozialisten, die Rosa Luxemburg bekämpfte; Pater Stojalowski im 19. Jh. eifrigster Agitator gegen die Juden im Südpolnischen (w.g.) 5) Zehn Gebote, griech. 6) nicht der Neid der Frau auf das Glied des Mannes, sondern (auch gemäß Freud) der des Mannes auf andere, die in seinen Augen »potenter« (oder mehr Chancen bei Frauen haben); diese Angst geistert seit Jahrhunderten durch christlicher Männer Gehirne
- ⁸⁹ 7) Staat des Ständewesens, wie Österreichs Christlich-Soziale ihn angestrebt
- ⁹⁰ 8) Donaukanal (außer dem Karl Marx-Hof wurden noch etliche andere Siedlungen von Arbeitern beschossen, schwer demoliert) 9) Straßenbahner 10) illegales Mitglied der österr. NSDAP
- ⁹¹ 11) Wie könnten wir Cousin Arny helfen, wenn er in Schwierigkeiten kommt
- ⁹² 12) Ehemann, engl. 13) ... und ein großes, schönes Schnitzel für Mr. Stone; Fleischauger, Metzger 14) Tut mir leid, ich muß nachhause – mein Ira wartet auf mich 15) Caféhaus; Ball der einsamen Herzen 16) Leichenbegängnis
- ⁹³ 17) Wie geht's mit dem Indianerspielchen (holl.) 18) Frau (w.g.) 19) Stockwerk (wörtl. Vertiefung) 20) Für düstere Zeiten (deustere Teiden) 21) Polizeimenschen 22) Terror, holl. (aus dem franz.)
- ⁹⁴ 23) Nationalsozialistischer Bund der Niederlande 24) Wucherjud (wukerjod) 25) Gesellschaft (maats/chapei – von Maatschaft, Seemannsausdruck, später im holl. eben Gesellschaft schlechthin)
- ⁹⁵ 26) Großvater, franz. (w.g.) 27) Außenseiter, engl. 28) Herr, russ.
- ⁹⁷ 29) die Familie Hidla stammte aus Böhmen, verdeutschte den Namen dann in »Hütler«, Hitler selbst protzte immer wieder, »einfacher Gefreite des 1. Weltkriegs« gewesen zu sein – daher der vielgebrauchte Spitzname 30) nach verschiedenen Forschungen soll die väterliche Linie Rosenbergs jüdisch gewesen sein
- ⁹⁹ 31) als Innenminister des Reichs war Goering de facto für den Komplex verantwortlich, rühmte dies auch immer wieder

- ¹⁰⁰ 32) Erhard Milch, später Luftwaffenmarschall, war Halbjude 33) Reinhold Tristan Eugen Heydrich hatte einen volljüdischen Vater, Konservatoriumsdirektor in Halle a.d. Saale; seltsamerweise hat Heydrich seinen Familiennamen nicht geändert – wußte wohl gar nicht, was der bedeutet: Heidrich oder Hedrich = Heckensenf, einer der typischen Pflanzennamen, die Juden gegeben wurden 34) Eichmann war – entgegen wiederholt aufgestellten Behauptungen – nie »Oberster Endlöser«, er erhielt Anordnungen und Befehle vom RSAH in Berlin, wo Heydrich Chef war – später Kaltenbrunner (allerdings konnte Eichmann weitgehend selber Anordnungen treffen, was die Vernichtung des Europäischen Judentums in Details anging)
- ¹⁰² 35) ... zu mir nach
- ¹⁰⁴ 36) Gestapo (Abk. für Staatspolizei) 37) Mitglied der NSDAP 38) »k« bedeutete bei der Gestapo immer Kellergeschoß, Foltertrakt
- ¹⁰⁶ 39) Handelsregister Eintrag
- ¹⁰⁷ 40) Wohnung im 1. Stock
- ¹⁰⁸ 41) ... ruf die Kinder an ... ich hab so Angst... 42) Totenwache (jidd.) w. g.
- ¹⁰⁹ 43) Simone Weil (auch Veil und Weill) stammt eindeutig aus Weill am Rhein, in den 70er Jahren Präsident des EuroParlaments 44) Ingenieur (j + ch) 45) Michail (Mikhail) Bakunin war 1861 aus Rußland geflohen – nach Frankreich, von wo aus er den Anarchismus verbreitete
- ¹¹¹ 46) brazoç = Arbeitskraft, span.
- ¹¹² 47) Paar, Tänzerpaar
- ¹¹³ 48) Hitlerjugend, Mischling 1. Grades, Sturmsharen, Konzentrationslager 49) Aufseher der NSDAP über Häuserblocks oder ganze Straßen, höhere Instanz des Hauswarts
- ¹¹⁴ 50) der jiddische Ausdruck war damals allgemein Bezeichnung in Berlin für leichtfertige (christliche) Mädchen 51) auch der nordische Name Henk ist jüdischen Ursprungs: Henoeh (im engl. Enoc usw.)
- ¹¹⁵ 52) Berliner Gestapo Zentrale
- ¹¹⁷ 53) Die Namensähnlichkeit mit der Polnischen Gewerkschaft »Solidarnosz« ist nicht zufällig – eine eindeutig anarchistisch-bakunistische Bewegung, was kaum kommentiert
- ¹¹⁸ 54) Confederación Nacional del Trabajo (nationale Union der Arbeit) 55) Achse Berlin–Rom, am 15. Okt. 36 vertraglich errichtet – später Beitritt Tokios
- ¹¹⁹ 56) Schlagzeilen 57) sechs Fuß fünf Inches (ca. 1,90 m) 58) Sänger(in) 59) gutes, altes Europa

- ¹²⁰ 60) Frau, Herr (Ivrit) 61) die Lechi wurde als »Stern-Bande« bezeichnet nach ihrem Anführer, Abraham Stern
- ¹²² 62) Spanische Fremdenlegion, nicht minder berüchtigt als die französische
- ¹²³ 63) Guernica wurde am 26. April 37, als die Truppen der Volksfront längst durchgezogen, von deutschen Fliegern dem Erdboden gleichgemacht 64) Genossen, russ.
- ¹²⁴ 65) das btr. Foto der französischen Olympioniken, machte im demokratischen übrigen Ausland Furore
- ¹²⁷ 66) es gab in Nazideutschland jüdischen Besitz, sofern in der Hand von Staatsbürgern neutraler Länder (selbst Spanien) bis Kriegsende – auch italienisch-jüdische Liegenschaften 67) typischer jüdischer Familienname – der (die) aus Preußen, jidd. geschrieben (viele »arische« Preiss (oder Preiß) wissen noch nicht einmal von ihrer Abstammung
- ¹²⁹ 68) Böse (Antisemiten), jidd. 69) bekanntes NS-Hetzblatt des Julius Streicher (beliebt der Judenkarikaturen wg. auf der Titelseite, die auch nach 1945 aus der internationalen Presse nicht ganz verschwanden)
- ¹³³ 70) sowj. Geheimpolizei (GPU, MWD etc.) 71) Meine Cousins, endlich. Gruß!, franz. 72) Durruti und Emilienne Morin waren nicht verheiratet, lebten in ehedem gleichem Verhältnis zusammen (dies bezeichneten die Katholiken eben als »freie Liebe«)
- ¹³⁴ 73) Die Anarchisten wollen (wünschen) niemals, eine politische Partei zu sein
- ¹³⁵ 74) Ypern, französischer Name
- ¹³⁷ 75) Zusammenspiel von Jazzmusikern ohne Noten, improvisiert 76) gebraten, engl. 77) Refrigerator (Kühlschrank) 78) Großväterchen, Großmütterchen (ital.) 79) East River, Zur Gesundheit (hebr. w.g.)
- ¹³⁸ 80) amerikan. Hausfrau 81) illustriertes Magazin 82) frei übersetzt: mit Chic und jüdischem Gefühl (in Jiddisch auch »Tam«) 83) Witwe

III.

- ¹³⁹ 1) Leib, Sohn des David, russ. (das Trotzki od. Trotzki ist eben eine Art angenommener Zuname) 2) Freiheit, span.
- ¹⁴⁰ 3) Gregorio Jovér – mit Ascaso, Olivér und Ortíz zum engsten Durrutikreis gehörig
4) Leutnant, span.
- ¹⁴¹ 5) Kolkow – zeitweilig Chefredakteur der PRAWDA, den Stalinschen ›Säuberungsaktionen‹ in den späten Dreißig zum Opfer gefallen 6) Ort südöstl. Zaragoza 7) 18. Aug. 1936
- ¹⁴² 8) eben nicht ›wahllos‹ (siehe Fußnote 72, II. Kap.) 9) Ronert Karmen (auch Karmeen), Kameramann – hat im 2. Weltkrieg die Befreiung der deutschen KZs in von den Russen eroberten poln. Gebieten gefilmt 10) Oktober 1934
- ¹⁴⁴ 11) Esel, span. 12) Was geschieht (ist los)? – Für den Zugfahrplan 13) Viel Glück, meine Freunde (franz.)
- ¹⁴⁵ 14) mit einem Passepartou umrahmte Fotografie der Zeit, jidd. 15) Vater, jidd. (poln. Tatta, w. g.)
- ¹⁴⁷ 16) Wort für Deutsche (auch Juden) – vom niederdeutschen »jeck« (verrückt), heute Jeck im Rheinländischen (siehe: der Geck) 17) Junggeselle, engl. 18) Ehemann Nr. 2
19) Scheidung
- ¹⁴⁸ 20) Welch Zeit für ein Abenteuer, span. 21) Mit Gottes Hilfe 22) Hava = Chava (in anderen Sprachen ist »ch« nicht notierbar, insbes. im englischen)
- ¹⁴⁹ 23) Mein Gedächtnis, span. 24) Danke
- ¹⁵⁰ 25) Sprengsatz
- ¹⁵⁴ 26) Typ Schnellfeuergewehr (j = ch)
- ¹⁵⁶ 27) Heißbalk(en), siehe: Segel heißen (holl.) 28) Stadt der Liebe, franz. 29) so ausgesprochen, wenn herabwürdigend – man äfft die Juden nach (auch heute noch sehr verbreitet der Ausdruck) siehe: das ist mir eine Meschpoke!
- ¹⁵⁷ 30) Auch mein Votum, franz. 31) Gut. Ich akzeptiere 32) Es lebe der König
- ¹⁵⁸ 33) Alvater Gessler-Jägerndorf – beliebter Magenbitter der Zeit; Barrack(tzk) ist ein Aprikosenbrand

- ¹⁵⁹ 34) die österr. Schulen zählen 4 Volksschulklassen, dann wieder von 1 an Realgymnasium etc. 35) Realgymnasium des 8. Bezirks, aus dem viele – dann prominente – Schüler hervorgingen
- ¹⁶¹ 36) Richard Tauber hatte eine nichtjüd. Mutter, wurde trotzdem als Jude genommen
37) Gemälde Franz Marc's aus dem Jahr 1912
- ¹⁶² 38) Allee kitschiger, steinerner Herren
- ¹⁶⁴ 39) Jungmädchen entsprechen den Pimpfen der HJ (BDM = Bund Deutscher Mädel)
- ¹⁶⁵ 40) nicht »gehört« – immer wieder falsch zitiert
- ¹⁶⁶ 41) Balkenkreuz, Symbol der österr. Vaterländischen Front (das Hakenkreuz wohl ein wenig nachempfunden)
- ¹⁶⁷ 42) Platz vor der Hofburg, die Massen wurden natürlich nicht gezählt, können aber nach späteren Schätzungen die Viertelmillion überschritten haben, denn auch der gegenüberliegende Platz, auf der anderen Ringstraßenseite: War vollgepackt mit Heilbrüllern 43) das – später von der ausländischen Presse wie selbst von Historikern – gern zitierte »sinnlose« Bürgersteigschrubben (reine Schikane der Nazihorden) hatte doch einen triftigen Grund (kaum wär' man sonst auf diese Idee verfallen, die Nazis waren nicht so einfallsreich...)
- ¹⁶⁸ 44) aus der Steuerzahlung genommen, arbeitslos – der Wohlfahrt anheimgegeben
- ¹⁶⁹ 45) diese hypokritische geschichtliche Verfälschung der Tatsachen wird dann dazu beitragen, daß die Alliierten Österreich nicht besiegen sondern befreien (auch heute noch gibt es hunderttausende Österreicher, die glauben, nur eine Minderheit im Lande hätte Hitler zugejubelt; es war eine – verschwindende – Minderheit, die Widerstand geleistet)
- ¹⁷² 46) Emm Eins (Mischling 1. Grades) 47) aus Quellen des Polnischen Widerstands ist – schändlicherweise – bekannt daß jüdische Mischlinge als Soldaten (auch Unteroffiziere und Offiziere unter ihnen) sogar an Ausrottungsaktionen jüdischer Polen beteiligt gewesen – ehe sie dann, bei Beginn des Rußlandfeldzug, aus der Wehrmacht entlassen
- ¹⁷⁴ 48) zu der Zeit tatsächlich noch Amt der Auswanderungskoordination (zuerst für Österreicher und Böhmen gedacht, dann reichsweit eben Zentralstelle der Judenvernichtung)

IV.

- ¹⁷⁷ 1) Dr. Karl Renner, prominenter Sozialdemokrat – nach 45 zuerst Bürgermeister von Wien, dann Bundespräsident 2) rauher (roher) Opportunismus, franz. 3) bekannter österr. SA-Führer der Illegalenära
- ¹⁷⁸ 4) Grynszpan ist nichts als die poln. Schreibweise von Grünspan
- ¹⁷⁹ 5) Frauenabteilung der NSDAP 6) dieses Faktum – der Beginn also der »vorgezogenen« Kristallnacht in Wien – wird bis heute österreichischerseits heftig abgestritten 7) es gibt Fotos und Filmstreifen ausländischer Pressereporter, die diese Jagden beweisen
- ¹⁸⁰ 8) aus diesen Formulierungen ist eindeutig der Beweis herauszulesen der Geschehnisse vor der bewußten Nacht, am Nachmittag des 9. November 38: die »Wiener Ereignisse« (so heißt es später schamhaft offiziell)
- ¹⁸³ 9) die NS-Behörden haben in Wien dem Roten Kreuz wie anderen Krankenhilfen verboten, Juden bei »Unglücksfällen« in jener Nacht, erste Hilfe zu leisten – trotzdem wurde es seitens dieser Organisationen getan und keiner wurde amtlicherseits bestraft
- ¹⁸⁴ 10) SS-General
- ¹⁸⁶ 11) Monatsletzter
- ¹⁸⁸ 12) jüdische Kleingewerbetreibende, Ladeninhaber usw. wurden vom RSHA bis etwa zum Beginn der Deportationen geduldet, um Juden so weit als möglich beim Einkauf in den Geschäften von Ariern fernzuhalten
- ¹⁹⁰ 13) nach heutigem Gelde ca. DM 7 Milliarden 14) Chamberlain, Daladier
- ¹⁹² 15) Kommunistische Partei Österreichs 16) damals beliebte Zigarettenmarke
- ¹⁹³ 17) Brillant, wiener.
- ¹⁹⁵ 18) arme Flüchtlinge, engl.
- ¹⁹⁶ 19) ursprünglich Camppolizist (C = K), es gibt auch andere Deutungen aus dem Italienischen
- ²⁰⁰ 20) zu den Iden des März (Mars), lat.
- ²⁰¹ 21) Stacheldrahtzaun mit Hochspannung geladen, davor der »Graben« – verbotene Todeszone: entweder schossen die Posten von den Wachtürmen aus oder blieben die Leiber der Menschen am Zaun »kleben«

- ²⁰² 22) Haßberge – nördl. des Main, zwischen Schweinfurth und Bamberg
- ²⁰³ 23) Franz Weintraub, zuerst Sozialdemokratischer Student, am 15. Juli 30 als Jude in Wien von den »rechten« Studenten schwer mißhandelt bei Tumulten, als von der Rechtsregierung die Verfassung beseitigt werden wollte – heute unter dem Namen »West« in Wien (hat dem Kommunismus, dessen Funktionär er ein halbes Leben gewesen, quasi abgeschworen – nicht aber dem Sozialismus)
- ²⁰⁴ 24) ausbaldowern, wiener. 25) Schwuler, wiener. (ordinär von »anstoßen« beim Billard, »busern«)
- ²¹⁰ 26) einige dieser Organisation entpuppten sich später als Schwindelfirmen, die armen, alten jüd. Emigranten hungerten oft in Shanghai
- ²¹² 27) Gelände, Uferpromenade (w. g.) 28) Hochschule für Luftfahrt und Luftfahrttechnik
- ²¹³ 29) auch hier log (wie so oft) der »Führer«: es war etwa 4.45 h, also 1 Stunde früher, als der erste Schuß fiel (von deutscher Seite aus), also keineswegs »zurückgeschossen« 30) dem Jungen gelang es, sich durchzuschlagen und er landete endlich bei einer Partisanengruppe, wo er dann im Kampf fiel gegen die Deutschen
- ²¹⁵ 31) Einheitsradioapparat 32) Julius Streicher (w. g.), in Nürnberg zu Tode verurteilt und gehenkt
- ²¹⁶ 33) Gegend im Süden Niederösterreichs
- ²¹⁷ 34) Wer heut noch zu glauben meint, daß er die Stange halten kann denen, die auf die kapitalgedopte Welt setzten, hat gefehlt. Ich lebe als demokratischer Kapitalist, und so seh' ich die Menschen in meiner Umgebung durch die Straßen laufen wie Suppenhühner, die mit ihrem Gegacker es auch nicht für möglich halten, daß sie in den Topf kommen könnten (holl. und deutsch gemischt)
- ²¹⁸ 35) Fern ist der Krieg, gesegnetes Schottland 36) Verwandte vom Festland
- ²¹⁹ 37) Totenkopfstandarte (allgemein für die SS) 38) Ignatz galt im Deutschen als Judename, was nicht stimmt: kommt vom lat. Ignacius 39) ohne die Kollaboration von (vielen) Menschen der von der Wehrmacht eroberten Länder hätte der gesamte Holocaust kaum stattfinden können (eine räumliche Ausnahme machten da die Dänen)
- ²²³ 40) eigentlich ist die »Judenfarbe« blau (siehe: blauweiß Israels), man entschied sich unter den Nazis aber doch für das Gelb aus dem Mittelalter 41) Gnesen wurde dem Reich einverleibt – östlicher begann dann »Polen«: das »Generalgouvernement«
- ²²⁴ 42) jenes Täuschungsmanöver des Eichmannamts hatte tatsächlich positive Auswirkungen – auch im Ausland wurde zu der Zeit stets von »Umsiedlung« gesprochen (später wurden die Kontakte rigoros eingestellt)

- ²²⁶ 43) jüdische Flüchtlinge aus Nazideutschland (und Österreich), die ja mit Reichsdeutschem Paß emigrierten, wurden in England nicht selten mit »echten« Nazideutschen zusammen in Lagern konzentriert, gar in dieselben Häuser und gar Wohnungen gepfercht (daß hierin antisemitische Motive enthalten, streitet das Home Office heute noch ab, obschon von einem Juden – Leon Brittain – geleitet
- ²²⁷ 44) auf dieser – historisch manipulierten – Annahme, basiert der TV-Film »HOLOCAUST«: ein in Berlin ordinierender Arzt in den Jahren nach 1933, mußte deutscher Reichsbürger sein oder anerkannter ausländischer Mediziner; hätte er ohne Approbation ordiniert, wäre ihm KZ oder gar das Fallbeil sicher gewesen, und als polnischer Staatsbürger, der rechtmäßig im Reich lebte, konnte er (mit Anderen) nie zu der Zeit abgeschoben werden (es scheint daß die Herren Drehbuchautoren dies mit den Abschiebungen zu Bismarcks Zeit verwechselten). Auch die weitere Story der Weiss-Familie ist »wild« zusammengedichtet
- ²³⁰ 46) Höss – damals 40 Jahre alt – war seit 1934 Mitglied der SS, seit Kriegsbeginn auch Angehöriger der Waffen-SS, dem sogen. Wachverband – jener Totenkopfabteilung; später Kommandant von Auschwitz
- ²³¹ 47) Jacob erhielt den, in etwa übersetzten, Namen: Gottesstreier = Israel
- ²³² 48) auch heute noch Großgewerkschaft Israels (bezeichnender Weise auch – neben der Rüstungsindustrie – der größte Arbeitgeber im Lande) 49) dasselbe Wort wie »erez« = das Land, w.g.
- ²³³ 50) Bräutigam, engl. 51) die progressiven New Yorker Rabbiner (unter ihnen auch schon ein weiblicher) trauen auch Nichtjuden mit einer mosaischen Frau (oder umgekehrt), sonst muß der »andere« Teil zuerst übertreten zur mos. Religion – jetzt nur mehr die Wörter und Worte auf hebräisch lernen, die bei der Zeremonie gesagt
- ²³⁴ 52) Hitler arbeitete bisweilen als Tapezierer und Anstreicher, wie es im österr. Sprachgebrauch heißt – daher der Spitzname (»Kunstmaler« nannte er sich, weil er Ansichtspostkarten abmalte um zu etwas Geld zu kommen (siehe: Rahmentischler Morgenstern, der Jude, der ihm oft solche Postkarten abkaufte und so unterstützte)
- ²³⁵ 53) Glückwünsche (chelück) an alle Wiener Freunde
- ²³⁶ 54) Wohlbrück nannte sich in England Anthony Waalbrook, ein Star auch da; Szöke Szakall spielte dann in Hollywood die Kellnerrolle im berühmten »Casablanca«, sein »Chef«: Humphrey Bogart 55) Feltz, Texter von Nazigesängen wie dem »Engeland-Lied«, wurde nach 45 bezeichnender Weise eine Art U-Musik Papst in Deutschland 56) Georg Jacoby (der Name sehr jüdisch) war Marika Rökks Ehemann, die später zugab, er hätte Regie und sie die Choreographie ihrer Revuefilme unter den Nazis von Astaire-Filmen kopiert 57) dies betonte die Serrano auch noch in den Siebzigerjahren gern
- ²³⁷ 58) in diesen Ateliers entstanden (bis nahezu Kriegsende) hunderte Unterhaltungsfilme, wie die meisten Moser-Lingen-Streifen

- ²³⁸ 59) Rudolf Nelson, aus Berlin nach Amsterdam geflüchtet und auch da seine »Nelson Revuen« gemacht, überlebte – nach 45 in Berlin tätig, da aber keine bedeutenden Werke mehr 60) einigen dieser Künstler wurde sogar die Ausreise verweigert, obwohl sie Permits nach England oder US-Affidavits vorweisen konnten – sie wurden in Theresienstadt »eingesetzt«, später ermordet
- ²³⁹ 61) Harlan-Film 62) Hitler-Jugend (BDM) Wohnheim od. Tagesstätte, wo NS-Wissen indoktriniert wurde
- ²⁴⁰ 63) Vorläufer des Container
- ²⁴¹ 64) Kreise (siehe: Kringel)
- ²⁴² 65) Otto Dix, in seiner deutschen Heimat als »entartet« verboten (Nichtjude)
- ²⁴⁵ 66) Sturmführer – Leutnantsrang 67) Oberst der Sturmsharen
- ²⁴⁶ 68) Rottenführer – in etwa Hauptgefreiter
- ²⁴⁷ 69) benannte nach dem nationalistisch-deutschen 1. Weltkriegs-General Karl v. Litzmann
- ²⁵⁰ 70) Hans Bock – aus Sachsenhausen als »Krimineller« mit der ersten Riege der »Vertrauensmänner« der nach Auschwitz verbracht; gefürchtet wegen Rohheiten etc. (war auch Homosexueller) aber später auch Helfer auf Seiten des Widerstands, der Nachrichten an die Außenwelt leitete
- ²⁵¹ 71) verdeutscht: Auschwitz (Aussprache: Oshwietzim, »sch« weich)

V.

- ²⁵⁵ 1) Volljuden wurden von den Wohnungsämtern der Zentralstelle zu viert und fünft in einen Raum gepfercht – Mischlinge mit jüd. Elternteil (wo der arische Teil geschieden oder verstorben) bekamen je 1 Raum zugeteilt; meist mit anderen Familien des Genres in einer Wohnung 2) österr. Fußball-Elf der Dreißigerjahre, als sie die Weltmeisterschaft gewann und als unbesiegbar bekannt (der erste taktische – nicht rohe – Fußball, der damals bekannt); Hakoah ist der intern. Jüd. Sportverein, für den einst auch der erste »Tarzan« – Johnny Weismüller schwamm
- ²⁵⁷ 3) Koseform von Esther 4) Halbstock, wiener.
- ²⁵⁸ 5) wie ein Jude, span. (j = ch)
- ²⁵⁹ 6) RAD (ErADe), Reichsarbeitsdienst (nicht zu verwechseln mit der »Organisation Todt« – eine Art Straf-Arbeitskompagnie, als Pionierbataillon ohne Waffen oft in vorderster Front eingesetzt)
- ²⁶¹ 7) Jesus Nazarenus Rex Judorum (Jesus der Nazarener, König der Juden), lat.
- ²⁶² 8) Gauleiter des Saargaus, Badens und der Pfalz – vordem der der Ostmark, von dem Ernst Bloch schrieb in seinem Österreich-Essay 9) 15. Nov. 40
- ²⁶³ 10) Theoretiker des Marxismus, Herausgeber der Schrift DIE NEUE ZEIT – lehnte sowohl den Zionismus als auch die »religiöse Substanz« des Judentums ab
- ²⁶⁶ 11) aus dem lat. Terminus »bablinus« entstand das deutsche »babbeln« 12) Jesus Sohn der Maria, arab.
- ²⁶⁷ 13) Schimon, nicht »Simon«
- ²⁶⁸ 14) im Sprachgebrauch für die Zentralstelle, die sich ja in diesem Palais eingenistet 15) Juden, die Ausländer, Staatsbürger neutraler Staaten wurden verschont, bis dann auch Rumänien, Ungarn und Jugoslawien diese Bürger dem Dritten Reich gegenüber für »vogelfrei« erklärten (Rumänen wurde dann das »E« in den Paß gestempelt = Evreu, Jude) 16) »Vierbevier«, das »Judenreferat« hieß zuerst IV D 4 17) zwischen Februar und April 41 wurden mehr als 70000 Juden aus allen Teilen des NS-Machtbereichs in die Ghettos von Warschau und Krakow (später KZ Plaszow) verschleppt
- ²⁷⁰ 18) jüdisches Viertel (siehe: Weichbild einer Stadt, weik) 19) alte Schanze (aude) 20) Wenn ich so mutig wär' (múdich) 21) Zusammenrottung, Jagd (siehe: Ralley) 22) jüdischer Blutsauger (blutseucher) 23) Schleuse (sleus) 24) Mühlensteig (stéich)
- ²⁷¹ 25) Schlachter (slacher, von schlagen) 26) Katzenburger (bürcher, siehe: Bürger) 27) Neue Fahrt(rinne) (niewe)

²⁷³ 28) Arthur Seiß-Inquart war vorgesehen als erster österreichischer NS-Bundeskanzler nach einer etwaigen Demission Schuschniggs – damals dachte man in Wien noch, Österreich würde ein »freies« Land unter nationalsozialistischer Regierung werden; er wurde als Kriegsverbrecher in Nürnberg zum Tode verurteilt

²⁷⁴ 29) Hans Biebow, geb. Bremer

²⁷⁸ 30) kroatische Freiheitskämpfer gegen die Serbische Herrschaft

²⁸¹ 31) Karl Krauch (Prozeßaussage) 32) Dr. Heinrich Bütefisch, Mitglied der schwarzen SS

VI.

- ²⁸⁴ 1) Mein Gott, poln. (z = sch, weich)
- ²⁸⁵ 2) Oberscharführer
- ²⁸⁶ 3) Bahell – alter Wiener Ausdruck für Wirbel, Aufruhr
- ²⁸⁷ 4) Lebensmittelmarken für Reisen – zum Abtrennen in Restaurants, etc. 5) der Name jener Dame ist dem Autor wohlbekannt, aber sie war »nie« Nazi, »und mit Goebbels schon gar nicht« ...
- ²⁹¹ 6) Wien, slaw. Schreibweise (Aussprache in etwa: Wéna)
- ²⁹² 7) es gibt, was Halb-, Vierteljuden und weiters von Juden Abstammende damals in Deutschland und Österreich angeht, nur Schätzungen: manche Geschichtsforscher sprechen von 500000, andere gehen von mehr als 1 Million aus: da die Meisten überlebten, kann man in etwa die Zahl der heute Lebenden und noch dazugeborenen annehmen (immer noch streiten es leider Viele ab)
- ²⁹⁴ 8) Stadt westl. von Kiew 9) südl. von Charkow
- ²⁹⁵ 10) traditionell waren diese Niederschriften zwar in deutscher Sprache (Mittelhochdeutsch, diversen Dialekten) vorgenommen aber mit hebräischen Buchstaben und von rechts nach links; erst heute finden sich z.B. jiddisch geschriebene Bücher, die mit lateinischen Buchstaben gedruckt – phonetisch (oft mangelhaft) in andere Sprachen übertragen. Auch gibt es verschiedene Formen des Jiddisch – wenn einer dieser Sprache im Rußland von heute spricht, klingt sie anders als in Frankreich, New York oder gar Südamerika
- ²⁹⁸ 11) eine Art Strafkompagnie – Pioniere (ohne Waffen), die in vorderster Front eingesetzt wurden, unter ihnen auch entlassene Sträflinge, die »Frontbewährung« auf sich nahmen u. A. (w.g.)
- ²⁹⁹ 12) Obersturmführer; Franz Nowak lebte nach 45 unbehelligt (aber wohl erkannt) in einem Ort in der Nähe Wiens – als seine Verhaftung angeordnet, weil er (nicht von der österr. Staatspolizei sondern von jüdischen Gruppen) endlich ausfindig gemacht, warnte ihn der Bürgermeister jenes Orts persönlich; Nowak aber wurde gefaßt (der Bürgermeister blieb unbehelligt und im Amt 13) Kurt Lischka, SIPO = Sicherheitspolizei – war zuerst Referent bei der Gestapo Berlins, zuständig für Judenbelange
- ³⁰² 14) vorangegangene Versuchsvergasungen fanden in umgebauten Lastkraftwagen statt, in deren Aufbauten Auspuffgase geleitet; diese Tötungen aber fand das RSHA »nicht rationell«, so ließ Höss dann die erste, »kleine« Gaskammer bauen – konstruiert von privaten Ingenieuren (siehe auch die Mitwirkung an Konstruktionsplänen durch den früheren Bundespräsidenten Heinrich Lübke)

- ³⁰⁴ 15) Wenn's beliebt, mein Herr (holl.) (alstü...)
- ³⁰⁵ 16) Guten Tag (chud dach, w.g.)
- ³⁰⁶ 17) die Sache da unten, holl. 18) Kombüse (kombeusje)
- ³⁰⁷ 19) Himmelbett
- ³⁰⁸ 20) zu Mittag, des Mittags (smidachs) 21) Küche (köken – siehe: Köchin)
- ³¹⁰ 22) Schimpfname der Holländer für Nazideutsche
- ³¹³ 23) das Anhalte- und Arbeitslager Dachau wurde in einer stillgelegten Munitionsfabrik des 1. Weltkriegs errichtet, erwies sich schon 1937 als zu klein – so ließ man die Häftlinge selbst es vergrößern, anbauen etc.; von 33–45 wurden mehr als 200000 Gefangene da registriert, wieviel von denen dort geblieben, wurde nie exakt eruiert (zuletzt wurden in eine, für 200 Häftlinge bestimmte, Baracke 1600 gepreßt)
- ³¹⁴ 24) Osterparkumgebung (büürt, w.g.)
- ³¹⁵ 25) die Familie von Anne Frank war nicht die einzige jüdische, die von holländischen Nazikollaboranten (oder simplen Antisemiten) denunziert, verraten wurde (manchmal auch richtig gegen Belohnung an die SS »verkauft«) 26) Identitätskarte (personbeweis) 27) eu = ö
- ³¹⁷ 28) ElÄi (Los Angeles)
- ³¹⁸ 29) Blumenthal wurde 1944 im KZ ermordet
- ³²¹ 30) agent = Polizist (g = ch), Politie (polizi) = Polizei, holl.
- ³²³ 31) Aktion am 28. Juni 41
- ³²⁶ 32) benannt nach einem der Dollfuß-Mörder, der hingerichtet worden war
- ³³⁰ 33) Spitzname der Wehrmachts- und SS-Helferinnen in Uniform 34) die genannten Eingaben waren kaum »unzählige« – keine einzige aber von deutscher Seite 35) dreckige Juden, franz. (w.g.)
- ³³¹ 36) wie auch in Holland z. B. gab und gibt es keine Meldepflicht wie in Deutschland – so mußten die zu Deportierenden erst ausgeforscht werden
- ³³² 37) französische Lager gemeint 38) Abk. f. Höherer SS- und Polizeiführer
- ³³⁴ 39) Beigel (od. Beugel), Gebäck (auch im Österreichischen)

- ³³⁵ 40) bis zum 6. Lebensjahr waren auch im Ghetto Kinder ausgenommen von der Stern-Tragepflicht (man schätzt, daß auf die Art mehrere Tausend, die von ihren Müttern zu Polen gegeben, um zu überleben, es tatsächlich überlebt haben)
- ³³⁸ 41) Arbeiter, wiener. (siehe: parabern)
- ³³⁹ 42) Untertaucher, U-Boot (onderdeuker), holl. 43) Widerstandsfreund (versetfriend – von sich versetzen gegen ...) 44) Coordinationsschwester, engl.
- ³⁴¹ 45) flämische Juden, holl.
- ³⁴³ 46) es ist kaum ein Fall bekanntgeworden, da sich ein Soldat geweigert hat, bei derartigen Mordaktionen teilzunehmen und deshalb an die Wand gestellt wurde
- ³⁴⁴ 47) Wiener Freibad 48) Michiko Tanaka
- ³⁴⁸ 49) Samuel Beckett war zu dieser Zeit noch so gut wie unbekannt – in seiner irischen Heimat wie auch in Frankreich 50) Berichte über diese Episode (auch in England und Amerika) reden von einem »Apachen«, der Beckett angestochen: Unkenntnis des franz. Argots; Apache = Zuhälter, heute Macro (siehe: Apachentanz)
- ³⁴⁹ 51) Toiletten 52) Nach Ihnen, bitte (franz.)
- ³⁵⁰ 53) Halt die Schnauze, mein Alter 54) franz. Schupo
- ³⁵¹ 55) Aber ja, mein Herr – Madame ist anwesend; Madame Marié, Besuch 56) ... und was wünschen Sie, mein Herr
- ³⁵² 57) Aufenthaltsbewilligung
- ³⁵⁴ 58) Generaloberst Erich Hoepner wurde – als einer der höchsten Verschwörer – nach dem 20. Juli-Attentat hingerichtet 59) strategischer Befehlshaber der Hitler-Armeen Ost
- ³⁵⁶ 60) die »Legion Nordmark« der SS bestand durchwegs aus Freiwilligen: Dänen, Norweger – selbst Holländer, die sich in Dänemark anwerben ließen (dieses Fakt wird in Holland immer noch weitgehend bestritten)
- ³⁵⁸ 61) privater Ratgeber (Adviseur) im Offiziersrang und entsprechender Uniform; Abteilung Psychologie
- ³⁵⁹ 62) »Janusz Korczag« war ein Pseudonym, gewählt nach einem Romanhelden des Pädagogenschriftstellers – er hieß Henryk
- ³⁶³ 63) Odilo Globićnik war vordem Gauleiter der Ostmark, wg. schwerer Verfehlungen, Unterschlagungen etc. von der SS-Führung in den Osten versetzt

- ³⁶⁹ 64) Birkenau, also die jüdische Lagerabteilung von Auschwitz, bekam dann auch einen eigenen Kommandanten, unterstand aber weiter der Lagerleitung von »I«; die vielzitierte »Rampe« befand sich nicht, wie immer wieder erwähnt, in Auschwitz sondern in Birkenau (Auschwitz hatte etliche andere Nebenlager neben Birkenau, Monowitz – also die Bunaerwerke – hatte eine Sonderstellung; dort wurden die Häftlinge nicht wahllos ermordet sondern nur wenn sie arbeitsunfähig wurden)
- ³⁷⁰ 65) Ortsteil von Berlin 66) Alt-PG's – Hinterlandtruppe in goldbrauner Uniform
- ³⁷¹ 67) nach Schätzungen wie Zählung des RSHA an die 100000 bis zum November 1938 68) an der slowakischen Grenze wurden viele der Flüchtlinge, die ja kein tschechisches Einreisevisa hatten, von den dortigen (antisemitischen) Zoll- und Grenzzoffizieren auf slowakische Seite wieder zurückgeschickt – oft direkt in die Arme der SS-Grenzwachen, wie es ja auch die Schweizer handhabten
- ³⁷² 69) offizielles Organ der SS
- ³⁷³ 70) die Worte des Fiakerlieds schrieb in der Tat ein Jude, ein gewisser Pick
- ³⁷⁴ 71) Zigarettenstummel
- ³⁷⁵ 72) Gehorsamster ... (wiener.)
- ³⁷⁶ 73) knochendürrer Mensch (aus dem Kroatischen in den Wiener Dialekt übernommen 74) Ja, ja ...
- ³⁷⁷ 75) arger slaw. Fluch (Vögel' Gott) 76) Jud, Saujud (süslawisch von Zyd)
- ³⁷⁹ 77) das »Smygly« ist ein ehem. Tarnname des Offiziers aus den Kampf Tagen gegen die Sowjets, Anfang der Zwanziger (bedeutet in etwa: der Ansmiegsame, diplomatische)
- ³⁸⁰ 78) poln. Staatspräsident
- ³⁸⁴ 79) vor Sabbatbeginn (w.g.) 80) Großmütterchen (w.g.) 81) Christenjungen (w.g.) von alten Juden auch gegenüber leichtfertigen, nicht orthodoxen Judenburschen gebraucht: Ungläubige eben (Einz.: Schejgez)
- ³⁸⁷ 82) 12. Nov. 1933: erste Reichstagswahl nach Machtübernahme 84) SA-Standarte – die Übernahme durch die SS erfolgte später
- ³⁸⁸ 85) Foltertrakt Dachaus: »Abspritzen« etc. 86) der gelungene Ausbruch aus Auschwitz in SS-Uniformen hat sich tatsächlich in andere KZs herumgesprochen – das RSHA glaubte aber nicht, daß eine derartige Flucht sich wiederholen könnte, deshalb auch kein spezieller Befehl, auf solch Möglichkeit zu achten
- ³⁹⁰ 87) München (altbayer. Dialekt)

- ³⁹¹ 88) Mossler od. Mosler: der von der Mosel, kann ein jüdischer wie auch nichtjüd. Familienname sein
- ⁴⁰⁰ 89) arische Frauen über 50 durften als Hausangestellte bei privilegierten jüdischen Familien (mit jüdischem Mann) arbeiten – man hielt da Rassenschande für ausgeschlossen
- ⁴⁰² 90) tatsächlich hat sich bei den Nazis eine Art jiddischer Jargon herausgebildet – später bei den Neonazis wiederzufinden (die Wörter natürlich nachgeäfft ausgesprochen wie auch jenes »Mischpóke«) 91) Parteiabzeichen goldumrahmt für Parteigenossen mit niedriger Mitgliedsnummer, in Österreich Illegale
- ⁴⁰³ 92) Karl Szokoll trug im April 45 (in geheimen Verhandlungen mit den Russen) dazu bei, daß Wien von den Kampfhandlungen – anders als Berlin – einigermaßen verschont blieb; Szokoll war später Filmproduktionsleiter
- ⁴⁰⁴ 93) die Krankenreviere waren – auch in Auschwitz – oft Zentren des Widerstands: hier kam man leichter ohne Kontrolle der Bewacher zusammen, und auch jener »Kriminelle« Bock arbeitet im Monowitzer »Revier« in diese Richtung; Ernst Burger ehem. Führer der österr. Jungkommunisten – im Kreise Langbeins in Auschwitz
- ⁴⁰⁵ 94) das sogen. Jourhaustor war der einzige Eingang zum KZ Dachau – nebenan die Verwaltungsräume der SS
- ⁴⁰⁶ 95) in München-Untermenzing befand sich eine gutorganisierte illegale KP-Zelle
- ⁴⁰⁷ 96) Berliner Vorort, heute Bezirk Ost-Berlins 97) Zeugen Jehovas, NS-Kürzel
- ⁴⁰⁹ 98) Dr. Josef Mengele ist unter den exponierten Verbrechern, die angeblich noch leben sollen (im südlichen Amerika) aber noch nicht gefaßt sind (auch Eichmann wurde da ja aufgestöbert)
- ⁴¹¹ 99) Deutsche (Niëmetski) 100) Bleiben Sie stehen, poln.
- ⁴¹² 101) Tadeusz Kosciuszko: Volksheld von 1794, General im Kampf gegen die Russen 102) »Robotnik« war das Blatt der poln. Sozialisten (wörtl.: der Arbeiter)
- ⁴¹³ 103) kathol. Jungpfarrer
- ⁴¹⁵ 104) Nichtsnutz 105) war eine Wohngemeinschaft von Zionisten – nach ihrem Anführer, einem Deutschen namens Arnim benannt
- ⁴¹⁷ 106) Langenbrück ist (war) ein Großgut am Habelschwerdter Gebirge; auch Wehrmachtsgeneral selben Namens
- ⁴²⁰ 107) slaw. Schreibweise von Silberfaden

VII.

- ⁴²⁴ 1) die reichsdeutsche Autorengesellschaft, die nach 45 als GEMA praktisch weitergeführt wurde: die »alten Nazis« waren wieder in Ehren unter den Komponisten und Textern, dann nur mehr eine Handvoll jüdischer Mitglieder der »alten Garde«, die aus der Emigration heimkehrten
- ⁴²⁶ 2) Bursche, Soldat (US-Slang) – kommt offenbar von jidd. Goj, also der (nichtjüdische) Bursche, der zum Militär muß (es gibt auch Sprachforscher, die den Ausdruck vom franz. Guy herleiten, was aber unwahrscheinlich wg. Aussprache etc.)
- ⁴³⁰ 3) Nachfolger als Leiter des RSHA von Heydrich (auch der »schwarzen Abwehr«, wie die Canarisleute die Konkurrenz nannten) 4) Feinde (feinde), holl.
- ⁴³² 5) ErADe, Reichsarbeitsdienst, w. g.
- ⁴³⁴ 6) ziemlich interessant, engl. 7) Frühstück, F.D. = Franklin Delano (EfDi) 8) leitende Überwacher
- ⁴³⁶ 9) Gehirn (Denk) Trust – Gruppe ziviler Ratgeber Roosevelt's
- ⁴³⁷ 10) Oppenheimers Familie stammt aus Deutschland, aus Oppenheim eben (wie die des ›Jud Süß‹) 11) engl. Ausdruck für die (blitzende) V1 u. V2-Bombardierung Englands (das Wort wie auch andere im Englischen direkt aus dem Deutschen übernommen)
- ⁴⁴¹ 12) nordische Schreibweise von Sara – wie auch die Amerikaner geben die Skandinavier ihren Kindern gern biblische Vornamen
- ⁴⁴⁵ 13) die berüchtigten Blocks 10 und 11: Straf- und Einzelmordungsstätte
- ⁴⁴⁶ 14) im Foto oft veröffentlichtes Tor der Einfahrt zu Birkenau – die Bahnlinie nach Auschwitz I zweigte vorher links ab, die Judentransporte rollten direkt zur »Rampe« von Birkenau
- ⁴⁴⁷ 15) Laß sie fallen (ausklinken), engl. 16) Aussteigen!
- ⁴⁴⁸ 17) Fallschirm 18) Viertelmeile (ca. 400 m) 19) Verfluchter Krieg
- ⁴⁴⁹ 20) viele Amerikaner (christliche) lassen die Knaben beschneiden – aus sanitär-gesundheitlichen Gründen 21) das Lager »Mittelbau-Dora« war ein Zwischending von Kriegsgefangenenlager und KZ

- ⁴⁵² 22) Konjew war Sowjetmarschall, Oberbefehlshaber großer Armeeteile 23) nach Kriegsende sickerte es durch, daß Stalin gegen jene Bombardierungen der Schienenwege in die Vernichtungslager Protest einlegte, um beim Vormarsch intakte Gleisanlagen vorzufinden; diese gigantische Mitschuld der Sowjets wird bis zum heutigen Tage in Rußland abgestritten
- ⁴⁵³ 24) der »Volksgerichtshof« verurteilte tausende Juden im Reich »legal« zum Tode, schon wg. geringfügiger Vergehen oder angedichteter Rassenschande (Denuntiationen genügten zumeist)
- ⁴⁵⁶ 25) Altenheim (Bejahrtenhaus), holl. 26) Familien (siehe: Gesinde)
- ⁴⁵⁷ 27) Stacheldraht, holl. (siehe: prickeln)
- ⁴⁶⁶ 28) einige Menschen dieser Transporte leben heute noch in der Schweiz und in Österreich 29) die sogen. Familientransporte aus Theresienstadt nach Auschwitz-Birkenau begannen am 19. Sept. 43
- ⁴⁶⁹ 30) Müller ist dann – wie andere NS-Verbrecher – fast spurlos verschwunden, man will ihn da und dort gesehen haben, er war aber kaum so bekannt von Angesicht wie Eichmann z. B., die Fahndung daher schwer (Müller soll auch die Fäden zum Vatikan gesponnen haben btr. Pässe für Nazibonzen)
- ⁴⁷³ 31) junge Dame, engl. 32) nach dem Tode, lat.
- ⁴⁷⁵ 33) in der Tat, franz. (wahrlich, de facto)
- ⁴⁷⁶ 34) August, franz.
- ⁴⁷⁷ 35) gemeint ist Göring 36) durchsuchen, franz. 37) Schweinehund (von sale)
- ⁴⁸⁰ 38) auch jüd. Väter od. Mütter von Mischlingen bekamen das »J« in die Ausweise, nur vom Sterntragen befreit
- ⁴⁸¹ 39) bekanntes Gebäude bei der Staatsoper, wo hunderte Menschen bei einem Luftangriff im Keller verschüttet – war als Großluftschutzraum viel frequentiert
- ⁴⁸⁴ 40) nördl. Schneidemühl, unweit der ehem. poln. Grenze
- ⁴⁸⁶ 41) Winterhilfswerk (w. g.)
- ⁴⁸⁸ 42) der Name Jesuelovich-Schnitzer leicht geändert wg. noch lebender Nachkommen der Familien 43) Lastwagenfahrten von der Rampe direkt zu den Gaskammern (»zur Entlausung«) 44) Höss lebte in der Kommandantenvilla mit Frau und Kindern, quartierte aber jene »Nora«, eine Halbjüdin mit Namen Eleonora Hodys, im SS-Gefängnisblock, im Erdgeschoß des Verwaltungsgebäudes ein, wo er sich ein obskures Liebesnest installierte

- 489 45) Hauptsturmführer Josef Kramer, wird fälschlicherweise immer wieder als Nachfolger Höss' bezeichnet – Unterkommandant von Auschwitz (Lager Birkenau); Höss war einige Zeit nicht in Auschwitz tätig – in diesen Monaten vertrat ihn (Ende 43 bis 44) Hauptsturmführer Arthur Liebehenschel, der das Regime im Lager erheblich milderte (nach Höss' Rückkehr aus Berlin wurde dieses dann noch mehr verschärft)
- 494 46) Gefechtsverwendung Heimat
- 495 47) Charlotte Mayer aus Köln, 1941 vom dortigen Arbeitsamt in das KZ Ravensbrück als Frauenbewacherin vermittelt, von Okt. 42 bis Apr. 44 in Maidanek; persönl. Hobby: Privatselektionen von Frauen und Kindern in die Gaskammern (soviel Macht war in Auschwitz und Majdanek praktisch jedem der SS-Bewacher eingeräumt)
- 496 48) Aufschrift an den Gaskammergebäuden: ZU DEN BRAUSEN
- 502 49) die legendäre Entlohnung des Spions der Deutschen, des Butlers in der Britischen Botschaft der Türkei mit diesem Falschgeld (»DER FALL CICERO«) blieb nicht die einzige Verwendung der »Blüten« – nach 45 tauchten von diesen Banknoten (neben jenen, die in wasserdichten Kisten in österr. Alpenseen versenkt) tausende in Südamerika auf (auch seinerzeit von Deutschen nach dem neutralen Ägypten gebracht, wo Offiziere der SS in Bars und Bordellen damit bezahlten)
- 502 50) die SOE wurde – neben der normalen Britischen Abwehr – unter dem persönlichen Schutz Churchills ins Leben gerufen, der die Offiziere dieser Agentenorganisation auch noch deckte, als ganz offenbar war, daß diese im höchsten Maße dilettantisch operierten, wie z.B. in Holland Dutzende Spione noch per Fallschirm abgesetzt wurden (Exilholländer oder Resistancemänner, die vorher nach England gebracht worden waren), obwohl man an der Basis wußte, daß der SD die Leute praktisch sofort kassierte – ein gewisser Marx, jüdischer Mitarbeiter der SOE wußte das auch und meldete es seinen Vorgesetzten, die ihn aber zum Stillschweigen vergatterten und weiter Leute nach Holland fliegen ließen
- 506 51) Nicht angreifen! Freunde (franz. engl.)
- 507 52) engl. Spitzname für deutsche Soldaten (von »Germans«)
- 509 53) Anne Frank's Vater
- 513 54) Weglaufmannschaft; Kumpan 55) Teile von Thüringen und Sachsen wurden von den Westalliierten erobert, erst später den Russen übergeben
- 515 56) weltbekannt gewordene Interalliierte Streife in Wien (später Filmtitel); auch Spitzname der Gesamtalliierten in Österreich 57) Displaced Persons – verschleppte Personen, die von den Amerikanern betreut wurden
- 516 58) »The Baby Is Born«: Codewort der Fertigstellung der ersten Atombombe
- 521 59) plane = Flugzeug (Airplane) 60) Ich hatte eine Arbeit zu verrichten (Auftrag auszuführen)

Sh. M. Rubin: DIE FAMILIE

1. Buch: Totschlag

2. Buch: Mord

New York /London (um 1984)

Mondrian Graf v. Lüttichau:
Nachwort zur Faksimile-Neuausgabe 2023

Aufmerksam wurde ich auf das zweibändige Werk durch einen ganzseitigen Artikel in der TAZ vom 3. April 1986, dessen Autor (Doktor Seltsam, alias Wolfgang Kröske) in deutlicher Betroffenheit, ja Aufgewühltheit über alles mögliche im Zusammenhang mit jüdischer Geschichte und Shoah schreibt. Und auch über dieses Werk, das ihn begeistert: er "will, daß wir alle das Buch lesen".

DIE FAMILIE ist eine Chronik jüdischen Lebens in Europa. Sie erzählt in Generationenfolge exemplarische Episoden einer fiktiven Familie über 900 Jahre. Ein Geschichtsbuch im weitesten Sinn. Kein Roman allerdings.

Zuende gelesen habe ich die insgesamt 1040 Seiten bis heute nicht; aber mich in den seither vergangenen Jahrzehnten immer wieder darin festgelesen... und bedauert, daß ich es nicht auf eine einsame Insel mitnehmen konnte! – So viel! so dicht! All die Nuancen! So viel judaistisches Wissen, das hier wie nebenbei vermittelt wird! Und neben all dem eine Familiengeschichte, die bei aller inhaltlichen Fülle eigentlich doch erst skizziert wird und Grundlage für doppelt so viel romanhafte Ausführung sein könnte. – Viel später erst wurde mir deutlich, daß der innere Zusammenhang der "Familie" (im weitesten Sinne) über die Jahrhunderte so dicht ineinander verwoben erzählt wird, daß wir uns doch auf den Weg machen müssen, das Buch von Anfang an zu lesen! Wir begreifen eine Generation erst durch die vorhergehende...

In dieser überwältigenden Fülle ist Rubins Buch Mahnmal für die Familie aller Juden und Jüdinnen: ihren Zusammenhang über Zeiten und Länder, über Leben und Tod: ist Klage über die immer neue Zerstörung dieses Zusammenhangs, aber ist auch Frage, inwieweit diese "Familie" heute noch empfunden werden kann.

In einem Brief hatte ich geschrieben: "Es ist schwer zu lesen, dieses Buch; es ist eine innere Gelassenheit dazu nötig, die viel mit alten Chroniken zu tun hat und wenig mit heutiger literarischer oder auch fachlicher Sprache; aber das muß so sein. Für den, der sich darauf einläßt, entsteht allein durch diesen Duktus eine Atmosphäre, die schon etwas von dem ahnen läßt, was da für immer vernichtet worden ist. (...) Jetzt lese ich mich

Sh. M. Rubin: DIE FAMILIE

Mondrian Graf v. Lüttichau: Nachwort zur Faksimile-Neuausgabe

wieder fest in Martin Bubers Chronik GOG UND MAGOG : wie lebendig das korrespondiert mit DIE FAMILIE."¹

Trotz umfassender Bemühungen fand sich Anfang der 80er Jahre kein deutschsprachiger Verlag für das Manuskript. Stattdessen wurde eine "Sonder-Erstaussgabe" herausgegeben. Ein Teil dieser Auflage wurde an Multiplikatoren und Institutionen in der BRD gesandt mit der Bitte, sich für die Verbreitung der Ausgabe einzusetzen. Auch mit Zeitungsannoncen wurde für sie geworben.

Zugleich wurde eine Wohltätigkeitskampagne initiiert, um den Erlös aus dem Verkauf des Buches "palästinensischen, arabischen und libanesischen Kindern zukommen zu lassen, die alles verloren haben". Für dieses Projekt wurde zugleich um Spenden gebeten. (Soweit nach Angaben der Initiatoren.)

Es entstand dann Anfang 1987 ein kurzer, lebhafter brieflicher Austausch mit P. v. Dalesić, dem Repräsentanten der herausgebenden "Jewish Lit Agency" in Manchester (GB) über gemeinsame Themen: Verlagslandschaft in der BRD, Buchvertriebe, Medien, Einschätzungen der westdeutschen Gesellschaft im Hinblick auf Jüdischkeit, Literaturhinweise. Bröckchenweise vermittelte mir Herr v. Dalesić auch Hintergrundinformationen zu sich und zu dem Autor Sh. M. Rubin sowie zu dessen weiteren Publikationsplänen. –

Ein Brief vom 2. März 1987 war der letzte des Herrn v. Dalesić. – Seither habe ich nichts mehr von diesem Projekt gelesen; heutzutage konnte ich nichts dazu im Netz finden. Auch Eigennamen, Institutionen oder Projekte, auf die in Dalesićs Briefen oder auf diversen Handzetteln (die ich von ihm bekam) erwähnt wurden, konnte ich durch Internet-Recherche nicht finden. Etliche Bemerkungen Herrn v. Dalesićs über eine demnächst erscheinende Ausgabe des Werks in den USA, über die sehr große Resonanz auf die "Sonder-Erstaussgabe in deutscher Sprache" bei Verlagen, Interessenten und Medien, der mehrfache Hinweis, daß die Ausgabe "noch" nicht in Buchhandlungen verkauft werden darf sowie die Ankündigung neuer Medienaktionen wirken von daher im Nachhinein etwas unreal. Mir stellt sich die Frage, ob nicht ein Großteil der Aktivitäten der "Jewish Lit Agency" simuliert war, um öffentliches Interesse überhaupt erst zu provozieren.

Kein Zweifel ist möglich an der fundamentalen jüdischen Kompetenz des Autors Sh. M. Rubin. Offensichtlich war für mich auch Herr v. Dalesićs professionelle Erfahrung im Bereich Buchvertrieb, ursprünglich wohl in Österreich/Deutschland, später in den USA/England. Allerdings schien er doch allzusehr von amerikanischen/englischen Verhältnissen auszugehen – und andererseits zu wenig zu beachten, daß Antijudaismus oder überhaupt die Geschichte der europäischen Juden in der BRD zu allen Zeiten ein öffentlich interessierendes Thema allenfalls kurzzeitig war: nämlich im Zusammenhang mit einem anrührenden Film. Rubins Buch DIE FAMILIE setzt jedoch Leser*innen voraus, die sich ernsthaft und anhaltend auf 1000 Seiten einlassen, gespickt mit jiddischen

¹ an Herrn v. Dalesić (2.1.87)

Sh. M. Rubin: DIE FAMILIE

Mondrian Graf v. Lüttichau: Nachwort zur Faksimile-Neuausgabe

Begriffen, Formulierungen in anderer Sprachen, fachliche Erläuterungen in Nebensätzen und eine Vielzahl von Fußnoten. – Dalesićs Orientierung am internationalen Buchmarkt dürfte auch für deutsche Großverlage gelten, dem Spektrum deutscher (oder deutschsprachiger) Buchverlage und Buchkäufer*innen wird sie nicht gerecht. Es gibt eine Vielzahl mittlerer und kleinerer Verlage, die bestimmte Blickwinkel, Fragestellungen, Themen repräsentieren; sechsstelligen Lizenzbeträge und entsprechende Umsätze stehen dort kaum zur Diskussion.²

Wer ist der Autor (die Autorin?) dieses Werkes? Seine oder ihre existentielle Betroffenheit von der Situation des Judentums kann nicht bezweifelt werden. Es darf wohl davon ausgegangen werden, daß er (oder sie) Jude/Jüdin ist.

Der Argumentationsduktus Herrn v. Dalesić und Sh. M. Rubins (in einem Fernschreiben, das mir übermittelt wurde) ähnelt einander. Hier wie im Buch zeigt sich eine etwas verbissen, rechthaberisch wirkende Beharrlichkeit – die innerhalb des Buches gebändigt wird durch die notwendige Disziplin, die verschiedenen Handlungsstränge nachvollziehbar zu entfalten, in den Briefen an mich wie auch in dem Fernschreiben (eine Replik auf den erwähnten TAZ-Artikel) jedoch immer wieder ausufert zu Rechthaberei.³ Ist eventuell Herr v. Dalesić, Sh. M. Rubin und dann sicher auch der "Euro-Repräsentant" der JLA Ken Chomet⁴ ein- und dieselbe Person? Und eventuell 1987 gestorben?

Wir werden es vermutlich nie erfahren.

Nachdem seither kein Verlag sich dieser einzigartigen Publikation angenommen hat, erscheint jetzt als einzige Wiederveröffentlichung eine ebenfalls zweiteilige Faksimileausgabe bei A+C online (zum kostenfreien Download).⁵ Konkreter Impuls dazu war meine Lektüre von Gilles Rozier: IM PALAST DER ERINNERUNG (Berlin 2012).

In der Folge möchte ich einige Zitate aus den Briefen des Herrn v. Dalesić dokumentieren. Das vehemente, eigenwillige, gelegentlich bizarr wirkende damalige Engagement für dieses Buch soll nicht ganz untergehen. Möglicherweise interessiert sich ja doch irgendwann jemand für die wahren Hintergründe dieses doch einzigartigen literarischen Werks, dessen Entstehungsgeschichte einigermaßen obskur sein und bleiben mag, das aber ohne Zweifel ein seriöses, bewahrenswertes Dokument des europäischen Judentums ist. –

Zu allerletzt kommt noch eine Auflistung von (Wieder-)Veröffentlichungen im Verlag A+C zum Thema Jüdischkeit.

² In seinem Brief vom 2.3.87 näherte sich Herr v. Dalesić teilweise meinen Argumenten... aber leider war es sein letzter Brief an mich. Auf meine Antwort kam keine mehr von ihm.

³ Die ich in meinen Briefen damals allerdings auch zeigte – auch insofern haben wir uns die Bälle zugespielt.

⁴ Ihn fand ich in der Israelischen Nationalbibliothek (online), Nachlass-Archiv von Uri Avneri als "Ken Chomet, Holly Bank, Amsterdam".

⁵ Die Scan-Arbeiten wurden ausgeführt von Christoph Bisping, UNIKOPIE BERLIN: <https://www.unikopie.de/>. – Gute Zusammenarbeit über Jahre! ☺

Hier also Zitate aus Briefen des P. v. Dalesić:

- "Rubin arbeitet in Israel übrigens zur Zeit an einem – wennmöglich noch wichtigeren – Werk, d.h. die deutsche und englische Übersetzung von THE TRUE TESTAMENT von Saul ben Odem, dessen (englischer) Titel Ihnen alles sagt. Ich verspreche, daß Ihnen – sobald auch nur das 1. Kapitel der deutschen Fassung, die Geburt, das Leben und der Tod des Juden Jeschua bar Jussef, den die Welt fälschlich (und latinisiert – entjüdisiert, wenn Sie so wollen) 'Jesus' nennt, vorliegt – eine Leseprobe zugehen wird.
Seit David Friedrich Strauss haben ja Dutzende Schriftsteller schon die story des Neuen Testaments (unendlich verzerrt in allen 4 Bestseller-Evangelien) unverzerrt nacherzählt, doch keiner (auch jetzt nicht Chajm Maccobi) hat es vor Odem gewagt, die "ganze Wahrheit" zu Papier zu bringen. D.h. die Wahrheit, die einem Kenner des Judaismus, der Hebräischen und Aramäischen Sprache und der Geschichte der Zeit wie deren Vorgeschichte geradezu ins Auge springen sollte. Na, Sie werden's ja lesen.
Soviel ich weiß, wird Rubin via London nach New York zurückfliegen, und wenn ich ihn dann zu fassen kriege, wird er Ihnen sicher selbst auch schreiben. Deutsche Kontakte wie Sie gibt es nicht so viele." (7.1.87)
- "Ich weiß überhaupt noch nicht wie das laufen wird – jetzt sollen ja noch 10 000 Einzelbände (die noch greifbar) in den Spezialversand. (Zeitungsannoncen mit pt Ausschneide-Bestellbon) kommen – wird von einem "Grünen" Stadtverordneten in Hessen aufgezogen, der sich auch in das Buch verliebt hat.
Vielleicht gelingt es dann, einen erstklassigen nur-Vertrieb in der BRD aufzutun, dem man das fertige Buch gibt und er es in die Buchhandlungen (mit entsprechend PR etc.) bringt." (7.1.87)
- "Zu Ihrem Alter: wundert mich, dachte Sie seien mindestens über 50. Ich bin schon über 60, und Rubin noch älter." (7.1.87)
- "Rubin sieht, wie er mir schrieb, die gesamte deutsche Geschichte von heute basierend auf jener "Ausschaltung" der Juden. Das genau soll nun Inhalt eines Werks werden, das gewiß noch "verfemter" sein wird als hätte er den Dritten Band der FAMILIE veröffentlicht." (21.1.87)
- (*Auf eine Bemerkung meinerseits:*) "Was ZSOLNAY anbetrifft und die "Arisierung" des Buchtitels "Der Rabbi" in "Ein Haus für den Herrn", lesen Sie nicht nur nach unter "Der Autor dankt nicht...", sondern siehe nachfolgenden Bericht, den mir Rubin einst übermittelte:
Als einziger seiner FAMILIE hat seine Mutter den Holocaust überlebt (und er ja auch), doch darüber will Rubin nichts schreiben nach Graham Greene's weisem Ausspruch – "Kein seriöser Schriftsteller würde die Geschichte seines Lebens erzählen, sie klänge zu unglaubwürdig".

Sh. M. Rubin: DIE FAMILIE

Mondrian Graf v. Lüttichau: Nachwort zur Faksimile-Neuausgabe

Frau Golde Rubin nun kannte im Wien nach 45 Paul Zsolnay sehr gut, dem sie einmal einen großen Dienst erweisen durfte – so stellte sie sich ihm persönlich mit der Schreibmaschine/ Steno-Kenntnis zur Verfügung (da schon über 60!), und so konnte Paul Zsolnay ihr Briefe ins Ausland diktieren, die er seiner (nichtjüdischen) Sekretärin nicht zu lesen anvertrauen wollte.

Und als dann ihr Sohn (auch schon im Mannesalter) zu schreiben begann, schwor er (nämlich Mr Zsolnay) seiner Mutter, jedes seiner Werke "blind" zu verlegen und ihn nicht zu konfrontieren mit Lektoren, die sich doch mehr als Zensoren verstehen und böse sind, daß einer was schreibt, was sie nicht können. So bat dann Rubin seinen europäischen Agenten Mr Chomet, zuerst ZSOLNAY sein Werk DIE FAMILIE anzubieten. Was herauskam lesen Sie dito in seinen Anmerkungen "Der Autor dankt nicht ...", haben die Herren in Wien noch nichtmal freundlich gedankt für Rubin's Angebot und dann einen superarroganten Satz zu Papier gebracht und darüber hinaus sogar ein Beteiligungsangebot am Druck der deutschen Fassung abgelehnt.

So geht's zu in der deutschen Buchbranche "ohne Juden" – inklusive ehemals jüdischer Verlage wie S. FISCHER und ZSOLNAY." (21.1.87)

- "(...) Und daß DIE FAMILIE weit verkaufsträchtiger als Rubinstein's "Erinnerungen" wird wohl auch kaum S. FISCHER heute bestreiten können." (21.1.87)
- "Ich persönlich kann ein (mehrstrophiges) Lied über MOLDEN singen – habe ich doch seinerzeit Fritz seine erstes Buch verschafft, als er das Pressehaus in Wien 19 (mit Millionenkredit von der Stadt aufgebaut und mit Millionengewinn in die eigene Tasche verscheuert) aufgab und sich entschloß, Literaturverleger zu werden. Sie werden ahnen von welchem pseudo-Bestseller einer ehem. erstklassigen Actrice, dann Chansonette und Texterin und Schriftstellerin ich rede. Näheres darf ich nicht sagen, da mir die Dame schon einmal durch ihren Anwalt hat drohen lassen, mich zu verklagen, wenn ich behaupte, daß dieses Werk nicht von ihr sondern von einem Springer-Schreiberling verfaßt worden war (ich bin Augenzeuge btr. des Manus); doch daß es dann als "Zugabe" zu einem Pfund Röstkaffee in allen Tschibo-Läden Berlins auftauchte (für DM 1.- statt 5.-), daran werden Sie sich doch erinnern." (21.1.87)
- "Was das "True Testament" angeht, werde ich mein Versprechen erfüllen. Die Kopie/ 1.Kapitel – Geburt, Leben und Tod von Jeshua bar Jussef wird gezogen und Ihnen zugehen – und ich bitte mir zu versprechen, daß niemand außer Ihnen dies liest. Es soll ja nur ein Try Out sein, von Ihnen Ihre Meinung zum Werk zu erfahren, Kritik, Anmerkungen, wenn Ihnen was "spanisch" vorkommt usw. usf...
Schreiben Sie mir, daß Sie das zusagen – dann wird die Leseprobe Ihnen zugehen, und ich berichte über einen (weltweiten) Plan, das Buch (wieder mit Charity für kriegsgeschädigte Kinder in der Welt) groß herauszubringen. Inklusive Deutsch-Fassung natürlich." (21.1.87) (*Ich habe ihm diese Zusicherung*

Sh. M. Rubin: DIE FAMILIE

Mondrian Graf v. Lüttichau: Nachwort zur Faksimile-Neuausgabe

in meinem Brief vom 27.1.87 gegeben; die Leseprobe kam in seinen folgenden Briefen nicht. Auch nichts zum Thema Charity-Aktionen.)

- "In dem Zusammenhang/ 3. Buch der Trilogie DIE FAMILIE ('Aftermath' – 'Nachmaß') habe ich vor kurzem die Nachricht erhalten, daß Rubin sich – aufgrund Gegebenheiten / mehr und mehr schizophrene Situation der Juden in Deutschland (West wie Ost!) – entschlossen hat, das 3. Buch nur in der englischen Version fertigzustellen und für Deutschland, Österreich und die Schweiz stattdessen ein eigenständiges Werk zu verfassen mit dem Titel "Die Erben" (die des Nazismus wie die der Gemordeten).
Copyright wurde bereits eingereicht in Washington – und ich glaube fest, daß dies das erste ehrliche Werk sein wird hinsichtlich der – von Anfang an, von 1945 – gewissermaßen fehlgeleiteten "Verarbeitung" des Geschehenen – von beiden Seiten." (3.2.87)
- (*Antwort auf meinen Brief:*) "Was 'Verlagsstrategien' angeht, stimmt bitte dieses Wort nicht ganz. Denn – nach den bisherigen Erfahrungen – soll eben ein deutscher Verlag vorerst nicht mit der Herausgabe betreut werden.⁶ Das kommt erst in Frage, wenn DIE FAMILIE breit im Lande bekannt, quasi der "Geheimtip" / historischer, großer Roman für 1987 werden sollte. Denn erst dann würde ein Verlag eine angemessene Deutschlandlizenz zu zahlen gewillt sein. Diese Überlegung basiert auf den Fakten im internationalen bookbusiness: ein Buch, das praktisch ein amerikanisches [ist], wird in der Branche aufgrund der Lizenzhöhe beurteilt – und wenn man da DIE FAMILIE für etwa 20.000.- DM weggeben wollte, wäre Rubin a priori in Deutschland unten durch. Wird Ihnen ja als ex-Mitarbeiter von LAMBERT SCHNEIDER einleuchten.
So bot sich bei dem Werk eben die Möglichkeit an, a) zuerst in einer großangelegten Anzeigenkampagne den Einzelvertrieb aufzubauen, und b) die Möglichkeit der Cooperation mit einem nur-Vertrieb in der BRD etc. ins Auge zu fassen. Mir wurde da die SOVA ans Herz gelegt. Was meinen Sie dazu?
'2001' hat da gewiß ähnlich gedacht – doch soll DIE FAMILIE eben nicht nur die Linke erreichen sondern alle Deutschen, die zu denken gewillt was das Thema angeht. Vielleicht wäre eben auch die SOVA nicht der richtige Partner...
Der Buchhandel soll vorerst nur in einer ganz speziellen Aktion einbezogen werden u. zw. Alleinverkauf in jeder größeren deutschen (und österr.) Stadt durch eine Detailbuchhandlung.⁷ Dies wurde einmal in New York mit größtem Erfolg bei einem außergewöhnlichen Buch durchexerziert – mit Anzeigen in Zeitungen, Besprechung in den Media etc. Da wurden in den ersten 6 Wochen mehr als 100.000 copies in der betr. Buchhandlung verkauft, die Leute standen Schlange, und die Autorin hat dann auch noch jeden Samstag sich hingesezt und die Bücher signiert.

⁶ Allerdings waren ja viele westdeutsche Verlage zuvor angesprochen worden und hatten kein Interesse gezeigt; vgl. "Der Autor dankt nicht" im 1. Buch.

⁷ Er meint Sortimentsbuchhandlung.

Sh. M. Rubin: DIE FAMILIE

Mondrian Graf v. Lüttichau: Nachwort zur Faksimile-Neuausgabe

Dann erst hat sich ein Publisher angeboten und \$ 250.000 als Anzahlung hingelegt. Anfangs hätte die Dame (es war Vertragsgeheimnis, sodaß ich den Namen nicht preisgeben darf – habe damals tatkräftig mitgearbeitet) keine 2.500 bekommen.

Sowas geht aber ja nur mit einem besonderen Werk, und ich meine daß DIE FAMILIE ein solches.

So, die Frage: welcher Buchladen in Berlin böte sich an? Bei guter Presse-PR etc. müßten allein in Berlin (neben den Bestellungen durch Ausschneidebon in Zeitungen) sicher 5.000 raschest vergriffen sein. Außerdem ist solche Aktion, bei der auch Rubin schon einplant, nach Frankfurt zu fliegen und dann eine Rundreise zu machen über die Städte und da sein Buch zu signieren (neben TV-Auftritten etc.), auch für den betr. Buchhändler eine große Reklame wenn gut aufgezogen.

In Bremen, Frankfurt und 2 anderen Städten hat sich mir schon je ein Händler angeboten. Übrigens auch in Wien, dort am bestgelegenen Platz, keine 200 m vom Stefansdom in der Fußgängerzone." (3.2.87)

- "Mit der Notwendigkeit der Vorfinanzierung weiterer Verlagswerke haben Sie völlig recht. 'The True Testament' (wenn Sie einen deutschen Titel finden, kriegen Sie den "goldenen Mazzesorden"!)"⁸ ist bereits finanziert, und wird hier in England wahrscheinlich auch ohne Verlag doch in Zusammenarbeit des besten Buchvertriebs (der auch in Australien, Irland und Asien vertreten) herauskommen." (3.2.87)
- "Der Versand jener 3.500 Exemplare an die VIP's war ein ausgezeichnete Versuchsballon. Darüber könnte man eine Studie schreiben, unter welchen Gesichtspunkten die Deutschen so ein Buch ablehnen, akzeptieren, lesen oder nicht lesen, spenden, scheinheilige Briefe schreiben doch auch ehrliche usw. usf."
- "Und diese erste Aktion brachte eine gewisse Übersicht, wer sich als "blinder" Philozionist versteht (darunter alle jüdischen Gemeinden leider), wer Philosemit wie hohe Herren (und Damen!) der SPD, wer bei der CDU dem Geschwätz Kohl's von der "späten Geburt" folgt, daß die CDU prinzipiell abgelehnt hat (als einzige Partei), Adressenlisten ihrer höheren Funktionäre der JLA zu überreichen, und daß die GRÜNEN nun die einzige Fraktion im Bundestag, die sich tatkräftig für das Buch einsetzt." (3.2.87)
- "Denken Sie bitte doch über das Problem / 1 Exklusiv-Buchhandlung in Kudammnähe etc. nach. Wedding ist ja sehr gut, doch die Käufer versammeln sich wohl mindestens einmal die Woche zwischen Gedächtniskirche und Wilmersdorfer. Sie sehen, ich kenne Berlin recht gut, und kenne auch die 'Schickeria' daselbst." (3.2.87)
- "Wir müssen, denke ich, jene vielleicht 10.000 vielleicht 20.000 vielleicht 50.000 und mehr Romanfreunde, an der Jüdischen Sache interessierte Deutsche

⁸ Mazzesorden nannte man im NS-Protectorat (Polen) und im KZ Theresienstadt den Gelben Stern. (Vgl. H.G. Adler: THERESIENSTADT: Wörterverzeichnis).

Sh. M. Rubin: DIE FAMILIE

Mondrian Graf v. Lüttichau: Nachwort zur Faksimile-Neuausgabe

"fangen", die nicht zu denen gehören, die stur auf die Verlagsangebote hereinfliegen – die eben gezielt so ein Buch wollen. In der Tat beweisen mehr und mehr Briefe von Lesern (aller Schichten – eben kam eine Lobeshymne des Leiters des Uni-Instituts für Deutsche Sprache und Literatur in Köln an), daß DIE FAMILIE in der Tat (trotz oder wegen Nichterhältlichkeit im Buchhandel und ohne deutschen Verlag) so etwas wie der 'Geheimtip' für Freunde des großen historischen Romans geworden ist. Die Mundpropaganda läuft enorm." (2.3.87)

- "Wie es auch kommen mag, hoffe ich doch, daß Sie – wenn die Zeit da ist – etwas für die FAMILIE tun werden, die Ihnen doch so am Herzen liegt." (2.3.87)⁹
- (*PS eines Fernschreibens von Sh. M. Rubin im Zusammenhang mit dem erwähnten TAZ-Artikel vom 3.4.86, verbreitet von Dalesić:*) "Der Autor ist pro Israel, erlaubt sich lediglich Kritiker zu sein des "real-existierenden Zionismus" – ist doch dieser bereits in seinem ersten Leitsatz und Gebot bruechig: wollten 20 Millionen Juden aus der Diaspora heimziehen ins Land der Vaeter –Erez Israel, muesste der Staat die rundumliegenden Territorien von Jordanien, Syrien, dem Libanon, Aegypten bis nach Lybien¹⁰ hin erobern, den Menschen ihren neuen Lebensraum garantieren zu koennen. 'Volk ohne Raum' also ...?"

⁹ Der letzte Satz des letzten Briefes, den ich von Dalesić bekam.

¹⁰ sic! Es heißt aber Libyen.

Jüdischkeit / Shoah

im Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin

Theodor W. Adorno: Kultur und Verwaltung. Erziehung nach Auschwitz. Zwei Vorträge

Stanisław Benski: Natan Glycynders Lachen

Friedrich Berg: Das Mädchen Fleur

Martin Buber: Daniel. Gespräche von der Verwirklichung

Mária Ember: Schleuderkurve. Jüdische Ungarinnen und Ungarn

im NS-Arbeitslager 1944-45

Anne-als-sie selbst. Anne Franks Botschaft

Norbert Frýd: Kartei der Lebenden

Jeannette Lander: Aus meinem Leben

Anna Langfus: Salz und Schwefel

Zivia Lubetkin: Die letzten Tage des Warschauer Ghettos

Kurt Münzer: Jude ans Kreuz!

Sh. M. Rubin: Die Familie. Erstes Buch: Totschlag

Sh. M. Rubin: Die Familie. Zweites Buch: Mord

Katalin Vidor: Alltag in der Hölle

Martha Wertheimer: Entscheidung und Umkehr

Moshe Zalzman: Als jüdischer Arbeiter in Polen und im stalinistischen Gulag

Alle Veröffentlichungen erscheinen als Datei im Format pdf und können kostenfrei von der Website des Verlages heruntergeladen und ausgedruckt werden.

Ebenso ist der Download aus dem Katalog der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) möglich sowie aus entsprechenden Wikipedia-Artikeln.